This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L Soc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Görres – gesellschaft
Vereinsschrift, 1895

Allgemeinheit und Einheit

des

ſittlichen Bewußtſeins.

Von

Prälat Dr Wilhelm Schneider

Dompropſt und Profeſſor der Theologie

in Paderborn.

Köln, 1895.

Commiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

LSoc 1711.15

HARVARD COLLEGE
DEC 26 1914
LIBRARY
Treat fund

Sr. Biſchöflichen Gnaden

dem hochwürdigſten Biſchofe von Paderborn

Herrn Päpſtlichen Hausprälaten

Dr Hubertus Simar

zur Eröffnung des Collegium Leoninum

als Zeichen der Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe

gewidmet von

ſeinem ehemaligen Schüler.

Inhalts-Uebersicht.

Seite.

I. Die neuere entwickelungsgeschichtliche Auffassung des Sittlichen 1

II. Thatsachen unseres sittlichen Bewußtseins 15

III. Die allgemeine und übereinstimmende Selbstbezeugung des sittlichen Völkerbewußtseins 24

IV. Einwendungen gegen die Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins aus der Sitten-, Sprachen- und Religionskunde 44

V. Die widernatürlichen Unsitten des culturarmen Lebens im angeblichen Widerspruche mit der allgemeinen Kenntniß des natürlichen Sittengesetzes 72

VI. Die „doppelte Buchführung" des naturmenschlichen Gewissens und deren Gegenstück im culturmenschlichen Gewissen 107

VII. Die Unterschätzung der naturmenschlichen Sittlichkeit in Folge eines überspannten Sittlichkeitsbegriffes 122

VIII. Anmerkungen 129

Janssen-Denkmal.

Mit dem Jahresbericht für 1894 versendeten wir einen Aufruf zu Beiträgen für das Janssen-Denkmal auf dem Friedhof zu Frankfurt a. M. Der Erfolg hat gezeigt, wie lebhaft bei unsern Mitgliedern und Theilnehmern das Gefühl der Dankbarkeit ist, welche der Geschichtschreiber des deutschen Volkes namentlich in solchen Kreisen beanspruchen darf, denen die Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland am Herzen liegt. Die zur Deckung des noch vorhandenen Fehlbetrags gewünschte Summe (700 Mark) war schon nach wenigen Tagen vorhanden, nach einigen Wochen auf das Dreifache gestiegen. Ende April waren 2398 Mark 20 Pfg. eingegangen, seitdem sind noch einige weitere Beiträge hinzugekommen.

Indem wir allen Gebern unsern herzlichsten Dank aussprechen, müssen wir bezüglich der Verwendung der Sammlung eine (wenigstens stillschweigende) Ermächtigung nachsuchen. Nach den bisher vorliegenden Mittheilungen wird voraussichtlich nicht die ganze eingelaufene Summe für das Denkmal nöthig sein und ein nicht unerheblicher Beitrag übrig bleiben. Wir dürfen wohl die Erlaubniß der Herren Einsender voraussetzen, diesen Ueberschuß im Sinne Janssen's, z. B. zur Unterstützung einer wissenschaftlichen Unternehmung oder eines jüngern Forschers auf dem Gebiete der Geschichte zu verwenden. Denjenigen Herren, welche hiermit nicht einverstanden sind, stellen wir ihre Beiträge zur Verfügung.

Bei der großen Anzahl der Gaben dürfen wir wohl auf besondere Empfangsbescheinigung verzichten. Nachstehend geben wir das Verzeichniß der Gaben nach den Anfangsbuchstaben der Namen unter Beifügung des betreffenden Ortes. Corporationen sind mit dem Namen des Sitzes erwähnt.

Köln, im Mai 1895.

Der Verw.-Ausschuß der Görres-Gesellschaft

J. A.

Der Generalsecretär

Dr. Cardauns.

A. Würzburg M. 5. Kevelaer M. 7. Dillingen M. 2. Linz Rh. M. 1. Speyer M. 5. Aachen M. 10. Bischofsmais M. 1. Colmar M. 5. Eythra M. 10. Hildesheim M. 2,05. Eichstätt M. 10. Frankenberg M. 3. Düsseldorf M. 3. Arnstorf M. 1. Emmerich M. 2. Nassiedel M. 3. München M. 3. Agawang M. 3.

B. Fredeburg M. 5. Neheim M. 1. Bocholt M. 3. Straubing M. 1. Düsseldorf M. 3. Freiburg M. 3. Waldshut M. 3. Braubauersch. M. 3. Darmstadt M. 3. Darmstadt M. 5. München M. 2. Darmstadt M. 2. Ringelheim M. 2. München M. 5. Dollnstein M. 2. Inzell M. 1. Mainz M. 5. Altheinrichau M. 1. Geldern M. 3. Bensberg M. 10. Hildesheim M. 3. Hasede M. 2. Mengede M. 1. Bodman M. 10. München M. 2. Baindt M. 2. Eupen M. 1. Tolksdorf M. 10. Puschkau M. 3. Rössel M. 5. Karlsruhe M. 0,50. Constanz M. 3. Holzweiler M. 3. Wingoldingen M. 1. Hoheneggehofen M. 2. Freudenberg M. 3. Neuhausen M. 1. Aachen M. 3. Karlsruhe M. 2. Mündelheim M. 3. München M. 2. Breslau M. 3. Zwiefalten M. 1. Crefeld M. 3. Schongau M. 5. Randerath M. 2. Heldenbergen M. 1. Beuron M. 5. Verden M. 3. Algermissen M. 2. Bausendorf M. 2. Freiburg M. 5. Hildesheim M. 2. Memmelsdorf M. 2. Mainz M. 5. Fulda M. 5. Bremen. M. 10. Mainburg M. 2. Breslau M. 5. Gymnich M. 2. Penting M. 2. Einsiedeln M. 20. Hannover M. 2. B.-Stift München M. 10. Hildesheim M. 5. Laibstadt M. 3. Waldhausen M. 1.

C. Aachen M. 3. Buir M. 3. Prüm M. 3. Brieg M. 2. Alt-Repten M. 2. Bruchmühlbach M. 2. Regensburg M. 1. Königswinter M. 3. Düsseldorf M. 5. Eupen M. 1. Büderich M. 3. Paderborn M. 5. Kl. Escherde M. 3. Breslau M. 2.

D. Warendorf M. 2. Düsseldorf M. 5. Warburg M. 3. Ziegenhals M. 3. Dörrebach M. 3. München M. 7. Ahrbergen M. 2. Gangelt M. 3. Dillingen M. 2. Dillingen M. 3. Freising M. 12. Steingaden M. 5. Uerzig M. 3. Nürnberg M. 2. Dülken M. 1. Crefeld M. 3. Vallendar M. 5. Rendsburg M. 3. Oetting M. 2. Haag M. 5. Cleve M. 3. Braunsberg M. 5. Ravensburg M. 2. Sandelshausen M. 1. Freising M. 3. Tauberrettersheim M. 2,05.

E. Aachen M. 5. Endingen M. 1. Bitburg M. 1. Münster M. 0,50. Hannover M. 3. Neuburg a. D. M. 2. Straubing M. 2. Oberroth M. 1. Würzburg M. 2. Düsseldorf M. 10. Paderborn M. 10. Fulda M. 10. Breslau M. 5. Unlingen M. 2. Neustadt M. 2.

F. Nienburg M. 3. Elberfeld M. 3. Worms M. 2. Schwammelwitz M. 2. Affing M. 2. Frauenburg M. 5. Heidelberg M. 2. Hannover M. 5. Ranschbach M. 0,50. Würzburg M. 3. Marborn M. 2. Mainz M. 5. Altona M. 2. Breslau M. 2. Mainz M. 5. Frankfurt M. 20. Bedburg M. 3. Straßburg M. 10. Wesel M. 3. Erfurt M. 3. Obercassel M. 2. München M. 5. Danzig M. 5. Hirschberg M. 3. Recklinghausen M. 1. Ullstadt M. 10. Kirchheim M. 5. Dtsch.-Lippe M. 3. Sagan M. 5. Burggriesbach M. 2. Münster M. 20. Blieskastel M. 3.

G. Lemgo M. 2. Dietershausen M. 1. Vechta M. 2. Aachen M. 3. Höckendorf M. 1. Lingen M. 2. Stuttgart M. 3. Bitburg M. 3. Koblenz M. 1. Helenabrunn M. 1. Bedburdyk M. 2. Kirrlach M. 2. Eberswalde M. 1. Castellaun M. 1. Wesel M. 5. St. Peter M. 3. Herdecke M. 2. Schloß Zeil M. 1. Allfeld M. 2. Denklingen M. 3. Hannover M. 2. Staig M. 1. Künzing M. 5. München M. 5. Düsseldorf M. 10. Johannesberg M. 2. Cleve M. 10. Rückers M. 1. Simmerath M. 5. Eupen M. 2. Volkmarsen M. 1. Rees M. 3. Ittling M. 2. Haldenwang M. 1. Gravenhorst M. 0,50. Düren M. 1. Riegel M. 1. Breslau M. 5. Neisse M. 3. Gelsenkirchen M. 2. Wormditt M. 3. Beckum M. 5. Regensburg M. 3.

H. Würzburg M. 2. Girbelsrath M. 3. Neustadt M. 5. Sagan M. 5. Grottkau M. 3. Frauenburg M. 1. Frauenburg M. 2. Arnsdorf M. 3. Obermauerbach M. 3. Kreuzweiler M. 1. Münster i. W. M. 5. Heidelberg M. 2. Düren M. 1. Pfalzdorf M. 3. Münster i. W. M. 2. Regensburg M. 3. Koblenz M. 2. Mindelheim M. 5. Rommerskirchen M. 5. Münster i. W. M. 3. Arnsberg M. 2. Boppard M. 5. Hildesheim M. 10. Suttrop M. 3. Ibbenbüren M. 2. Düren M. 10. München M. 10. Hildesheim M. 1. N.-Hadamar M. 2. Freiburg M. 5. Plattling M. 2. Münster M. 3. Aichstetten M. 5. Reichenberg M. 3. Mallersdorf M. 1. Ebnet M. 5. Cassel M. 10. Niederprangenau M. 2. Münster M. 10. Schöllang M. 3. Mainz M. 5. Hohenwart M. 2. Freiburg M 2. Breslau M. 5. Konstanz M. 3. Bad Ems M. 3. Altenerding M. 3. Hirblingen M. 1. Hoch-Elten M. 0,50. Neisse M. 5. Paderborn M. 5. Mengerskirchen M. 1,50. Paring M. 0,50. Astenet M. 2. Düren M. 3. Hennersdorf M. 1. Köln M. 3. Ravensburg M. 1,50.

J. Saarbrücken M. 2. Köln M. 5. Speyer M. 2. Breslau M. 3. Neuß M. 3. Dirschel M. 1. Hildesheim M. 5. Rüdenau M. 2. Jettingen M. 5. Aachen M. 10. Kevelaer M. 2. Düssel M. 5. Mersch M. 3. Crefeld M. 2. Ersdorf M. 1. Hannover M. 1. Mühlhausen M. 1.

K. Eichstätt M. 4,50. Heiligenstadt M. 2. Bonn M. 10. Bochum M. 2. Bonn M. 3. München M. 7. Reisen M. 1. Petersberg M. 2. Scheßlitz M. 3. Wolfersdorf M. 10. Heining M. 3. Unterroth M. 2. Walderbach M. 3. Göttkendorf M. 3. Heinzendorf M. 1. München M. 1. Freiburg M. 2. Barloschno M. 2. Bremen M. 2,50. M. Gladbach M. 3. Arnsberg M. 1. Hildesheim M. 1. Hildesheim M. 5. Fulda M. 5. Mörs M. 2. Neuenkirchen M. 3. Obermarchthal M. 2. Mergentheim M. 3. Greifswald M. 1. Fritzlar M. 3. Würzburg M. 2. Niederbieber M. 5. Fulda M. 2. Rothalmünster M. 2. Loiching M. 2. Bonn M. 5. Münster M. 2. Wittlich M. 3. Maria Rain M. 2. Cöpenick M. 2. Kreuznach M. 1. Bremen M. 3. Regensburg M. 1. Berlin M. 1. Ratibor M. 3. Braunsberg M. 1. Breslau M. 3. Rottenburg M. 3. Letmathe M. 3. Limburg M. 5. B.-Riederhofen M. 3. Freiburg M. 5. Passau M. 2. Canth M. 1. Kissingen M. 1. Pelplin M. 5. Darmstadt M. 3. Fulgenstadt M. 1. Schelitz M. 3. Frauenburg M. 3. Braunsberg M. 3. Graudenz M. 3. Königswinter M. 2. Fritzlar M. 5. Lobberich M. 5. B. Gladbach M. 1. Würzburg M. 5. Breslau M. 2. Roggenhausen M. 3. München M. 5.

L. Bonn M. 10. Cochem M. 1. Speyer M. 3. Prüm M. 2. Montabaur M. 1. Passenheim M. 3. Frauenburg M. 1. Kamnig M. 1. Oberthal M. 2. Kulm M. 2. Jechtingen M. 3. Wollbrandshausen M. 2. Eichstätt M. 5. Breslau M. 3. Cochem M. 2. Wertach M. 5. Münster M. 5. Bettrath M. 5. Homberg M. 3. Longenburg M. 5. Bütow M. 1. Kaiserslautern M. 2. Schleida M. 3. Breslau M. 3. Fulda M. 3. Rössel M. 1. Laaber M. 2. Tönisberg M. 1. Weiden M. 1. Straßburg M. 1. Rees M. 3.

M. München M. 1. St. Johann M. 3. Benern M. 5. Eberswalde M. 3. München M. 4. Kirf M. 3. München M 5. Freiburg M. 6. Karlsruhe M. 2. Heimerzheim M. 0,50. Efferatsweiler M. 1. Remagen M. 1. Würzburg M. 2. Zwickau M. 3. Koblenz M. 3. Ansbach M. 10. Emsdetten M. 1. Ansbach M. 3. Freiburg M. 3. Glane M. 3. Sasbach M. 1. Lautern M. 2. Regensburg M. 3. Frankenthal M. 3. Glottau M. 1. Regensburg M. 2. Regensburg M. 2. Andernach M. 2. Cond M. 1,50. Schepsdorf M. 2. Düsseldorf M. 10. Rees M. 3. Straßburg i. E. M. 20. Betzdorf M. 1. Rottenburg M. 2. Cochem M. 2. Pfaffenhoven M. 0,50. Frauenburg M. 10. Bremen M. 10. Erfurt M. 1. Münster M. 7. Bonn M. 3. Koblenz M. 1. Scheyern M. 20. Colmar M. 2. Metten M. 3. Straßburg M. 3. Gnichwitz M. 2.

N. Schwaigern M. 5. Prüm M. 3. Oldenburg M. 1. Zöbingen M. 2. Hannover M. 5. Würzburg M. 2. Bliesheim M. 1. Landau M. 5. Aachen M. 3. München M. 5. Freiburg M. 3. Braunsberg M. 3. Stettin M. 1. Münsterberg M. 5.

O. Mülheim a. Rh. M. 2. Wesel M. 1. Gnadenberg M. 3. Bubach M. 2. Hertwigswalde M. 2. Braunsberg M. 2. München M. 3. Steele M. 1. Paderborn M. 3. Konitz M. 3. Strasburg (Westpr.) M. 2. Listrup M. 1.

P. Andernach M. 3. München M. 5. Urfeld M. 6. Passau M. 3. Hemelingen M. 2. Ramspau M. 5. Lowkowitz M. 1. Attendorn M. 1. Hannover M. 0,50. Neisse M. 5. Oberbachem M. 2. Riemertscheide M. 2. Münster M. 5. Oberwesel M. 10. M. Gladbach M. 5. Bretzenheim M. 5. Zabelkau M. 2. Eichstätt M. 5. Guttstadt M. 5. Malgersdorf M. 3. Bonn M. 1. Mengelrode M. 2. Lingen M. 2. Freising M. 1. Essen M. 5. Dayton M. 10. Breslau M. 10.

Q. M. Gladbach M. 10.

R. Fulda M. 5. Mainz M. 3. Mainz M. 10. Berlin M 2. Kreuzeber M. 1. Hennersdorf M. 2. Merzig M. 2. Andelfingen M. 2. Reichenhofen M 10. Neuwied M. 2. Pelplin M. 20. Hadamar M. 1. Köln M. 1. Dillingen M. 2. Dresden M. 10. Hierbach M. 1. Ueberlingen M. 1. Ratibor M. 3. Bocholt M. 5. Eichstätt M. 2. Blindheim M. 5. Zweikirchen M. 1. Königshütte M. 10. Emmenhausen M. 3. Glauchau M. 3. Telgte M. 6. Melchendorf M. 1. Hannover M. 3. Rottenburg M. 3. Rottenburg M. 5. Höxter M. 3.

S. Herstelle M. 3. Altusried M. 1,50. Münster M. 1. Haren M. 5. Kelz M. 1. Goch M. 3. Freiburg i. B. M. 2. Rosbach M. 2. Homburg M. 2. Würzburg M. 2. Paderborn M. 3. Aachen M. 2. München M. 3. Fulda M. 2. Dellbrück M. 1. Danzig M. 3. Zempelburg M. 4. Otzenrath M. 2. Canth M. 5. Gauers M. 3. Bocholt M. 3. Schwabhausen M. 3. Amorbach M. 3. Bassenheim M. 1. Järischau M. 3. Andermannsdorf M. 3. Cleve M. 3. Oberembt M. 3. Düsseldorf M. 5. Euskirchen M. 3. Starrwitz M. 5. Beert M. 3. Renneshof M. 10. Neualbenreuth M. 1,50. Kuhnau M. 1. München M. 5. Breslau M. 4,50. Augsburg M. 4. Osnabrück M. 5. Zottwitz M. 2. Offenburg M. 2. Dortmund M. 1. Geisling M. 1. Bockenem M. 1. Breslau M. 3. München M. 2. Thorn M. 3. Kemnath M. 2. Regensburg M. 2. Hannover M. 3. Berg M. 2. Breslau M. 4,50. Dillingen M. 2. Hildesheim M. 1. Bremen M. 5. Aletshausen M. 2. Rheinböllen M. 3. Eissen M. 1. Regensburg M. 3. Crefeld M. 5. Deidesheim M. 5. Paderborn M. 10. Schweidnitz M. 5. Antonienhütte M. 3. Mainz M. 5. Aachen M. 5. Elberfeld M. 2. Benkowitz M. 5. Breslau M. 5. Dillingen M. 1. Bensheim M. 2. Freiburg (Schweiz) M. 20. Castrop M. 3. Menden M. 1. Würzburg M. 20. Zabern M. 3. Falkenau M. 2. Ruthe M. 3. München M. 5. Birkenau M. 5. Regensburg

M. 2. Rendsburg M. 3. Inneringen M. 2. München M. 3. Bohwinkel M. 2. Steißlingen M. 10. Loizenkirchen M. 1. Rottenburg M. 2. Dresden M. 10. Saarlouis M. 1.

T. Grau-Rheindorf M. 1. Arnsberg M. 5. Würzburg M. 5. Frankenstein M. 2. Köln M. 20. Bonn M. 2. Trachenberg M. 3. Kochlowitz M. 2. Neuwied M. 3. Dietldorf M. 2. Düren M. 2. Oberglogau M. 3. Lamsdorf M. 1,50. Coburg M. 3. Montabaur M. 1. Lissa M. 2. Beuggen M. 2.

U. Roitzheim M. 3. Düsseldorf M. 5. Krumbach M. 2. Speyer M. 2.

V. Gelsenkirchen M. 5. Neisse M. 2. Osnabrück M. 3. Berlin M. 5. Marienstern M. 5. Aachen M. 10. Barmen M. 3. Grasdorf M. 3. Düsseldorf M. 2. Frankenstein M. 5. Münster M. 10.

W. Altstätten M. 1,60. Bingerbrück M. 2. Recklinghausen M. 2. Eschweiler M. 5. Berlin M. 10. Mainz M. 3. Radolfzell M. 1. Hamm M. 1. Wolfegg M. 5. Wolfegg M. 40. Wolfegg M. 5. Frankfurt M. 5. Weiler i. Allg. M. 3. Posilge M. 3. Haarbrück M. 1. Weilheim M. 5. Kraschen M. 1. Uissigheim M. 1. Bonn M. 3. Rottenburg M. 10. Semerskirchen M. 5. Bahrendorf M. 2. Münster M. 2. Braunsberg M. 3. Pschow M. 2. Trauchburg M. 5. Freising M. 3. Kessenich M. 2. Markdorf M. 3. Regensburg M. 3. Bensheim M. 2. Breslau M. 2. Mering M. 3. Grafling M. 1. Pelplin M. 5. Ullstadt M. 2. München M. 1.

Z. Breslau M. 5. Aachen M. 2. Borghorst M. 2. Lohnau M. 3.

I. Die neuere entwickelungsgeschichtliche Auffassung des Sittlichen.

1. Die tonangebende Denkrichtung der Gegenwart ist das Gegentheil der Hegel'schen Schule, die sich den Lauf der Natur und den Gang der Geschichte nach selbstgemachten Gesetzen zurecht legte und die Erfahrungswirklichkeit verwarf, wenn diese sich der eingebildeten Denknothwendigkeit nicht beugte. Sie bestreitet sowohl der philosophischen Forschung wie dem aus dem Glauben geschöpften Wissen das Recht, bei der Lösung der großen Welt- und Lebensräthsel ein Wort mitzureden. Ohne den Boden der sinnenfälligen Wirklichkeit zu verlassen, will sie das ganze Gebiet des Seienden aufhellen und durch Messen, Wägen und Zählen, durch Beobachten und Vergleichen ein streng wissenschaftliches Weltbild liefern. Diese Wissenschaft steht unter dem Zeichen des Positivismus und des Darwinismus, die in inniger Verbrüderung zusammenarbeiten. Der eine wie der andere bekundet in einer beträchtlichen Anzahl seiner Vertreter eine mehr oder weniger starke Neigung zum materialistischen Monismus, der seinerseits sich als Alleinherrscher im Reiche des Gedankens geberdet und von allen Wissenschaften entweder Anschluß oder Abdankung fordert.

Auch auf dem Gebiete des Sittlichen ist das entwickelungsgeschichtliche Verfahren Modesache geworden. Aug. Comte, der Vater des Positivismus, betrachtet die Sittlichkeit als eine rein menschliche Erfindung und Einrichtung, daher als eine veränderliche Erscheinung des menschlichen Gemeinschaftslebens, feiert dieselbe freilich als das höchste Erzeugniß der Menschheitsgeschichte. Eine große Anzahl seiner Jünger hat sich durch Ch. Darwin's Abstammungslehre blenden und bezaubern lassen und staunt den Menschen als einen rechten „self made man" an, der alles, was er ist, unter dem Einflusse zufälliger günstiger Lebensbedingungen geworden sei. Im Allgemeinen benutzt die positivistische

Sittenforschung den Darwinismus entweder als Ausgangspunkt und Grundlage, oder zur Ergänzung und Förderung ihrer Untersuchungen. Sie konnte sich dem Einflusse, den derselbe auf die Behandlung der Wissenschaften zu gewinnen suchte, um so bereitwilliger hingeben, als sie einerseits von dem Ergebnisse einer im größern Stile, weil auf einem erweiterten Erfahrungsgebiete, angestellten Prüfung des sittlichen Bewußtseins eine Bestätigung ihres wandelbaren Sittlichkeitsbegriffes erwartete und anderseits im Interesse einer unabhängigen, d. i. religionslosen oder rein weltlichen, Sittenlehre und Sittlichkeit den gewaltigen Vorstoß der Jungdarwinianer gegen die christliche, überhaupt gegen jede religiöse Weltansicht sehr willkommen heißen mußte.

2. „Das Gewissen ist gerade so ein Erzeugniß, wie der Baumwollenstoff oder eine andere Waare", hat Robert Owen gemeint[1]). „Die sittliche Weltordnung existirt," wie E. Häckel behauptet, „in der Natur eben so wenig, als im Menschenleben, in der Naturgeschichte so wenig, wie in der Culturgeschichte. Der grausame und unaufhörliche Kampf um's Dasein ist die wahre Triebfeder der blinden Weltgeschichte"[2]). Das darwinistische Entwickelungsgesetz will den Krämergedanken des Briten vom baumwollenen Gewissen und die rohe Welt- und Lebensanschauung des Naturforschers von Jena zu sichern Ergebnissen der Wissenschaft erheben. Diesem Gesetze gemäß sind die sittlichen Begriffe und Werthurtheile, Antriebe und Richtungen, Vorschriften und Verhaltungsweisen nichts anderes, als unvermeidliche Anpassungen an den jeweiligen Stand des Daseinskampfes, das wechselnde Zubehör der wandelbaren, unter veränderliche Lebensbedingungen gestellten Gesellschaftswesenheit oder Volksseele, deren sittlichen Charakter die Einzelpersönlichkeiten willenlos in sich aufnehmen und an sich tragen. Ist aber die Annahme wahrscheinlich, daß der Mensch zufällig, unter der Gunst der äußern Daseinsbedingungen und mittels Anpassung an dieselben in einem langen und langsamen Emporgange vom thierischen Haushalte und Triebleben zu einer gesitteten und sittlichen Lebensführung fortgeschritten sei, so kann eben so wenig von einem allgemein gültigen und unwandelbaren Maßstabe oder Gesetze des sittlichen Verhaltens, wie von einer ursprünglichen sittlichen Veranlagung der Menschennatur die Rede sein.

Die andere Unterstützung, welche der positivistischen Sittenlehre von Seiten des Darwinismus zu Theil ward, kommt deren Verweltlichung zu gute. Die Jungdarwinianer haben nämlich unter der Führung von David Friedr. Strauß, Herbert Spencer und Ernst Häckel dem Gedanken ihres vorsichtigern Meisters eine Deutung gegeben, die in weiten Kreisen den Glauben erweckte, daß für ewige Zeiten sowohl der Schöpfer entbehrlich geworden, als auch die „gesunde" Sinnlichkeit in ihre Rechte

eingesetzt sei. Ist aber das Weltdasein von Gott abgelöst, so hat der Gott der Geschichte weder Boden noch Sinn mehr; ist der persönliche Schöpfer überflüssig geworden, so kann der überweltliche Gesetzgeber, Richter und Vergelter seinen Thron nicht länger behaupten. Wer sich nur als Thier fühlt und denkt, hat auch das häßliche Vorrecht, als Thier zu leben. Der „blonden Bestie" im Sinne Friedrich Nietzsche's, des Zeitgeistpropheten an der Jahrhundertswende, ist alles erlaubt. Sie hat die alten Tafeln vom Sinai zerbrochen und steht als „Uebermensch" „jenseits von gut und bös".

Die beiden Vortheile, welche der positivistischen Sittenwissenschaft aus einer freundlichen Annäherung an den Darwinismus erwuchsen, werden von betheiligter Seite unumwunden anerkannt. „Die Geschichte des Gewissens ist seine Erklärung," schreibt Paul Rée. „Wenn das Gewissen von jeher dieselben Handlungen befohlen und verboten hätte, so würde die Erklärung eines so allgemein auftretenden innern Gesetzes kaum möglich sein, oder, was dasselbe bedeutet, sie würde übernatürlich ausfallen. Denn fragt man: wie kommt nur das Herz aller Menschen zu diesem nämlichen seltsamen Bewohner, wer hat ihn da einquartirt? so wird man auf Gott geführt"[3]). Man muß daher die übereinstimmende Selbstbezeugung des sittlichen Menschheitsbewußtseins leugnen, um bei dessen Begründung vor Gott verschont zu bleiben. Und die gottlose und jenseitslose, auf rein irdische und fleischliche Grundsätze gestützte Sittlichkeit empfiehlt sich von selbst, wenn der Mensch nur ein höher entwickeltes Heerdenthier ist, so daß auch für dessen sittliche Bethätigung und Entwickelung nur der Kampf um's Dasein nebst der natürlichen Zuchtwahl oder Auslese Geltung hat. Denn das Naturgesetz, welches den passendsten, tauglichsten oder stärksten Einzelwesen wie Arten der Lebewelt den Sieg verheißt und verleiht, ist die wirksamste Aufforderung an jeden Menschen und Menschenstamm zu einer rücksichtslos selbstsüchtigen Anwendung seiner Kräfte und zu einer schrankenlos eigennützigen Ausbeutung der Welt und der Mitmenschen, wie sie von Max Stirner und neuerdings von Friedr. Nietzsche in unsagbar roher Weise gelehrt wird. Nicht anders, als im Widerspruche mit den Grundvoraussetzungen des Darwinismus, läßt sich der Uebergang zu dem in der positivistischen Schule beliebten Grundsatze gewinnen, daß die Sittlichkeit im Menschheitsdienste bestehe und ihre oberste Richtschnur am größtmöglichen Glücke der größtmöglichen Anzahl besitze.

Und wer an der Verthierung des Menschen noch nicht genug hat, sondern ihn zu einem rein stofflichen Naturerzeugnisse herabwürdigt, sollte sich um sittliche Begriffe und Fragen nicht weiter bemühen. Sittliche Gegensatzbegriffe und Werthurtheile setzen ein freies Wollen und Handeln

voraus. „Wir sind aber Marionetten," belehrt uns einer der „Jüngsten". „Das Menschenleben ist ein großes Puppentheater. Stets herrscht ein wildes Gewühl durcheinander hastender, drängender, stoßender Puppen. Von Zeit zu Zeit heben sich einzelne Figuren darüber empor, und das Volk jubelt, wenn sie gekrönt oder gehängt werden" [4]). Besteht kein Unterschied zwischen Geist und Stoff, so kommt die Unterscheidung von gut und bös von selbst in Wegfall. Die zufällige Lagerung oder Bewegung der Stofftheile kann nützlich oder schädlich, angenehm oder unangenehm sein; gut oder schlecht darf sie nicht heißen, da sie nothwendig ist.

3. Unter den entwickelungsfreundlichen Sittenforschern gibt es mehrere, die den Leser darüber im Zweifel lassen, ob sie durch den Hinweis auf Darwin's Verfahren den Ursprung der Sittlichkeit bloß erläutern oder aber begründen wollen. Die ausschließlich auf dem Erfahrungswege sich langsam vollziehende Entfernung der vernunftbegabten Menschheit von einer urzeitlichen Wildheit und die durch zufällige äußere Ursachen bewirkte Entstehung der Vernunft und Sittlichkeit aus der Thierheit sind allerdings zwei grundverschiedene Vorgänge. Jener setzt einen vorsittlichen, dieser einen vormenschlichen Urzustand unseres Geschlechts voraus. Dort ist es der körperlich und geistig fertige Mensch, der durch die Folgen der Handlungen am eigenen Leibe oder am Genossen über deren Werthunterschied belehrt wird. Hier ist es der zottige, spitzohrige, geschwänzte, vierhändige „Urerzeuger", dem eine Reihe glücklicher Zufälle allmälig zur Menschwerdung, zur Vernunft und Sprache, zur Religion und Sittlichkeit verhilft. Die Vertreter beider Auffassungen aber stimmen darin überein, daß die Bildung und Anerkennung sittlicher Begriffe, Grundsätze und Verhaltungsregeln lediglich das Ergebniß eines langen Entwickelungsganges und ohne angeborene sittliche Triebkräfte erfolgt sei.

Diese entwickelungsgeschichtliche Deutung des Sittlichen ist naturgemäß genöthigt, allgemein gültige, zu allen Zeiten und unter allen Zonen angenommene und angewandte Sittenvorschriften abzulehnen. Ist die Sittlichkeit nichts anderes, als ein Werk der allmälig fortschreitenden Erfahrung und Bildung und gar nicht aus einer ursprünglichen Veranlagung und Grundrichtung der menschlichen Natur zum Guten abzuleiten, so sind alle sittlichen Grundsätze und Gesetze Erzeugnisse rein menschlicher Erfindung, mit denen die Mitglieder bestimmter Culturgemeinschaften sich unter dem Eindrucke der äußern Lebensbedingungen beschenkt haben, mithin wandelbare, zugleich mit den Zeitbedürfnissen und Gesellschaftsformen wechselnde Aeußerungen der sog. Gesellschaftswesenheit. Von einer allgemeinen und festen sittlichen Ordnung kann selbstverständlich nicht die Rede sein, wenn der oberste sittliche Werthmesser des menschlichen Handelns nicht von den ein für allemal gegebenen

Wesenseigenthümlichkeiten, Beziehungen und Zwecken des Menschen, sondern jederzeit von den Ansprüchen abzulesen ist, welche die von den Natureinwirkungen abhängige Volksseele auf einer bestimmten Entwickelungshöhe an die einzelnen Gesellschaftsglieder zu stellen genöthigt und berechtigt ist.

In der positivistischen Schule ist die Ansicht beliebt, daß Pflichtgebote nur den Zweck haben, der Menschengemeinschaft, von der sie erdacht worden sind, den Weg zu einer möglichst glücklichen Lebenshaltung zu zeigen und zu erleichtern. Und da die Formen und die Zwecke der Gesellschaft veränderlich sind, so kann es eben so wenig eine unbedingt gültige und unwandelbare Sittenregel geben, als etwa eine auf alle Lebensalter und Leibesverhältnisse anwendbare Ernährungsweise möglich ist. Der Begriff von Sittlichkeit und Tugend ist demnach ebenso beweglich, wie das menschliche Leben und dessen Bedürfnisse und Gestaltungen. Im Lichte dieser Betrachtungsweise besteht die Sittlichkeit des Einzelnen in dessen Anpassung an die Gesellschaftsansprüche, die auf den verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen und culturlichen Entwickelung verschieden lauten. Was wir als die beharrliche und überall gleichartige Kundgebung einer gemeinmenschlichen Naturanlage, der angeborenen sittlichen Erkenntnis- und Triebkraft, als ein immer und für immer verpflichtendes Gesetz anzusehen pflegen, ist einem vorgeschrittenen Gesittungszustande entlehnt, der einerseits als ein verhältnißmäßig sehr spätes Ergebniß früherer Bildungen, anderseits als die Grundlage einer höhern Sittlichkeitsstufe betrachtet werden muß. Die Vertreter dieser Anschauungsweise reden nur folgerichtig, wenn sie behaupten, daß die Pflichtgebote für den Culturmenschen anders lauten müssen, wie für den Naturmenschen, daß überdies jedes Volk, jeder Stand und Berufszweig, jedes Alter und Geschlecht und zuletzt jeder Mensch an besondere Verhaltungsregeln gebunden sei.

4. Vor Jahrzehnten bereits hat J. H. v. Kirchmann den grundstürzenden Irrthum gelehrt, „daß in der Moral und dem Rechte es kein unbedingt Wahres gibt. Jede sittliche Regel hat ihren letzten Grund nur in der zu ihrer Zeit bestehenden Abstufung der Empfänglichkeit für die verschiedenen Arten der Lust und in der Abstufung der Schwierigkeiten, diese Arten der Lust zu erreichen. Mit jeder Veränderung hier ändert sich auch die sittliche Regel, und keine Zeit hat ein Recht, ihre Moral, ihr Recht über das einer andern Zeit zu stellen. In der Moral und dem Rechte gibt es keine Wahrheit; denn diese ist unveränderlich“ [5]). „Deshalb kann nach Unterschied der Zeiten und Orte das Entgegengesetzte sittlich sein, ist es gewesen und wird es sein“ [6]). In der Folgezeit hat diese Denkweise, die das sittlich Gute gänzlich dem Geiste des Zweifels

oder der Verneinung ausliefert, in allen Ländern eine große Anzahl von Vertretern gefunden. Sie entspricht durchaus dem wissenschaftlichen Modegeschmacke unserer Tage und führt auf dem Gebiete des Sittlichen das große Wort.

Ernst Laas deutet „alle moralischen Anmuthungen als Erzeugnisse des menschlichen Gemeinschaftslebens". „Hinter ihnen stehen im letzten Grunde nicht aus dem Wesen der Menschennatur gewonnene Gedanken, nicht lustfremde Vorschriften, sondern Bedürfnisse und Erfahrungen." Die Sittengesetze sind nur Mittel, „daß der Leiden immer weniger und die Freuden immer größer werden". Sie sind „nicht frei von Willkür, Beschränktheit, Irrthum und Vergewaltigung". Beständig ist nur „das Verhältniß von Gesinnungen und Handlungen zu dem höchsterreichbaren Gesammtwohle". „Welcher Art aber dieselben sein müssen, hängt von der jedesmaligen natürlichen und geschichtlichen Stellung der Gesellschaft und deren Glieder ab" [7]).

„Wie ein Engländer," schreibt Friedrich Paulsen, „ein anderer ist als ein Chinese oder ein Neger, und auch ein anderer sein soll, so gilt für jeden unter ihnen auch eine besondere Moral." Paulsen läßt die Folgerung gelten, daß es dann wohl auch eine verschiedene Moral gebe für Männer und Weiber, für Künstler und Kaufleute, ja schließlich also eine besondere für jeden einzelnen Menschen, mithin, so erlauben wir uns hinzuzufügen, eine besondere für Mörder, Räuber, Einbrecher, Bombenwerfer, Wucherer u. dgl., namentlich für die sog. „geborenen Verbrecher", die Cesare Lombroso in die Strafrechtswissenschaft eingeführt hat. „Die Forderung, dem Nächsten gerecht und wohlwollend zu begegnen, die Ordnungen des Familien- und des Gesammtlebens zu achten, hat für einen europäischen Christen einen andern Inhalt, als für einen africanischen Neger." Die, übrigens von Schopenhauer, F. v. Hellwald u. A. bestrittene Thatsache, daß die Einehe für ein gesittetes Volk die beste Familienordnung ist, „beweist nicht, daß sie es auch für die völlig andere Lebensgestaltung eines Negerstammes ist". Dieselbe sagt nur, „daß sie der höhern Entwickelungsstufe gemäß sei, nicht auch, daß die niedere Stufe Unrecht thue, eine andere zu haben". Paulsen unterläßt nicht, die verdienstliche Bemerkung hinzuzufügen, daß der gesunde Menschenverstand sich nur mit Mühe von der Richtigkeit dieser Behauptungen überzeugt [8]).

Indeß scheint der positivistische Verstand anderer Forscher dieselbe mühelos erkannt zu haben. „Kein Völkerpsycholog und kein Historiker," erklärt z. B. Friedrich Jodl, „wird heute die alte Schulmeinung von den angeborenen, unveränderlichen, ewigen Normen der Sittlichkeit noch aufrecht halten wollen" [9]). Dieser Wortführer der „Gesellschaft für

ethische Cultur" sagt an einer andern Stelle: „Das Sittliche ist keine starre, unbiegsame Formel, sondern ein Gesetz, welches den Wechsel selbst nicht nur begreiflich macht, sondern sogar fordert. Was Wohlfahrt und Vervollkommnung einer Gemeinschaft auf verschiedenen Stufen erheischen, kann sehr verschieden sein. . . Denn unaufhörlich erzeugt sich im Fortgange der Menschheit das Bedürfniß nach neuen Regeln oder nach Umgestaltung der bisherigen, welche veränderten Bedürfnissen nicht mehr entsprechen" [10]). „Das Gewissen jedes einzelnen Menschen ist das Ergebniß der Culturarbeit von Jahrtausenden," meldet Alex. Wernicke. „Die Menschheit, welche instinctiv an ihrem Fortschritte arbeitet, hat sich ihr Sittengesetz geschaffen und entwickelt es weiter und weiter." „Es gab eine Zeit, wo der rohe Egoismus berechtigt war." „Der Verbrecher zeigt durch seine Handlung nur, daß er nicht auf der Culturstufe seiner Zeit steht, und daher seine That nicht vermeiden konnte" [11]).

5. Rudolf von Ihering ist der Ansicht, daß ein jeder vom Standpunkt seiner Zwecke aus oder nach Maßgabe seiner Persönlichkeit die sittlichen Begriffe und Urtheile bilde. „Ein feueriger Wein, für den Gesunden ein Labsal, ist für den Kranken Gift; mit dem Bedürfnisse wechselt der Maßstab für gut und bös. Das gilt auch für das sittlich Gute und Böse. Es gibt keine Handlung, die an sich böse wäre. Nicht die Tödtung des Menschen: im Kriege ist sie Pflicht, im Nothstande erlaubt. Nicht die Unwahrheit, Täuschung, Verstellung: im Kriege gilt dasselbe wie von der Tödtung; hier wird sie als Kriegslist erlaubt und geboten. Nicht die Zerstörung fremden Eigenthums: im Nothstande, z. B. bei einer Feuersbrunst, ist sie erlaubt, ebenso wiederum im Kriege, sofern das Interesse des Kriegführenden sie erheischt. . . . Die Gesellschaft nennt in Bezug auf das menschliche Handeln gut im sittlichen Sinne dasjenige, was ihr Dasein fördert oder ihr Wohlsein erhöht, schlecht, bös dasjenige, was demselben Abbruch thut" [12]). An mehrern Beispielen sucht R. v. Ihering darzuthun, daß nicht jede Lüge sittlich verwerflich sei. Eine entgegengesetzte Handlungsweise „wäre der Egoismus des bornirten Tugendfanatikers, der die Welt preisgibt, um sich zu behaupten, der Tugendhyäne, die sich in Blut badet, um ihren Tugenddurst zu befriedigen: mag die Welt in Flammen aufgehen, wenn nur das elende Ich seine Tugend rettet: der Molochsdienst der Wahrheit". Die sittlichen Grundsätze und Gebote haben nach der Auffassung dieses Rechtslehrers im Interesse der Gesellschaft ihren Grund und daher nothwendigerweise an ihm auch ihr Maß. „Darum ist die Tödtung verboten, verstattet, geboten, je nachdem der gesellschaftliche Zweck es mit sich bringt." Mit der Wahrheit verhält es sich wie mit der Heiligkeit des Eigenthums. „Würde die Gesellschaft sich bei der Lüge wohler befinden, als bei der

Wahrheit, so würden beide ihren Platz zu tauschen haben, und es würde die Lüge gesellschaftlich, d. i. sittlich, geboten sein." Es gibt bösartige und gutartige Lügen [13]).

Infolge einer Begriffsverwechselung, die zwischen dem Sittengesetze und dessen Anwendung auf besondere Fälle nicht unterscheidet, ertheilt Hugo Münsterberg dieselbe Aufklärung. „Die Tugenden, welche dem Soldaten nöthig sind, hat der Gelehrte zu vermeiden, und umgekehrt. Gehorsam ist Gewissenssache für jenen, Selbständigkeit für diesen. Selbst Männer und Frauen haben verschiedene Sittlichkeit. Mehr noch: es gibt auch in der engsten sittlichen Gemeinschaft keine Handlung, welche unbedingt geboten oder unbedingt verboten ist; keine Handlung ist also für eine bestimmte Zeit und Culturstufe absolut gut oder schlecht; während der Mord den tiefsten sittlichen Abscheu in uns wachruft, nimmt unser sittliches Gefühl doch mit Begeisterung am Massenmorde theil, sobald derselbe unter Bedingungen stattfindet, durch welche er den Sondertitel Krieg erhält" [14]).

6. Die Unverlierbarkeit des sittlichen Bewußtseins und dessen Untrüglichkeit in den sittlichen Grundwahrheiten mit einer starren Unveränderlichkeit desselben verwechselnd, gelangt Wilh. Wundt zu folgendem Ergebnisse. „Daß die sittliche Pflicht überall als die nämliche aufgefaßt werde, und daß darum das Gewissen von allem Wandel der Zeit frei sei, bestätigt sich nirgends in der geschichtlichen Erfahrung. Diese macht uns mit einer Reihe von Thatsachen bekannt, nach denen die Auffassung des Sittlichen in der Menschheit wahrscheinlich einer endlichen Uebereinstimmung allmälig entgegengeht; aber es ist nicht minder gewiß, daß eine solche Einheit höchstens als letztes Resultat einer langen Entwickelung eintreten wird. An allen diesen Wandlungen nimmt das Gewissen theil: seine Erscheinungsformen zersplittern sich, um erst allmälig aus dem wandelbaren Inhalt gleichgültiger Gebote einen festen Kern gemeinsamer Ueberzeugungen zu gestalten" [15]).

In demselben Sinne läßt sich der Däne Harald Höffding vernehmen. Die Einigkeit in den sittlichen Grundsätzen ist „nicht der Ausgangspunkt, sondern das Ziel. . . Sobald eine höhere Stufe erreicht ist, fällt man das Urtheil über die niedrigere, durch welche doch jene selbst erst ermöglicht worden ist. So ist die Geschichte das Gericht sowohl im Leben des Geschlechts, als in dem des Einzelnen. Eine absolute Wahrheit erforschen wir nirgends. Es ist unser Loos, an der Lösung eines unendlichen Räthsels, das stets, so lange das Leben währt, sich in neuen Gestalten zeigt, zu arbeiten" [16]).

Von den ausgesprochenen Anhängern der darwinistischen Richtung, wie Herbert Spencer, Leslie Stephen, B. Carneri, W. H. Rolph, Paul

Rée, A. Fouillé u. A., ist selbstverständlich nichts anderes zu erwarten, als daß sie die Verschiedenheit, die Wandelbarkeit und die bedingte Gültigkeit der Sittengesetze vertreten. Spencer[17]) und Münsterberg[18]) träumen sogar von einer Zukunft, die vor lauter Tugendlust der Sittlichkeit entbehren kann und daher Gewissen und Verpflichtung ablegen wird.

Die socialdemokratische Sittenlehre gleicht der Spencer'schen, wie ein Ei dem andern. Aug. Bebel, Friedr. Engels, Leopold Jacobi, Jos. Dietzgen, A. Douai, J. Stern, Enrico Ferri usw. wollen gleich Spencer eine Sittlichkeit ohne eine feste sittliche Ordnung, zugleich ohne Willensfreiheit und Verantwortlichkeit begründen.

Einige Denker entwickelungsgeschichtlicher Färbung, wie J. H. von Kirchmann und W. Wundt, nehmen Anstand, von sittlichkeitslosen Völkern der Vorzeit oder der Gegenwart zu reden. Sie räumen bereitwilligst ein, daß die Menschen zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen sittliche Werthurtheile gefällt und sittliche Vorschriften anerkannt und angewendet haben. Desto entschiedener aber leugnen sie die Uebereinstimmung und die Unveränderlichkeit sittlicher Grundsätze und Grundgesetze. Da sie die menschliche Natur als eine Summe von Kräften betrachten, die nicht an eine bestimmte Wirkungsweise gebunden seien, sondern sich je nach Umständen verschieden äußern, so sprechen sie ihr von vornherein die Fähigkeit ab, die beste unter allen möglichen Handlungsweisen ein für allemal festzusetzen. Auch sie berufen sich auf die Sittengeschichte und die Völkerkunde, um den schwankenden Charakter des Sittlichen, der sich mit Nothwendigkeit aus der verschiedenen und veränderlichen Ausprägung der Menschennatur ergebe, überzeugend darzuthun.

7. Der vom Erfahrungswissen gesättigte und vom Entwickelungsgedanken berauschte Sinn ist seinem eigenen Geständnisse zufolge weder geneigt, noch fähig, sittliche Lehren und Vorschriften von einer alle Zeiten und Völker umfassenden Verbindlichkeit auszusprechen und die menschlichen Handlungen mit derselben sittlichen Elle zu messen, will vielmehr für die verschiedenen Gesellschaftsformen und Gesittungsstufen entgegengesetzte Pflichtgebote gelten lassen. Von diesem Standpunkte aus ließe sich dem Hegel'schen Satze, daß alles Wirkliche vernünftig, der andere zur Seite stellen: alles Wirkliche ist sittlich.

Ist aber bei einer solchen Auffassung des Sittlichen eine wissenschaftliche Behandlung desselben noch möglich? Die Sittenwissenschaft ist doch nicht bloß eine Sittenkunde, die beschreibt, was auf dem Gebiete des Sittenlebens geschieht, die äußerlich zusammengehörigen wie die innerlich zusammenhangenden Thatsachen des sittlichen Bewußtseins und Verhaltens der Menschheit sammelt, ordnet, miteinander vergleicht und

verknüpft, sondern auch eine Sittenlehre, die vorschreibt, was geschehen soll, die allgemein und unbedingt gültige Regeln aufstellt, nach denen ein Jeder sein inneres und äußeres Leben einzurichten hat, um dasselbe zu einem guten oder menschenwürdigen zu gestalten. Eingedenk ihres wissenschaftlichen Berufes, hat sie im Besondern das Allgemeine, „in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol" aufzusuchen, in der Manchfaltigkeit der nach Zeiten und Zonen wechselnden Aeußerungen des Sittenlebens die Gleichheit der sittlichen Triebkräfte, in der veränderlichen Anwendung der sittlichen Grundbegriffe und Grundgesetze die Unwandelbarkeit und allgemeine Anerkennung der letztern nachzuweisen. Um ihren Gegenstand wissenschaftlich zu behandeln, muß sie das Wesen der Sittlichkeit bestimmen, das sittliche Bewußtsein und Handeln auf dessen letzte Gründe zurückführen, die Entstehung der sittlichen Werthurtheile begreiflich machen, für dieselben den festen Maßstab aufsuchen, endlich die Quelle aufzeigen, aus der die sittlichen Gesetze ihre allgemeine und unbedingte Verpflichtungskraft schöpfen: kurz, sie hat den aus der innern und der äußern Erfahrung ermittelten sittlichen Thatbestand des Menschheitslebens an der Hand der höchsten Vernunftgrundsätze zu erklären.

Namentlich also erwarten wir von ihr einen festen und untrüglichen Werthmesser, an dem wir die sittliche Beschaffenheit unseres Verhaltens prüfen können. Diese unterscheidende Richtschnur aber soll nicht bloß für unser Denken, sondern auch für unser Handeln maßgebend sein, wird daher von selbst zu einer gesetzgebenden. Eine bloß vorleuchtende und vorschreibende Lebensregel genügt uns wiederum nicht; wir bedürfen vielmehr einer solchen, die uns auch den innern Grund erkennen läßt, auf welchem der sittliche Werthunterschied der menschlichen Handlungen beruht, die uns daher zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß und Erklärung der Sittenlehre verhilft. Daß eine Sittenregel von dieser Art eine allgemeine und unwandelbar sein müsse, liegt auf der Hand. Die positivistische Sittenbearbeitung also, die mit so großen Ansprüchen auftritt, kann sich nur mit einem wetterwendischen, vom wechselnden Zeitgeiste und von der veränderlichen Natur- und Gesellschaftsumgebung abhängigen Gebilde beschäftigen. Um ihr dennoch ein wissenschaftliches Ansehen zu retten, greift der Vollblutpositivist Hans Volz zur Alexanderklinge und stellt die kühne Behauptung auf, die Wissenschaft überhaupt dürfe nur eine beschreibende sein. Denn „nur das Einzelne, das Thatsächliche hat für uns Gewißheit; die Ethik als Wissenschaft registrirt und systematisirt die Thatsachen".

Eine solche Ethik ist eben so wenig Wissenschaft, wie eine Zusammenstellung der einander ablösenden Meinungen über Erdbeben, Ebbe und Fluth u. dgl. oder eine übersichtliche Darstellung von Trachten, Haar-

frisuren, Kochkunstregeln usw. sich mit wissenschaftlichem Ansehen schmücken darf. Bisher pflegten die Denker der Meinung zu sein, jede Wissenschaft im strengen Sinne habe nach den Gründen und den Gesetzen der Erscheinungen zu fragen, mit denen sie sich beschäftigt. Die Sittenwissenschaft ihrerseits hat demnach zu untersuchen, ob das, was ist, was geschieht und als gut gilt, auch wirklich gut sei, und warum es gut sei, hat mithin die Sittenlehren und die Sitten der Menschheit auf deren Uebereinstimmung mit der höchsten Sittenregel zu prüfen. Sie setzt also voraus, daß es einen obersten und unwandelbaren Maßstab der rechten Handlungsweise gibt. Diesen hat sie aufzusuchen und auf seine letzten Gründe zurückzuführen. Ohne einen gemeinmenschlichen Bestand von sittlichen Grundwahrheiten und Grundgesetzen ist eine wissenschaftliche Bearbeitung des Sittlichen unmöglich. „Das Thatsächliche, das für uns Gewißheit hat", sind die sittlichen Lehren, religiösen Anschauungen, Sprüchwörter, Lebensregeln, Völkersitten und Landesgesetze, in welchen die Menschen von der Urzeit an bis auf die Gegenwart herab ihre Vorstellungen vom sittlich Guten und Schlechten zum Ausdrucke gebracht haben. Diese Erscheinungen des Sittlichen bilden den Gegenstand der Sittenwissenschaft; sie wollen aber von ihr nicht bloß aufgezählt und gruppirt, sondern auch befriedigend erklärt und begründet und richtig beurtheilt sein.

8. Die positivistische und die darwinistische Schule glaubt, streng wissenschaftlich nur dann zu verfahren, wenn sie ihren Ausgangs- und Standpunkt auf dem Boden der sinnenfälligen Thatsachen wählt, Schlüsse nur aus der Erfahrung zieht und dieselben überdies durch unmittelbare Beobachtung zur Gewißheit erhebt. Auf diesem Wege aber vermag sie weder die Anfänge der Sittlichkeit aufzuhellen, noch zur Aufstellung zweifellos gewisser Sittenlehren und unbedingt verpflichtender Sittengebote zu gelangen. In der Wirklichkeit wird sich auch kaum ein einziger Positivist finden lassen, der sich nicht gelegentlich einen Sprung über die Hürden des Erfahrungsbereiches hinweg in die metaphysischen Gefilde erlaubt hätte. Und das entwickelungssüchtige Auge bewaffnet sich mit Gläsern, um in dunkler Urzeit verborgene Vorgänge zu erspähen, sieht aber häufig nur Grimassen.

Allerdings ist jeder, der eine Gesammtauffassung der sittlichen Welt gewinnen und zu den letzten Gründen derselben vordringen möchte, auf die Erfahrung in weitestem Umfange angewiesen. Denn diese zeigt ihm den Träger und den Schauplatz des sittlichen Lebens, die menschliche Natur in deren sittlichen Anlagen und Kräften, Trieben und Strebungen, Leistungen, Fortschritten und Hemmungen; ferner in deren Beziehungen und Verhältnissen, auf welche die sittlichen Begriffe, Werthurtheile und

Vorschriften anzuwenden sind. Selbstbeobachtung und Lebenskenntniß, Welt- und Menschenkunde sind unerläßlich, damit der Mensch sich verstehen und das Gebiet überschauen lerne, auf dem er sich in vernünftiger, menschenwürdiger Weise bethätigen und als vollkommenen Menschen darstellen soll. Das oberste Sittengesetz, das Gute zu thun und das Böse zu unterlassen, würde eine inhaltsleere, unfruchtbare Formel bleiben, wenn nicht die Erfahrungswelt sich ihm als Geltungsbereich darböte. Seine Ausprägung in besondern Pflichtgeboten und Verhaltungsregeln, mithin seine unmittelbare Bedeutung und Wirksamkeit für die freie Lebensbethätigung erhält es durch die Anwendung auf die Verhältnisse, Bedürfnisse und Vorkommnisse, über welche das Erfahrungswissen belehrt.

Eine geschichtliche und völkerkundliche Betrachtung der Sitten, der sittlichen Meinungen und Satzungen entdeckt den wichtigen Unterschied zwischen den obersten und allgemeinsten und den untergeordneten und abgeleiteten Sittengesetzen, zwischen dem unveränderlichen, nothwendigen und wesentlichen und dem wandelbaren, zufälligen und nebensächlichen Inhalte sittlicher Vorschriften, zwischen dem, was immer und überall für gut und recht gehalten wird, und dem, was in einem bestimmten Lande und Culturzustande als zulässig oder tugendhaft gilt.

Die allgemeine Anerkennung und Beobachtung der sittlichen Grundgebote, von der die vergleichende Sittenkunde beredtes Zeugniß gibt, bestätigt und befestigt unsere Ueberzeugung von deren Wahrheit und unbedingter Gültigkeit; sie bereichert mithin unser sittliches Bewußtsein, aber sie erzeugt es nicht. Die Erkenntniß dessen, was sittlich gut oder schlecht ist, dem vernünftigen Geiste geziemt oder nicht, ihm daher unbedingt geboten oder untersagt ist, fließt unmittelbar aus der Einsicht in die Natur der Dinge, in die Gegenstände der Handlungen. Sie würde viel zu spät gekommen sein, wenn sie der Menschheit nur durch Erfahrung hätte geschenkt werden können. Ueberdies ist aus den beweglichen Erfahrungseindrücken weder die unbedingte Werthschätzung des sittlich Guten, noch die unbedingte Verpflichtung des Sittengesetzes begreiflich zu machen. Es ist gewiß nicht ohne Reiz und sehr häufig von großem Nutzen, die begriffliche, aus der Sache selbst gewonnene Erkenntniß des Sittlichen nachträglich durch Erfahrung und Geschichte beglaubigt zu sehen; denn die Folgen der guten wie der schlechten Handlungen ertheilen nicht selten einen sehr anschaulichen und fühlbaren Unterricht über den Werth der Tugend und die Verderblichkeit des Lasters; durch sich allein aber, ohne Verbindung mit sittlichen Grundsätzen, können sie jemanden nur klug, nicht sittlich machen.

Die sittliche Beschaffenheit einer Handlung ist in deren Gehalte begründet, mithin unabhängig von menschlicher Beurtheilung. Die Wohl-

thätigkeit ist nicht darum eine Tugend, weil sie von allen Völkern dafür gehalten wird, und die Unmäßigkeit könnte dadurch nicht aufhören, ein Laster zu sein, daß sie in allen Ländern gebilligt würde. Die Sittengeschichte ist zum Theil eine Geschichte der Unsitten; um Lehrmeisterin der Sittlichkeit zu sein, bedarf sie der Beleuchtung durch die sittlichen Wahrheiten und der Beurtheilung nach den sittlichen Gesetzen.

9. Die Vorliebe unserer Zeit für eine geschichtliche Darstellung der Wissensgegenstände ist nicht tadelnswerth, sondern verdienstlich. Der geschichtliche Sinn, der das Seiende im Werden beobachten und als ein Gewordenes begreifen will, ist berechtigt, da alles Zeitliche dem Zeitlaufe unterworfen ist, daher eine Geschichte hat. Wer aber Geschichte sagt, meint Entwickelung. Selbst die Glaubenswahrheiten haben sich trotz ihrer Unveränderlichkeit insofern entwickelt, als in der göttlichen Offenbarung und in der kirchlichen Lehrverkündigung wie in der begrifflichen Erfassung derselben ein Fortschritt stattgefunden hat. Daher ist die Anwendbarkeit des entwickelungsgeschichtlichen Forschungsverfahrens auf das Gebiet des Sittlichen nicht anzufechten.

Von einem Gesetze der sittlichen Entwickelung darf man reden, insofern man aussprechen will, daß dieselbe in einer Weise erfolgt, die sich in etwa mit dem naturgesetzlichen Wachsthume lebender Wesen vergleichen läßt. Alle Menschen besitzen von Natur die Anlage und den Trieb zur sittlichen Entfaltung, Vervollkommnung und Vollendung. Und das Erwachen des sittlichen Bewußtseins und Gefühles geschieht nicht plötzlich, die Verkündigung des Sittengesetzes durch das Gewissen ist nicht gleich anfangs eine vollständige und deutliche, und die Bildung des sittlichen Charakters, der beharrlichen Geneigtheit und Fertigkeit zur Pflichterfüllung und Tugendübung vollzieht sich nicht sprungweise, sondern in einem allmäligen, von Stufe zu Stufe aufsteigenden Fortschritte. Die sittliche Persönlichkeit endlich wächst von innen heraus und bedarf der beständigen Zufuhr von Nährstoffen, die sie in sich aufnehmen und verarbeiten muß, wenn sie gedeihen und reifen will. Die sittliche Grundkraft, der Wille, hat auf die innern Antriebe und die äußern Anregungen zum Handeln in freier Selbstentscheidung, entweder zustimmend, oder ablehnend zu antworten, je nachdem dieselben mit dem schöpferischen Gedanken vom Menschenwesen, mit der Würde und Endbestimmung der menschlichen Persönlichkeit im Einklange stehen, oder nicht.

Das sittliche Wachsthum des Einzelnen aber vollzieht sich innerhalb der Gemeinschaft, deren Korallenstocke er eingefügt ist, deren Gedanken er täglich einathmet, deren Strebungen die seinigen werden, und mit deren Interessen er durch seinen Beruf verknüpft ist. Dasselbe ist abhängig von der Erziehung, die den Willen und das Gemüth in

eine bestimmte und beharrliche Richtung zu lenken sucht, und von der Gesellschaft, die durch ihre Anschauungen, Neigungen und Gewohnheiten ihre Glieder beeinflußt, so daß diese nicht bloß in ihrer äußern Erscheinung und Lebensweise, sondern auch in ihrem Denken und Urtheilen, in ihrem Empfinden und Wollen die Zeichen und Züge ihrer Heimath und ihres Volkes an sich tragen. Die Menschheit ist nicht eine bloße Summe von Köpfen, und ihre Geschichte ist etwas mehr, als die regellose Massenbewegung der aus Selbstsucht einander bald anziehenden, bald abstoßenden Menschenatome, als ein Wirrsal von Zufälligkeiten, als das Ergebniß willkürlicher Einfälle, selbstgemachter Einrichtungen und vertragsmäßiger Gruppirungen. Die menschliche Gesellschaft stellt einen Körper dar, dessen Glieder auf einander angewiesen sind und durch wechselseitiges Geben und Empfangen mit und für einander wirken. Ein jeder ist als gesellschaftliches Wesen mehr oder weniger ein Kind seiner Zeit oder der Gemeinschaft, der er angehört, und in deren Gesittung, Lebens- und Bildungsformen er hineinwächst. Diese aber sind wesentlich ein Erzeugniß der geschichtlichen Entwickelung. Wir verdanken unsere privaten und öffentlichen Lebensgewohnheiten zum größten Theile der Erbschaft früherer Geschlechter, die uns in der Form der Ueberlieferung aufbewahrt wird. Die Stetigkeit des Bewußtseins, in welchem wir der Verbindung mit der Vergangenheit inne werden und über die Schranken der Gegenwart und der Volksgemeinschaft hinweg in den Zusammenhang mit der ganzen frühern Menschheit eintreten, ist ein menschliches Vorrecht.

Die Einzelpersönlichkeit kommt daher für die Sittenforschung wie für die sittliche Beurtheilung auch als gesellschaftliches und geschichtliches Wesen, beeinflußt durch Ueberlieferung und Sitte, in Betracht. Anderseits aber ist sie nicht bloß das, wozu Geschichte und Gesellschaft sie gemacht haben, sondern mehr das, wozu sie selbst sich gemacht hat. Ihr sittlicher Charakter ist noch weniger der willenlose Aus- oder Abdruck des sittlichen Zustandes der Volksseele oder Gesellschaftswesenheit, als die Sittlichkeit der letztern durch bloße Aufsammlung geschichtlicher Erfahrungen entstanden sein kann. Ein Jeder ist nicht nur seines Glückes, sondern auch seines sittlichen Werthes Schmied, da er trotz der unausgesetzten Berührung durch das Ganze, von dem er ein Bruchtheil ist, bei allen seinen Entschließungen und Thaten durch das Gewicht seiner freien Persönlichkeit den entscheidenden Ausschlag gibt.

10. Die neumodische geschichtliche Behandlung des Sittlichen ist theils vergleichende Sittenkunde, theils Urstandsdichtung, mithin nicht berechtigt, das Ansehen streng geschichtlicher Forschung für sich in Anspruch zu nehmen. Mit dem Grundgesetze der letztern durch-

aus unverträglich sind die beliebten Versuche, aus den verschiedenen Gesittungszuständen, in welche die Menschheit auseinandergeht, den Gang oder gar das Gesetz der sittlichen Entwickelung nachzuweisen, die niedrigste Sittlichkeitsstufe ohne weiteres als die früheste anzusetzen und dieser eine sittlichkeitslose Vorzeit vorausgehen zu lassen.

Völkerkundliche Parallelen sind nicht geschichtliche Quellen, das zeitlich Frühere ist nicht nothwendig das sittlich Niedere, und das Spätere nicht immer das Bessere. Der Rückschluß von sittlichkeitsarmen Menschenstämmen der Gegenwart und der Vergangenheit auf einen ganz sittlichkeitslosen Urmenschen ist eine Eingebung der Einbildungskraft, die dadurch nicht glaubwürdig wird, daß sie in vielen Köpfen spukt.

II. Thatsachen unseres sittlichen Bewußtseins.

1. Was jeder geistig gesunde Mensch als angeborene und unverlierbare Mitgift besitzt, ist allerdings nicht eine ablesbare Gesetzesrolle, nicht eine bündige Formel oder ein greifbarer Ausdruck des Sittlichen, also nicht ein fertiger Inhalt, geschweige der Vollgehalt sittlicher Erkenntniß. Denn diese ist nicht eine unmittelbare, sondern eine durch Vernunftschlüsse vermittelte. Die Erkenntniß eines höhern Willens ist eben so wenig eine eingegossene, wie die eines höhern Wesens. Das Pflichtbewußtsein würde nicht so seltsame Sprünge machen, wie es thut, wenn es ein unmittelbar gegebenes und inhaltlich fest bestimmtes wäre.

Zur natürlichen Aussteuer jedes Menschen aber gehört die *Befähigung* und die *Richtung* seiner seelischen Grundkräfte zum sittlichen Leben, das Vermögen also und der Trieb, die Begriffe gut und bös, Tugend und Laster, Verdienst und Schuld, Belohnung und Bestrafung usw. zu vollziehen, ferner die Werthurtheile zu fällen, daß die Tugend lobens- und begehrenswerth, das Laster tadelns- und verabscheuungswürdig ist, endlich das Gesetz anzuerkennen und anzuwenden, daß jene zu lieben und zu üben, dieses zu hassen und zu fliehen sei. Diese allgemeine und unzerstörbare Naturanlage ist das *Gewissen*.

Dasselbe bezeugt einem Jeden, daß eine allgemein gültige und unveränderliche, über jede Menschenmacht und Menschenwillkür wie über jeden Zeitenwandel erhabene sittliche Ordnung und eine Summe von Grundgesetzen besteht, die er immer und überall, in jeder Lage und unter allen Umständen bei seiner freien Selbstbethätigung zu beobachten hat, wenn er sich nicht seiner eigenen Mißbilligung aussetzen will. Um die *obersten* sittlichen Begriffe, Grundsätze und Vorschriften zu erfassen, bedarf der menschliche Geist nicht einer anstrengenden, forschenden Denkarbeit, sondern nur des schlichten Gebrauches seines gesunden Verstandes.

Ohne lange, mühsame Selbstbesinnung erkennt er aus der natürlichen Beschaffenheit der Handlungen, daß einige von ihnen sich durch ihren Inhalt oder Gegenstand für vernünftige Geschöpfe gebühren oder geziemen, andere nicht. Diese in der Natur der Handlungen begründeten sittlichen Gegensatzbegriffe und Werthunterschiede besitzen in gleicher Weise das Ansehen unmittelbar zugänglicher und gänzlich einwandfreier Wahrheiten, wie die in sich einleuchtenden reinen Vernunftsätze, unterscheiden sich aber von diesen wesentlich durch die unbedingt verpflichtende Kraft, mit der sie ausgestattet sind. Sobald sie nämlich erkannt werden, treten sie sofort in Beziehung zum Willen, fordern ihn zum Lobe oder Tadel auf und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der Gegensatz von gut und bös macht einen ganz andern Eindruck, als der von Gesundheit und Krankheit, von Talent und Stumpfsinn, von Wahrheit und Irrthum. Es folgen ihm nämlich auf dem Fuße das Gesetz und die Verpflichtung, jenes zu thun und dieses zu unterlassen.

2. Eine überaus wichtige Thatsache des sittlichen Bewußtseins ist die unbedingte Werthschätzung des sittlich Guten und die unbedingte Verbindlichkeit des sittlichen Gesetzes.

Die Tugend beansprucht den Vorzug vor allen zeitlichen Gütern, und das Laster kündigt sich als das schlimmste unter allen Uebeln an. Die uns geläufigen Sprachen verknüpfen freilich mit dem Worte „gut“ und den ihm entsprechenden Benennungen nicht bloß die Hochschätzung der sittlichen Gutheit, sondern auch die Anerkennung der Tauglichkeit für einen bestimmten Zweck und die Bezeichnung eines am Blute haftenden und durch die Geburt sich fortpflanzenden Vorranges. Wir reden von einem guten Menschen und Werke, aber auch von einem guten Stoffe und Werkzeuge, einer guten Witterung und Mahlzeit und endlich von einem Kinde aus guter Familie. Der Sprachgebrauch schließt von der Eigenschaft „gut“ überhaupt den Gedanken an ein Mehr aus, indem er deren Steigerung durch Entlehnung von andern Wortstämmen hervorbringt. Das sittliche Bewußtsein aber erweist bloß dem sittlich Guten eine unbedingte Werthschätzung. Dieser unvergleichliche Werth der Sittlichkeit kann nur in dem unzertrennlichen Zusammenhange derselben mit dem höchsten Weltzwecke und Gute beruhen: sie ist ein Mittel, jenem zu dienen und dieses zu erreichen.

Das Grundmerkmal der Pflichtgebote ist deren unbedingte, jeden Widerspruch ablehnende Verbindlichkeit. Im Gegensatze zum Naturgesetze, das unwiderstehlich wirkt, verursacht das Sittengesetz keine Zwangshandlungen. Eine Willensthätigkeit kann überhaupt nicht erzwungen werden; denn es liegt ein Widerspruch darin, daß eine Handlung vom Willen als ihrer Wirkursache ausgehe, die gar nicht von ihm gewollt ist, sondern

trotz seinem Widerstreben durch eine andere Kraft geschieht. Auch das Sittengesetz erreicht den Willen nicht unmittelbar, sondern nur mittels der vernünftigen Erkenntniß oder durch Zweckvorstellungen, die ihn zwar mächtig bewegen, aber nicht vollständig bestimmen können. Nichts desto weniger entsteht der Eindruck, als werde er durch die Verpflichtung unmittelbar ergriffen und, wie durch ein Gesetz der Schwere, gebunden. Und obwohl er dieselbe mißachten und ihr zuwiderhandeln kann, vermag er doch den peinlichen Antrieb, ihr zu gehorchen, nicht abzuwehren oder abzuschütteln. Die Pflicht im strengen Wortsinne wird von unserm sittlichen Bewußtsein und Gefühle als die Nothwendigkeit einer unbedingt geforderten und zu leistenden Handlung oder als die unbedingte Gebundenheit unseres Willens an und durch das Sittengesetz erkannt und empfunden.

Manche haben nach dem Vorgange John Stuart Mill's die Sittengebote mit den Regeln der Sprache, einer Kunst, eines Gewerbes, der Gesundheitspflege u. dgl. auf eine Stufe gestellt. Diese aber haben mit jenen nur das gemeinsam, daß sie sich mittels der Vorstellung eines Gutes an den freien Willen wenden und ihm vorschreiben, wie er sein Verhalten einzurichten habe, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Auch sie drücken zwar ein bedingtes Müssen oder ein Sollen aus, unterscheiden sich aber dadurch von sittlichen Gesetzen, daß sie nicht eine Verpflichtung erzeugen, sondern sich bloß dem vernünftigen Ermessen empfehlen, daß daher deren Mißachtung sich nicht als Schuldgefühl im Gewissen, sondern nur als Thorheit dem Verstande anmeldet. Die Verpflichtung ist eine durchaus eigenartige Wirkung des Sittengesetzes, das durch sein eigenes Ansehen und nicht durch die äußern Folgen seiner Beobachtung oder Uebertretung den Willen gefangen nimmt und festhält. Sie kann nur dadurch entstehen, daß das vorgeschriebene Verhalten wegen seines unbedingten Werthes geschätzt oder als das durchaus nothwendige Mittel zu einem schlechthin unentbehrlichen Gute oder Zwecke erkannt wird. Der ihr eigenthümliche Charakter ist die unbedingte oder unabweisliche Gebundenheit an und durch einen höhern Willen, der unserm Eigenwillen Grenzen steckt und von diesem als Macht angesehen wird, der es zusteht, ein unbedingt nothwendiges und erstrebenswerthes Ziel zu setzen sowie den Weg zu demselben vorzuschreiben und daher unter allen Umständen, auch ohne Anwendung von Lock- und Schreckmitteln, Gehorsam zu fordern.

Lieber Tod, als Schuld und Schande! ist der Wahlspruch der Pflicht, den nicht bloß die christliche, sondern auch die heidnische Sittenlehre und Sittlichkeit hoch gehalten hat. Plato verlangt, daß man eher alles Unrecht leide, als selbst ein Unrecht begehe [19]). Cicero lehrt, man dürfe

nicht einen Finger breit von den Vorschriften des Gewissens, d. i. des in ihm redenden Sittengesetzes, abweichen und nicht einmal im Gewissenszweifel handeln[20]). „Es scheint mir," schreibt Seneca, „daß niemand die Tugend höher schätzt, niemand ihr mehr ergeben ist, als derjenige, welcher seinen guten Ruf preisgibt, um sein Gewissen makellos zu bewahren" [21]). Juvenal kennt keinen größern Frevel, als die Pflichtverletzung ist[22]). Menschen jeder Religion, Race und Sprache sind für die Pflicht in den Tod gegangen.

Das Gefühl der Verpflichtung oder der unbedingten Gebundenheit an ein sittliches Gesetz, die bekannten, manchmal erschütternden Gemüthsbewegungen, welche, geheimnißvollen Mächten gleich, die Stimme des Gewissens vor wie nach der Vollbringung oder Unterlassung von Pflichthandlungen zu begleiten pflegen, werden nur dadurch begreiflich, daß die letztern zur Erlangung eines Gutes nothwendig sind, das der Wille in Folge einer unaufhörlichen und unwiderstehlichen Nöthigung unausgesetzt begehren muß. Das Gut aber, welches zu erstreben wir niemals umhin können, ist für die Dauer unseres Erdenlebens einzig und allein unser eigenes, persönliches Endziel, d. i. die allseitige Vollendung und die vollkommene Beseligung unserer Natur. Und weil das Sittengesetz sich so innig mit dem Naturgesetze des Glückseligkeitsstrebens berührt, so löst die unbedingte Forderung, mit der es an den Willen herantritt, im Gemüthe ein Gefühl von Nöthigung aus. Da wir aber als vernünftige Wesen unsere Endbestimmung nicht ohne freie Selbstbestimmung erreichen können, so kommt uns die Pflicht nicht als etwas, das sein muß, sondern als etwas, das sein soll, zum Bewußtsein.

3. Eine Grundthatsache des Gewissens ist die innige Verbindung des Sittlichen mit dem Religiösen, des sittlichen Bewußtseins mit dem Gottes-Bewußtsein und die vollkommene Uebereinstimmung des echt Menschlichen mit dem göttlich Gebotenen, der wahren Selbstliebe, Selbstbehauptung und Selbstbefriedigung mit der Pflichterfüllung und der Tugendübung, wie der Selbstentzweiung mit der Sünde. Eine Stimme in unserm Innern sagt uns, daß die sittliche Ordnung von einer übermenschlichen Macht aufgestellt ward und behütet wird, mithin ein wesentlicher und nothwendiger Bestandtheil der göttlichen Weltordnung und daher, wie Cicero bemerkt, der Vernunftwille der höchsten Gottheit[23]), d. i. ein Ausfluß und Ausdruck der göttlichen Willensbestimmtheit ist.

Der Volksmund nennt das Gewissen die „Stimme Gottes". Dasselbe darf freilich nicht in dem Sinne so heißen, als ob es neben der Vernunft oder unabhängig von ihr, unmittelbar und unfehlbar den göttlichen Willen zu verkündigen hätte; es ist vielmehr, soweit es dem Erkenntnißvermögen angehört, nichts anderes, als die sittliche Seite, Rich-

tung und Bethätigung der menschlichen Vernunft selbst, die ihrerseits ein Abbild des göttlichen Geistes ist[24]). Das Gewissen macht sich geltend als eine uns innewohnende und natürliche, aber zugleich über uns thronende und von oben stammende Macht, als Herold eines höhern gesetzgebenden, richtenden und vergeltenden Willens, der dem unserigen nicht bloß von außen gegenübertritt, sondern ihn auch innerlich ergreift, unserm Wollen ein unbedingtes Sollen entgegenruft, der endgültig bindet und entscheidet, der weder als Gebieter, noch als Richter eine Berufung zuläßt.

In der That hängt das sittliche Bewußtsein so innig mit dem Erkennen der natürlichen Abhängigkeit von Gott zusammen, daß mit dem ersten Aufleuchten des Gottesgedankens auf dem Grunde der Seele auch die Stimme vom Sinai in ihr widerhallt: „Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst!" Das Gewissen „ist die Heiligkeit Gottes und die Majestät dieser Heiligkeit, widertönend im Menschengeiste"[25]), ist gleichsam der Sinai in unserer Brust. Auch dieser Gesetzesberg ist mit göttlichen Schranken und Schrecken umgeben. Und die Gesetzesstimme, die bald im Gebote, bald im Verbote auf ihm ertönt, ist ebenfalls von Donner und Posaunenschall begleitet, so daß sie weder im Getümmel der Welt, noch im Getöse der Leidenschaften gänzlich oder für immer verstummt. Der Gesetzgeber in uns redet nicht bloß zu unserm Verstande, sondern er ergreift auch unsern Willen und packt unser Gemüth: er bindet unser ganzes innerstes Wesen und läßt es niemals völlig wieder los, so daß es selbst aus dem tiefsten Sündenschlafe plötzlich aufschreckt. Neuere Strafrechtslehrer und Gefängnißbeamte aus der Schule Lombroso's wollen zwar dem Verbrecher das Gewissen absprechen. Dagegen bezeugt der Gefängnißarzt A. Baer, daß „wirkliche Reue mit schweren Gewissensqualen bei Verbrechern aller Art vorkommen"[26]).

Sobald Gott als der Grund des Weltdaseins erkannt wird, erfaßt und verkündet ihn das Gewissen als den Urheber und den Wächter der sittlichen Weltordnung, als den höchsten und heiligsten Gebieter, als den allwissenden Mitwisser und als den gerechten Richter und Vergelter unseres gesammten Thuns und Lassens. Dasselbe bethätigt sich als Gottes Mund, als Gottes Auge, als Gottes Arm. „Man redet Worte ohne allen Sinn," sagt Herbart, „wenn man von Gott spricht, ohne in demselben Augenblicke ihn zu denken, als den Heiligen, dessen Wille zu seiner Einsicht stimmt; . . . als den Gerechten, der schon in den mosaischen Geboten erkannt wird; als den Vergelter, vor welchem der Sünder sich fürchtet, so lange ihm nicht Gnade verkündigt wird"[27]). Das sittliche Bewußtsein ist also der Gottesgedanke in einer besondern Form, nämlich der mit sittlichem Inhalte erfüllte Gottesbegriff, ist das

Band, durch welches das Selbstbewußtsein mit dem Bewußtsein von Gott und dem steten Gewußtwerden durch Gott zur Einheit verbunden wird. Und der Sprachgeist deutet dieses Verhältniß an, indem er durch die deutsche wie durch die lateinische und die griechische Benennung das Gewissen als ein Doppelwissen bezeichnet. Beim Vernunfterwachen erkennt sich ein Jeder als ein Wesen von sittlicher Ausstattung, Würde und Bestimmung und weiß sich als ein solches von seinem Schöpfer gewußt und gewollt.

Das Gewissen ist uns ein stetes und starkes, durch keine Einwände zu entkräftendes Zeugniß, ein lebendiger, durch keine Trugschlüsse zu erschütternder Beweis dafür, daß wir unserer Natur und Endbestimmung nicht anders, als durch den Gehorsam gegen Gott zu entsprechen vermögen, nur durch die Uebereinstimmung mit seinem Willen und Gesetze unsere Menschenwürde behaupten, unser Daseinsziel erreichen und unsern Lebenswerth sichern können. „Das Gewissen," schreibt der hochw. Bischof Simar, „ist gleichsam ein Heiligthum, das Gott selbst sich erbaut hat in der Menschenseele, ist auch das festeste Band, womit Gott die Menschenseele gefangen hält. Wieviel auch ein Mensch gegen Gott und sein Gewissen freveln möge, wie oft er auch die Stimme desselben unterdrücke: er vermag doch niemals es gänzlich auszutilgen in seiner Seele. Es kommt die Stunde, wo Gott sein Recht und sein Gericht dem Menschen gegenüber geltend macht, und dann ist das Gewissen des Menschen allezeit siegreicher Ankläger und Richter vor Gott"[28]). Die sittliche Erkenntniß kann durch Trugbilder, welche die Leidenschaft vorgaukelt oder eine verkehrte Schulweisheit erdichtet, in hohem Grade verdunkelt werden: die sittlichen Grundbegriffe und Grundgebote aber gehen ihr nimmer verloren. Das Pflichtgefühl wird durch lasterhafte Gewohnheiten eingeschläfert, aber nicht gänzlich ertödtet.

Der welt- und menschenkundige Graf von Moltke sagt in den „Trostgedanken", die er kurz vor seinem Tode niedergeschrieben: „Auch ein höherer Rathgeber ist uns beigeordnet. Von uns selbst unabhängig, hat er seine Vollmacht von Gott selbst. Das Gewissen ist der unbestechliche und unfehlbare Richter, welcher sein Urtheil in jedem Augenblicke spricht, wo wir ihn hören wollen, und dessen Stimme auch den erreicht, der sich ihr verschließt, wie sehr er sich dagegen sträubt . . . Es predigt die Moral in der Brust von Christen, Juden und Heiden"[29]).

4. Die übermenschliche Macht des Gewissens offenbart sich am offenkundigsten und fühlbarsten in dessen richtender und vergeltender Thätigkeit.

Der Stachel des bösen Gewissens verliert in Folge eines langen Sündenlebens seine Schärfe, aber er verschwindet nicht. Keinem Mörder

und keinem Wüstling ist es je gelungen, sich die Ueberzeugung einzureden, es sei erlaubt, die Unschuld zu morden oder zu schänden. Und das Schuldbewußtsein nach solchen Unthaten dauert so lange, wie die Erinnerung an sie. „Nicht der Mensch hat dieses Bewußtsein," sagt treffend Julius Müller, „sondern es hat ihn; es verfolgt den Fliehenden und ergreift den Widerstrebenden" [30]). Es übt eine so wunderbare Gewalt aus, daß es öfters den ruchlosesten Verbrecher wie durch einen sinnberückenden Zauber zwingt, sich durch das Geständniß seiner verborgenen Frevelthat dem Tode zu überantworten, vor dem ihn ein hartnäckiges Schweigen oder Leugnen sicher schützen würde. Die Schriftsteller des heidnischen Alterthums waren bereits mit dieser höchst bemerkenswerthen Erscheinung bekannt, daß heimliche Uebelthäter in Folge der anhaltenden Verurtheilung durch den innern Richter sich durch Selbstanzeige auch dem Arme der öffentlichen Gerechtigkeit überliefern.

Wie die Verpflichtung unabhängig vom Pflichtgefühle besteht, so ist freilich auch das Vorhandensein der Verschuldung nicht durch das Schuldgefühl bedingt. Wer seiner Schuldigkeit, das Gesetz zu beobachten, nicht genügt, wird schuldig, verantwortlich, haftbar vor dem Gesetze. Als ein unabwendbares, zweites Sollen bindet die Schuld Jeden, der sich dem unbedingten Sollen des Pflichtgebotes widersetzt, mag er sie anerkennen wollen oder nicht. Gewissensbisse sind auch den berüchtigtsten Meistern im Bösen, einem Nero, einem Tiberius, einem Marat und andern Scheusalen nicht erspart geblieben, wenngleich die Reue keinen Zutritt zu ihnen gefunden haben mag. Oder ist ein gänzliches Unbewußtsein der Schuld auf die Dauer möglich? Die Starkgeister, welche sich vom Pflichtgefühle freisprechen zu können wähnen, mögen sich und Andern einreden, auch das Schuldgefühl fernhalten oder bannen zu können. Die Erfahrung weiß von einer mangelhaften Ausbildung, einer argen Trübung und Entstellung, einer greulichen Abstumpfung des einen wie des andern zu erzählen; sie kennt aber keine Entartungszustände, in denen die Erkenntniß und die Empfindung der Pflicht und der Schuld gänzlich fehlt. So wenig in einem durch die Trugschlüsse der Leidenschaften verblendeten Verstande eine vollendete Gleichgültigkeit gegen die Gegensätze von gut und bös, von Tugend und Laster möglich ist, eben so wenig kann die sittliche Verrohung des Gemüthes einen solchen Grad erreichen, daß es sich nach und trotz den hassenswürdigsten Schand- und Frevelthaten gar nicht mehr regt, sondern sie alle schmerzlos erträgt.

Das gute Gewissen ist die sichere Zufluchtsstätte vor den Verfolgungen der schlechten Sitte und den Unbilden der öffentlichen Meinung. Dagegen vermag das schlechte Beispiel und der Beifall der Menge niemanden für die Unruhe und die Pein des bösen Gewissens zu entschä-

digen. Man beruft sich gern auf die herrschende Sitte, auf die Furcht, Andern aufzufallen oder zu mißfallen, dieselben zu spitzen, spöttischen Bemerkungen zu reizen, um eine Verpflichtung abzuwenden oder eine Verschuldung abzuwälzen. Das Gewissen aber behauptet sich allen Vernichtungsversuchen gegenüber als unzerstörbaren Trieb der sittlichen Selbsterhaltung.

5. Im Gewissen vollziehen wir freilich eine Selbstgesetzgebung, ein Selbstgericht und eine Selbstvergeltung, jedoch nicht im Namen eines unabhängigen, selbstherrlichen Eigenwillens oder nach selbstgemachten Regeln, sondern im Auftrage des göttlichen Macht-, Heiligkeits- und Gerechtigkeitswillens, d. i. in Folge der unauflöslichen Gebundenheit an die von ihm gelegte Sittenrichtschnur. Daher pflegen wir zu sagen: das ist meine Pflicht; nicht aber: das ist mein Gesetz.

Der Mensch ist insofern sich selbst Gesetz, als die sittliche Ordnung für ihn nicht eine äußerliche, draußen stehende, sondern eine lebendig ihm innewohnende, sein eigenstes Wesens- und Lebensgesetz ist. Dasselbe ist ihm so eigen, wie seine Natur, mit der es verwachsen ist. Da er ein Abbild des göttlichen Weltschöpfers ist, so besitzt er im Gewissen einen Abdruck der göttlichen Weltordnung. Zugleich mit seiner Erschaffung nämlich ward er nothwendig und unwandelbar sowohl auf den höchsten Weltzweck, als auch auf sein eigenes Endziel, die vollkommene Seligkeit, hingeordnet. Als vernunftbegabtes Wesen aber empfing er neben dem blinden Glückseligkeitstriebe, dem er folgen muß, ein Freiheitsgesetz, dem er gehorchen soll, um seine Endbestimmung, durch den Besitz und Genuß des höchsten Gutes allseitig vollendet und vollkommen beseligt zu werden, selbstthätig zu erreichen und auf diese Weise die größtmögliche Tauglichkeit für den obersten Weltzweck, d. i. für die Verherrlichung des Weltschöpfers, zu gewinnen. Wer also die sittlichen Gebote und Pflichten beobachtet, steuert dem Endziele, dem höchsten Seligkeitsgute, zu; wer sie ablehnt, wendet sich von ihm ab.

Aus dieser nothwendigen Beziehung des Gewissens zum höchsten Wesen und Willen und aus der innigen Verbindung zwischen der Sittlichkeit und der vollkommenen Seligkeit erklärt sich die Erscheinung, daß das sittlich Gute unter allen Arten des Guten den ersten Rang beansprucht und behauptet, und daß unter allen Uebeln die Schuld als das größte sich anmeldet. Das Gewissen, das den ganzen Menschen zu leiten hat und daher nicht bloß in der Vernunft, sondern auch im Willen und Gemüthe wurzelt und waltet und mit seiner Neigung und Empfindung für das sittlich Gute ein Gegengewicht gegen den schrankenlosen Glückseligkeitsdrang bildet, bezeugt nicht bloß dem Geiste, sondern auch dem Gemüthe, daß das Pflicht- und Tugendleben der einzige Weg zum wahren Glücke ist [31]). Der

Mann der Pflicht ist sich lebhaft bewußt, daß er durch eine schwere Selbstverleugnung eine entschiedene Selbstbejahung, durch die Selbstaufopferung die kräftigste Selbstbehauptung ausspricht und durch die Hingebung des Leibeslebens für die Pflicht das wahre Leben gewinnt. Daher werden die opferreichsten Pflichthandlungen nicht selten durch eine Selbstbefriedigung und Seelenwonne belohnt, die sich mit keinem andern Lustgefühle vergleichen läßt. Wie die Tugend den Menschen nicht bloß mit Gott, sondern auch mit dem bessern Theile seiner eigenen Natur in Einklang setzt, so ist anderseits die Sünde nicht bloß eine Entzweiung mit Gott, sondern auch eine Selbstentzweiung, nicht nur eine Widersetzlichkeit, eine Feindschaft und eine Verschuldung gegen Gott, sondern auch ein Widerspruch, ein Verstoß, ein Frevel gegen das bessere Selbst. Die innere Eintracht, Ruhe und Freude auf der einen Seite, der innere Riß und Zwiespalt auf der andern sind fühlbare Gewissensbelehrungen darüber, daß der Mensch mit seinem wahren Wesen an das sittlich Gute und durch dieses an das höchste Gut gewiesen ist.

Dieser Zusammenhang enthüllt das Geheimniß der Gewissensbisse, die für die positivistische Sittenforschung trotz aller Erfahrungs- und Entwickelungsbeleuchtung ein unlösbares seelisches Räthsel bleiben. Die gröbliche Pflichtverletzung, als gänzliche Lossagung vom Endzwecke und höchsten Gute, brandmarkt und rächt sich selbst durch die innere Zerrissenheit und durch die Scham, die Angst, die Noth und die Pein, die sie im Gefolge hat, als ein Uebel und als ein Unglück ganz eigener Art; selbst der unverbesserliche Gewohnheitssünder wie der Bösewicht von Beruf kennt noch Gewissensbisse. Die verspätete und daher nutzlose Erkenntniß der Thorheit und Verblendung, in welche die Leidenschaft ihre Opfer verstrickt, reizt nicht selten zum Selbsthasse. Dieser stellt sich ein sowohl in den schmerzlichen Erschöpfungszuständen, welche der schnöde und schimpfliche Mißbrauch der besten Lebensgüter und Lebenskräfte verursacht, als auch in dem ohnmächtigen Grimme über eine Unthat, die nicht wieder gut zu machen ist und ihrem Urheber unabwendbares Unheil bereitet. Der aus dem Taumel ungestümer Begierden erwachende Sinn gewahrt mit Schrecken und Zorn deren verhängnißvolle und verheerende Wirkungen. Den entnervten Lüstling, der sein Lebensflämmchen langsam erlöschen sieht, quält der Abscheu vor seiner eigenen geschändeten Natur und erfüllt ihn mit Lebensüberdruß. Der in finsterer Verzweiflung über seinem Verderben hinbrütende Verbrecher schaudert vor sich selbst und seiner Verruchtheit zurück, stößt Flüche und Verwünschungen gegen sich aus. Der Eine wie der Andere hat alle Ursache, gegen sich selbst zu wüthen. Was aber in solchen Ausbrüchen wilder Gemüthsbewegung sich kundgibt, ist im letzten Grunde eine kräftige Regung

der echten, erleuchteten Selbstliebe: der unfruchtbare Kummer und Jammer des bessern Selbst über die ihm angethane Entwürdigung, Schmach und Schande, die ungestüme Selbstanklage der sittlichen Persönlichkeit über die häßlichen Ausschweifungen der niedern Triebe, der Aufschrei und die Rache des mißachteten und mißhandelten Gewissens.

Sind diese Thatsachen des sittlichen Bewußtseins auf die Menschengemeinschaften bestimmter Zeiten, Länderräume, Religionsbekenntnisse oder Gesittungsstufen beschränkt, oder aber der gesammten Menschheit bekannt? Redet die Stimme Gottes etwa nur dem Culturmenschen in's Herz, oder jedem Wesen, das ein menschliches Antlitz trägt?

III. Die allgemeine und übereinstimmende Selbstbezeugung des sittlichen Völkerbewußtseins.

1. Die positivistische Schule ist durch ihren einseitigen Erfahrungs- und Entwickelungsstandpunkt genöthigt, ein aller Menschenwillkür und jedem Zeitenwechsel entzogenes Sittengesetz abzulehnen. Ein solches aufzufinden oder aufzustellen, scheint ihr unmöglich, da sie im Sittlichen nichts anderes, als ein wandelbares Erzeugniß der beweglichen Volksseele erblickt. Sie ruft zum Beweise die vergleichende Sittenkunde an, die freilich von einer überraschenden Verschiedenheit der Sitten und Sittenlehren zu berichten weiß. Gibt es denn in dieser Manchfaltigkeit keine Einheit, in diesem Wechsel nichts Beständiges?

Der Unterschied von gut und bös und dessen Anwendung auf die Grundbeziehungen der menschlichen Natur war und ist allen Racen und Völkern, selbst den rohesten Menschenhorden, geläufig. Die obersten sittlichen Grundsätze sind zu allen Zeiten und unter allen Zonen dieselben. Die Grundregeln des menschenwürdigen Verhaltens sind Eigenthum der gesammten Menschheit. Sie werden zwar auf den verschiedenen Bildungs- und Gesittungsstufen verschieden, sehr häufig verkehrt ausgelegt und angewendet, sind aber überall, selbst in den entlegensten Winkeln unseres Planeten, bekannt und anerkannt. Das natürliche Sittengesetz, das dieselben in sich begreift, bildet gleichsam den eisernen Bestand in der sittlichen Ausstattung, Lebensansicht und Lebenshaltung der Völker, ist daher auch die unumgängliche Voraussetzung für die Wissenschaft des Sittlichen oder für eine wissenschaftliche Sittenlehre. Das Gewissen, der göttlich bevollmächtigte Verkünder, Wächter und Vollstrecker dieses Gesetzes, ist eine natürliche Mitgift aller Menschen und so alt, wie die Menschheit selbst.

Man hat diesen Mahner und Berather, Richter und Rächer, der

in jeder Menschenbrust wohnt, eine Entdeckung der Stoa genannt. Man darf aber durch eine solche Redeweise nur aussprechen wollen, daß zuerst die Weisen dieser Schule für das gemeinmenschliche Bewußtsein und Gefühl des Sittlichen das Wort gefunden oder vielmehr geprägt haben. Denn keineswegs hat die Menschheit auf sie zu warten brauchen, um Kunde vom Gewissen zu erhalten; vielmehr sind ihr die Triebkräfte, Thätigkeiten und Zustände, die wir von ihm aussagen, von jeher eigen und bekannt gewesen. Es hat jedoch eine lange Zeit gedauert, bis dieselben wissenschaftlich erforscht und begründet, aus einer gemeinsamen seelischen Quelle abgeleitet und unter einen sprachlichen Gesammtausdruck gebracht wurden. Man hat über die Geschichte dieses Wortes und die Bedeutung, die der wechselnde Sprachgebrauch mit ihm verknüpfte, langwierige und eingehende Untersuchungen angestellt. Die Sittenlehrer streiten heftig über den Begriff und das Wesen des Gewissens. Durch diese Meinungsverschiedenheiten aber wird die Thatsache, daß es allgemein vorhanden ist und sich überall gleichförmig bethätigt und bezeugt, in keiner Weise angetastet. Die Wissenschaft würde sich nicht so viel mit ihm zu schaffen machen, als sie thut, wenn es nicht die Macht wäre, die es in Wirklichkeit ist.

2. Sittlichkeitslose Völker oder auch nur Horden gehören ebenso in das Reich der Fabel, wie sprachlose und religionslose Menschenstämme. Wo immer menschliche Wesen hausen, die zur Vernunft erwacht sind, verkündet ihnen das Gewissen, als Gottes Stimme, die Grundzüge und die Umrisse des natürlichen Sittengesetzes und verpflichtet sie zu dessen unverbrüchlicher Beobachtung. *Uebereinstimmende* sittliche Vorstellungen und Begriffe, Werthurtheile und Grundsätze, Gesetze und Pflichten, Antriebe und Absichten, Strebungen und Handlungen bilden einen *menschheitlichen Thatbestand*, der sich dem unbefangenen Forscher aus der Vergleichung der religiösen Anschauungen und Gebräuche, der Sprüchwörter und Lebensregeln, der geschriebenen und ungeschriebenen Satzungen der Völker mit zweifelloser Gewißheit ergibt.

Es ist ein oft gelehrter Irrthum, daß die niedern Religionsformen den Begriff des Sittlichen nicht in sich aufgenommen haben. Die heidnischen Religionen sind zwar in manchen, aber nicht in allen Stücken unsittlich. Ueberdies steht keine von ihnen der Sittlichkeit fremd oder gleichgültig gegenüber; eine sittlichskeitslose Religion gibt es nicht und hat es niemals gegeben, da jede Religion ihren Bekennern Pflichten auflegt. Ein höchst beachtenswerther Zug der heidnischen Volksseele ist vielmehr die mit religiöser Gewissenhaftigkeit gepaarte *religiöse* Auffassung und Begründung der sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung, die religiöse Deutung des Gewissens und des in ihm sich offenbarenden

Sittengesetzes. Eine religionslose oder gar religionsfeindliche Sittlichkeit ist weder eine ursprüngliche Erscheinung, noch das Ergebniß einer naturgemäßen Entwickelung, sondern eine künstliche Einrichtung, das Erzeugniß einer freidenkerischen Züchtung. Nicht bloß der Christ, der Israelit, der Mohammedaner, sondern auch der urwüchsige Heide kennt nur ein religiös gestimmtes und berathenes, nicht ein rein weltliches, auf irdisch-fleischliche Grundsätze gestelltes Gewissen. Die Trennung der Sittlichkeit von der Religion, des Lebens vom Glauben, der Gegensatz von Menschheitsdienst und Gottesdienst würde ihm unverständlich und unerträglich sein, und das neueste, aus America eingeführte Cultur-Erzeugniß, „die Gesellschaft für ethische Cultur", d. i. für eine religionslose und stellenweise religionsfeindliche Sittlichkeit, würde ihm als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen.

Eine im Klügeln, Zweifeln und Leugnen sich gefallende Denkweise hat freilich zu trennen gesucht, was der gesunde, unbefangene Sinn des Volkes für unzertrennlich verbunden hält. Sokrates hatte, wenn auch vielleicht in schonender Weise und jedenfalls in der Absicht, sowohl die religiösen Ueberlieferungen zu läutern, als auch das sittliche Leben zu heben, den Zusammenhang zwischen beiden angetastet und sein Vergehen mit dem Tode büßen müssen. Später wuchs ein Geschlecht heran, dem die Religion sammt der guten Sitte verloren ging und zum Gespött ward. Daher konnte Aristoteles ungestraft das Band zwischen Religion und Sittlichkeit vollständig lösen und die letztere auf die irdischen Beziehungen des Menschen einschränken. Da aber beide seit ihrer naturwidrigen Geschiedenheit nur ihre Schwäche offenbarten, so erklärt es sich, daß sie am Ausgange der griechischen Geistesentwickelung ihrer Wiedervereinigung zustrebten. Einer zahlreich und überlaut vertretenen Denkrichtung der Gegenwart ist die Erkenntniß abhanden gekommen, daß die Pflicht der Gottesverehrung zum natürlichen Sittengesetze gehört, eine Wahrheit, die noch John Locke, dem Begründer der englischen und französischen Aufklärung, als unbestreitbar und selbstverständlich galt.

In allen heidnischen Volksreligionen werden die überweltlichen Wesen als die Urheber und Beschützer der mündlich überlieferten Sittengesetze, der Volkssitten und Stammesgebräuche, wie der geschriebenen Satzungen angesehen und verehrt. Die Götter und Geister wachen mit besonderer Sorgfalt und Strenge über die wichtigsten Einrichtungen des sittlichen Lebens und über die Grundlagen der gesellschaftlichen Wohlfahrt, behüten die Ehe und die Familie, die Horde und den Stamm, das Volk und den Staat. Insofern sie die Begründer und Beschirmer der sittlichen Ordnung sind, ist die Beobachtung der letztern ein Gebot und Werk der Frömmigkeit. Und da sie die Berather und Helfer in

allen wichtigen Lebensangelegenheiten sind, so besteht wesentlich in der Ehrfurcht und der Folgsamkeit gegen sie, in der Achtung und Beobachtung der unter ihre Obhut und Strafgerechtigkeit gestellten Ordnung des Gemeinschaftslebens sowohl die persönliche Rechtschaffenheit, als auch die bürgerliche Gesetzlichkeit.

Nächst der Religion ertheilen die Sitten und Satzungen eines Volkes den deutlichsten Aufschluß über dessen Sittlichkeit. Wo immer es aber möglich ist, die Wurzel einer Sitte bloßzulegen, kommt auch deren religiöser Charakter zum Vorschein. Alle bedeutsamen Lebensformen haben ihre letzte Quelle in religiösen Antrieben und Vorstellungen; jede irgendwie ernstere Verrichtung ist ursprünglich wenigstens zugleich eine gottesdienstliche Handlung. Die irdische Gewalt sodann gilt dem unverfälschten Volksgewissen als Ausfluß und Abglanz des göttlichen Herrscherwillens. Die Träger derselben, die Urheber, Wächter und Vollstrecker der menschlichen Gesetze, werden als Bevollmächtigte und Diener, nicht selten gar als Sprößlinge der Gottheit verehrt. Sie sind aber bei ihren Anordnungen an eine höhere Richtschnur gebunden und beständig an die Quelle gewiesen, aus der sie ihr Gesetzgebungsrecht schöpfen. Sitten und Gesetze haben das Gewissen nicht hervorgebracht, sondern vorgefunden und setzen es voraus, sind Erscheinungen der unsichtbaren Gewissensgesetzgebung, in der sich ein übermenschlicher Gesetzeswille bezeugt.

Der heidnische Götter- und Unsterblichkeitsglaube ist durchschnittlich zwar arm an echtem Sittlichkeitsgehalte. Auch in jenen Religionen, in welchen die himmlischen Mächte von der Naturgebundenheit befreit und als persönliche, sittliche Wesen gedacht sind, fehlt das väterlich-kindliche Verhältniß zwischen ihnen und den Menschen. Die Haupttriebfeder der Frömmigkeit und der Gesetzestreue ist das Gefühl der Gottbedürftigkeit, der Abhängigkeit von den schicksallenkenden Geistern und deren sichtbaren Vertretern, so daß an der Scheu vor ihnen die knechtische Furcht mehr betheiligt ist, als die kindliche. Jedoch sind die edlern sittlichen Beweggründe: die Ehrfurcht vor dem Gesetzgeber, die Achtung vor dem Pflichtgebote, das Gefühl des sittlich Geziemenden, die Furcht vor innerer Entehrung durch das Laster, die Werthschätzung der Tugend keineswegs ausgeschlossen. Was uns hier angeht, ist die Thatsache, daß jedes Volk in seiner Religion und Sitte eine Sittenlehre besitzt und Sittlichkeit übt.

3. Es kann selbstverständlich nicht unsere Absicht sein, alle Völker zum Worte kommen zu lassen, auf daß sie die Allgemeinheit und die Einheit des sittlichen Bewußtseins bezeugen.

Für die Culturmenschheit des heidnischen Alterthums sind

mehrere Gelehrte gar zu eifrig in die Schranken getreten, indem sie, wie schon Celsus und Julian der Abtrünnige gethan, die christliche Sittenlehre zu einer Abschrift der heidnischen herabsetzen. Der glanzvolle und gern gelesene Culturgeschichtschreiber Henry Thomas Buckle hat im Anschlusse an Sir James Makintosh, Condorcet und Kant behauptet, daß nichts in der Welt eine so geringe Veränderung erlitten habe, als die großen Grundsätze der sittlichen Lebensführung. „Andern Gutes zu thun, ihnen zu Liebe die eigenen Begehrungen zu unterdrücken, unsern Nächsten, wie uns selbst zu lieben, dem Feinde zu vergeben, die Leidenschaften zu unterjochen, die Eltern zu ehren, die Vorgesetzten mit Achtung zu behandeln: diese und ein paar andere Sätze sind der wesentliche Inhalt der Moral. Aber sie sind schon vor Jahrtausenden bekannt gewesen, und nicht ein Jota ist ihnen hinzugefügt worden durch die Predigten, Homilien und Texte, welche Moralisten und Theologen hervorgebracht haben“ [32]).

Diese Auffassung darf sich zwar weder einer gründlichen Geschichtskenntniß, noch eines tiefen Einblickes in das Wesen des Sittlichen rühmen, hat sich aber gleichwohl des Beifalls jener Geister zu erfreuen, welche der christlichen Weltansicht und Sittlichkeit unfreundlich gegenüber stehen. Sie wähnen, die einzigartige, wunderbare Wirkung von Christi Lehre und Leben dadurch erschöpfend zum Ausdrucke gebracht zu haben, daß sie sagen, Jesus von Nazareth habe für die Strömungen und Strebungen seines Volkes das richtige Wort gefunden und eine längst vorbereitete und unvermeidliche Verquickung des Judenthums mit dem Griechenthum vollzogen. In Folge dessen sei als Ergebniß einer rein geschichtlichen, sprunglosen Entwickelung an die Stelle der alten, lebensfrohen Einheit von Geist und Sinnlichkeit eine einseitige, überspannte, ungesunde, culturscheue Geistigkeit getreten, die das Unmögliche ungestraft versuchen zu dürfen glaube. In weiten Kreisen ist es Modesache geworden, den Weltheiland, der als Sittenlehrer ohne Gleichen und als Tugendmuster ohne Beispiel mit wunderbar schöpferischer Kraft in die sittliche Menschheitsbewegung eingetreten und deren Mittel- und Angelpunkt geworden ist, neben oder gar unter Sokrates und Buddha Gotama Câkjamuni zu stellen. Aug. Bebel, der gern mit Brosamen vom Tische der ungläubigen Wissenschaft hausirt, behauptet mit der ihm eigenen Dreistigkeit, es gebe im Christenthum keinen sittlichen Grundsatz, „welchen der 500 Jahre ältere Buddhismus und der noch ältere Brahmanismus nicht auch lehrte“ [33]). Die christliche Religion könnte freilich das Antlitz der Erde nicht umgestaltet haben, wenn sie nicht alle Keime der echten natürlichen Sittlichkeit zur vollen Blüthe gebracht und ihre Bekenner befähigt hätte, ganze Menschen zu sein. Denn durch die

Gnade wird die Natur nicht vernichtet, sondern, wie der Wildling durch das Pfropfreis, veredelt. Die vielgerühmten heidnischen Tugendlehrer und Pflichthelden aber würden sich vor mehr als einem christlichen Gebote entsetzt haben. Der alte Römer oder Grieche von tadelloser Bürgertugend würde in einem Sittengesetze, welches der eheherrlichen und väterlichen Gewalt über das Weib, die Kinder und die Sklaven weitgehende Schranken setzt, welches die allgemeine Menschenliebe, sogar die Feindesliebe gebietet, eine Verkehrung und Verhöhnung der Menschenrechte erblickt haben.

Die dankbare Bewunderung der sittlichen Welterneuerung durch das Christenthum ist kein Hinderniß, den Werth der heidnischen Sittlichkeit ungeschmälert und freudig anzuerkennen. Man könnte sogar versucht sein, ihn über Gebühr hervorzuheben, wo man die Einheit des Menschengeschlechtes im Sittlichen so vielseitig und heftig angefochten sieht. Diese Uebereinstimmung aber darf nicht bestritten werden, wenn feststeht, daß alle Völker die sittlichen Hauptgebote in deren allgemeiner Fassung kennen und sich an dieselben unbedingt gebunden wissen, ihnen daher ein übermenschliches Ansehen beilegen, sie auf eine überirdische Herrschermacht zurückführen und unter deren Obhut stellen.

5. Unter den heidnischen Culturvölkern mögen die alten Griechen und Römer uns hiervon Zeugniß geben. Ein hervorstechender Zug der griechischen Volkssittlichkeit ist deren religiöser Charakter: die innige Verbindung zwischen Frömmigkeit und Bürgertugend, der göttliche Ursprung und Verpflichtungsgrund der sittlichen Ordnung als der unantastbaren Grundlage und Richtschnur aller menschlichen Gesetze und die übermenschliche Macht des Gewissens.

Das innige Verhältniß zwischen Religiosität und Sittlichkeit spiegelt sich schon im Sprachgebrauche ab. In der Odyssee wird wiederholt die Gesetzestreue der Unterthanen wie der Gerechtigkeitssinn der Könige als Gottesfurcht bezeichnet. Die Schriftsteller der spätern Zeit stellen den sprachlichen Ausdruck für Frömmigkeit in unmittelbaren Gegensatz zur Ungerechtigkeit. Die attischen Tragiker pflegen ihn namentlich auf die gewissenhafte Erfüllung der Pflichten gegen Fremde, Schutzflehende und Verstorbene und insbesondere auf die Eidestreue anzuwenden.

Der Staat sammt seinem Rechte ist nach griechischer Anschauung eine Stiftung der Götter. Zeus gab in Dodona seinen Willen kund und führte den Minos auf Kreta in die Gesetzeskenntniß ein. Lykurg ließ sich von der Pythia in Delphi belehren, und Xenophon und Plato hielten es für selbstverständlich, daß über die Erlaubtheit von Gesetzesänderungen die Götter befragt werden müßten. Ueber den menschlichen Gesetzen also, die zugleich mit den Formen der Staatsverfassung und den Trägern

der obrigkeitlichen Gewalt wechseln, stehen die sittlichen Grundsatzungen, die ungeschriebenen ewigen Gesetze, welche das Gewissen verkündet und geltend macht. Kein Mensch hat sie erdacht, kein Herrscher kann sie aufheben. Sie sind göttlicher Natur und altern nicht[34]). Auf sie beruft sich Antigone, als sie dem ausdrücklichen Verbote des Staatsoberhauptes Kreon zuwider den Leichnam ihres Bruders bestattet. „Es war," sagt sie dem Fürsten in's Gesicht, „ja Zeus nicht, der den Heroldruf erließ, noch Dike, bei den untern Göttern wohnend, war's, die solche Satzung aufgestellt. Nicht so gewaltig deuchte mir dein Machtgebot, daß weichen müßte seinem flüchtigen Menschenlaut der Götter ungeschriebenes, unumstößliches Recht." „Das ist in Kraft nicht heut' und gestern; ewig lebt's, und keiner weiß, von wannen es der Welt erschien. Das sollte nicht, weil Menschensatzung mich schreckt, mich einst verdammen vor der Götter Angesicht." „Ich will nicht eine Pflichtvergessene sein." „Kreon darf mir nicht versagen, was die Pflicht gebeut." Sie übertritt das menschliche Gesetz, um nicht zu verachten, „was den Göttern heilig dünkt und recht". „Welch' Götterrecht hab' ich verletzt?" ruft sie aus, als sie zur Strafe lebendig in die Gruft hinabsteigen muß. Und das sittliche Urtheil der Menge steht auf ihrer Seite und erkennt ihr einen „goldenen Ehrenlohn" zu[35]). „Vergebens tastet Menschenwitz die Götter an. Was uns gelehrt die Väter, was geheiligt hat der Lauf der Mitwelt, nimmer stürzt ein Spruch es um," so lautet der Grundgedanke, den Euripides in den Bacchen durchführt. Obwohl dieser Dichter von Natur und Erziehung zur Zweifelsucht neigt, hält ihn doch die Macht seines Gewissens gefangen: er kann sich bei der Selbstbeurtheilung der reinen Hände nicht getrösten, wenn das Herz unrein ist[36]).

Der sittliche Tiefsinn und Ernst der geistigen Führer blieb nicht auf engere Kreise beschränkt. Es genügt, daran zu erinnern, daß zehn beliebig aus dem Volke ausgelooste Männer die Preisrichter über die aufgeführten Stücke waren, und daß das athenische Volk den Verfasser der „Antigone" zum Heerführer im samischen Kriege ausrief. Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter bezeugen übereinstimmend ihres und des Volkes Glauben an eine höhere Weltregierung, die schon hienieden den Rechtschaffenen belohne und den Uebelthäter züchtige. Die göttliche Vergeltung auf Erden gilt ihnen und dem Völkerbewußtsein als ein wesentlicher Bestandtheil des Weltlaufes. „Zu den festesten Voraussetzungen, von denen der Glaube der alten Griechen nicht lassen mochte, gehörte," schreibt Leopold Schmidt, „daß in den Schicksalen der Menschen eine strenge Gerechtigkeit waltet, welche das Gute belohnt und das Böse bestraft"[37]). Dieser Gedanke durchzieht den wesentlichen Inhalt

der homerischen Gedichte: die Troer sind der Strafe der Götter verfallen, weil einer von ihnen das Gastrecht freventlich verletzt hat, und sie steigern ihre Schuld durch den schnöden Bruch eines feierlich beschworenen Vertrages; Achilles wird für das Uebermaß seiner Rachsucht gezüchtigt; noch deutlicher kommt in der Odyssee der zeitliche Ausgleich von Laster und Strafe, von Tugend und Lohn zur Darstellung. In dem Geschichtswerke Herodot's waltet die göttliche Gerechtigkeit über den Schicksalen der Völker und der Königsgeschlechter. Antigone büßt zwar ihren Verstoß gegen ein menschliches Verbot mit dem Tode. Aber auch Kreon, der Urheber der gegen das Götter- und Gewissensrecht frevelnden Willkürsatzung, fällt dem Strafgerichte anheim. Mit zerschmetterndem Schlage fährt ihm das Verhängniß auf's Haupt, und der Chor zieht die Nutzanwendung: „Nie freve der Mensch an der Götter Gesetz! Der Vermessene büßt ein vermessenes Wort mit schwerem Gericht“ [38]). Und selbst Antigone's trauriges Loos ist im letzten Grunde auf das Vergeltungsgesetz zurückzuführen. Auf ihr lastet nämlich eine Familienschuld, an der alle ihre Angehörigen zu tragen und zu leiden haben. Die Götter sind gerecht und strafen die Vergehungen der Väter an deren Kindern. Antigone ist durch den Fluch ihres Vaters Oedipus dem Tode geweiht, und Kreon ist das Werkzeug in der Hand der göttlichen Strafgerechtigkeit.

6. Ereignisse, in denen die Fürsorge des Himmels für den Bestand der sittlichen Weltordnung sich dadurch kundgibt, daß sie den Frevler die bittern Früchte seiner Missethat kosten läßt, bildeten von jeher einen Haupt- und Lieblingsgegenstand der tragischen Dichtung.

Unser Inneres erbebt von heiligem Zorne über das Gelingen verbrecherischer Pläne und wird aufgewühlt vom heftigsten Mitleide mit dem Unglücklichen, der ihnen zum Opfer fällt. Die Unvermeidlichkeit des Verhängnisses, das Tücke und Verrath ihm bereitet, läßt uns für ihn und mit ihm fürchten, und nachdem er ahnungslos von demselben umstrickt ist, erdulden wir mit ihm all die Leiden, die über ihn kommen. Unser Herz knirscht vor Erbitterung, daß es ihn vorher nicht warnen konnte und ihm jetzt keine Hülfe und Tröstung zu bringen vermag. Es begehrt Besänftigung seines ohnmächtigen, wilden Schmerzes und schreit nach Befreiung von dem marternden Stachel, den ihm der Anblick eines durch fremde Bosheit herbeigeführten Unglückes oder Unterganges tief eingedrückt hat. Diese düstere Gemüthsbewegung wird abgelöst durch die Trauer, welche uns der jähe Sturz des tragischen Helden von den Höhen des Lebensglückes in den Abgrund des Verderbens bereitet. Zürnten wir vorher dem schuldbeladenen Verbrecher, so können wir ihm jetzt, nachdem ihn sein Geschick ereilt und ihm mit gleicher Münze heim-

gezahlt hat, unsere menschliche Theilnahme ebenfalls nicht versagen. Der herbe Schlag, der sein Glück in dem Augenblicke vernichtet, wo er dasselbe für immer an seinen Lebenslauf gefesselt zu haben wähnte, geht an unserm Herzen nicht vorüber; es empfindet mit dem Betroffenen den schmerzlichen Wechsel der Lage, den plötzlichen Gegensatz von Hülflosigkeit und Macht, von Schande und Ruhm, von Wehe und Wonne.

Unser Schmerz aber über den jammervollen Untergang eines Wesens unseresgleichen wird vor dem Uebermaße bewahrt oder von ihm befreit durch die Befriedigung unseres Vergeltungsgefühles, das den vollen Ausgleich von Schuld und Sühne begehrt. Unsere Trauer verliert alles Verletzende und wird leichter zum tragischen Genusse erhoben, nachdem das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl versöhnt ist. Zufall, Schicksal, Verhängniß heißt die Macht, die dem übermüthigen Verbrecher das Verderben an die Fersen heftet und ihn durch eine Verkettung unvorhergesehener Umstände, vielleicht gar durch die Werkzeuge oder die Opfer seiner Bosheit, zu Grunde richtet. Eine solche Benennung ist insofern berechtigt, als das sittliche Weltgesetz in dieser Vergeltungsthat nach Art eines Natur- oder Nothwendigkeitsgesetzes zu wirken scheint, das seine Erfüllung erzwingt und seinen Verächter unerbittlich zermalmt. Das unwiderstehliche Walten einer höhern Gerechtigkeit wird öfters auch durch die Erfahrung und durch die Völkergeschichte offenbar; der Dichter aber läßt uns dasselbe deutlicher erkennen und eindringlicher empfinden. Der Schuldige wird uns vorgeführt im Banne einer Macht, die ihn geblendet hat, um ihn zu verderben, so daß er nur so und nicht anders handeln kann, als er in der Wirklichkeit handelt. Er sieht die Anzeichen des ihm nahenden Unglückes und weiß sie nicht zu deuten, überhört die Warnungen treuer Freunde, folgt den Rathschlägen unerfahrener oder arglistiger Genossen, baut auf die Hülfe ohnmächtiger oder verrätherischer Mitmenschen; wie von einer unsichtbaren, starken Hand fortgerissen, rennt er mit offenen Augen in den Abgrund. Was bei dieser Gattung der tragischen Dichtung unser trauerndes Gemüth besänftigt, mit Ruhe und Zufriedenheit erfüllt, das ist die Erhebung unseres Glaubens zum Schauen: die himmlische Gerechtigkeit tritt in die Schranken, wo die irdische ihre Dienste versagt oder zur Ohnmacht verurtheilt ist. Der Dichter lüftet den Schleier der göttlichen Vorsehung und läßt uns den starken Arm sehen, der die Fäden der menschlichen Geschicke in der Hand hält und die Geschichte der Völker wie des einzelnen Menschen zum Gerichte gestaltet.

7. Die zeitliche Verurtheilung und Vergeltung des Bösen durch einen übermenschlichen Richter und Rächer ist sehr häufig dem

menschlichen Auge entzogen. Nichtsdestoweniger findet sie statt, nämlich durch das richtende und strafende Gewissen.

Der griechische Geist hat sich mit Vorliebe darin gefallen, nicht bloß die großartigen Gegenstände, Gewalten und Erscheinungen der Naturumgebung, sondern auch die hervorragendsten Kräfte und Thätigkeiten der Seele als persönliche Wesen darzustellen. In diesem nicht selten ernsten Spiele der Einbildungskraft tritt das Gewissen, das in den Grundkräften der Seele wurzelt und ihnen die Richtung auf das Gute und Göttliche verleiht, als eine seelische Macht ersten Ranges auf. In der Erinnys wird das Schuldgefühl als ein Wesen außerhalb des Frevlers angeschaut; das böse Gewissen wird zum Rachegeiste, der unerbittlich und unnachsichtig jede Störung der sittlichen Ordnung ahndet. Wenn sie auch der Ansicht Max Müller's gemäß sich sprachlich nicht an eine Seelenthätigkeit anlehnt und weder mit Zürnen, noch mit Fragen, noch mit Streit zusammenhängt, sondern ursprünglich gleichbedeutend ist mit dem vedischen Saranyu, d. i. Morgenroth, so ist sie darum nicht weniger geeignet, das richtende und rächende Gewissen zu bezeichnen. Denn als die Morgenröthe des Herzens bringt die Erinnys das Dunkele an's Licht, deckt sie rasch die Werke der Finsterniß auf. Und nach den ergreifenden Schilderungen der griechischen Tragiker weiß sie mit einem Scharfblicke sondergleichen den verborgenen Verbrecher ausfindig zu machen und mit einer Schnelligkeit, für die es keine Entfernung gibt, ihn zu erreichen. Mit hochgeschwungener Fackel jagt sie dem Fliehenden nach und rastet nicht eher, als bis sie ihr Opfer in den Wahnsinn oder in den Tod gehetzt hat. Elektra ruft die Erinnyen an, „die spähenden Blickes heimtückischen Mord und Ehebruch schauen": „O helft mir, o kommt, zu rächen des Vaters Ermordung" [39]).

Mit der furchtbaren, unwiderstehlichen Macht des Gewissens waren die Alten, ein Aeschylos, Sophokles, Euripides, nicht weniger vertraut, als es später Shakespeare gewesen ist. Orestes ist, wie Gloceſter, ein Urbild von Gewissensnoth und Gewissenspein. Vom Schuldbewußtsein bis zum Wahnsinn verwirrt, verwechselt er sogar die Schwester mit dem Rachegeiste: „Laß ab: du bist der Eumeniden eine, packst mich in der Mitte und schleuderst mich in den Tartarus hinab" [40]). Ein anderes Mal aber weiß er sehr deutlich, was ihn im Mittelpunkte seines seelischen Wesens ergreift, festhält und quält: der Gram ist es, der an seinem Herzen nagt; der wilde Gewissensschmerz, als Rächer des Muttermordes, verzehrt dasselbe [41]). Das Schuldgefühl macht auch den Tollkühnsten feige und furchtsam, sagt Menander. Daß es die Machthaber ebenso peinigt, wie die gewöhnlichen Sterblichen, haben ein Tiberius, ein Nero und andere scheußliche Gewaltmenschen an sich erfahren müssen.

8. Die alten Römer waren die nächsten Erben der griechischen Bildung und Gesittung. Zur echt römischen Geistesart paßte besonders die gemüthslose stoische Denkweise. Die altrömische Sittlichkeit ist herb und derb. Sie beruht aber vollständig auf dem religiösen Glauben, ist durch und durch von der Gottesfurcht beseelt. Cicero bezeichnet die Religion als die feste Grundlage des römischen Gemeinwesens und ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dasselbe weit mehr durch die Macht und die Weisheit der Gottheiten, als durch menschliche Einsicht geleitet werde. Die römische Sprache hat uns mit jenen beiden Ausdrücken beschenkt, welche die Gebundenheit und die treue, ehrfurchtsvolle Hingebung des Menschen an ein höheres Wesen und dessen Willen bezeichnen: mit „Religion" und „Pietät". Nirgend war die Religion eine solche Macht, wie im alten Rom, wo sie mittels der staatlichen Gesetze alle öffentlichen und privaten Verhältnisse regelte. Kein Bündniß wurde geschlossen, keine wichtige Regierungshandlung unternommen, bevor die Götter befragt oder angerufen waren. Die göttlichen wie die menschlichen Gebote wurden sehr gewissenhaft beobachtet. Die Tugend des Bürgers zeigte sich in einer männlichen, würdevollen, vom Pflichtbewußtein getragenen Haltung. Die sittlichen Schranken, welche die Religion zog, begründeten die Heilighaltung des ehelichen Lebens und die häusliche Zucht. „Es gibt kein Volk des Alterthums, das die innern Verhältnisse der Familie sittlicher, strenger und rechtlich fester geordnet hätte, als das römische" [42]). Seit dem zweiten punischen Kriege aber nahm die Einfachheit und die Strenge der Sitten in demselben Maße ab, als der Reichthum und mit ihm die Erwerbs- und Genußsucht wuchs. Die Götter wurden in das Reich der Fabel verwiesen, und nachdem die Religion abgedankt worden, büßten alle Lebensverhältnisse ihre sittliche Grundlage und Weihe ein, insbesondere wurde die Ehe entwürdigt. Der seuchenartig sich ausbreitenden Sittenverderbniß aber folgte als Strafe eine zunehmende Verwirrung der sittlichen Begriffe. Angesichts dieser Trübung des sittlichen Gesammtbewußtseins fühlten sich die bessern Geister um so dringlicher aufgefordert, der Gottesstimme im eigenen Innern, die, dem Sprüchworte gemäß, „tausend Zungen" aufwog, zu lauschen und deren Ursprung und Wesen zu untersuchen. So sehr auch zur Kaiserzeit das sittliche Gefühl abgestumpft war: die Empfindung des bösen Gewissens war der Volksseele nicht abhanden gekommen. Persius und Juvenal, Tacitus und Sueton spiegeln durch ihre ergreifenden Schilderungen der Gewissensqualen die Vorstellung ihrer Zeitgenossen ab.

9. Die Ableitung der menschlichen Gesetze und deren Verbindlichkeit aus dem göttlichen Willen, mithin die Anerkennung und die Beobachtung eigentlicher Pflichtgebote ist keineswegs eine Besonderheit

des griechisch-römischen Geistes. In den heiligen Gesetzesurkunden fast aller alten Culturvölker wird eines *ersten, ungeschriebenen* Gesetzes gedacht, das den menschlichen Gesetzgebern unmittelbar von der Gottheit kundgethan worden. Das Rechtsverfahren der Urzeit war allenthalben religiös gefärbt[43]). Im Rig-Veda wird Mitra-Varuna zugerufen: „Euer Thron ist fest durch das Gesetz; durch Recht vereint ihr die Menschen." In den Zendschriften der Perser ist Rede von einem Gesetze, das Ormuzd seinen Priestern in's Ohr offenbarte, und Zoroaster später in eine schriftliche Form kleidete. Nach altdeutscher Anschauung stammt alle Gewalt und jedes Recht auf Erden von oben; der Fürst trägt seine Krone als göttliches Lehen. Die Friesen haben eine Sage bewahrt, in der ein Gott als Verkünder der Rechtsordnung auftritt[44]).

Das ewige, ungeschriebene oder natürliche Sittengesetz erhielt seine Auslegung und Anwendung durch die staatlichen Vorschriften und Einrichtungen, durch Volksüberlieferungen und Landessitten, die zusammen das öffentliche Gewissen ausmachen und diese Benennung insofern verdienen, als sie die *äußere* Sittenregel bilden. Der überall gleichlautende Inhalt desselben besteht in den Geboten der Gottesverehrung, der gegenseitigen Liebe zwischen Eltern und Kinder, der Gastfreundschaft, der Schonung des schutzsuchenden Fremden und in den Verboten des Mordes, des Raubes, des Diebstahls, des Betruges, des Ehebruches, der Verleumdung, des Meineides, des Eid- und Vertragsbruches. Diese Vorschriften aber hätten nimmer eine unbedingte Verpflichtung oder Gebundenheit erzeugen, mithin nirgend einen sittlichen Gehorsam finden können, wenn nicht das Einzelgewissen den unverfälschten Widerhall seiner eigenen Stimme in ihnen vernommen hätte. Bevor sie niedergeschrieben wurden, waren sie dem Herzen des Menschen eingeschrieben. Das Gewissen ist ihre nächste Quelle, ihr Hort und Wächter.

10. Und diese unzerstörbare Anlage und Triebkraft zum sittlichen Leben regt sich noch in den *tiefst gesunkenen*, durch die hassenswürdigsten Laster geschändeten Menschenstämmen. Das sittliche Urtheil ist selbst in den umnachtetsten Zeiten des Heidenthums nicht so gänzlich verdunkelt gewesen, daß es aufgehört hätte, die Grundlinien der sittlichen Ordnung vorzuzeichnen und die Grundpflichten des sittlichen Verhaltens vorzuschreiben. Trotz allen Bemühungen ist es nicht gelungen, irgendwo im „dunklen Erdtheile" oder auf einer einsamen Insel des Weltmeeres oder in den Jagdgründen America's oder Australiens ein religionsloses Völkchen zu entdecken. Schon diese Thatsache allein straft die Erzählungen von sittlichkeitslosen Menschengemeinschaften Lügen. Nirgendwo ist eine Menschenhorde angetroffen worden, die ohne Gewissen, ohne jede Ahnung der

sittlichen Grundbegriffe und Grundwahrheiten und ohne alle Kenntniß oder Anerkennung der sittlichen Hauptgebote in den Tag hineinlebt. Victor Cathrein hat einen glücklichen und höchst verdienstlichen Griff gethan, indem er dieses gesicherte Ergebniß der neuern Völkerkunde in seiner „Moralphilosophie“ gebührend würdigte.

Die ausnahmslose Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins ist eine völkerkundliche Thatsache, die in unsern Tagen einen besondern Werth hat, weil sie der positivistischen und entwickelungsgeschichtlichen Sittenforschung äußerst unbequem ist.

Der Naturmensch trägt ebenfalls einen Gesetzgeber, Mahner und Warner, einen Ankläger und Zeugen, einen Richter und Vergelter in seiner Brust. Er kann aber freilich nur dann als Zeuge für die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit gelten, wenn er in den sittlichen Grundbegriffen und Grundpflichten mit dem Culturmenschen übereinstimmt oder die Hauptgesetze einer vernunftgemäßen, menschenwürdigen Lebensführung kennt und als Befehle eines übermenschlichen Willens anerkennt und befolgt. Dies ist thatsächlich der Fall.

David Livingstone bemerkt über die Negervölker, daß „ihre Vorstellung vom sittlich Bösen sich in keiner Weise von der unserigen unterscheidet“. Jedoch darf dieses Urtheil eben so wenig auf die ganze Race ausgedehnt werden, wie die andere Behauptung des verdienstvollen Mannes, daß das africanische Sittengesetz nur durch das Verbot der Vielweiberei bereichert zu werden brauche[45]). Oscar Lenz befindet sich durchaus in Uebereinstimmung mit den ältern Missions- und Reiseberichten[46]), wenn er bezeugt, daß der Neger Westafrica's „recht wohl zu unterscheiden weiß, was gut und was böse ist“[47]). „Was die Sittlichkeit der heidnischen Congo-Neger betrifft,“ schrieb unlängst der Missionar A. Koller, „so ist sie so beschaffen, daß sie gar oft dem civilisirten Europa als Muster dienen könnte, und ich kann behaupten, daß ich in den sieben Jahren meines Aufenthaltes am Congo wenigstens im öffentlichen Leben nicht so viel Anstößiges und Unsittliches gesehen, als ich früher in sieben Wochen in Europa in den Städten, und ich darf hinzufügen: auf dem Lande, gesehen. Darin stimmen alle Missionare des Congo mit mir überein.“ Der Missionar lobt seine Neger besonders wegen ihrer Schamhaftigkeit und wegen der Strenge, mit der sie über die außereheliche wie über die eheliche Reinheit wachen, und schließt mit den Worten: „Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß die Neger nicht ihre Laster und zwar ihre großen Laster haben; aber das muß anerkannt werden, daß auch den wildesten Völkern das sittliche Gefühl innewohnt, daß sie die Erkenntniß des Guten und des Bösen haben“[48]). Die Baschilange im Innern Africa's, welche H. v. Wißmann der wissen-

schaftlichen Völkerkunde zugänglich gemacht hat, bestrafen den kaltblütigen Mörder mit dem Feuertode; wer dagegen in augenblicklicher Erregung ein Menschenleben vernichtet, hat eine Buße im Werthe eines Sklaven an die Familie des Getödteten zu zahlen[49]).

Ridley klagt, daß es ihm schwer geworden sei, australischen Stämmen den Begriff der Sünde klar zu machen[50]). Wir zweifeln nicht daran, bemerken aber, daß die Sittlichkeit, die Gewissensthätigkeit nicht erst mit dem klaren Sündenbegriffe beginnt. Collins hat ausdrücklich hervorgehoben, daß die australischen Schwarzen zwischen gut und bös in unserm Sinne recht wohl zu unterscheiden wissen[51]). Deisenhammer rühmt ihnen nach, daß sie „von guter Gesinnung, leicht zu gewinnen sind und ihre hoch in Ehren gehaltene Moral haben". Jünglinge dürfen nicht heirathen, wenn sie sich nicht durch ein gutes Betragen auszeichnen[52]). Die bei der Mannesweihe üblichen Gebräuche haben den Zweck, dem jungen Australier, der nach einer strengen Vorbereitungszeit in die Mannesrechte eingesetzt werden soll, die Pflichten der Wahrhaftigkeit, der Ehrlichkeit, der Ehrfurcht gegen das Alter, der ehelichen Treue usw., desgleichen die besondern Stammessatzungen und die Strafen für die Uebertretung der einen wie der andern eindringlich einzuschärfen[53]). Voreilige Sittenrichter haben den Tonganern, Samoanern, Neuseeländern und andern Südseevölkern jedes sittliche Gefühl abgesprochen, da es ihnen entgangen ist, daß diese Naturkinder edlen Thaten ihre Bewunderung zollen. Gute Werke bereiten uns ein Wohlgefühl, daher handeln wir gut, pflegten die Tonganer zu sagen[54]).

11. Die obersten Pflichtgebote sind freilich nur in ihrer allgemeinen Fassung geistiges Eigenthum aller des Vernunftgebrauches fähigen Menschen, mithin schweren Mißverständnissen ausgesetzt, so oft sie in Verhaltungsregeln für die besondern persönlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse ausgeprägt werden sollen. Daß bei dieser Denkarbeit der Naturmensch, der im Allgemeinen mehr träumt, als denkt, leicht und häufig auf schlimme Mißdeutungen verfällt, darf nicht überraschen. Soviel aber steht unzweifelhaft fest, daß in den Sitten selbst des entartetsten Menschenstammes Lichtseiten vorhanden sind, die für den unbefangenen Blick unverkennbar das Verpflichtungs- und Verantwortungsgefühl hervorschimmern lassen.

Das Gewissen ist nicht eine in allen Stücken untrügliche Richtschnur des menschlichen Handelns, sondern vielerlei verdunkelnden und verwirrenden Einflüssen ausgesetzt. Dasselbe ist nämlich „vermöge seines Wesens aufs Innigste verflochten in die religiösen und sittlichen Zustände und Geschicke der menschlichen Natur. Seine Beschaffenheit ist größtentheils durch sie bedingt" [55]). In die Gottesstimme mischt sich also der

Widerhall der überlieferten Anschauungen und Gewohnheiten, der öffentlichen Meinung, der herrschenden Sitten, der ererbten oder anerzogenen Neigung, der persönlichen Eigenart im Denken, Empfinden und Streben und nicht zum wenigsten der oft ungestüme Ton der Leidenschaften. Eine flüchtige Selbstbesinnung belehrt uns, wie sehr unser sittliches Urtheil und Gefühl durch den Geist unserer gesellschaftlichen Umgebung, durch Standesrücksichten und Geschäftsgebräuche beeinflußt wird. In viel höherm Maße wird die sittliche Anschauungs-, Gesinnungs- und Handlungsweise des Naturmenschen durch die Gebräuche des culturarmen Lebens bestimmt. Daher entdeckt er keine Spur von sittlichen Bedenken in Handlungen, vor denen sich ein durch Bildung geklärtes und durch sittliche Uebung geschärftes Gewissen entsetzt. Laster, die von der Stammessitte geduldet oder vom überlieferten Aberglauben vorgeschrieben werden, z. B. die Marterung und die Abschlachtung der Kriegsgefangenen, die Ermordung unbotmäßiger Sklaven und Weiber, die Darbringung von Menschenopfern und dgl., hält er für erlaubt oder gar für geboten. Sein Gewissen wird insbesondere durch religiösen Wahnglauben häufig irregeleitet und gefesselt. Das sittliche Bewußtsein muß aber sehr getrübt sein, wo es aus so vielen unlautern Quellen schöpft. So entstellt es aber auch sein mag, so kommt demnach in ihm die Grundrichtung der menschlichen Natur auf das Gute zum Durchbruche.

Das naturmenschliche Gewissen redet in Folge überlieferter Irrthümer und Unsitten manchmal in äußerst seltsamen, befremdlichen Lauten, in Folge ererbter, tief eingewurzelter Leidenschaften und Laster nicht selten in tiefen und gebrochenen Tönen. Es gleicht einem Musikinstrumente, das stellenweise verstimmt und tonlos ist, jedoch auch Tasten oder Saiten von durchaus richtiger Klangfarbe hat.

12. Daß im rein natürlichen Wachsthumsprocesse das Unkraut die Sittlichkeitskeime zu überwuchern pflegt, lehren uns tagtäglich mit erschreckender Deutlichkeit und Ueberzeugungskraft die verwahrlosten Glieder der gesitteten Gesellschaft. Der Naturmensch ist sich selbst überlassen, und es ist daher begreiflich, daß er verwildert. Das Bedürfniß, die sittliche Beschaffenheit seines Thuns und Lassens zu prüfen, empfindet er um so schwächer und seltener, je mehr Spielraum seinen Naturtrieben durch Ueberlieferung, Sitte und Gewohnheit gewährt wird. Kampflos erliegt die bessere Natur des Einzelnen der Macht des bösen Beispieles und fällt dem allmälig zur zweiten Natur sich auswachsenden Laster als Beute anheim; denn sie hat keinen Halt.

Der düstere Glaube an das unwiderstehliche Walten des blinden Schicksales oder übelwollender Geistwesen hat das Bewußtsein der persönlichen Freiheit erschüttert und die sittliche Trieb- und Thatkraft

gelähmt, so daß die ererbte und durch Gewohnheiten großgezogene Neigung zum Laster sich als eine Art Naturzwang ankündigt. Wie die Naturübel, so werden auch die sittlichen Uebel gern auf ein unabwendbares Verhängniß zurückgeführt oder als unheilbare Schwächen beschönigt. „Gutes thun", sprach der berühmte Basuto-Häuptling Mosheh, „ist dasselbe, wie einen Stein den Berg hinanrollen: das Böse aber kommt ebenso von selbst, wie der Stein den Abhang hinunterrollt" [56]). Die Kosakaffern entschuldigen ihre Verkehrtheit als eine schlimme Naturanlage und meinen, Gott könne ja ihre Herzen ändern und den Teufel überwinden [57]). So mißdeuten sie „das Gesetz in den Gliedern", von dem der Apostel redet, als ein solches, das man mit Erfolg nicht bekämpfen könne und daher auch nicht zu bekämpfen brauche. Sie kennen aber auch „das Gesetz des Geistes", das im Gewissen hinterlegt ist, und verhehlen sich nicht, daß der Zwiespalt in ihrem Innern ein Zustand ist, der nicht sein sollte. Sie tragen zwei miteinander streitende Herzen im Busen, wie sie zu sagen pflegen, haben auch Sonderbenennungen für sie, und in der Gewissensangst greifen sie auf die Brust [58]).

Diese Redeweise der südafricanischen Schwarzen erinnert an die Vorstellung der alten Aegypter, daß die Sünde nicht im Herzen, sondern in dessen Umhüllung ihren Sitz habe: das Herz ist und bleibt rein, und im Jenseits erhebt es selbst die Anklage wegen der Befleckung seiner irdischen Hülle, kehrt auch nicht in diese zurück, wenn sie nicht makellos ist. Der Verstorbene also, der im Gerichte nicht erprobt ward, blieb seines Herzens beraubt und fiel vermuthlich durch einen zweiten Tod für immer der Vernichtung anheim. Daher wird er redend eingeführt: er wünscht so sehnlichst, sein Herz möge bei ihm sein, während er in der Unterwelt seine Gestaltungen vornehme, und in der Halle des Gerichtes für ihn zeugen. Und damit er bis zu dieser verhängnißvollen Stunde nicht ganz ohne Herz sei, wurde der Mumie ein herzförmiges Gefäß oder ein Skarabäus von Stein oder Thon mitgegeben [59]).

Die Naturkinder sind Wildlinge, aber veredelungsfähig, und Tausende von ihnen sind unter der Hand geschickter und geduldiger Erzieher bereits veredelt worden, obwohl die Edelkeime ihrer Natur durch die Ungunst der religiösen und der gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer Entwickelung gehemmt und zum Theil fast erstickt worden waren. Das Heidenthum mit seinem Aberglauben, seiner Entwürdigung des Weibes und seiner Sklaverei hat sein Möglichstes gethan, die guten Anlagen und Antriebe der Naturvölker zu unterdrücken, hat dieselben aber nicht auszurotten vermocht. Es bedarf nur der belebenden Einwirkung des christlichen Geistes auf das Gewissen dieser Menschen, und auch sie

werden sich zu ebenbürtigen Gliedern unseres Geschlechtes gestalten. Die Unverbesserlichkeit wie die Gesittungsunfähigkeit der farbigen Racen ist längst entweder als eine von unlautern Beweggründen eingegebene, einer herzlosen Ausbeutung und Ausrottung zum Vorwande dienende Verdächtigung durchschaut, oder als eine oberflächliche, durch mangelhafte oder befangene Beobachtung veranlaßte Redensart erkannt worden.

Die Erziehung aber ist nur darum möglich, weil sie einen triebkräftigen Sittlichkeitsboden vorfindet, dessen Bearbeitung ihre Aufgabe ist, setzt mithin das Gewissen voraus. Sie würde nicht sein, was sie ist, und sich nicht von der Abrichtung unterscheiden, wenn ihr nicht eine natürliche Anlage und Richtung zur Sittlichkeit vorherginge.

13. Der Naturmensch kennt ebenfalls nur religiös begründete Sittengesetze, nur ein von der Religion belehrtes und geleitetes Gewissen. Auch ihm gelten Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit einerseits, Gottlosigkeit und Gewissenlosigkeit anderseits als gleichwerthige Begriffe. Und sein Gewissen redet besonders vernehmlich und eindringlich, ungestüm und nachhaltig, so oft es Pflichten gegen die Unsichtbaren zu verkünden oder Verstöße gegen dieselben zu ahnden hat.

Das gesammte private, häusliche und gesellschaftliche Leben der culturarmen Menschheit ist durch ungezählte Sitten und Satzungen geregelt, die in Folge einer unmittelbaren Beziehung zu den höhern Mächten eine religiöse Weihe und Verbindlichkeit an sich tragen und daher mit einer Genauigkeit und Strenge beobachtet werden, die manchen sich fromm dünkenden Christen oder Mohammedaner beschämen könnte.

Diese Sittlichkeit ist nicht auf selbstgemachte, fleischlich-weltliche, sondern auf religiöse Grundsätze und Beweggründe gestellt. Der Naturmensch ist roh in der Befriedigung und stark in der Bejahung seiner Naturtriebe, aber nicht minder stark, öfters noch stärker in der Pflichttreue. Diese leitet ihn auf jedem Schritte und Tritte, wenngleich sie ihn häufig der wahren Sittlichkeit entfremdet. Beständig steht er unter der zügelnden und erziehenden Macht seines Glaubens, der freilich zum großen Theil zu einem abgeschmackten und albernen Aberglauben verzerrt ist. Er ist ein sinnlich-natürlicher Mensch, von hochgradiger Leidenschaft und thierischer Begehrlichkeit. Was ihn bändigt und bindet, ist nicht der Befehl einer selbstherrlichen Vernunft, noch die Macht rein menschlicher Gesetze, sondern jener höhere Wille, den ihm seine Religion offenbart. Sein Glaube ist die feste Schranke, vor der sein ungestümes, stürmisches Augenblicksgelüste stets Halt macht. Die Gebote und die Gebräuche seiner Religion wagt er nie zu verletzen; einen Religionsfrevel zu begehen, ist er unfähig. Um keinen Preis in der Welt würde

er einen Eid oder sein Wort brechen, zu dessen Bekräftigung er die Gottheit, die Geister oder seine Fetische angerufen hat.

Jeder, auch der religionsärmste Menschenstamm hat seine Tabugesetze, durch welche gewisse Dinge und Orte dem weltlichen Besitze und Gebrauche entzogen und den Göttern oder Geistern geweiht sind. Selbst der verwegenste Wilde würde sich durch nichts bewegen lassen, einen Gegenstand anzurühren oder einen Platz zu betreten, der durch den Tabusegen geheiligt ward. So unbequem, peinlich und selbst grausam zahlreiche Vorschriften des rohen Aberglaubens sein mögen: der Naturmensch übertritt sie nicht und umgeht sie nicht. Der rechtgläubige Israelit kann das Beschneidungsgebot, die Speise- und die Reinigungsgesetze und die Opfergebräuche nicht gewissenhafter beobachten, als der Australier, der Südsee-Insulaner, der Indianer, der Neger dies alles thut.

Dieselben üben eine Religiosität von solcher Strenge und Schmerzhaftigkeit, daß ein leichtlebiger und weltfreudiger Culturmensch nicht ohne Schaudern davon hören kann. Festlich geschmückt, unter Gesang und Spiel gehen sie den qualvollsten Peinigungen, wie sie z. B. vielerorts mit der Mannesweihe verbunden sind, entgegen und ertragen dieselben lautlos, bis sie in Ohnmacht fallen.

Das ganze Sinnen und Trachten des Naturmenschen ist darauf gerichtet, die Wünsche jener unsichtbaren Mächte, von deren Eingreifen er sein Wohl und Wehe abhängig glaubt, zu erforschen und zu erfüllen. Er kennt kein schlimmeres Unglück, als die Geister zu beleidigen oder die von denselben bewohnten, beschützten oder beeinflußten Fetischgegenstände zu entehren. Die Angst vor dem Zorne und der Rache der überirdischen Wesen kann ihn in unheilbare Schwermuth stürzen. Dieselben wieder zu verhöhnen, bildet den Hauptgegenstand seiner Sorge und Mühe, und zu diesem Zwecke legt er sich mit einem Opfer- und Heldenmute, der eines christlichen oder indischen Büßers nicht unwürdig wäre, die härtesten Entsagungen und Selbstpeinigungen auf. Wie er seiner Vergehungen wegen die Verfolgung der Geister fürchtet, so baut er bei ruhigem Gewissen auf deren Beistand, und im Vertrauen auf ihre mächtige Hilfe zur Rettung der Unschuld unterwirft er sich frohen Muthes dem Gottesurtheile, um sich von schlimmem Verdachte zu reinigen. Sein Wohlergehen erscheint ihm als der natürliche Lohn für sein Wohlverhalten gegen die Unsichtbaren und die von ihnen stammenden Familien- und Stammessatzungen, jedes Uebel als wohlverdiente Strafe für begangene Pflichtverletzungen. Pechuel-Lösche berichtet aus Loango, daß die dortigen Eingebornen, Bafiote genannt, die Verführung jugendlicher Unschuld nicht bloß als ein schweres Verbrechen, sondern auch als einen Landschaden zu ahnden pflegen. Der Sünder und die

Sünderin müssen sich an einer dem Erdgeiste geweihten Stätte in Gegenwart des Priesters einer Sühne unterziehen. Tritt aber eine Mißernte, eine Seuche oder dgl. ein, so werden sie dem beleidigten Geiste geopfert, und ihr Verbrechen haftet für ewige Zeiten als Schandfleck an ihrer Familie [60]).

Solche Strafen kommen wenigstens der Sittlichkeit noch zu gute. Anderseits aber verführt eine übel berathene Frömmigkeit den Naturmenschen zu Grausamkeiten, die unser sittliches Gefühl auf's schwerste kränken. Aus irregeleiteter Religiösität wird er nicht bloß hart gegen sich selbst, sondern auch herzlos gegen seine Mitmenschen. Sittlich gleichgültige Handlungen stempelt er zu todeswürdigen Verbrechen, und blutige Greuelthaten, wie die Ausübung der Blutrache, die Opferung der Kriegsgefangenen und der Schiffbrüchigen, die Hinrichtung der Hexenmeister und Hexen, die Tödtung der Greise, der Zwillinge, mißgestalteter Kinder; die Menschenschlächtereien am Grabe mißdeutet er als Pflichten gegen die Götter oder Geister.

14. Gegen den religiösen Charakter der den Naturvölkern eigenen Gewissenhaftigkeit darf nicht eingewendet werden, daß dieselben die Beziehung des Gewissens zu Gott ebenso sehr verkennen, wie das Verhältniß Gottes zur Welt. Sie stellen nämlich den natürlichen Weltlauf wie die sittliche Weltordnung unter die Aufsicht und Obhut der Geister.

Allerdings trägt die Weltanschauung wie das Pflichtbewußtsein der meisten Naturvölker das Gepräge eines ausschweifenden Geisterglaubens an sich. Im geistig unbeholfenen Menschen ist das Bedürfniß nach Mittlern zwischen der göttlichen Hoheit und der menschlichen Niedrigkeit verschärft. Er stillt dasselbe, indem er in die Kluft ein Heer von menschlich fühlenden, ihm näher stehenden Geistwesen hineinstellt. Der Gottesglaube besteht freilich neben dem Geisterglauben fort; der Gottesdienst aber ist durch den Geisterdienst und die Gottesfurcht durch die Geisterfurcht verdrängt, wenigstens äußerst zurückgedrängt. Der Naturmensch besitzt ein lebhaftes Pflicht-, Rechenschafts- und Schuldgefühl, irrt aber meist in der Beziehung desselben auf den höhern Gesetzgeber, Richter und Vergelter, da im Hintergrunde seines Bewußtseins die Geister spuken. Von ihnen sieht er sich auf jedem Schritte und Tritte überwacht und ihnen gegenüber weiß er sich verantwortlich und haftbar für sein ganzes Thun und Lassen. Ihr Wunsch ist ihm heiligstes Gesetz, ihr Wohlwollen und Wohlgefallen seine Herzensfreude, ihr Zorn sein heftigster Kummer, ihre Rache der Untergang seines Lebensglückes und seines Lebens.

Die ungezählten Geistwesen, mit denen die führerlose Einbildungskraft des hülflosen Wilden die Natur ringsum bevölkert, halten dessen

Gemüth in anhaltender Aufregung und Spannung. Er muß mit äußerster Vorsicht darauf achten, in wessen Gesellschaft er sich befindet, welchen Weg er einschlägt, welche Hütte er betritt, auf welche Matte er sich niedersetzt, in welchem Winkel er sich schlafen legt, da er jeden Augenblick zu befürchten hat, durch seine Hand oder seinen Fuß jenes unsichtbare Triebwerk in Bewegung zu setzen, das ihn mit Unheil und Tod bedroht. Um nicht unversehens erfaßt und zermalmt zu werden, bedarf er eines beständigen Begleiters und Beschirmers, der ihn zur rechten Zeit warnt und in Sicherheit bringt. Mit kindlichem Gehorsam und Vertrauen überläßt er sich der Leitung seines Schutzgeistes. Er lauscht auf dessen Befehle, folgt dessen Fingerzeigen, fleht zu ihm und opfert ihm vor jedem großen und kleinen Unternehmen. Vom Wohlverhalten gegen ihn erwartet er Glück auf der Jagd und im Kriege, einen reichen Ernte- und Kindersegen, die Erhaltung der Gesundheit und ein langes Leben.

Die Verbindung des Pflichtbewußtseins mit dem Gottesbewußtsein ist, allerdings getrübt und gefälscht durch die Geisterwelt, die ungebührlich zwischen Gott und den Menschen tritt, verschoben. Sie ist aber nicht gänzlich abgeschnitten, da jene geistigen Mittelwesen ihre Machtstellung, ihr Gesetzgebungs- und Aufsichtsrecht, ihr Richter- und Rächeramt im Namen und Auftrage des Schöpfers beanspruchen und behaupten. Irgend eine, wenn auch noch so entfernte oder gelockerte, Gebundenheit des menschlichen Willens an den göttlichen Willen gehört zum Gehalte einer jeden Religion, und sie ist auch im Religionswesen der Naturvölker vorhanden. Der farbige Mensch mag immerhin, bald hoffend, bald fürchtend, seinen Blick zumeist und zunächst auf die Geisterwelt gerichtet halten: mittelbar wenigstens anerkennt er den göttlichen Willen, der auch ihr gebietet, als den Urheber der sittlichen Ordnung und als den letzten Grund aller Verpflichtung. Sein Glaube ist die Grundlage und seine Frömmigkeit die Seele seiner Seligkeit.

15. Die ältesten Denkmäler menschlicher Arbeit tragen die Merkmale überlegter Regelmäßigkeit und bewußter Zweckmäßigkeit an sich, sind unwiderlegliche Zeugen eines Geistes, der das menschliche Leben vom Anbeginne an geadelt und über die Thierheit hoch emporgehoben hat. Haben doch die Kunsterzeugnisse aus der Mammuthszeit und der Renthierperiode durch ihre Proben von Geschmack, Anmuth und vollendeter Naturwahrheit das Erstaunen der Kenner hervorgerufen. „An sich ist, wie wir wissen," schreibt Joh. Ranke, „die Sitte, Höhlen und Grotten als Wohnungen zu benutzen, auch kein Beweis für eine besonders niedrige Stufe der Gesittung." „Betrachten wir aber die Verhältnisse etwas eingehender, so erkennen wir auch in dem Höhlenbewohner unserer jüngern

Steinzeit doch schon einen Menschen von vergleichsweise höher entwickelter Cultur." „Die megalithischen Bauten der jüngern Steinzeit, zweifellos in ihrer Mehrzahl Grabdenkmäler von Häuptlingen und Vornehmen, sind unbestritten die großartigsten Zeugen aus jener uralten Culturperiode Europa's. Sie bedurften zu ihrer Errichtung des planmäßigen Zusammenarbeitens einer größern Anzahl von Menschen, denen die Ehrung der Verstorbenen Gefühlsbedürfniß oder heilige Pflicht war. Durch gemeinsame Thätigkeit, wohl von Stammesgenossen, erbaut, beweisen sie uns sonach für die Gegenden, in welchen wir sie finden, dasselbe, was uns die steinzeitlichen Pfahlbauten für die Schweiz und für die übrigen Alpenländer gelehrt haben: daß ihre Erbauer schon in geschlossenen Gemeinde- und Stammesverbänden vereinigt waren"[61]).

Der älteste Mensch also, der Mensch der vormetallischen Zeit, der Zeitgenosse des Mammuths und des Höhlenbären, vom „Renthiermenschen" gänzlich zu schweigen, war ein gesitteter und sittlicher Mensch. So reden die Steine.

IV. Einwendungen gegen die Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins aus der Sitten-, Sprachen- u. Religionskunde.

1. Der darwinistische Urgeschichtschreiber Sir John Lubbock, der sich namentlich durch eine längst verworfene Musterkarte von religionslosen Völkern bekannt gemacht hat, behauptet, daß „einige Stämme kaum als zurechnungsfähige Wesen betrachtet werden können und nicht etwa irrige oder unklare, sondern überhaupt gar keine Sittlichkeitsbegriffe besitzen"[62]). Es gibt zwar ältere und neuere Forschungsreisende, die auf ihren Wanderungen Stämmen dieser Art begegnet sein wollen. Einige fanden nicht Zeit oder Gelegenheit zu gründlichen Nachforschungen, andere besaßen nicht die Neigung oder das Geschick dazu. Einer Anzahl neuerer Reisewerke sieht man es bald an, daß deren Urheber das Wandern in fremden Erdtheilen zur Kurzweil oder aus eitler Ruhmbegierde betrieben haben. Recht scharfzüngig hat sich vor einigen Jahren W. Joest über die stehenden Zeitungsfiguren, die „berühmte Africareisende" heißen, ausgelassen. „Heute werden junge Leute", sagt er, „die Uhrmachergehülfen in King Williams Town oder bis zu dem Moment ihrer Unsterblichkeit Handlungsbeflissene in Capstadt oder Natal waren, plötzlich »bekannte Africareisende«"[63]). Solche, nicht einmal mit den allernothwendigsten Vorkenntnissen ausgerüstete, „Forscher" erzählen des Langen und Breiten von ihren Strapazen und Abenteuern, von ihren Jagden und Kämpfen,

liefern Landschaftsbilder, schildern die äußere Erscheinung und Gesittung der sog. Wilden, gehen aber über deren sittlich-religiöses Denken und Leben, das sich dem flüchtigen Blicke entzieht, mit jenen alltäglichen Schlagwörtern hinweg, welche in den darwinistischen Urgeschichtswerken eine sehr ausgiebige Verwerthung finden.

Gar manche Reisende haben trotz ihrer gewissenhaften und ausdauernden Beobachtung Berichte erstattet, die sich einer spätern Nachprüfung als grobe Irrthümer herausstellten. Wer gar mit dem Vorurtheile unter die sog. Wilden trat, daß dieselben aller sittlichen wie religiösen Begriffe bar seien, war allemal der Gefoppte. Kaum besser erging es allen, die ohne Schulung in fremdartige Vorstellungs- und Gedankenkreise einzudringen suchten. Nichts geschieht leichter, als daß der weiße und der farbige Mann einander mißverstehen: jener ist unermüdlich und oft ungeschickt im Fragen, dieser aber wird des Antwortens bald müde und überdrüssig. Es kann nicht überraschen, daß der feingebildete Besucher gesittungsarmer Volksstämme beim ersten Anblicke unverständlicher Unsitten sich zu einem Urtheile über den sittlichen Gesammtzustand hinreißen läßt, das er nach näherer Untersuchung berichtigen würde. Stämme oder Horden, denen das sittliche Bewußtsein noch nicht aufgegangen, sind in der Regel von solchen Forschern entdeckt worden, die nur wenige Tage oder gar Stunden mit ihnen verkehrten. Nichts ist leichter, als die Fälle von angeblicher Abwesenheit aller sittlichen Begriffe und Satzungen aus der Unkenntniß der Berichterstatter zu erklären.

2. Eine größere Verschiedenheit der Urtheile kann es kaum geben, als in den Berichten der Missionäre und Forschungsreisenden, der Ansiedler und Händler über die Gemüthsart und den sittlichen Charakter culturarmer Völker anzutreffen ist. Die einen schildern den Naturmenschen als arglos, friedfertig, anhänglich, treu und dankbar; die andern schelten ihn als einen Ausbund von Tücke und Falschheit, von Bosheit und Niedertracht. Auch über einen und denselben Stamm sind schnurstracks entgegengesetzte Urtheile gefällt worden. Der berühmte Seefahrer Cook und seine Begleiter, unter ihnen unser Landsmann Georg Forster, haben den Papua durchgehends als ein Urbild gesunder und liebenswürdiger Urwüchsigkeit dargestellt, wohingegen A. R. Wallace u. a. ihn zu einem hochbegabten Raubthiere stempeln, das schon durch seine eigenthümliche, an die reißenden Thiere erinnernde Ausdünstung seine unmenschlichen Gelüste und Gewohnheiten verrathe. Später haben diese verschrieenen Wilden an John Moresby, Jules Garnier, James Chalmers u. a. wieder warme Anwälte gefunden. Manche Reise- und Romanschriftsteller haben die europäische Lesewelt zu einer förmlichen Bewunderung der americanischen Rothhäute erzogen. Ansiedler dagegen finden kaum Worte, um

ihren Abscheu vor den Indianern auszusprechen. Mehrere Africareisende haben von der Negerrace ein so abschreckend düsteres Charakter- und Sittengemälde entworfen, daß es nur gar zu gut zu der tiefschwarzen Hautfarbe des Musternegers paßt. Ihnen steht eine viel größere Anzahl von Gewährsmännern gegenüber, die während eines langen Aufenthalts unter africanischen Völkern sehr günstige Eindrücke von deren Sittlichkeit gewannen.

Man kann den Streit der Meinungen nicht dadurch schlichten, daß man die eine als unbedingt richtig und die andere als durchaus irrig erklärt. Jeder Beobachter mag in etwa Recht haben, beginnt aber jedenfalls Unrecht zu begehen, sobald er seine persönlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen zur Grundlage eines Gesammturtheils über eine ganze Völkerschaft oder Race macht, die sich in verschieden geartete Stämme und Horden zersplittert. Nicht alle sog. Wilden sind gleich wild. Benachbarte und einander nahe verwandte Indianerstämme unterscheiden sich schon durch den Blick, „aus dem bei den einen Seelenruhe und Sanftmuth, bei den andern ein unheimliches Mittelding von Trübsinn und Wildheit sprüht“[64]). Innerhalb der africanischen Bevölkerung besteht ebenfalls eine bedeutende Verschiedenheit der Charakter- und Sittenzustände und zwar eine größere, wie der erfahrene Hugo Zöller meint, „als unter allen zwischen Cadix und Moskau lebenden Völkern Europa's“[65]).

Die Seele der Sittlichkeit ist der Wille mit seinen Beweggründen und Absichten, mit seinen Strebungen und Entschlüssen, und da er sich der menschlichen Beobachtung entzieht, so kann nur derjenige, welcher die Herzen und Nieren erforscht, den wirklichen Stand der Sittlichkeit eines Volkes buchen. Dem irdischen Sittenrichter und Sittengeschichtschreiber ist der Einblick in den Träger und innern Schauplatz der sittlichen Bethätigung versagt und daher nur ein mehr oder weniger unsicherer Rückschluß von den Erscheinungen des Sittlichen auf dessen verborgene Triebkräfte möglich und erlaubt. Die vergleichende Sittenkunde ist sich nicht immer bewußt gewesen, daß sie das sittliche Leben nicht in dessen Quelle oder Werkstatt, im Willen und Gemüthe, zu sehen bekommt.

3. Die Sittenforscher, welche in sorgloser Eilfertigkeit den sittlichen Thatbestand des Menschheitslebens leugnen, pflegen zwei ungleichartige Dinge mit einander zu verwechseln: Sittenfeinheit mit Sittenreinheit, Gesittungsarmuth mit Sittenlosigkeit. Sie stellen die Rohheiten und Greuel der verkommensten Menschenstämme der schönen Daseinsgestaltung der höchstgestiegenen Völker gegenüber und lassen sich durch diesen verblüffenden Gegensatz zum Glauben überreden, daß jenen die Kenntniß des Sittlichen noch nicht gedämmert habe. Dieser Rückschluß von der äußern Lebenshaltung wie von der Verstandesbildung auf die Sittlich-

keit der Lebensführung ist trügerisch. In Folge der Verbesserung der Daseinsbedingungen, der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen wird die Anwendung der sittlichen Vorschriften verwickelter und schwieriger, aber nicht ohne weiteres gewissenhafter. Die Cultur zeigt einer von sittlichen Gesichtspunkten ausgehenden Betrachtungsweise allemal ein doppeltes Gesicht. Sie schafft der guten Gesinnung neue Antriebe und Gelegenheiten, sich zu bethätigen, und die Möglichkeit, in schönern Formen in die Erscheinung zu treten. Sie liefert aber auch dem bösen Willen viele Mittel und Waffen, die Anzahl wie die Schwere der Verbrechen, z. B. gegen das Leben, die Ehre, das Eigenthum der Mitmenschen, zu vergrößern. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob nicht auf den höhern Gesittungsstufen der Gewinn und der Verlust an Sittlichkeit einander die Waage halten, oder gar das Wachsthum des Guten durch die Vermehrung des Schlechten überboten werde. Jedenfalls ist dieselbe verneinend zu beantworten, wenn der Culturgeist einen religionslosen oder religionsfeindlichen Charakter annimmt und somit der Sittlichkeit deren Hauptstütze sowie die wirksamsten Trieb- und Nährkräfte entzieht.

Daß die Cultur, insofern deren Gang auf einer die gesammte Menschheit berührenden Linie verfolgt wird, im Laufe der Geschichte in aufsteigender Richtung sich bewegt und sowohl an Gehalt, wie an Umfang gewonnen hat, ist nicht zu bestreiten. Und daß der Culturreichthum, dessen wir uns zu erfreuen haben, so niedrig immerhin Ed. v. Hartmann und andere culturübersättigte Schwarzseher über dieses ganze „Liliputanergetriebe" denken mögen, auch der Sittlichkeit förderlich sein könne, darf nicht geleugnet werden. Anderseits aber ist nicht zu übersehen, daß weder die Vermehrung noch die Verbreitung der Culturgüter stets im richtigen Verhältnisse zu deren Nothwendigkeit, Bedeutung und Würde geschätzt und gesucht worden, von sittlichen Ueberzeugungen und Strebungen geleitet, geregelt oder gezügelt gewesen ist. Die Bereicherung und die Ausdehnung des Culturbesitzes hat nicht immer zuerst oder zumeist den höchsten und nothwendigsten und zum Gemeingenusse geeignetsten Menschheitsgütern gegolten, sondern ist oft in einseitiger und verkehrter Weise betrieben worden. Der Fortschrittsdrang hat das wirthschaftliche und gesellschaftliche Leben wie den Geist der Wissenschaft, der Kunst, der Gesetzgebung usw. nicht selten in Bahnen getrieben, die der Sittlichkeit höchst verderblich wurden. Daher verbietet sich von selbst das heutzutage beliebte Verfahren, den Stand der Sittlichkeit von dem Zustande äußerer Gesittung abzulesen und culturarme Völker darum des gänzlichen Mangels an Pflicht- und Rechtsgefühl zu bezichtigen, weil sie sich nicht auf die Kunst verstehen, „das Zuchthaus mit dem Aermel zu streifen" und die

Sünde mit Anmuth spazieren zu führen, sondern Unsittlichkeit und Unrecht mit naturwüchsiger Schamlosigkeit zu begehen pflegen.

Allerdings ist jenen Menschen, die der Natur gegenüber eine Bettlerstellung einnehmen und willig ertragen, diese thatenlose, träumerische Ergebung in den Naturzwang als ein schwerer Mangel an Selbstachtung, mithin als ein sittlicher Makel anzurechnen. Auch der sog. Naturmensch begnügt sich freilich nicht, wie das Thier, mit den Gaben, welche die Natur ungebeten ihm darreicht, lebt nicht in jener strengen Naturgebundenheit, in der ihn die Einbildungskraft flüchtiger oder von ihm geärgerter Reisenden erblickt, führt aber nichtsdestoweniger eine würdelose Lebenshaltung. Nicht minder unwürdig jedoch ist die Daseinsweise des stolzen Culturmenschen, der in rastlosem Rennen und Jagen nach Erdengütern und Sinnesfreuden seinen höhern Lebenszweck vergißt und seine beste Lebenskraft verbraucht. Vollends schlägt die Herrschaft über die Natur in eine Herrschaft der Natur um, wenn der von den glänzenden Fortschritten der Naturwissenschaft und der Naturausbeutung berauschte Sinn sich in den Stoff vergafft und ihn vergöttert. Der sorglose, in halber Selbstvergessenheit kauernde Naturmensch wie der gänzlich in die Natur verliebte Culturmensch trägt eine Sklavenkleidung, in welcher der geborene König und Hohepriester der Erscheinungswelt nicht sogleich wieder zu erkennen ist. Der weise und sittliche Mensch erblickt seine eigentliche Lebensaufgabe nicht in der Ausweidung der Natur; er greift nach den Naturgeschenken, so lange sie ihm nützen, und läßt sie liegen, wo sie aufhören, ihm förderlich zu sein. Er erfreut sich an den Blumen, welche ihm die gütige Mutter Natur auf seinen Lebenspfad streut, aber er hat nicht die Zeit, mit ihnen zu spielen und darüber seine Endbestimmung zu vernachlässigen.

4. Eine unbefangene und umfassende Vergleichung der sittlichen Licht- und Nachtseiten des cultarmen und des cultivirten Lebens führt zur Ueberzeugung, daß der Naturmensch und der Culturmensch im Guten wie im Schlechten Brüder sind. In den einfachen und rohen Daseinsverhältnissen fehlt es nicht an schönen Sittlichkeitsblüthen, und mit den feinern Lebens- und Bildungsformen ist eine große Unsittlichkeit nicht bloß verträglich, sondern auch oft vereint.

Wie sich das hochgebildete Griechenvolk durch widernatürliche Laster geschändet hat, so sind auch heutzutage trotz dem Einflusse einer christlichen Ueberlieferung und Umgebung auf den Höhepunkten und in den Pflegestätten äußerer Gesittung manche Arten von Unsittlichkeit und Unrecht heimisch, durch welche die abscheulichsten Verirrungen des Heidenthums fast in Schatten gestellt werden. Der Culturfirniß, der gute Ton, der gesellschaftliche Brauch täuschen den oberflächlichen Blick über sittliche

Blößen und Härten hinweg, da sie sehr häufig eine niedrige und rohe Gesinnung, gemeine Sinnenlust wie herzlose Ausbeutungs-, Rach- und Verfolgungssucht verdecken, das Laster schminken und die Sünde mit einem gewissen Liebreiz umgeben.

Der Modegeschmack unserer Tage schreckt auch vor dem unbemäntelten, unverschleierten, unverblümten Laster nicht zurück. Dasselbe triumphirt in Romanen und Dichtungen, auf öffentlichen Schaubühnen und in Tagesblättern. Die Ehrlichkeit wird den Spießbürgern und die Ehrbarkeit den alten Weibern überlassen. Den „großen Seelen" ist alles erlaubt, wird alles verziehen. Nicht ohne die schwere Mitschuld einer entarteten Wissenschaft, die den Menschen zum Thiere herabwürdigt, treiben starke Culturströmungen einem Abgrund zu, in dem alle sittliche Ordnung und Scham ihr Grab findet. Die „Jungen" und „Jüngsten" unserer Schriftsteller und Künstler haben das Erröthen verlernt, und an die Rockschöße der religionslosen Gelehrten hängen sich die Umsturzmänner.

Wenn die Sittlichkeit das Vorrecht der höhern Gesittung ist, wie ist es denn zu erklären, daß das Bekanntwerden der Naturvölker mit dieser so selten jener zu Gute kam? „Immer noch war die Berührung unserer Civilisation den wilden oder halbwilden Volksstämmen verderblich, wenn dieser Berührung nicht die Erleuchtung durch das Christenthum vorausging": so urtheilt der Freiherr A. v. Hübner, der gründliche Kenner vieler Länder und Völker [66]). Den Aufzeichnungen unseres Landsmannes Leichhardt gemäß zeichnen sich die Stämme im Innern Australiens sehr vortheilhaft vor den Küstenbewohnern aus [67]). Reinhold Buchholz hat unsern schwarzen Landsleuten in Kamerun gewünscht, „daß die Civilisation nicht zu viele Fortschritte unter ihnen mache; sonst wird die Heuchelei und die Falschheit unter ihnen bald eben so groß sein, als unter der Bevölkerung des mit derselben überreichlich gesegneten Victoria" [68]). „Je weiter man im Kamerunlande in's Innere kommt, in desto angenehmerm Lichte erscheinen die Eingebornen", schreibt Hugo Zöller [69]). Whymper spricht seine Erfahrungen unter den Indianern dahin aus, „daß diejenigen, welche mit den Weißen am wenigsten zu thun gehabt haben, nicht die schlechtesten sind" [70]). Die vom Gifthauche der Cultur berührte Rothhaut stellt sich als ein Wesen dar, das in gebrochenem Englisch flucht, nach Matrosenart Zoten reißt und soviel Branntwein trinkt, als es bekommen kann.

5. Die Forscher der positivistischen, entwickelungsgeschichtlichen Schule schmeicheln sich, durch den Hinweis auf die Manchfaltigkeit und die Wandelbarkeit der sittlichen Vorstellungen und Lebensgewohnheiten den Glauben an eine feste, allgemein giltige Sittenregel unmöglich ge-

macht zu haben. Mittels eines solchen Beweisverfahrens aber könnte man aus der Verschiedenheit der Weltanschauungen, der Geschmacksrichtungen, der Menschenracen die Folgerung ziehen, daß es überhaupt keine Wahrheit, keine Schönheit, keine allgemeine Menschennatur gibt. H. Ibsen meint allerdings, daß die Wahrheiten nach höchstens zwanzig Jahren an Altersschwäche zu Grunde gehen oder sich in Lügen verwandeln. Und dieser Mann zählt zu den Vertretern der „Dichterreligion", die den altehrwürdigen Christenglauben sammt der auf ihm begründeten Sittenlehre ersetzen soll. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt", ist ein bekanntes Schlagwort Friedr. Nietzsche's, das die „vornehmen, freien Geister" sich mit Lust zu eigen gemacht haben.

Allerdings treten in einer oberflächlichen geschichtlichen und völkerkundlichen Beleuchtung die sittlichen Anschauungen und Gewohnheiten in einer ähnlichen Manchfaltigkeit zu Tage wie die Trachten, die Schädelformen und die Gesichtsbildungen, die Haut- und die Haarfarbe der Menschen. Die Volkssitte stempelt nicht selten das Unsittliche zum sittlich Gleichgültigen oder Erlaubten, und der Zeitgeist, wechselnd wie der Modegeschmack, prägt Laster zu Tugenden oder zu schönen Sünden um. Durch das öffentliche Gewissen, dessen Stimmung von allerlei Zufälligkeiten und Launen abhängt, wird öfters das sittliche Urtheil des Einzelnen getrübt und gebeugt. Stead, der frühere Hauptleiter der Londoner „Pall Mall Gazette", schreibt in seinem kürzlich erschienenen Werke über Chicago: „Wenn Christus nach Chicago käme, so würde er finden, daß die Bürger dieser Stadt jedes Sittengesetz vergessen haben, welches sich nicht in dem Codex des Staates oder der Stadt befindet. In Chicago gilt alles, was nicht gegen das Gesetz verstößt, für recht, mag es auch noch so unehrenhaft, noch so schändlich, noch so grausam sein." Verdient aber das den Namen eines allgemeinen Sittengesetzes, was nur auf höhern Gesittungsstufen als Pflichtgebot gilt, oder ist das Tugend, was diesseits der Grenzpfähle als solche geehrt, jenseits derselben aber als Thorheit oder Schwäche gescholten wird? Daher erscheint dem flüchtigen Beobachterblicke im bunten Wirrwarr der schwankenden Sittlichkeitsvorstellungen und im häufigen Widerstreite der Völkergebräuche und der Landesgesetze das Sittliche als eine veränderliche, aus dem Zusammentreffen gewisser Daseinsbedingungen erklärbare Einrichtung.

Wer sein Augenmerk vornehmlich auf die nach Zeit und Ort hervortretende Veränderlichkeit der sittlichen Anschauungen und Regeln gerichtet hält, übersieht leicht, daß aus dem unveränderlichen Bestandtheile des Menschenwesens auch allgemeine und dauernde Pflichtgebote hervorgehen. Wer solche um jeden Preis leugnen will, darf die Berechtigung für sich in Anspruch nehmen, die menschliche Natur, an der alle, durch

die größten Zeit- und Länderräume getrennten Glieder unserer Gattung Theil haben, ebenfalls für eine Einbildung zu halten. Mit den Abweichungen in den sittlichen Werthurtheilen verhält sich's ähnlich, wie mit der Verschiedenheit der wissenschaftlichen Ansichten und der Geschmacksrichtungen. Menschenhorden ohne alle Erkenntniß und Anerkennung des Wahren oder des Schönen wurden nirgends und niemals angetroffen. Menschen, denen jedes Unterscheidungsvermögen für das Sittliche, für das der vernünftigen Natur Angemessene und Unangemessene abgeht, hat weder die Geschichte, noch die Völkerkunde aufzuweisen. Der Schönheitssinn kann so ungebildet oder verbildet sein, daß er am Häßlichen Wohlgefallen empfindet; ähnlichen Verirrungen ist das Gewissen ausgesetzt. Der Sittlichkeitsgehalt, den eine zielbewußte, den Nachtseiten des Menschheitslebens nachspürende Thatsachensammlung darzubieten hat, mag ein magerer sein: nichtsdestoweniger bezeugt er die Allgemeinheit und die Unvergänglichkeit des Gewissens und eine nicht bloß überall gleichartige, sondern auch inhaltlich übereinstimmende Bethätigung desselben.

Bereits vor hundert Jahren hat Sebastian Mutschelle diese Beschaffenheit des sittlichen Bewußtseins und Gefühls treffend hervorgehoben. „Ihr, die ihr so emsig den widersprechenden Urtheilen über Sittlichkeit bei den Völkern unter allen Mittagszirkeln nachforschet, die ihr uns von so mancher Handlung zu sagen wisset, daß sie gegen Aufgang gut und gegen Niedergang böse, im Süden erlaubt, im Norden unerlaubt, auf dem festen Lande lobwürdig und auf irgend einer Insel im Ocean strafbar heiße; ihr Forscher mit dem Durste nach Belehrung und Berichtigung, oder nach Einschläferung eures Gewissens, in guter oder in böser Absicht: nennt mir doch auch, wenn ihr könnt, das Volk, das jemals bei einigem erworbenen freien Gebrauche seiner Vernunft gesagt hat: es ist unrecht, es ist nicht gut, dem Wohlthäter und Helfer dankbar zu sein; es ist nicht gut, einem der Wohlthat Bedürftigen und Empfänglichen zu helfen. Sagt mir, unter welcher Länge oder Breite das Volk wohnt, das je gesagt hätte: es ist recht, den Armen todt hungern, den ohne gegebene Ursache Gedrückten todt quälen zu lassen, auch wenn ich ihn mit aller Bequemlichkeit, mit Aufhebung eines Fußes oder mit der Wendung meiner Hand retten könnte; es ist nicht gut oder lobwürdig, ihn zu retten, auch wenn ich ihn mit Anstrengung meiner Kräfte, mit Aufgebung meiner Vergnügungen und meines entbehrlichen Vermögens retten müßte. Das Volk zeigt mir, das gesagt hätte: stoß mit eben der Hand, mit der du empfängst, den Wohlthäter, mit eben der Hand, in der du überflüssig hast, den Hülfsbedürftigen von dir; das ist recht und nicht weniger gut, als daß du jenem dein dankbares und diesem dein mitleidiges Herz öffnest“[71]).

6. R. v. Ihering behauptet mit mehrern Andern, das Verbot der Unwahrhaftigkeit sei auf niedern Gesittungsstufen unbekannt. „Nicht die Wahrheit ist das Ursprüngliche, sondern die Lüge. Das beweist die Erfahrung beim Kinde, welches in aller Naivetät lügt; und auf diesem Standpunkte befinden sich noch heutzutage manche Naturvölker, z. B. die Südsee-Insulaner; sie erblicken in dem Lügen ein unschuldiges, harmloses Spiel der Phantasie; Dichten und Erdichten fallen hier noch zusammen. Mit der Lüge läßt auch die mosaische Schöpfungsgeschichte den Adam beginnen, und die Erzväter setzen das Lügen munter fort und fügen noch das Betrügen hinzu. . . . Den Erzvätern der Juden entspricht der erfindungsreiche, d. i. deutlicher ausgedrückt, der verlogene Odysseus, dieser, um mich eines türkischen Ausdruckes zu bedienen, Vater der Lüge des griechischen Alterthums, und bei Homer gereicht ihm diese Eigenschaft so wenig zum Vorwurfe, daß er umgekehrt darob hoch bewundert, gepriesen und gefeiert wird. . . . Bei den Römern ist der Betrug in Handel und Wandel erst in sehr später Zeit verboten worden. . . . Ob es bei den Germanen anders gewesen? Arminius verdankte seinen Sieg über Varus dem Verrathe; der große Theodorich belastete sich mit dem Morde des Odoaker gegen das ihm gegebene Wort; die Franken waren das verlogenste Volk der Welt; die Nibelungensage endet mit dem Verrathe der Chrimhilde.“ Der Reichthum an sprachlichen Wendungen zur Bezeichnung der wissentlichen Täuschung soll die Zeugnisse der Geschichte und der Sage verstärken [72]).

Zunächst ist es nicht wahr, daß das Kind unbedenklich die Gabe der Sprache zum Lügen mißbraucht; es steigt ihm vielmehr die Schamröthe in's Gesicht, wenn es zum ersten Male die Unwahrheit sagt. Die Behauptung, daß manche Naturvölker jede Art von Lüge für sittlich gleichgültig halten, verdient ebenfalls keinen Glauben. Unter den Südseestämmen gelten besonders die Viti-Insulaner als sehr verlogen. Dieselben wollen nämlich um jeden Preis als höflich und liebenswürdig erscheinen und sprechen daher einem Jeden nach dem Munde. Sie rechnen es sich aber als Schimpf an, eine That abzuleugnen [73]). Der selbstgefällige Neuseeländer lügt häufig aus Eitelkeit und Prahlsucht, mithin nicht ohne sittliche Schuld. Und dadurch, daß er die Stegreifredner als „große Lügner“ verspottet, bekundet er deutlich die Erkenntniß der Wahrhaftigkeitspflicht. Manche Negerstämme sind ebenfalls wegen ihrer Lügenhaftigkeit verschrieen. Der geschwätzige Neger nimmt gern zur Erfindung seine Zuflucht, um den Fremden angenehm zu unterhalten. Keineswegs aber darf gesagt werden, daß das africanische Gewissen jede Lüge ohne Ausnahme gutheiße. Die erste Mahnung, die dem

kleinen Mandingo von dessen Mutter eingeschärft wird, lautet: „Kind, lüge nicht!“ Eine Mutter tröstete sich beim Verluste ihres Sohnes durch die Worte: „Niemals hat er gelogen“ [74]). Zahlreiche Naturvölker endlich haben erst in Folge des Verkehres mit den Weißen ein verschlagenes, verlogenes und verrätherisches Wesen angenommen.

Die aus Dichtung und Geschichte vorgeführten Beispiele beweisen ganz und gar nichts zu Gunsten der Ansicht, daß in Folge eines unverschuldeten Gewissensirrthums im Alterthume die Lüge schlechthin als erlaubt, und die Meisterschaft in ihr als rühmlich gegolten habe. Nicht minder zahlreiche und noch wirksamere ließen sich aus der Gegenwart beibringen. Stets ist der Wahrheit die Lüge gefolgt, wie das falsche Geld dem echten. Wortbruch und Verrath kommen ebenfalls unter allen Völkern vor. Der Mangel an Wahrheitsliebe und Treue ist aber nicht gleichbedeutend mit gänzlicher Sittenlosigkeit. Oder hatten die Männer, mit denen R. v. Ihering so hart in's Gericht geht, gar nichts Tugendhaftes an sich? Gerade aus seinem Munde klingt der Tadel gegen sie sehr befremdlich, da er selbst das sittliche Urtheil über die Pflicht der Wahrhaftigkeit beugt, indem er zwischen gutartigen und bösartigen Lügen unterscheidet und die strengen Wahrheitsfreunde „Tugendfanatiker“ und „Tugendhyänen“ schilt. Anderseits macht er keinen Unterschied zwischen dem Verbote, zu lügen und dem Gebote, die Wahrheit zu offenbaren. Jenes verpflichtet unbedingt und ausnahmslos, weil es eine in sich oder wesenhaft schlechte Handlung, den gottwidrigen Mißbrauch der Sprache, zum Gegenstande hat, dieses nicht. Es ist unter Umständen nicht bloß erlaubt, sondern durch die Gerechtigkeit, die Nächstenliebe oder die Treue streng geboten, die Wahrheit zu verbergen, z. B. Dienstgeheimnisse, vertrauliche Mittheilungen, zu hüten.

7. Die sittlichen *Hauptgebote* sind in ihrer allgemeinen Fassung *unwandelbar*, für alle Zeiten, Gesittungsstufen und Lebensverhältnisse gültig und unbedingt verbindlich; denn sie sind in Befehlsform gekleidete Wahrheiten und die festen Grundlinien für das rechte Verhalten der im wesentlichen unveränderlichen Menschennatur, können daher niemals und nirgends ihren Zweck verlieren. Ihre Verpflichtungskraft ist ebenso beständig, wie ihr Verpflichtungsgrund, kann mithin von keiner Macht aufgehoben, beschränkt oder abgeschwächt werden. Oben indeß hörten wir Paulsen, Wundt, v. Ihering, Jodl usw. behaupten, nach Ausweis der Sittenkunde habe jedes Volk und jedes Land, jedes Alter und jedes Geschlecht, jeder Stand und jeder Beruf seine besondern Pflichten und daher auch seine besondere Sittlichkeit.

Es kann aber Niemanden in den Sinn kommen, zu bestreiten, daß das sittliche Grund- und Urgesetz, das Gute zu thun und das Böse zu

unterlassen, seinem allgemeinen Inhalte wie seiner verpflichtenden Kraft nach für die Menschen aller Zeiten, Erdstriche und Culturstufen dasselbe und in gleicher Weise verbindlich ist. Die Hauptvorschriften, die es enthält, besitzen eine ausnahmslose Verbindlichkeit, und die Haupttugenden, zu denen es auffordert, gehören zum Wesensbestande jeder Sittlichkeit. Eine gewisse Verschiedenheit oder Veränderlichkeit der sittlichen Lehren und Pflichten aber ist mit der allgemeinen Gültigkeit der obersten Sittengesetze nicht bloß vereinbar, sondern durch dieselbe geradezu bedingt. Denn sie hat ihren Grund in der nothwendigen Anwendung der sittlichen Vorschriften auf die ungleichartigen Daseinsbedingungen und die wechselnden Lebensverhältnisse, ist daher eben so unvermeidlich, wie die manchfaltige Ausprägung der Menschennatur in Racen und Völkern und wie die durch die Naturumgebung und die Culturhöhe begründeten Unterschiede in der äußern Lebenshaltung, in der Wahl der Ernährungs-, Bekleidungs- und Wohnungsweise, der Wirthschafts-, Gesellschafts- und Staatsform. Jedes Volk, jedes Alter und Geschlecht, jeder Stand und Berufszweig bedarf besonderer Verhaltungsregeln, um seine Lebensführung in menschenwürdiger Weise dem von der Natur- und Gesellschaftsumgebung abhängigen Wirkungskreise anzupassen. Die Grundgesetze der sittlichen Ordnung lauten einfach und sind von selbst einleuchtend; deren Anwendung aber auf die besondern Verhältnisse und Bedürfnisse des Einzelnen und der ihn umfassenden Gemeinschaft verursacht Kopfzerbrechen. Wer hierfür die richtige Formel findet, das ist der rechte Mann.

Das Wesen der Sittlichkeit also bleibt, nur deren Gestalt und Uebung ändert sich. Das Gebot der Nächstenliebe kann durch den Eintritt eines allgemeinen Wohlstandes in einer Gemeinde oder durch die Einrichtung einer staatlichen Armen- und Krankenpflege keine Abschwächung erfahren, und die Trunksucht war verboten, bevor die Bereitung geistiger Getränke bekannt war. Dagegen kann es geschehen, daß eine Handlung in Folge der Veränderung ihres Gegenstandes im Laufe der Zeit einen andern sittlichen Charakter annimmt. Nachdem z. B. die Gebundenheit im Erwerbsleben aufgehört, und in Folge dessen das Geld eine erhöhte wirthschaftliche Bedeutung bekommen hat, nicht mehr bloß im Handel, sondern überhaupt die Rolle des Capitals spielt, ist der Wucherbegriff auf den landesüblichen Zins aus dem Gelddarlehen nicht mehr anwendbar.

8. Aus dem nicht seltenen Widerstreite der sittlichen Gesetze und Pflichten zieht Wundt die Folgerung: „Es gibt kein noch so heiliges Sittengesetz, das nicht im einzelnen Falle gerade um der größern Heiligkeit der allgemeinen sittlichen Aufgaben willen außer Acht bleiben

müßte“ [75]). R. v. Ihering u. A. drücken sich viel unsanfter aus. Unter Umständen also gilt das Verbot der Verleumdung, des Verrathes, des Meuchelmordes usw. als aufgehoben. Wird diese haarsträubende Behauptung wirklich durch den Widerstreit sittlicher Vorschriften und Verpflichtungen begründet?

Zunächst ist zu beachten, daß die scheinbaren Ausnahmen, welche dieses oder jenes Verbot zuläßt, durch dessen unbestimmte Fassung von selbst gegeben oder vorgesehen sind. So ist z. B. durch das fünfte Gebot Gottes nicht jede, sondern nur die widerrechtliche Tödtung, durch das siebente nicht jede, sondern nur die unrechtmäßige Antastung fremden Eigenthums untersagt. Es gibt Handlungen, die in sich, ihrem Gegenstande oder Gehalt nach, gänzlich schlecht und daher unter allen Umständen verboten sind, z. B. die Gotteslästerung, die Lüge, die Unmäßigkeit. Andere dagegen, wie die Zerstörung fremden Lebens und Eigenthums, sind nicht in jeder Beziehung, sondern nur unter gewissen Bedingungen schlecht und unerlaubt, können also in besondern Verhältnissen einen Charakter annehmen, daß sie nicht mehr unter das Verbot fallen. Was in solchen Fällen eine Veränderung erleidet, ist nicht das Verbot, zu tödten, zu stehlen, sondern dessen Gegenstand, die Handlung nämlich, durch welche fremdes Leben oder Eigenthum angegriffen wird. Im Kriege, in der Nothwehr und bei der Hinrichtung wird das fünfte Gebot Gottes nicht aufgehoben, sondern die Tödtung aus diesen Anlässen fällt nicht unter dasselbe, da es unvernünftig ist, das Leben des Mitmenschen als ein Gut zu schätzen, das um jeden Preis, auch auf Kosten höherer Güter, geschont werden müßte. Desgleichen wird durch die Zwangsenteignung das siebente Gebot nicht außer Cours gesetzt, sondern nur das persönliche Eigenthum dem Gemeinwohle untergeordnet.

Ferner ist ein wirklicher Widerstreit der sittlichen Gesetze, vom Standpunkte der letztern aus betrachtet, niemals vorhanden oder möglich; derselbe entsteht nur in Folge des menschlichen Unvermögens, die Anwendung eines Pflichtgebotes auf einen verwickelten Einzelfall mit Sicherheit zu vollziehen. Schon der Umstand aber, daß die Lage, in der zwei Verpflichtungen gleichzeitig den Willen in Anspruch zu nehmen scheinen, als eine Zwangslage empfunden wird, Gewissensnoth und schlaflose Nächte verursacht, ist ein deutliches Anzeichen dafür, daß beide eine Zeit lang mit der gleichen Zähigkeit und Unerbittlichkeit ihre Verbindlichkeit behaupten. Die Lösung des Pflichtenstreites endlich geschieht nicht dadurch, daß das eine der beiden, zu gleicher Zeit unerfüllbaren Gesetze für aufgehoben erklärt oder als ein schlechthin bedingtes gedeutet wird, sondern in der Weise, daß dessen Anwendung auf den gegebenen Fall darum unterbleibt, weil sie in Folge der wahrscheinlich dringlichern

Verbindlichkeit des andern unmöglich geworden ist, zum Unmöglichen aber Niemand verpflichtet sein kann. Das zurückgesetzte Gebot büßt bei diesem Verfahren nichts von seiner Geltung oder Verpflichtungskraft ein. Die Vorschriften, durch welche die besondern Verhältnisse nach Maßgabe der obersten Sittengesetze geregelt werden, sind nach ihrem Ursprunge, Inhalte und Zwecke verschieden, dienen nicht in gleicher Weise nothwendigen oder werthvollen Gütern der sittlichen Ordnung; daher ist eine Bevorzugung der einen vor den andern durchaus selbstverständlich.

9. Die neuere Völkerkunde weiß nichts von sittlichkeitslosen Menschenstämmen; auch die Geschichte hat solche nicht aufzuweisen. Die Manchfaltigkeit sittlicher Anschauungen und Regeln ist nicht unverträglich mit einer nach Zeit und Ort allgemeinen und unveränderlichen Anerkennung und Anwendung des natürlichen Sittengesetzes. Ist dasselbe vielleicht der Vorzeit unbekannt gewesen? Die Entwickelungsgelehrten sind über diese Frage so entschieden im Reinen, daß sie ihnen als fast überflüssig erscheint.

Sie nehmen gern die Sprache als Zeugin in Anspruch, um der vorgeschichtlichen Menschheit die Vertrautheit mit sittlichen Begriffen und Werthurtheilen abzusprechen. Die Sprache, das laute Athmen der Seele, ist das älteste Denkmal des menschlichen Geistes-, Gemüths- und Sittenlebens. Sie zeigt die Gedanken eines Volkes, indem sie dieselben in Lauten verkörpert. Die Sittenforschung wendet sich daher mit Recht an die Sprachforschung, deren Aufgabe es ist, die nicht selten vergessene Urbedeutung der Wörter zu ermitteln.

Wir treten nämlich beim Gebrauche einer Sprache in die von ihr fertig dargebotene Gedankenwelt ein, ohne uns der Vorstellungswelt, auf der jene aufgebaut ist, bewußt zu werden. Die meisten Wörter haben auf ihrer langen Wanderung von Mund zu Mund das Merkmal ihrer Herkunft abgestreift und sind mit der Verwischung ihres Ursprunges stehende Begriffszeichen geworden, wie sie das freie, bewegliche Denken und das Verlangen nach einer knappen und bequemen Ausdrucksweise liebt. Bekanntlich liegen den Erscheinungsformen der Redetheile Wurzeln zu Grunde, die das Ureigenthum und wahrscheinlich auch die Urgestalt jeder Sprache bilden und daher jenseits aller geschichtlichen Wandelungen derselben ruhen. Einer beliebten Ansicht gemäß haben selbst die höchstentwickelten Sprachen, in denen die Wörter durch Umlautung und durch Anfügung von Endungen verändert werden, auf ihrer ältesten Lebensstufe nur aus Wurzeln von sehr einfachen Lautformen bestanden. Die Anschmelzungen, mittels deren später aus Wurzeln Wortstämme und aus diesen Wörter und Satztheile entstanden, sind abgeschwächte Wurzeln, die der Hauptwurzel angehängt wurden. Jedes Wort in den indogermanischen

Sprachen läßt sich als ein Ganzes betrachten, das durch die Verbindung von wenigstens zwei, ursprünglich selbständigen Wurzeln gebildet ist. Die erste von ihnen oder die Wurzel im engern Sinne ist, als die lautliche Darstellung des Denkgegenstandes, die alleinige Trägerin der Wortbedeutung, wohingegen die ihr angeschmolzenen Wurzeln eine Beziehung des Begriffes ausdrücken. Der Redeton verbindet die Bedeutungs- und die Beziehungslaute zum Worte.

Will man einem Worte in's Herz schauen, so muß man dessen Urwurzel aufdecken. Die entwickelungsgeschichtliche Behandlung des Sittlichen schlägt nun Capital aus der Thatsache, daß nicht die sittliche, sondern die sinnliche Bedeutung der Wörter gut, bös, Tugend usw. die ursprüngliche ist. Sie hält sich nämlich zur Schlußfolgerung berechtigt, daß die sittlichen Grundbegriffe erst durch eine verhältnißmäßig späte Uebertragung gebildet und daher den Völkern der Urzeit unbekannt gewesen seien. Gut bedeutet ursprünglich soviel, als passend, fügsam, brauchbar. Das Wort bös, das Ulfilas noch gar nicht kennt, hat zuerst zur Bezeichnung des Geringen, des Minderwerthigen gedient. Tugend ist zunächst die Tauglichkeit oder Tüchtigkeit zu einem Geschäfte, Berufe oder Zwecke. Die Gegensatzbegriffe gut und bös lehnen sich in allen Sprachen an sinnliche Eigenschaften an, bald an diese, bald an jene, je nach dem Charakter des Volksgeistes oder der vorherrschenden Beschäftigung. Die dem deutschen Worte gut entsprechende griechische Benennung hat dieselben Bedeutungen, wie jenes, bezeichnet jedoch im Heldenzeitalter zuweilen nur die Tapferkeit. In der lateinischen Sprache heißt der Wohlstand und die durch ihn bedingte Vornehmheit der Geburt gut. Auch in den ugrischen Sprachen knüpft sich der Begriff gut an die Vorstellung von Reichthum oder Glück, wohingegen er in den semitischen Sprachen ursprünglich vom sinnlich Angenehmen und Heilsamen ausgesagt wurde. Die meisten arabischen Wörter für gut haben das Schöne, das Vorzügliche zum Inhalte. Der Tugendbegriff ist in manchen Sprachen auf die männliche Tüchtigkeit und weiter zurück auf die körperliche Kraft und Gewandtheit gestellt. Guna im spätern Sanskrit bedeutet zunächst den Faden einer Schnur; alsdann allgemein einen Bestandtheil, eine Eigenschaft, darauf eine gute Eigenschaft und endlich die Tüchtigkeit und die Tugend[76]).

10. So weist in der That die ursprüngliche Bedeutung der Wörter, deren die verschiedenen Zungen zum Ausdrucke der sittlichen Grundbegriffe sich bedienen, auf das sinnliche Gebiet zurück. Darf dies überraschen und die Folgerung begründen, den ältesten Menschen habe die Erkenntniß und die übereinstimmende Beurtheilung des sittlich Guten und Schlechten gefehlt? Kann uns etwa die Wurzel eines Wortes etwas

anderes, als den sinnfälligen Ausgangspunkt des Gedankens erkennen lassen, der bei der Sprachschöpfung in ihr verkörpert ward? Sie bildet gleichsam die Brücke, die aus der Sinnenwelt in das Reich der Begriffe hinüberführt. Dem Chemiker ähnlich, der zur reinen Darstellung der wesentlichen Bestandtheile eines Körpers diesen auflöst und nach Ausscheidung aller fremdartigen Beimischungen wiederherstellt, verfährt der Sprachforscher, der durch Zerlegung und Wiederzusammensetzung des Sprachkörpers die diesem innewohnenden Begriffe aus deren einfachen Grund- und Urbestandtheilen neu entstehen läßt. So oft es aber gelingt, ein Wort bis zum Stamme und zur Wurzel desselben zu verfolgen, kommt dessen ursprüngliche, sinnliche Bedeutung, die im Laufe der Zeit in der Regel verblaßt oder vergessen war, wieder zum Vorschein.

Wir pflegen den Wörterschatz einer Sprache als eine in sich geschlossene Welt von fertigen Begriffen anzusehen, die derselbe naturgemäß unmittelbar in sich berge. In der Wirklichkeit aber ist er nur eine in Tonbildern versinnlichte Summe von Einzel-Vorstellungen, welche die Volksseele nach ihrer eigenartigen Empfindungs- und Anschauungsweise erzeugt hat. Die Sprachwurzel oder der Bedeutungslaut zeigt uns bloß das sinnenfällige Merkmal, dessen sich die Seele im Sinnesbilde bemächtigt hat, um von der Erscheinung eines Gegenstandes zu dessen Wesen, von der Wahrnehmung zur Erkenntniß vorzudringen. Ein Wort also spricht nicht alle Vorstellungen aus, die der Redende mit ihm verknüpft, mithin auch nicht die Gesammtheit der Wahrnehmungseindrücke, die denselben zu Grunde liegen. Daher wird in keiner Sprache ein Gegenstand nach seinem Begriffe oder nach seiner Wesenheit benannt, wie einige Weltweisen Griechenlands gemeint haben. Was im tönenden Laute seinen Ausdruck findet, ist nur ein einziges, oft unwesentliches und scheinbar willkürlich ausgewähltes Merkmal, das dem Denkgegenstande entweder wirklich oder im übertragenen Sinne angehört, sehr häufig also eine bloße Aehnlichkeit oder ein rein sinnbildlicher Zusammenhang desselben mit einem andern Gegenstande. Nichts anders, als dieses einzige, freilich bereits allgemein und daher geistig aufgefaßte Kennzeichen wird in der Sprachwurzel dargestellt. So bedeutet Hand das Fassende, Arm das Eingefügte, Fuß das Gehende, Haar das Wachsende, Hütte das Wärmende, Himmel das Deckende, Frucht das Getragene, Vogel das Geflügelte, Elefant den Gezähnten, Ochs den Zieher usw.

Dieses einseitige und abgekürzte Verfahren ist nicht Willkür, sondern durch die Gesetze der Begriffs- und Sprachbildung bedingt. Wie nämlich der Verstand das Wesen in dessen Erscheinung erfaßt, den durch die Sinne vermittelten Rohstoff gleichsam reinigt, umformt und vergeistigt, so empfängt auch das Wort seinen sinnvollen Gehalt mittels eines sin-

nenfälligen Merkmals, das im Tonbilde verlautbart wird. Der Begriff eines Dinges kann nur durch ein sinnliches Bild desselben zu den Sprachwerkzeugen und den Sprachlauten in Beziehung gebracht werden. Und jenes Kennzeichen, welches im Stamm- oder Wurzellaut seinen unmittelbaren Ausdruck erhält, ist als Träger der Gesammtvorstellung von einem Erscheinungsgegenstande, mithin als der ursprüngliche Ausgangs- oder Anhaltspunkt des Begriffes, zugleich das Bindeglied, mittels dessen dieser an den Sprachlaut geknüpft wird.

Dem Hergange des menschlichen Erkennens entsprechend, sind die Sprachen von der Benennung des Besondern zu der des Allgemeinen fortgeschritten. Das Merkmal, das in einem Wurzel- oder Stammlaute als ein allgemein aufgefaßtes zum Ausdruck kommt, ist zuerst als Einzelmerkmal wahrgenommen, d. i. einem Einzelwesen abgesehen oder abgelauscht worden. Wurzellaute, in denen Thätigkeiten oder Eigenschaften von sehr allgemeiner Natur ausgesprochen zu sein pflegen, können die Ansicht nicht befürworten, daß die Sprache sich zunächst der Allgemeinbegriffe bemächtigt habe, beweisen aber, daß dieselbe schon in ihrer Kindheit ihren ersten Weg in umgekehrter Richtung zurückgelegt und die lautliche Bezeichnung des Allgemeinbegriffes, der in allen ihm untergeordneten Sonderbegriffen vorhanden und daher mit einem jeden von ihnen sprachlich verknüpfbar ist, auch für diese und namentlich für beliebte und hervorragende Vertreter einer Gattung in Gebrauch genommen hat.

Wie die Seele das Uebersinnliche sich nur in sinnlichen Bildern vorstellen oder veranschaulichen kann, so vermag auch die Sprache in ihrer Kindheit desselben nicht anders, als durch Ausdrücke von sinnlicher Währung habhaft zu werden. Diese Verwendung des Aeußern und des Sinnlichen zur Bezeichnung des Innern und des Geistigen ist zur Zeit der Sprachschöpfung unvermeidlich und wird daher sehr unzutreffend von Wilh. Wundt als allgemeiner Charakterzug in der Geschichte des Bedeutungswandels der Wörter bezeichnet[77]). Die von Curtius u. a. ausgesprochene Ansicht, daß die indo-europäischen Sprachen von Anfang an die denkende und erkennende Thätigkeit ohne Anlehnung an sinnfälliges Thun bezeichnen, widerstreitet sowohl den Gesetzen der Sprachbildung, als auch den Thatsachen der Sprachforschung. Eine unmittelbare Verknüpfung des Geistigen mit dem Laute, des Begriffes mit dem Worte konnte erst später geschehen. Für das Reden wie für das Denken ist die Sinnenwelt das große Bilderbuch, durch welches das Uebersinnliche versinnlicht wird. Die erhabenste Seelenwissenschaft kann der Bilder nicht entrathen, mittels deren die hebräische wie die griechische, die römische und die deutsche Volksseele den bessern Theil des menschlichen Wesens sich veranschaulicht hat, indem sie aus den sinnlichen Erscheinungen des

Hauchens, Blasens und Athmens die Vorstellung des Lebensodems gewann, von ihr zum Lebensbegriffe und von diesem zum Begriffe der Seele, als der Lebensursache, sich erhob. Die Bewegungen, Stimmungen und Zustände des Gemüths, die ohnehin gemischter, geistig-sinnlicher Natur sind, werden öfters nach ihren körperlichen Wirkungen benannt. Freude geht auf froh zurück, das im Urdeutschen die Bedeutung von hurtig hat und zu einem Sanskritworte gezogen wird, das eine hüpfende oder fliegende Bewegung ausdrückt. Schrecken bezeichnet ursprünglich ein Aufspringen, Trauer das Niederschlagen der Augen, Zorn hängt mit zerren und das ihm entsprechende italienische und hebräische Wort mit Hitze zusammen. Andere Aeußerungen des Gemüthslebens, wie Zuneigung, Abneigung, Anhänglichkeit, Hingebung, Ergebenheit, Verlangen, hochherzig, weichherzig, standhaft, unerschütterlich, nachgiebig, zerknirscht, verstockt usw. sind offenbar sinnbildliche Benennungen. Die sittlichen Eigenschaften: aufrichtig, gerecht, mäßig, folgsam, gehorsam, enthaltsam, zügellos, ausschweifend, ausgelassen, hoffärtig, hochfahrend, hochtrabend, aufgebläht, aufgeblasen, schnippisch, bestechlich, unbescholten, anstößig, anrüchig u. dgl. lassen uns auf den ersten Blick die sinnliche Vorstellung erkennen, die den sittlichen Begriff vermittelt hat. Die lautlichen Bezeichnungen der rein geistigen Thätigkeiten: verstehen, einsehen, erfassen, begreifen, urtheilen, unterscheiden, erwägen, überlegen, ermessen verrathen sich sofort als Ausdrücke für sinnliches Thun. Dieselben haben aber ihren sinnlichen Gehalt eingebüßt, wohingegen vorstellen, betrachten u. a. eine Doppelbedeutung besitzen.

11. Wie die sprachliche Darstellung des Sittlichen mittels Anlehnung an sinnliche Thätigkeiten und Eigenschaften kein Grund sein kann, am sittlichen Bewußtsein der ältesten Menschheit zu zweifeln, eben so wenig darf die Verschiedenheit der Vorzüge und Mängel, nach denen die gegensätzlichen sittlichen Grundbegriffe benannt werden, zu der Annahme verleiten, daß ursprünglich keinerlei Uebereinstimmung in den sittlichen Werthurtheilen obgewaltet habe. Jeder Gegenstand bietet der Betrachtung mehrere Merkmale dar, an denen das Bild desselben gewonnen und festgehalten werden kann. Die Möglichkeit, einem Dinge mit einer Mannchfaltigkeit von Vorstellungen beizukommen und eine entsprechende Anzahl von Namen beizulegen, erklärt den Reichthum von sinnverwandten Wörtern in jeder Sprache. Jedes Volk, jeder Stand und Beruf verfügt über eine Menge gleichwerthiger Ausdrücke zur Bezeichnung seiner besondern Lebensgewohnheiten und der Dinge, die seinem Anschauungs- und Beschäftigungskreise angehören. Der innere und wesentliche Unterschied der Sprachen besteht in der Verschiedenheit der Vorstellungen oder Sinnesbilder, nach denen dieselben Gegenstände benannt

werden. Und da das Merkmal, von welchem die Begriffs- und Namensbildung ausgegangen ist, im Wurzellaute dargestellt wird, so offenbart die Volksseele in der Sprache, mit der sie sich beschenkte, die Beschaffenheit ihrer Einbildungskraft und Gemüthsstimmung.

Der sittlich gute Mensch ist durch mehrere Tugenden, und jede von diesen durch mehrere Erscheinungen gekennzeichnet. Daher können den Begriffen und Benennungen sowohl der einzelnen guten Eigenschaften, als auch der sittlichen Gutheit überhaupt verschiedene Merkmale und Vorstellungen als Ausgangspunkte gedient haben. Hier hat dieser, dort ein anderer charakteristischer Einzelzug einer Tugend die Volksseele am lebhaftesten bewegt und sie bewogen, dieselbe nach ihm zu benennen. Hier ist diese, dort eine andere sittliche Eigenschaft bevorzugt worden, um als Trägerin eines sittlichen Allgemeinbegriffes und seiner lautlichen Darstellung zu gelten. Im sittlichen Wortschatze des Veda wie des Chinesischen bezeichnet die Wahrhaftigkeit, die Aufrichtigkeit das sittlich Gute überhaupt, während in der lateinischen Sprache der Tugendbegriff an die Mannhaftigkeit und die kriegerische Tüchtigkeit geknüpft ist. Es wäre aber durchaus unzulässig, hieraus zu schließen, daß der Inder oder der Chinese die Charakterstärke, der alte Römer dagegen die Wahrheitsliebe nicht als Tugend anerkannt oder geschätzt habe. Nicht minder verfehlt ist die Schlußfolgerung, die Wörter gut, Tugend u. dgl. seien in den ältesten Zeiten darum noch nicht als Zeichen sittlicher Begriffe angesehen worden, weil in ihnen zunächst nur sinnliche Eigenschaften zum Ausdruck kämen. Wäre sie richtig, so dürfte mit dem gleichen Rechte gesagt werden, daß die Wörter insgesammt anfangs überhaupt nicht als Begriffszeichen gegolten haben, da jeder Wurzellaut nur ein einzelnes Merkmal eines Begriffes oder Gegenstandes ausspricht.

12. Die manchmal noch recht unsichern Ergebnisse der Sprachforschung sind durch die Geschichte des Sprachgebrauches zu ergänzen. Jedes Wort nämlich hat seine Geschichte, die den ursprünglichen Denkinhalt desselben nicht selten verschoben, zuweilen in's Gegentheil verkehrt hat: das ist die Geschichte des Bedeutungswandels der Wörter, die als Münzen im geistigen Tauschverkehr auf ihrer Wanderung von Mund zu Mund leicht eine Veränderung ihres Gepräges erfahren. Einige verlieren durch Abnutzung, andere durch Vernachlässigung ihre Geltung. Gemein, schlecht, erbärmlich, niederträchtig, frech, List, Gift, Elend, Hoffart, Schimpf usw. haben im Laufe der Zeit eine verächtliche Bedeutung angenommen, und die Begriffe, die ursprünglich mit ihnen verknüpft waren, wurden durch allgemein, schlicht, barmherzig, demüthig, kühn, Klugheit, Gabe, Fremde, Hochherzigkeit, Scherz usw. ausgedrückt. Jede Sprache, deren Geschichte in schriftlichen Denkmälern bezeugt ist, besitzt nachweisbar eine große

Anzahl von Wörtern, die der Sprachgebrauch umgeprägt hat. Daher ist bei der sprachlichen Untersuchung des Sittlichen nicht bloß die Urbedeutung, sondern auch der möglicherweise vollzogene Bedeutungswandel der in Frage kommenden Bezeichnungen in Betracht zu ziehen.

R. v. Jhering behauptet nun, die griechische Benennung der Tugend bedeute bei Homer noch bloß Vorzüge des Körpers oder des Glückes; einige Jahrhunderte später sei sie dem Culturfortschritte entsprechend auf die Vorzüge des Geistes und des Herzens ausgedehnt worden. „Unsere heutige Vorstellung der Tugend, als eines in sich werthvollen Gutes, würde von den Völkern der Urzeit und selbst vorgerückterer Culturstufen gar nicht verstanden worden sein. In ihren Augen bestand der Werth der Tugend in dem, was sich mit ihr im Leben ausrichten ließ. Tugend der alten Normannen war Muth und Verwegenheit im Seeraube, Tugend der alten Griechen körperliche Gewandtheit und Geschicklichkeit in den olympischen Spielen; und selbst der Verschlagenheit eines Odysseus räumte man den Tugendpreis ein. Das war die Tugend, welche das Volk anerkannte und ehrte, und welche die Sänger feierten. Erschienen diese Tugendhelden in der heutigen Welt, um ihren Tugendpreis zu fordern: wir würden einige von ihnen muthmaßlich sofort dingfest machen, andere mit ihren Künsten in den Circus zu den Seiltänzern weisen“[78]). Der alte Homer würde ohne Zweifel, fügen wir hinzu, wenn er unter den Lehrern unserer Hochschulen die Sittenrichter über seine Helden auszuwählen hätte, Männer von der Befangenheit des ehemaligen Göttinger Rechtslehrers kurzer Hand ablehnen. Denn er verlangt vom Tugendhaften nicht bloß Tapferkeit und Klugheit, sondern auch sittliche Ehrenhaftigkeit, ein Gefühl des Geziemenden, Abscheu vor dem Schimpflichen und Verwerflichen, insbesondere vor dem Hochmuthe und dem selbstsüchtigen Frevelmuthe, der göttliche und menschliche Rechte mißachtet.

Das griechische Wort Arete, das wir in Folge der Anwendung, welche die wissenschaftliche Sittenlehre der Griechen ihm gegeben hat, ungenau durch „Tugend“ zu übersetzen pflegen, ist ein eben so umfassender Ausdruck der Werthschätzung, wie jenes griechische Eigenschaftswort, welches unserm „gut“ am nächsten kommt. Dasselbe besagt nämlich alles, was einer Person oder Sache das Wohlgefallen der Menschen in hohem Maße verschafft, und namentlich von Homer wird es als Gesammtbezeichnung jeder Art von Vorzügen gebraucht, die geeignet sind, die öffentliche Aufmerksamkeit und Achtung auf sich zu lenken, mithin der Schönheit, der Schnelligkeit und Gewandtheit, der Tüchtigkeit im Kriege und im Wettkampfe, der Rechtschaffenheit und des von den Göttern geschenkten Gedeihens und Gelingens. Der Sinn der Griechen verbindet mit der

äußern und der innern, mit der körperlichen und der geistigen, mit der natürlichen und der sittlichen Vortrefflichkeit stets die Vorstellung von dem Ruhme und Preise, den sie einbringt. Etwas begrenzter ist der den Attikern und den spätern prosaischen Schriftstellern geläufige Begriff des Manneswortes oder Gutmannswortes. „Das Bedürfniß nach Ausdrücken, deren Bedeutung das ganze Gebiet der Sittlichkeit umfaßte, ohne über dasselbe hinauszugreifen, entstand nicht erst innerhalb der sokratischen Schule; es war von jeher vorhanden gewesen. Der ältere Grieche, dem die unter der Obhut des Zeus und der andern Götter stehende sittliche Welt unter dem Bilde einer Rechtsordnung erschien, genügte ihm, indem er denjenigen, welcher den Gesetzen dieser Rechtsordnung gemäß handelte, als gerecht oder rechtschaffen bezeichnete: ein Gebrauch, von dem sich von Homer und Hesiodos an bis auf Aristoteles die manchfachsten Beispiele finden. Am augenfälligsten zeigt sich der Sinn des Wortes vielleicht in einem in der Odyssee mehrmals wiederkehrenden Verse, in welchem Odysseus bei der Ankunft in einem fremden Lande die Frage aufwirft, ob die Bewohner desselben Frevler und Wilde und nicht gerechte Männer, oder ob sie vielmehr gastfreundlich gesinnt und gottesfürchtig seien. Die für den erstern Fall angenommene Nichtachtung der dem Menschen gesetzten und den menschlichen Verkehr regelnden Schranken ist Ungerechtigkeit“[79]).

Freilich reicht die allgemeine Bedeutung, welche gut und bös im volksthümlichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Gegenwart besitzen, nicht bis in die älteste Zeit der Sprachbildung zurück. „Das alte Sanskrit hat“, wie R. Roth bemerkt, „etwa ein Dutzend Wörter, die man mit gut, und eben so viel andere, die man mit bös übersetzen kann; aber allen kommt ein näher umschriebener Grundbegriff zu.“ Noch im Altirischen fehlt, wie J. Windisch behauptet, der Ausdruck für den Gesammtbegriff Tugend[80]). Das Gewissen ist so alt, wie die Menschheit selbst, aber viele Jahrhunderte sind vorüber gegangen, bevor die manchfaltigen Thätigkeiten und Zustände desselben auf einen gemeinsamen seelischen Grund zurückgeführt und unter einen einzigen Namen gebracht wurden. Die Gesammtbezeichnung sittlich ist erst in Folge des wissenschaftlichen Nachdenkens über das sittliche Leben in Aufnahme gekommen.

Die Wörter, welche die Sprache, dieses Tagebuch der Menschheit, mittheilt, sind für den Sittenforscher nur um der sittlichen Thatsachen willen, die durch sie bezeugt werden, von Wichtigkeit. Jede Sprache des Alterthums aber weiß von dem sittlichen Bewußtsein der Menschen, die sich ihrer bedienten, zu erzählen.

13. Nicht selten hat die Armuth der Sprache eines Volkes zu schlimmen Urtheilen über dessen Sittlichkeit verführt.

Ein Buschmann gab auf Livingstone's Frage nach dem Unterschiede von gut und bös die schnelle Antwort: Gut ist es, wenn ich meinem Nachbar das Weib entführe; bös aber, sehr bös ist es, wenn er mir das meinige raubt. Man hat diesen Vorfall öfters als einen schlagenden Beweis dafür angeführt, daß jenem Naturmenschen jegliche Ahnung der sittlichen Grundbegriffe und jede Achtung der ehelichen Treue gefehlt habe. Und da die Sprache der Buschmänner zwischen Frau und Jungfrau nicht unterscheidet, so haben Lichtenstein, Wood, Sir John Lubbock u. a. sich nicht enthalten können, diesen Mangel als vollendete Gleichgültigkeit gegen geschlechtliche Reinheit zu deuten. Burchell aber und später Chapman, der so genau, wie kaum ein anderer, den armen Buschmann kennen gelernt hat, entwarfen ein viel freundlicheres Bild von dessen Leben, und Gustav Fritsch hat auf Grund eigener Beobachtungen dieses günstige Urtheil bestätigt. Gerade im geschlechtlichen Verkehre sind die Buschmänner, die von den Boers und deren Bastards wie Hunde betrachtet und behandelt werden, weniger frei, wie die äußerlich gesittetern Nachbarstämme[81]). Oscar Peschel hat sie in Uebereinstimmung mit zuverlässigen Gewährsmännern durch das Lob ausgezeichnet: „Es herrscht unter ihnen strenge Keuschheit, und die Zartheit, wie sie um ein Mädchen freien, sowie, daß sie Ehen nur aus Zuneigung schließen, stellt sie hoch über unzählige andere Völkerschaften“[82]). Beispiele einer ungerechten sittlichen Beurtheilung, wie sie die Buschmänner betroffen hat, lassen sich zu Hunderten beibringen.

Jener Buschmann hat eine sittlich verwerfliche Handlung offenbar darum gut genannt, weil sie ihm Nutzen oder Lust versprach. Ein flüchtiges Verhör mit unserer eigenen Muttersprache muß uns abhalten, ihm dieserhalb das sittliche Bewußtsein abzusprechen. Wenn wir in abgekürzter Redeweise das sittlich Gute, als die vorzüglichste Art des Sittlichen wie des Guten, schlechthin sittlich oder noch häufiger ohne weiteres gut nennen, so bleiben wir uns hierbei bewußt, daß sowohl alles freie Thun sittlich ist, als auch alles, was auf Grund irgend einer Uebereinstimmung mit unserer Natur für diese erstrebenswerth ist, mit Erfolg den Anspruch auf Gutheit erhebt. Wir pflegen, unbekümmert um die sittliche Währung, alles, was irgendwie zweckmäßig, vortheilhaft, passend, angemessen oder angenehm ist, als gut zu bezeichnen, demnach auch dem schlauen Millionendiebe die Anerkennung zu zollen, daß er einen guten Griff gethan, und dem gewandten Meuchelmörder nachzurühmen, daß er einen guten Hieb, Stoß oder Schuß vollbracht habe. Und viele andere Culturvölker bedienen sich derselben Ausdrucksweise. Wir sind daher nicht berechtigt, dem sog. Wilden darum einen Mangel an sittlichem Unterscheidungs-

vermögen und sittlichen Gegensatzbegriffen vorzuwerfen, weil er gleich uns das Wort gut zuweilen mit unsittlichem Inhalte füllt.

Unsere Sprache bemüht sich, mit den vielseitigen Errungenschaften unserer Zeit gleichen Schritt zu halten und für neue Gegenstände und Gedanken neue Benennungen darzubieten. Sie hat überdies in tändelnder Spielerei eine Menge unnöthiger und selbst unrichtiger Wortformen, die den Hütern der Sprachreinheit großen Aerger bereiten, gebildet und endlich noch manche Fremdlinge aufgenommen, um die feinsten Unterscheidungen in den Formen der Sitte lautlich zu bezeichnen, wohingegen sie für den wichtigsten Grundbegriff der Sittenwissenschaft einen Sonderausdruck nicht hervorgebracht hat. Mit einer überraschenden Genügsamkeit duldet der Sprachgeist fort und fort die Vieldeutigkeit des Wortes gut, mit dem sich die allerschlechteste Handlung schmücken darf, wenn sie Vortheil oder Vergnügen verschafft oder verheißt. Die an allen Sprachen beobachtete Erscheinung, daß die lautlichen Unterscheidungen sich mit den begrifflichen nicht decken, warnt vor der Uebereilung, diese zu leugnen, wo jene fehlen.

14. Dem Satze, daß das Sprechen ein lautes Denken sei, hat man freilich den andern entgegengestellt, daß alles Denken ein stummes Reden sei. Unsere Gewohnheit, den Begriff innerlich an ein Wort zu knüpfen, verursacht uns allerdings das Gefühl, einen Gegenstand, von dem wir eine vollständige Anschauung besitzen, doch nur unvollkommen zu erkennen, wenn wir dessen sprachliche Bezeichnung nicht wissen. Wir erfragen den Namen eines Berges, Flusses, Baumes, den wir zum ersten Male erblicken, als ob wir vom Sprachlaute eine Bereicherung des Erkenntnißbildes zu erwarten hätten. Ebenso glauben wir, einen seelischen Vorgang oder Zustand durch Benennung desselben unserm Verständnisse näher gebracht zu haben. Solcher scheinbare Gewinn an geistiger Anschauung aber ist nichts anders, als eine lautliche Bestätigung des Wirklichkeitseindruckes, den uns eine innere oder äußere Erfahrung bereitet. Dieser Vortheil aber darf uns nicht zur Meinung verleiten, daß der Mangel gewisser Wörter im Sprachschatze eines Volkes allemal entsprechende Lücken in dessen Gedankenwelt anzeige. Mittels dieses trüglichen Schlußverfahrens ist es freilich gelungen, eine Anzahl von Naturvölkern vorzuführen, die sich durch ein beredtes Schweigen als Menschen ohne alle Religion und Sittlichkeit, selbst ohne Ehe, Familie und Eigenthum bekennen. Die wissenschaftliche Verwerthung solcher stummen Zeugnisse wirkt verblüffend.

Die Tahitier besitzen kein Wort für Dankbarkeit, aber sie haben, wie Cook, Tyerman, Bennet u. a. aus eigener Erfahrung bezeugen, schon in der heidnischen Zeit diese Tugend gekannt und geübt. Die wortreiche Sprache der Algonkin und der Tinneh enthält keinen Ausdruck für Liebe,

bezw. für Liebhaber oder geliebt[83]). Die Rothhäute aber, die dieser Sprache sich bedienen, besitzen ein Gemüth, dem keine wahrhaft menschliche Regung fremd, und daher jede Art von Liebe eigen ist. Die Abiponer in Paraguay entbehrten vor einem Jahrhundert noch eines Wortes für Jungfrau, dagegen gab es nach der Versicherung des Missionars Martin Dobrizhoffer, der sieben Jahre bei ihnen gelebt hat, Jungfrauen unter ihnen in großer Zahl, denen die Tugend der Keuschheit über alles galt[84]). Die Sprachen der Culturvölker weisen eben so auffallende Lücken auf, wie die der Naturvölker. Einer Menge gleichwerthiger Ausdrücke, mittels deren ein gelenkiger Mund eine lange Rede von kurzem Sinne zu Stande bringt, steht eine Armuth gegenüber, die nicht bloß gleichartige, sondern auch sehr verschiedene Vorstellungen und Begriffe in einem einzigen Lautgebilde wohnen läßt. Der Geist des wortreichsten Volkes ringt mit der Sprache, die auf keiner Stufe ihrer Entwickelung dem Redebedürfnisse völlig genügt, so daß die sprachlichen Unterscheidungen stets hinter den begrifflichen zurückbleiben. War etwa den Griechen die Ehe unbekannt, weil sie nach dem Zeugnisse des Aristoteles keinen Namen für sie hatten? Es ist schon wiederholt daran erinnert worden, daß der Deutsche, dem es eben so wenig an Esprit fehlt, wie dem Franzosen, und dem ein humorvolles Gemüth und ein tief religiöser Sinn als Eigenart nachgerühmt werden, bei den romanischen Völkern Anleihen gemacht hat, um seine Geistes- und Gemüthsvorzüge in Worte zu kleiden. Bevor er sich der Fremdwörter: Sentimentalität, Coquetterie, Prüderie und Blasirtheit bediente, verstand er die durch sie bezeichneten Empfindungszustände. Die Humanität wie die Noblesse hatte er kennen und üben gelernt, ehe er sie im Munde führte, und den Begriff von Genie und von geniren hat er nicht erst aus Frankreich bezogen. Er war längst gewohnt, muthig zu handeln, bevor er im dreizehnten Jahrhundert das Wort Muth in Gebrauch nahm. Der Begriff des Geldes ist nicht erst mit diesem Namen aufgekommen. Innigkeit und Sinnigkeit sind nicht darum dem deutschen Gemüthe ausschließlich eigen, weil sie einer getreuen Uebersetzung in fremde Sprachen widerstreben, und anderseits wird Niemand behaupten, daß man in Deutschland vor dem Bekanntwerden der Ausdrücke Perfidie und Raffinement nichts von einer perfiden und raffinirten Handlungsweise gewußt habe. Der mäßige und leicht erregbare Franzose findet in seinem heimischen Wortvorrathe keine Benennungen dieser ihm als selbstverständlich erscheinenden Eigenschaften; er hat ferner weder für Lehrer, noch für reiten ein besonderes Wort. Er besitzt Sonderausdrücke für Taschentuch, Handtuch und Tischtuch, macht aber keinen sprachlichen Unterschied zwischen Blume und Blüthe. Dem Engländer fehlt nicht die Gedächtnißkraft, wohl aber das Wort für den Begriff unvergeßlich. In

den Ländern des „ewig blauen Himmels", in Italien und Griechenland, hat die Sprache keinen eigenen Ausdruck für die blaue Farbe geschaffen. Der Hebräer erzeugt Gedanken und weiß, was denken ist, obwohl er dieses Wort nicht besitzt, sondern durch „Sprechen mit dem Herzen" umschreibt.

15. Wie die Sprache, so wird auch die Religion des heidnischen Alterthums verhört. Gewiß nicht mit Unrecht; denn „in seinen Göttern malt sich der Mensch". Die Religion ist nicht ein bloßes Glauben oder Wissen, sondern auch Wollen und Empfinden, nicht eine bloße Ueberzeugung oder Lehre, sondern auch Leben und Handeln. In ihr spiegelt sich daher namentlich das sittliche Bewußtsein eines Volkes ab. „Wie einer ist, so ist sein Gott; drum ward Gott so oft zum Spott." Die Götter Griechenlands aber treten in der ältern Dichtung und Sage nicht als Muster sittlicher Vollkommenheit auf; sie sind im Gegentheile Meister in allen verfeinerten Sinnengenüssen, sie hadern, lügen und betrügen, sind voll von Neid und Eifersucht, säen Zwietracht und Haß. Unmäßigkeit, Wollust und Lüge finden unter ihnen mächtige Beschützer. Daß das sittliche Urtheil der Völker, die so unwürdige Vorstellungen von den Himmlischen erfinden oder ertragen konnten, getrübt gewesen sein müsse, scheint auf der Hand zu liegen. Keineswegs aber wird durch diese Entartung der Religion die gänzliche Abwesenheit der sittlichen Begriffe und Wahrheiten bekundet.

Die Göttergestalten, mit denen wir durch Homer's Gesänge und die Darstellung der bildenden Kunst vertraut sind, dürfen nicht als die Götter des Volksglaubens und des Volkslebens angesehen werden. „Der Zeus, zu dem der Athener oder der Spartaner in der Noth des Lebens die Hände erhob," bemerkt Leop. Schmidt, „unterschied sich wesentlich von dem Liebhaber der Jo und der Semele, und wer in einen Tempel des Hephästos oder der Aphrodite eintrat, dachte diese Gottheiten anders, als das achte Buch der Odyssee sie schildert" [85]). Noch auffallender ist der Widerspruch, der auch in den homerischen Gedichten bereits hervortritt, daß derselbe Zeus, der lügt, betrügt und die Ehe bricht, als Beschützer der Treue und des Eides, als Schirmer des ehelichen Lebens und der Familiensatzungen, als Wächter der Sittlichkeit, als Richter und Rächer der Uebelthäter angerufen und verehrt wird. Von ihm erwartet Agamemnon eine harte Bestrafung des Meineides und des Vertragsbruches. Zeus verwüstet das Land durch Ueberschwemmung, wenn gewissenlose Richter das Recht beugen. Er hat den Cyklopen, wie Odysseus diesem vorhält, für die Verletzung des Gastrechtes gezüchtigt, wird auch, wie Menelaos zuversichtlich hofft, den Paris dieserhalb heimsuchen. Odysseus warnt die Phäaken, von denen

er sich hintergangen wähnt, vor dem Zorne des höchsten Gottes. Telemach will die Götter anrufen und bittet seine Mutter, dasselbe zu thun, auf daß Zeus die Freier seinen Arm fühlen lasse. Es muß noch Götter im Olymp geben, ruft Laertes aus, als er das Schicksal der Freier vernommen, und auch Penelope äußert gegen die Amme Eurykleia, einer der Unsterblichen habe dieselben getödtet. In den „Werken und Tagen" Hesiod's waltet Zeus ebenfalls als Hüter und Erhalter der sittlichen und rechtlichen Ordnung. Athene, die Beschützerin des attischen Landes und Volkes, und Apollo, der Lichtspender, sind sittliche Mächte von hervorragender Bedeutung.

16. Der griechische Geist hat durch eine kühne That die Götter, die er in den großartigen Gegenständen und Gewalten der Natur wohnend, wirkend oder verkörpert vorfand, dem Naturzwange entrissen und mit der persönlichen Freiheit beschenkt, so daß dieselben fortan nicht mehr mit blinder Nothwendigkeit, sondern mit weiser Ueberlegung und starkem Willen die Geschicke der Welt und der Menschheit leiten. Sie haben aber diese Befreiung von der Naturgebundenheit nicht ohne Einbuße an ihrer alten Hoheit und Herrlichkeit gewonnen; denn sie sind in das menschliche Thun und Treiben hineingezogen und mit menschlichen Leidenschaften und Lastern befleckt worden. Die Naturgötter werden durch die Vermenschlichung allerdings zu persönlichen und daher sittlichen Wesen erhoben, anderseits aber auch den Schwächen und Gebrechen der menschlichen Sittlichkeit unterworfen. Und die regsame und erfindungsreiche Einbildungskraft der Griechen hat dieselben rücksichtslos und ungescheut bis zum Aeußersten vermenschlicht. Sie beeilte sich unter dem Drängen des sinnlichen Triebes, gemeine Liebeshändel mit allem Zubehör von Lug und Trug, von Verführung und Untreue in die Götterwelt hineinzutragen, nachdem man einmal deren Bewohner geschlechtlich von einander unterschieden und sich daran gewöhnt hatte, den Geschlechtsgegensatz für eine wesentliche Eigenschaft der Götternatur zu halten.

Der frommgläubige Mann aus dem Volke aber empfand an den unsittlichen Götterfabeln nicht den Anstoß, den man vermuthen möchte, sei es, weil er sich deren Widerspruch mit seinem bessern sittlichen Erkennen nicht deutlich genug zum Bewußtsein brachte, sei es, weil er dieselben als unschöne Zugaben einer dichterischen Freiheit, die ihm die Himmlischen näher gebracht hatte, mit in den Kauf nehmen zu müssen glaubte. Er bewahrte sein sittliches Gefühl trotz seinem unsittlichen Glauben. Es ist ihm vielleicht nur selten in den Sinn gekommen, sich auf das Beispiel des Zeus und der andern Unsterblichen zur Rechtfertigung eigener Lasterhaftigkeit zu berufen. Sie erschienen ihm in ihrer Gesammtheit als Vertreter der sittlichen Weltordnung und als Vollstrecker der Straf-

gerechtigkeit, die menschlichen Ueber- und Frevelmuth stets zu Schanden machen. Bei tieferm Nachdenken mußte sich freilich der sittliche Ernst mit Abscheu oder Spott von den unsaubern Göttersagen hinwegwenden. Die Versuche, sie zu läutern oder gänzlich abzuthun, schossen sehr häufig über das Ziel hinaus, wurden auch keineswegs immer zum Besten der Religion oder der Sittlichkeit angestellt. Unter dem Vorwande, die häßlichen Mythengewächse vom Volksglauben abzuschneiden, gingen manche Weltweisen darauf aus, diesen selbst tödtlich zu treffen, was ihnen nur zu gut gelang.

17. Wie die Geschichte des religiösen Denkens, so hat auch die des religiösen Dienstes Rückschritte der Sittlichkeit zu verzeichnen. Am schmachvollen Venusdienste läßt sich sehr deutlich der Weg verfolgen, den der Verfall des religiösen und des sittlichen Lebens im Alterthum genommen hat. Dem babylonischen Boden ist dieser hassenswürdige Auswuchs entsprossen. Von hier ist die Mylittaverehrung ausgegangen, hat sich als sabäischer Cult über das Binnenland nach Mesopotamien hin verbreitet und ist als Astartedienst von den Phöniziern den Inseln Cypern und Cythera sowie den peloponnesischen Küstenstädten mitgetheilt worden. Eine Zeit lang hat sich derselbe in seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten: er galt der Urania, der Göttin des Kindersegens, und bezweckte die Befestigung der ehelichen Treue[86]). Auch bei den Armeniern, den Lydiern und selbst den sinnlichen Phöniziern hatte er noch einen sittlich-religiösen Hintergrund[87]). Und zu Rom galt in der frühern Zeit Venus nur als eine altlatinische Göttin der Gärten; nachher aber wurde sie zur Vertreterin der Astarte herabgewürdigt.

Die Menschen des homerischen Zeitalters stehen an äußerer Gesittung wie an geistiger Bildung tief unter dem spätern Griechenthum; ob auch an Sittlichkeit? Homer weiß nichts von jenem Volkslaster, das gerade die Athener mit ewiger Schande gebrandmarkt hat. Die Frau ist in seinen Gedichten durch eine hohe Stellung und Würde ausgezeichnet, wohingegen sie in der Blüthezeit Athens zu einer sehr untergeordneten Rolle verurtheilt war. Die sittlichen Vorzüge des altrömischen Lebens wie dessen sittlicher Verfall beim Herannahen der Kaiserzeit sind bekannt. Die Geschichte der Sittlichkeit wie die der Religion hat sehr häufig nur einen Niedergang zu buchen.

18. Was wir als gemeinmenschlichen sittlichen Thatbestand hinstellen, ist demnach nicht eine vollkommene Uebereinstimmung und Unwandelbarkeit der sittlichen Anschauungen und Vorschriften insgesammt, von denen die vergleichende Sittenkunde zu berichten weiß, sondern die *Allgemeinheit* und die *Beständigkeit* des *Gewissens* in der Menschheit, insofern dasselbe jeden denkfähigen Menschen mit den *Grundzügen* und

den allgemeinen Umrissen des natürlichen Sittengesetzes bekannt macht.

Wer in der Sittlichkeit nichts anderes, als ein fließendes Erzeugniß des menschlichen Gemeinschaftslebens erkennt, übersieht den Unterschied zwischen den obersten und allgemeinsten und den abgeleiteten und besondern Sittengeboten. Jene regeln das Verhältniß, in welchem der Mensch, als vernunftbegabtes Wesen, zu Gott, zu den Mitmenschen und zu sich selbst steht, im allgemeinen; diese beziehen sich auf besondere Verhältnisse oder Handlungen. Zu den Vorschriften der erstern Art gehören die sittlichen Grundgesetze, daß man das Gute thun, das Böse unterlassen soll; daß man stets sein Verhalten mit dem Wesen und der Würde der vernünftigen Menschennatur oder mit der ihr geziemenden Ordnung in Einklang zu setzen hat; daß man Andern nicht anthun darf, was man sich selbst von ihnen nicht zugefügt wissen will u. dgl. Dieselben erhalten durch die Anwendung auf die Grundbeziehungen des Menschen die bestimmtere Fassung, daß man Gott nicht verunehren, die Eltern nicht beleidigen, die Mitmenschen nicht ungerecht behandeln, nicht unmäßig, unzüchtig leben soll. Die Vorschriften der zweiten Art sind Schlußfolgerungen aus denen der erstern. So ergeben sich unmittelbar aus der allgemeinen Verpflichtung, Niemanden Unrecht zuzufügen, die Verbote, zu morden, zu rauben, zu stehlen, zu betrügen, zu verleumden usw. Und die Anwendung derselben auf die besondern Verhältnisse und Fälle vollzieht sich durch weitere Folgerungen oder durch Verhaltungsregeln von begrenzterm Inhalte. Zu diesen gehört z. B. das Verbot der persönlichen Rache, der Blutrache, der Tödtung der Kriegsgefangenen.

Wie in jedem Menschen die echte Menschengestalt zum Vorschein kommt, so daß selbst das verkümmertste Menschengewächs vor einer Verwechselung mit dem unverschämt menschenähnlichen Affen geschützt ist, so sind auch die obersten und allgemeinsten Sittenvorschriften allen des Vernunftgebrauches fähigen Gliedern unserer Gattung geläufig. Bestmann begeht den groben Schnitzer, daß er dem Naturmenschen die Fähigkeit, sich als Urheber seiner Handlungen zu erfassen, mithin das Selbstbewußtsein abspricht[88]). Auch der sittlich entartetste und abgestumpfteste Mensch ist sich des Unterschiedes von gut und bös und der Verpflichtung, jenes zu thun und dieses zu meiden, bewußt. Er weiß, daß er nicht nach Art der Thiere leben darf, sondern sich so betragen soll, wie es einem vernünftigen Wesen geziemt. Desgleichen ist er mit den unmittelbaren und von selbst einleuchtenden Schlußfolgerungen aus den allgemeinsten sittlichen Grundgesetzen oder mit den Hauptgeboten der sittlichen Ordnung im Allgemeinen vertraut. Er verhehlt sich also nicht,

daß ihm die zügellose Befriedigung des Geschlechtstriebes oder die ehelose Geschlechtsgenossenschaft, von der Urgeschichtschreiber der darwinistischen Schule so viel gefabelt haben, untersagt ist. Da er sich als gesellschaftliches Wesen weiß, so besitzt er auch die allgemeine Erkenntniß, daß der Krieg Aller gegen Alle, der ebenfalls zu den beliebten Märchen der neuern Urgeschichte gehört, unerlaubt ist, daß ferner die widerrechtliche Vernichtung und Verletzung fremden Lebens und Eigenthums und überhaupt alle Handlungen, welche mit dem Gemeinschaftsleben durchaus unverträglich sind, unterbleiben sollen.

19. Etwas anderes aber ist die schlichte Erkenntniß, und etwas anderes die Auslegung oder die Anwendung der sittlichen Grundgebote: jene ist eine nach Zeit und Ort allgemeine, diese eine verschiedene und wechselnde, nicht selten eine unsichere und verkehrte. Das Verbot z. B. der unrechtmäßigen Tödtung, Beraubung, Entwendung usw. bereitet dem Verstande keine Schwierigkeiten, wohl aber die Frage, unter welchen Umständen die Antastung fremden Lebens oder Eigenthums aufhört, widerrechtlich und daher unsittlich zu sein, und die weitere Frage, ob ein derartiger Fall wirklich vorliege. Da gibt es Gründe für und wider, bei deren Abwägung nicht der nüchterne Verstand allein entscheidet, sondern auch das Herz mit seinen Wünschen, Neigungen und Leidenschaften ein gewichtiges Wort mitspricht. Das von selbstsüchtigen Gelüsten bewegte Herz spannt den Verstand gewissermaßen auf die Folter, bis er alles billigt, wonach es begehrt. Die Wahrheit ist nicht bloß Eigenthum der Vernunft, sondern auch ein Gut des Willens, und sie geht dem Kopfe leicht verloren, wenn ihr das Herz fremd oder feindlich gegenübersteht. Gerade an den sittlichen Irrthümern ist der Wille in hervorragendem Maße betheiligt. Wer sich alles erlaubt, was seinen Launen gefällt oder dient, kommt zuletzt dahin, mit Friedr. Nietzsche die sittlichen Werthe umzuprägen, Wohlwollen, Fleiß, Mäßigkeit, Keuschheit, Demuth, Sanftmuth und Geduld dem „Herdenthiermenschen", d. i. dem Sklaven, dem Unterdrückten, dem Schwachen, dem Manne aus dem Volke zu überlassen und sich selbst zu den „vornehmen" und „ganzen" Naturen, zu den „Uebermenschen", zu rechnen, die mit schrankenloser Willkür schalten und walten dürfen, weil sie als „Herren" sich „jenseits von gut und bös" befinden. Die Willensverkehrtheit und die Herzensverhärtung rächt sich durch Geistesverblendung: das ist ein Stück Gericht, das sich in der Geschichte des Völker- wie des Einzellebens abspielt.

Aus den vielerlei Einflüssen, die das sittliche Urtheil bestechen, erklärt sich die oft mißverstandene Erscheinung, daß die Menschheit trotz ihren gemeinsamen und gleichlautenden sittlichen Grundbegriffen und

Grundsätzen ebenso in eine Manchfaltigkeit von sittlichen Ansichten und Satzungen auseinandergeht, wie sie trotz der allgemeinen und festen Form des menschlichen Körpers sich in eine Mehrheit von Racen verzweigt.

Selbst Männer von staunenswerther Geisteskraft und gerühmter Rechtschaffenheit, wie Sokrates, Plato, Aristoteles, Origenes und eine große Anzahl scharfsinniger und gelehrter Casuisten, sind in schwere sittliche Irrthümer hineingerathen, weil sie in einseitiger, spitzfindig klügelnder Denkarbeit die Lösung von sittlichen Fragen betrieben, anstatt dieselben vor den Gerichtshof des Gewissens zu bringen. Eine schlimme Anwendung, die vom vernünftelnden Verfahren gemacht worden, ist die Aufstellung einer Reihe bedenklicher Meinungen, die sich gleichsam zwischen das Gewissen und das Sittengesetz schieben und dem verkehrten Willen allemal ein Hinterthürchen offen halten, durch das er dem Pflichtgebot entschlüpfen kann. Nicht die bloße Wahrscheinlichkeit, sondern die Wahrheit oder die redliche und entschiedene Gewissensüberzeugung ist die rechte Verhaltungsregel.

V. Die widernatürlichen Unsitten des culturarmen Lebens im angeblichen Widerspruche mit der allgemeinen Kenntniß des natürlichen Sittengesetzes.

1. Im Wesen der Sitte, als eines gesellschaftlichen Brauches, einer Volks- oder Stammesgewohnheit, liegt es begründet, daß dieselbe mit der sittlichen Anschauungs- und Gesinnungsweise des größten, wenigstens des angesehensten und einflußreichsten Theiles einer Gemeinschaft übereinstimmt. Andernfalls könnte sie nicht entstanden sein oder fortbestehen. Gibt es also Sitten, die gegen offenkundige Grundgebote der Sittlichkeit und des Rechtes verstoßen und trotzdem nicht bloß geduldet, sondern als förmliche Satzungen beobachtet werden, so scheint es, daß ganze Völkerschaften sich mit ruhigem Gewissen über leicht einleuchtende Vorschriften des natürlichen Sittengesetzes hinwegsetzen, mithin ohne eigenes Verschulden dieselben nicht kennen. Verhält sich's aber so, dann kann nicht mehr gesagt werden, das natürliche Sittengesetz sei allen Menschen bekannt gemacht. Und ein nicht verkündigtes Gesetz ist als ein nicht bestehendes anzusehen. Von einem allgemeinen sittlichen Thatbestande aber kann selbstverständlich nicht mehr die Rede sein, wenn die Erkenntniß des sittlichen Naturgesetzes vielerorts fehlt.

Die Völkerkunde erzählt mit unanfechtbarer Glaubwürdigkeit von sehr verbreiteten Unsitten, die den Grundgesetzen der sittlichen und

gesellschaftlichen Ordnung zuwider sind, und leistet hierdurch der entwickelungsgeschichtlichen Sittenforschung eine willkommene Handreichung. Sie weiß sogar eine lange Reihe von Menschenstämmen namhaft zu machen, die der überlieferten Sitte gemäß und in gutem Glauben die Weibergemeinschaft, den Mord, sogar den Eltern- und den Kindermord, den Raub, den Diebstahl, den Betrug, die Lüge für erlaubt halten sollen. Es gehen uns hier selbstverständlich diejenigen widernatürlichen Gebräuche nichts an, welche einer bewußten und vorsätzlichen Lasterhaftigkeit ihr Entstehen oder Fortbestehen verdanken. Dürften sie, wie häufig geschieht, als Anzeichen einer unüberwindlichen Unwissenheit in sittlichen Dingen gedeutet werden, so wären auch ungezählten Culturmenschen die sittlichen Grundbegriffe abzusprechen. Immerhin aber kann an dem Ursprunge der häßlichen Gewohnheiten, die ohne Mißbilligung beibehalten werden, ein schlechter Wille betheiligt gewesen sein, so daß in der Gewissensfinsterniß der spätern Geschlechter die Sünde der Väter fortwirkt.

Die farbigen Schreckbilder der Menschheit, die als Zeugen gegen die Einheit des sittlichen Völkerbewußtseins in's Feld geführt werden, sind keineswegs mit einem dem Grade wie dem Umfange nach gleichen Mangel an sittlicher Erkenntniß behaftet. Ueberdies führt eine unbefangene Prüfung ihres Sittenlebens zu der sichern Ueberzeugung, daß sie sämmtlich mit den Grundpflichten der natürlichen Sittlichkeit, insbesondere mit den durchaus unerläßlichen Grundbedingungen des menschlichen Gemeinschaftslebens vertraut sind, so sehr sie auch in deren Auslegung oder Anwendung fehl greifen mögen. Sie haben ein in den obersten Sittengesetzen untrügliches Gewissen; ihr Wissen aber von den Gegenständen oder Handlungen, die unter dieselben fallen, geht häufig in die Irre. Die auf diese Weise entstehenden Gewissensirrthümer zeugen nicht von einer gänzlichen Abwesenheit, sondern sehr oft von einer lebhaften Thätigkeit des Gewissens. Gerade in den empörendsten Verstößen der Naturvölker gegen die natürliche Sittlichkeit entdeckt eine sorgfältige, bis in die Werkstätte und in das Triebwerk des Sittenlebens vordringende Untersuchung sittlich gute Anschauungen und Antriebe. Daher ist auch mit einigen Bemerkungen allgemeiner Art zur Begründung wie zur Abwehr entwickelungsgeschichtlicher Meinungen nichts gethan. Man kann den beliebten Versuchen, die ursprüngliche sittliche Ausstattung und Beschaffenheit der menschlichen Natur von deren verwilderten oder verkümmerten Darstellern abzulesen, nur dadurch wirksam begegnen, daß man die fremdartigen und unnatürlichen Gewohnheiten dieser entarteten oder verkrüppelten Zweige am Baume der Menschheit im Zusammenhange mit der gesammten Vorstellungs- und Verhaltungsweise des wilden Lebens betrachtet und aus ihren, zuweilen nach Ort und Stamm wech-

selnden Beweggründen verständlich macht. Wir werden daher die verschiedenen Triebfedern der in Frage stehenden Erscheinungen in einer gedrängten Uebersicht über die letztern hervorheben.

2. Gegen die Thatsächlichkeit der von der Gegenseite vorgeführten Unsitten ist zwar im allgemeinen wenig einzuwenden. Jedoch wird kein Völkerkundiger heutzutage noch den Muth besitzen, den Bemühungen, eheloſe Geſchlechtsgenoſſenſchaften unter der culturarmen Menschheit aufzuspüren, irgend einen Erfolg zu versprechen. Sir John Lubbock hat freilich die Behauptung gewagt, daß „die tiefstehenden Racen keine eheliche Verbindung kennen, und daß wahre Liebe bei ihnen fast gar nicht vorkomme". Alsbald aber sah er sich zu dem Geständnisse gedrängt: „Wir dürfen nicht vergessen, daß die uns genauer bekannten wilden Stämme jetzt fast ausnahmslos denjenigen Entwickelungsgrad erreicht haben, auf welchem die Vaterrechte bereits anerkannt werden" [89]). Darwin hielt noch „weitere Beweise für nöthig, ehe wir vollständig annehmen können, daß die vorkommende Vermischung wirklich allgemein ist" [90]). Selbst Friedrich von Hellwald, der beharrlich von einer eheloſen Vorzeit unseres Geschlechtes träumte, hat in seiner berüchtigten Geschichte der Familie unumwunden erklärt: „Nirgends mehr in unsern Tagen trifft man eine völlige Ungebundenheit als Grundlage einer Gesellschaft oder als tägliche Gewohnheit in den geschlechtlichen Beziehungen, selbst nicht auf den niedrigsten Staffeln der menschlichen Stufenleiter" [91]). Die einigen Naturvölkern nachgesagte Unkenntniß der Ehe hat sich regelmäßig als Unkenntniß, als Ungenauigkeit oder als Absichtlichkeit der Berichterstatter herausgestellt.

Geringschätzung und Verletzung des ehelichen Bandes bilden gewiß eine der häßlichsten Seiten des wilden Lebens, sind indeß keineswegs allgemein. Und wenn auch bei manchen Stämmen der Ehebund sehr leicht gelöst werden kann, so ist er doch für die Zeit seiner Dauer durch die Pflicht der Treue und durch schwere Ehebruchsstrafen geschützt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Horden, die wegen ihrer Culturarmuth in der neuen Abstammungslehre den Anfängen des Menschenthums am nächsten gerückt sind, sich durch eheliche Reinheit auszeichnen. Die gänzliche Ungebundenheit, welche vielen Naturvölkern zur Last gelegt wird, ist auf den Umgang vor der Ehe und auf gewisse Feste beschränkt. Die Ausschweifungen, die von den Watschandi in Westaustralien am Kaorofeste und von den Viti-Insulanern bei der Mangafeier begangen werden, sind unglaublich. „So lange das Mangafest dauert, sind wir wie die Borstenthiere," pflegte der alte Nandihäuptling zu sagen. Dieser Ausspruch aber verräth deutlich, daß die Wilden sich ihrer Entwürdigung bewußt werden.

Den vielfach verbreiteten Erzählungen von der Weibergemeinschaft der berüchtigten Areois auf den Gesellschaftsinseln hat Georg Forster auf Grund genauer Umfragen einen entschiedenen Widerspruch entgegengestellt. Freilich waren diese niederträchtigen Lüstlinge ebenso sehr Weiberfreunde als Ehefeinde; waren sie aber verheirathet, so wachten sie mit Eifersucht über die Treue der Frauen und ließen den Verführer mit dem Tode büßen. Baegert, der die Indianer Altcaliforniens der Weibergemeinschaft beschuldigt, widerlegt sich selbst durch die Mittheilung des Verbotes, das dem Manne sogar den Anblick seiner Schwiegermutter und anderer weiblichen Verwandten seiner Frau strengstens untersagt[92]). An Ueberraschungen seitens einer entwickelungsgeschichtlichen Urstandsbeleuchtung gewöhnt, dürfen wir uns nicht wundern, gewisse hassenswürdige Gebräuche in der heidnischen Vergangenheit und Gegenwart als „Ueberlebsel" einer ehelosen Vorzeit, nämlich als Ablösung eines ursprünglichen Stammesrechtes auf den Gemeinbesitz der Weiber, mißdeutet zu sehen. Meint doch nicht etwa ein Spaßvogel, sondern der Urgeschichtsforscher Sir John Lubbock, daß sogar der sittenstrenge Cato, indem er seine Gattin Martia an seinen Freund Hortensius abtrat, desgleichen der „heilige" Gotama Buddha ein solches Stammesrecht anerkannt haben.

3. Neuerdings haben Lorimer Fison und A. W. Howitt das Eherecht der Stämme Kamilaroi und Kurnai, die im Südosten des australischen Festlandes hausen, mit dem mißverständlichen Ausdruck „Gruppenehe" benannt[93]). „Der Grundgedanke scheint der zu sein," bemerkt der Rechtsforscher Post, „daß jeder Mann und jedes Weib schon durch die Geburt bestimmt ist zum geschlechtlichen Verkehre mit einer Gruppe von Weibern oder Männern, so daß dieser Verkehr nicht verboten ist, ohne daß er jedoch thatsächlich zu erfolgen brauchte"[94]). Daraus jedoch, daß die Männer wie die Weiber einer Sippe mit einer beliebigen Anzahl von Weibern, bzw. Männern einer andern Sippe desselben Stammes rechtlich erlaubte Ehen von unbestimmter Dauer eingehen können, folgt keineswegs, daß sämmtliche Männer einer Gruppe von rechtswegen als Gatten aller Frauen einer andern Gruppe gelten. Post selbst unterläßt nicht, die Einschränkung hinzuzufügen, daß die nach australischen Satzungen abgeschlossenen Eheverträge sich thatsächlich als lose Verbindungen darstellen, die „gegenüber festern ehelichen Verhältnissen nichts Besonderes sind". Jedenfalls sind sie von schrankenloser Vermischung weit entfernt. E. M. Curr aber bestreitet Lorimer Fison gegenüber ganz entschieden, daß in Australien die sog. „Gruppenehe" üblich sei, behauptet vielmehr, daß diese gegen den Grundcharakter der australischen Ehe verstoße[95]). Auch A. W. Howitt berichtet, daß die Verbote, welche

bei den von ihm besuchten Stämmen am Feste der Mannesweihe den Jünglingen eingeschärft werden, namentlich gegen Ehebruch, Vergewaltigung und widernatürliche Unzuchtsünden gerichtet sind[96]).

Nicht selten ist eine durch Stammessatzung geregelte Vielmännerei mit Schrankenlosigkeit verwechselt worden. Sie unterscheidet sich von dieser dadurch, daß die Frau ausschließlich mehrern bestimmten Männern angehört, unter denen derjenige als Vater von den Kindern angeredet wird, welcher als solcher entweder vom Weibe oder von der Sippe bezeichnet wird. In der Regel ist es eine Genossenschaft von Brüdern oder nahen Verwandten, die sich mit einer einzigen Frau begnügen. Auch diese Form der Ehe ist überall durch mehr oder weniger strenge Gesetze geschützt. Trotzdem ist sie freilich eine Widernatürlichkeit, obwohl ihr Paolo Mantegazza, dessen leichtfertige Denk- und Forschungsweise hinreichend bekannt ist, den Vorzug vor der Vielweiberei einräumt[97]). Sie hindert offenbar den Hauptzweck der Ehe: eine menschenwürdige Erzeugung und Erziehung der Kinder, wenn es auch in dieser Hinsicht nicht immer so schlimm bestellt sein mag, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Wo immer sie als eine gesellschaftliche Einrichtung zu Recht besteht, tritt sie auch als ein gesellschaftliches Uebel hervor, wenngleich ihr ungünstiger Einfluß stellenweise zurückgedrängt sein mag. In Südindien führt sie zu Eifersucht und Mißtrauen, zu Streit, zu Haß bis in den Tod[98]).

Die Vielmännerei aber ist und war keineswegs so weit verbreitet, wie Mac Lennan behauptet, um „Ueberlebsel" eheloser Urzustände vorzuführen[99]). Sie findet sich bei einigen australischen Stämmen und als Ausnahme-Erscheinung auf mehrern Eilanden der Südsee. Vereinzelte Fälle wurden auch von den Aleuten und Korjäken, desgleichen von den Konjagen und den Eskimos gemeldet. Lafitau hat diese Unsitte bei einigen Irokesenstämmen und A. v. Humboldt bei den Avanos und den Maypures am Orinoco angetroffen; im Uebrigen ist sie in der neuen Welt nur stellenweise heimisch. Dasselbe gilt vom „dunkeln Erdtheile". Als Sitte herrscht die Vielmännerei bei den singhalesischen Kandhyan im Innern Ceylons, bei mehrern Stämmen Indiens, namentlich bei den Toda, einem nicht zahlreichen, aber hübschen und kräftigen Stamme der Dravidarace, die das Neilgherrigebirge in der Umgebung von Ottokamand bewohnen, bei den Kudagu von Maissur, bei den Naïr und den andern Völkern der Malabarküste, bei den Baïga in Godwana, den Garros an der chinesischen Grenze, bei den Telugu, den Reddi, den Tottiyar, den Mopla, den Dophla, in Kaschmir, in Ladak oder Klein-Tibet, in Kistewar und Sirmor, in Nepal, in Dschaunsar, bei den Pahari, den Kulu und den buddhistischen Tibetanern. In frühern Zeiten

mag sie in Ostindien und dessen Nachbargebieten noch verbreiteter gewesen sein. Nichtsdestoweniger ist sie, wie auch Sir John Lubbock einräumt, als eine Ehe- und Familienform anzusehen, die nur ausnahmsweise und in Folge besonderer Nothstände dort eingeführt und beibehalten wurde, wo ursprünglich die Einzelehe bestand [100]).

Die Gewährsmänner, welche den Ursachen dieser widerwärtigen Einrichtung an deren Heimstätten nachgeforscht haben, nennen fast übereinstimmend Armuth, Sparsamkeitsrücksichten und Weibermangel. Im gebirgigen Innern Ceylons, im Kululande, am Himalaya und in Tibet ist der Ackerboden so beschränkt, daß er bei fortgesetzter Theilung zur Ernährung der Bewohner nicht ausreichen würde. Der arme Mann ist nicht in der Lage, eine eigene Familie zu gründen. Die Söhne wohlhabender Eltern richten einen gemeinschaftlichen Haushalt ein, um den Wohlstand zu erhalten. Der Mangel an Weibern hat ebenfalls der Vielmännerei einen bedeutenden Vorschub geleistet. Sie herrscht in Folge dessen allgemein bei den tamulischen Kling, die mit einer geringen Anzahl von Frauen von der Koromandelküste nach Malakka, Singapur, Java usw. auswandern [101]). Sie besteht seit langer Zeit zu Recht bei den Toda; nirgend aber auch ist das Zahlenverhältniß zwischen den beiden Geschlechtern so ungünstig, wie bei ihnen, da in jeder Familie nur eine einzige Tochter am Leben bleibt. Seitdem die englische Regierung dem Mädchenmorde erfolgreich gesteuert hat, bekehren sich die Toda allmälig zur Einzelehe [102]). Auch im Kululande ist die Mädchentödtung im Schwange. Für die Vielmännerei unter den Avanos und den Maypures am obern Orinoco macht A. v. Humboldt hauptsächlich die Armuth und den Weibermangel verantwortlich [103]). „Armuth und niedrige Gesinnung" sind nach dem Urtheile von Gustav Fritsch die Ursachen der gleichen Verirrung bei den Herero in Südafrica [104]), bei denen jedoch die Vielweiberei Landessitte ist, und nach Josaphat Hahn's Vermuthung ursprünglich die Einzelehe bestanden hat. Für dieselbe Unsitte der alten Guanchen, die der Venezianer Aloisio Cadamosto 1455 auf der Canarieninsel Gomera als nackte Höhlenbewohner antraf, sowie einiger Horden des vorinkaschen Peru, die Garcilaso de la Vega als unsäglich elende Baumbewohner schildert, darf ebenfalls die Noth des Daseins als Milderungsgrund angeführt werden.

Stämme, die diese Art des Ehe- und Familienlebens als eine überlieferte vorfinden, werden sich das Naturwidrige derselben kaum zum Bewußtsein bringen. Schwerlich aber ist sie irgendwo ohne alle Gewissensbedenken eingeführt worden, mag sie auch aus den erwähnten Ursachen zu entschuldigen sein. Eine Regung des bessern sittlichen Erkennens und Empfindens läßt sich darin erblicken, daß in den eigent-

lichen Verbreitungsbezirken der Vielmännerei, z. B. bei den Pahari, den Dolpha, höhere Formen der Ehe nicht fehlen.

4. Die Vielweiberei verkennt zwar ebenfalls die Würde des Weibes und vereitelt die sittlichen Zwecke der Ehe, indem sie dieselbe zu einer Art geregelter Sklaverei erniedrigt. Wo sie erlaubt ist, wird das Weib in der Regel als Sklavin oder Magd, zuweilen als Spielzeug, selten als ebenbürtige Genossin vom Manne behandelt. Sie verstößt aber nicht so schwer gegen das natürliche Sittengesetz, wie die Vielmännerei, da sie den Hauptzweck der Ehe weniger hindert. Und es kann nicht bezweifelt werden, daß über ihre Unverträglichkeit mit der sittlichen Ordnung ungezählte Völker sich in entschuldbarer Unwissenheit befunden haben und noch befinden.

Obwohl die Vielweiberei der Fluch des Weibes, eine beständige Quelle der Eifersucht und häuslichen Zwistes und daher ein Krebsschaden der Familie ist, so darf man doch die wirthschaftlichen und religiösen Gründe nicht unberücksichtigt lassen, die ihr in den Augen der Naturvölker zur Rechtfertigung dienen. Sie gilt den halbgesitteten Menschenstämmen als eine selbstverständliche Einrichtung und wird sogar von den Frauen, die doch am meisten unter ihr zu leiden haben, gutgeheißen und entschieden vertheidigt. Der Häuptlingssohn Manga Bell aus Kamerun, der fünf Jahre in England zugebracht hatte, wollte sich in der Heimath mit einer einzigen Frau begnügen, wurde aber durch seine Unterthanen dazu gedrängt, sich der Landessitte anzubequemen [105]). Ein Herrscher, der nicht seinen Rang und seinen Reichthum durch eine entsprechende Anzahl von Weibern glänzen läßt, büßt nothwendiger Weise an Ansehen und Macht ein. Makololo-Frauen, die von Livingstone erfuhren, daß in England jeder Mann nur eine Frau habe, riefen aus, daß sie in einem solchen Lande nicht leben möchten; jeder achtbare Mann, meinten sie, müsse mehrere Weiber haben, um seinen Wohlstand zeigen zu können [106]). Es ist zu begreifen, daß Weiber so denken, die das Glück haben, Ober- oder Hauptfrauen zu sein und als solche vor den übrigen gewisse Vorrechte genießen. Den Nebenfrauen aber ist keine andere Befriedigung der weiblichen Eitelkeit beschieden, als das Bewußtsein, Sklavinnen, höchstens Dienerinnen eines angesehenen Mannes zu heißen.

Selten wurde und wird in der außerchristlichen Welt die Ehe nach ihrer vollen Bedeutung und Würde, nämlich als die einheitliche und unauflösliche, durch freie Vereinbarung geschlossene Verbindung von Mann und Weib zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes und zur vollkommenen Lebensgemeinschaft, anerkannt und geschätzt. Sie ist entehrt und entstellt, ihre Zwecke sind verdunkelt und theilweise vergessen.

Die heidnische Ehe erscheint durchschnittlich als eine Einrichtung, durch welche eine würdige Erzeugung und Erziehung der Kinder nur unvollkommen gesichert wird. Auch nur ausnahmsweise hat sie den Zweck, den Geschlechtsverkehr in den gottgewollten Schranken zu halten, vollständig erfüllt. Sie ist mehr oder weniger überall durch die Lockerheit des Bandes, durch die Rechtlosigkeit des Weibes und durch die Vielweiberei schwer geschädigt. „Sie ist nicht fest geknüpft, sondern in eine Schleife gebunden," pflegt man auf Madagaskar zu sagen[107]). Wo das Geschlechtsverhältniß, diese natürliche Grundlage des Ehebundes, durch eine ausschweifende Sinnenlust beherrscht und vergiftet wird, da kann die Ehe ihre ursprüngliche Bedeutung und Reinheit nicht behaupten. Wie aber über die Grenzen des erlaubten Geschlechtsverkehrs eine entschuldbare Unwissenheit obwalten kann, so können auch über die rechte Art der ehelichen Verbindung unüberwindliche Irrthümer bestehen. Sich selbst überlassene, lediglich durch eine getrübte Vernunft erleuchtete Völker werden unter dem Drucke der äußern Daseinsverhältnisse leicht dazu verleitet, Formen der Ehe und der Familie, die gegen die sittliche Ordnung verstoßen, einzuführen oder zu dulden. Die Vielweiberei und die Ehescheidung widerstreiten aber nicht den schlechthin unbedingten und unveränderlichen Vorschriften des natürlichen Sittengesetzes, da sie nur mit der Vollkommenheit, nicht aber mit dem Begriffe und Wesen der Ehe und der Familie geradezu unvereinbar sind. Weil sie den Hauptzweck der Ehe nicht vereiteln, so wurden sie auch im alten Bunde zugelassen, obschon nicht ausdrücklich gebilligt.

5. Das Eherecht der meisten Naturvölker steht gewiß nicht im Einklange mit den Zwecken der Ehe und den Ansprüchen der Menschenwürde. So beweglich indeß die Schranken sein mögen, die dasselbe dem geschlechtlichen Umgange auferlegt: es sind doch immerhin noch Schranken, die zwischen der verkommensten Menschenhorde und einer Thierherde eine feste Scheidewand aufrichten. Die gewaltige und verheerende Sinnenlust hat in keinem Winkel der Erde den Begriff und Bestand der Ehe gänzlich zu zerstören vermocht. Es ist vielmehr ein unanfechtbar sicheres Ergebniß der Völkerkunde, daß unter Menschen eine Vermischung nach Art der Thiere nirgendwo durch Sitte oder Satzung erlaubt ist. Und dies ist eine Thatsache von großer Wichtigkeit: ein unabweisbares Zeugniß einerseits für den ursprünglichen Adel der Menschennatur, die auch in der tiefsten Verfinsterung und Verkommenheit noch einige Züge der ihr anerschaffenen Würde rettet, anderseits für die von menschlicher Laune und Leidenschaft unabhängige Macht des natürlichen Sittengesetzes, das selbst die rohesten Völker mit geheimer Gewalt umfängt und bändigt, da es dieselben nöthigt, wenigstens seinen schlechthin unbedingten For-

derungen in irgend einer Form zu gehorchen und so die Grundlagen der vom Schöpfer gegebenen Ordnung anzuerkennen und zu achten.

Mehrere sehr tief stehende Menschenstämme erfreuen uns durch eine Auffassung und Behandlung der Ehe, wie wir sie bei gesitteteren vergebens suchen. Ueberdies treffen wir bei zahlreichen Völkern, die in der Vielweiberei leben, mancherlei Vermählungs- und Ehegebräuche an, die an eine bessere Vergangenheit erinnern und eine mehr oder weniger deutliche Ahnung von der Einheit und Dauerhaftigkeit des Ehebundes durchschimmern lassen. Die Papua und viele andere Südseevölker, die Mehrzahl der americanischen Urbewohner und eine große Anzahl von Negerstämmen scheinen freilich ein Lob dafür nicht zu verdienen, daß bei ihnen nur die Reichen und Vornehmen eine Vielehe eingehen, wohingegen der Arme sich mit einer einzigen Frau begnügt. Allenthalben entspricht die Menge der Weiber genau dem Reichthum und dem Range des Eheherrn, und die Harems der Fürsten und Häuptlinge sind am bevölkertsten. Diese Erscheinung, wie die andere, daß widernatürliche Sünden gerade in den höhern Kreisen der farbigen Menschheit heimisch und als Standesunsitten geduldet sind, ertheilt uns die Lehre, daß auch unter den Naturvölkern die Sittenverwilderung ursprünglich nicht allgemein geherrscht, sondern in den obern Gesellschaftsschichten ihren Anfang genommen und durch die Macht des bösen Beispieles die niedern angesteckt hat. Die durch Ueppigkeit begünstigte und von der Eitelkeit begleitete Sinnlichkeit hat in manchen Ländern von der Einzelehe nichts, als die Erinnerung übrig gelassen: das ist die „Hauptfrau" oder die „Große Frau", die zu höherm Preise gekauft und mit größerer Feierlichkeit angetraut wird, eine bevorzugte Stellung einnimmt und in manchen Gegenden als die allein rechtmäßige gilt. Dieser Einrichtung begegnen wir in Australien, auf Viti, Tahiti, Neuseeland, den Marianen und andern Südsee-Inseln, ferner bei den Itelmen Kamtschatka's, den Eskimos an der Prinz-Regenten-Bai, den Tlinkit, den Irokesen, den Indianern Virginiens, den Natches, den Osagen, den Azteken und deren Nachbarn, auf den Antillen, am obern Orinoco, bei den Chibchas, den alten Peruanern, an der westafricanischen Küste, im Lundareiche, bei den Kosakaffern, den Zulus, den Herero, den Wakamba und andern Negerstämmen und endlich auf Madagaskar [108]).

6. Wenn es unwandelbare und allgemein bekannte Sittengesetze gibt, so gehört zu ihnen ohne Zweifel das Gebot, die Eltern zu lieben und zu ehren. Dasselbe ist um so leichter zu beobachten, als ihm ein starkes natürliches Gefühl oder Bedürfniß bereits zuvorkommt. Nichtsdestoweniger herrscht bei zahlreichen Naturvölkern die empörende Unsitte, daß alternde oder kranke Eltern von den eigenen Kindern umgebracht

werden. Und diese Grausamkeiten geschehen häufig nicht bloß ohne alle Gewissensbedenken, sondern sogar aus Pflichtgefühl, bezeugen also, wie es scheint, daß ein Theil der Menschheit sich in unüberwindlicher Unkenntniß eines hochwichtigen Grundgebotes der sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung befindet.

Es scheint aber nur so. Denn was sich dem flüchtigen Blicke als eine vollendete Verleugnung des kindlichen Gefühls kundgibt, zeigt sich bei näherer Betrachtung in einem ganz andern Lichte. Nicht bloß der Haß, sondern auch die Liebe kann grausam werden und anscheinend herzlos handeln. Und so verfährt die kindliche Liebe des Wilden sehr oft, wenn sie sich von irrigen Jenseitsvorstellungen berathen läßt.

Die Erwartung, daß man in demselben Zustande in der andern Welt anlange, in welchem man die diesseitige verlassen, erzeugt naturgemäß den Wunsch, frei von körperlichen Gebrechen hinüber zu scheiden. Der junge Südaustralier ehrt die Alten und liebt die Eltern, aber mit einer Kaltblütigkeit, die von einem ruhigen Gewissen Zeugniß ablegt, befördert er sie in's Jenseits, bevor die zunehmende Hinfälligkeit ihnen den Ausblick auf eine neue Jugend und Rüstigkeit in der andern Welt raubt. Nach der Vorstellung der Viti-Insulaner ist der Weg zum Todtenreich, Mbulu, lang, mühsam und gefahrvoll. Ein altersschwacher Mann wird nicht an's Ziel kommen, sondern dem ersten Angriffe der unterwegs lauernden Feinde kampflos erliegen. Um also nicht des jenseitigen Daseins verlustig zu gehen, pflegt derjenige, welcher den Zenith des Lebens überschritten hat, den Seinigen anzukündigen, daß er zu sterben begehre. Unterläßt er es, so halten sich diese verpflichtet, selbst die Angelegenheit in die Hand zu nehmen und ihm durch rechtzeitige Abkürzung der „zweiten Kindheit" das ewige Leben zu sichern. Es findet eine Familienberathung statt: der Sterbetag wird festgesetzt, und das Grab bereitet. Der Todescandidat hat nur die Wahl, sich entweder erdrosseln oder lebendig begraben zu lassen. Der Missionar Hunt, der von einem jungen Mann zur Beerdigung der Mutter eingeladen war, entdeckt zu seiner größten Ueberraschung, daß gerade die Leiche im Leichenzuge fehlt. Er wendet sich daher fragend an den Leidtragenden, und dieser deutet auf seine Mutter, die ganz gesund und heiter neben ihm geht. Sie sei schon recht alt, äußerte er, und vollkommen bereit, zu sterben. Nur durch die kindliche Liebe werde er angetrieben, sie zu tödten, und Niemand außer ihm und seinem Bruder dürfe ihr diesen Dienst erweisen. Alle Beredtsamkeit Hunt's scheiterte an dem seltsamen Pflichtbewußtsein des Wilden. Die Mutter läßt sich am offenen Grabe nieder; ihre Kinder und Enkel, ihre übrigen Verwandten und ihre Freundinnen nehmen herzlichen Abschied von ihr. Darauf wird sie von den eigenen Söhnen mittels eines Tapa-

strickes erdrosselt und unter den üblichen Gebräuchen beerdigt. Diese scheußliche Sitte, „Lotu“ genannt, war vor der Einführung des Christenthums auf den Viti-Inseln so allgemein, daß der Capitain Wilkes in einem Dorfe von mehrern Hundert Einwohnern nur einen einzigen vierzigjährigen Mann bemerkte; die ältern waren sämmtlich getödtet worden. Und die Missionäre erzählten unserm Gewährsmanne, daß sie während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts bloß einen natürlichen Todesfall kennen gelernt hätten. Dieselbe Grausamkeit herrscht auch unter andern Völkern der Papuarace. Bei den Kanaken Neucaledoniens heißt sie das „Fest der Greise“. Auch hier versehen Verwandte oder Freunde das Henkeramt. Sie lassen dem Fieber nicht die Zeit, die Lebenskraft völlig aufzuzehren, sondern helfen ihm nach, wenn der Kranke seit drei Tagen keine Nahrung mehr zu sich genommen hat. Der Todte wird alsdann bitterlich beweint und mit allen ihm gebührenden Ehren bestattet[109]).

Man würde indessen zu viel behaupten, wollte man den naturwidrigen Brauch, das Alter abzuschaffen, ausschließlich aus thörichten Jenseits-Erwartungen ableiten. Zuweilen hat es die kindliche Liebe nur darauf abgesehen, dasselbe von der Last des Daseins zu befreien. Ueberdies hat sie manchen harten Kampf mit dem Selbsterhaltungstriebe zu bestehen, und es kann nicht fehlen, daß sie diesem öfters erliegt. Wo man sich aber aus Noth oder Bequemlichkeit der Alten wie der Kranken entledigt, entschuldigt man sich gern damit, daß die Seele durch Altersschwäche oder Krankheit fast aufgezehrt sei. Die Battas auf Sumatra brachten in früherer Zeit ihre Alten und Kranken auf einen Baum, den sie unter Absingung der Worte schüttelten: „Die Zeit ist gekommen, die Frucht ist reif, sie muß herabfallen.“ Darauf wurden die Opfer erschlagen und bis auf das Mark der Knochen verzehrt, und zwar aus Ehrfurcht, wie man sagte, damit sie nämlich nicht den Würmern zur Speise würden[110]). Die Watschandi in Australien erschlagen und verspeisen ihre Greise, weil sie dieselben für seelenlos halten[111]). In Aroma, an der Südküste Neu-Guineas, werden die Alten bereits als Todte behandelt. Ein Enkel konnte es über's Herz bringen, seine Großmutter ungeachtet ihrer Thränen lebendig in's Grab zu legen. „Sie ist ja so gut wie todt“, meinte er und warf die Grube mit Erde zu[112]). Wanderhorden würden es sich als eine unzeitige und unverständige Gefühlsschwäche anrechnen, marschunfähige Leute am Leben zu lassen. Sie glauben vielmehr ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn sie diesen Unglücklichen die Qual des Daseins verkürzen.

Daß solche Greuelthaten nicht als Anzeichen einer vollendeten Unkenntniß oder Verleugnung des vierten Gebots Gottes gedeutet werden dürfen, lehren mit voller Ueberzeugungskraft jene Stämme, bei denen

die alternden Eltern den gewaltsamen Tod durch die Hand eines ihrer Kinder nicht bloß mit Gelassenheit ertragen, sondern nach hergebrachter Sitte geradezu begehren. Auf Kamtschatka pflegten Alte und Kranke sich aus freien Stücken in die Wildniß zurückzuziehen, um den Hungertod zu sterben. Die ein rascheres Ende wünschten, ließen sich den Hunden vorwerfen oder auch von den eigenen Kindern erdrosseln[113]). Bei den Tschuktschen in der äußersten Nordostecke Asiens besteht der Brauch, daß alte oder gebrechliche Personen freiwillig den Tod von den Ihrigen erbitten. Man bettet sie alsdann in eine mit Moos ausgelegte Grube und besprengt sie mit dem Blute eines frisch geschlachteten Thieres. Der zum Tode Bestimmte wird darauf noch einmal gefragt, ob er zu sterben wünsche, und nachdem ihm ein Betäubungsmittel in die Nase gerieben ist, wird ihm eine Hauptader geöffnet und das Herz durchbohrt. Eine irre geleitete Unsterblichkeitshoffnung hat mehrere Indianervölker zu ähnlichen Greuelthaten angetrieben. Unter den nördlichen Chepewyans ist es Sitte, daß der Vater von seinen Kindern eine „Veränderung des Klimas" verlangt. Und wenn er sich nicht aus freien Stücken hierzu entschließt, so wird er zur Wahl genöthigt, entweder nach Väterart den Todesstreich männlich zu ertragen, oder sich in einem kleinen Kanoe an das Ufer einer Insel bringen zu lassen, um hier einsam zu sterben. Hat er sich, was die Regel ist, für ersteres entschieden, so beginnen die Seinigen einen Freudengesang, um dem Herrn des Lebens dafür zu danken, daß er ihnen die rechte Erkenntniß eingegeben habe, wie sie mit den Alten und Schwachen verfahren und dieselben in jenes bessere Land schicken sollen, dessen Bewohner sich steter Jugendkraft erfreuen. Hiernach wird die heilige Pfeife angezündet und der große „Arzeneigesang" angestimmt: „Der Herr des Lebens gibt Muth. Es ist wahr, und alle Menschen wissen es, daß er uns liebt; wir übergeben ihm unsern Vater, auf daß dieser in einer andern Welt wieder jung werden möge und der Jagd obliegen könne." Der älteste Sohn genießt das traurige Vorrecht, seinem alten Vater den tödtlichen Keulenschlag zu versetzen. Die betagten Hudsonsbai-Indianer verlangen ebenfalls von den eigenen Kindern den Tod, und diese halten es für eine Pflicht des Gehorsams, einem solchen Begehren nachzukommen. Der Todescandidat steigt in das Grab hinab, und nachdem er noch eine Zeit lang mit den Seinigen geredet, einige Züge aus der Pfeife gethan und den letzten Trunk genommen hat, gibt er ein Zeichen: sofort legen zwei von seinen Kindern ihm einen Riemen um den Hals und erdrosseln ihn. In ähnlicher Weise verfahren die Bergbewohner von Labrador und andere Stämme des Nordens[114]). Die Mokobi in Paraguay ließen sich ebenfalls durch die kindliche Liebe dazu herbei, die hoffnungslos erkrankten Eltern zu tödten. Auch bei den

Damara in Südafrica muß der Sohn oder einer aus den nächsten Verwandten dem Schwerkranken die „sterbliche Hülle ablegen helfen“[115]).

7. Eine lebensfeindliche, sittenverderbende und gemüthsverrohende Macht ersten Ranges ist der Aberglaube. Er bringt am häufigsten die Pflicht der Nächstenliebe in einen scharfen Widerstreit mit dem Gebote der Selbst- und der Stammeserhaltung. Aus dem Umstande aber, daß die Furcht vor Krankheits- und Todes-Geistern unter culturarmen Völkern so oft die Bande des Blutes löst, folgt keineswegs, daß diese bei ihnen überhaupt nicht sonderlich geehrt werden. Es fehlt auch innerhalb der Culturmenschheit nicht an Beispielen, daß unter dem betäubenden Schrecken, den bösartige Seuchen verursachten, der Selbsterhaltungstrieb die Nächstenliebe und das Verwandtschaftsgefühl ausgelöscht zu haben schien.

Die erregbare und regellose Einbildungskraft des Wilden bevölkert die Natur mit einer Anzahl neidischer und feindseliger Geistwesen, die jederzeit gleichsam zum Sprunge gegen ihn bereit stehen oder zum Schlage gegen ihn ausholen. Die gefährlichsten und gefürchtetsten dieser unsichtbaren Unholde sind die Krankheits- und die Todesgeister. Obwohl der Naturmensch ringsum Tod und Verwesung schaut, will ihm die naturgesetzliche Unvermeidlichkeit des Sterbens nicht in den Sinn. Freilich sieht er das langsame Schwinden der Lebenskraft bis zum gänzlichen Absterben derselben verhältnißmäßig selten; denn der durch allmälige Uebergänge vorbereitete, als sanfter Rückzug vom Leben erscheinende Tod des Greises ist auch unter den culturarmen Völkern nicht die Regel, wie das eigentliche Greisenalter ebenfalls bei ihnen nicht allzu häufig ist. In den meisten Fällen erfolgt der Tod durch heftige und plötzliche Störungen, die einer noch für Jahre ausreichenden Lebenskraft ein jähes Ende bereiten. Der natürliche Lebenswille, welcher den Tod als eine naturwidrige Macht fürchtet und empfindet, sträubt sich gegen die Annahme eines gesetzmäßigen Erlöschens der Lebensflamme, wo ihm der Einblick in die natürlichen Todesursachen versagt ist. Die gewaltsame Lebensvernichtung aber erscheint dem geistergläubigen Wilden als das Werk eines menschenfeindlichen Geistes, der entweder aus eigenem Antriebe, oder auf den Lockruf eines ihm verbündeten Zauberers in den Körper eingefallen ist. Und der Leidende selbst hat das Gefühl, als ob ein solches Geistwesen in seinen Eingeweiden oder Gliedern wüthe. In seinen Fieberträumen wähnt er, den unheimlichen Gast leibhaftig zu sehen, wie derselbe, mit Marterwerkzeugen bewaffnet, im Körper aus- und eingeht und an der Zerstörung des Lebens arbeitet. Mancherlei Erscheinungen begründen auch in den Umstehenden die zweifellose Ueberzeugung, daß ein grimmiger Teufel vom Kranken Besitz genommen habe, denselben nach Willkür quäle und dessen Seele oder Leben aufzehre. Dem Unholde

sein Opfer streitig zu machen, wäre in den Augen des Wilden ein Wagniß von unverantwortlicher Thorheit und Vermessenheit.

Die Ableitung der Krankheiten aus teuflischen oder zauberischen Einwirkungen verführt den Wilden zur Mißhandlung oder Tödtung derjenigen, welche besondern Mitleids und Beistandes bedürftig sind. Da er den armen Kranken für einen Besessenen hält, fürchtet und flieht er ihn in dem Wahne, derselbe könne durch seinen Athem u. dgl. seinen unsichtbaren Peiniger auf die Gesunden übertragen. Und er glaubt, nur vom Recht der Nothwehr Gebrauch zu machen, wenn er noch grausamer verfährt. Auf den Viti-Inseln werden Schwerkranke wie Leichen aufgeputzt, ausgestellt und dann in die Begräbnißhöhlen gebracht, auf hoher See aber über Bord geworfen. In einigen Gegenden werden sie von den nächsten Verwandten erdrosselt, falls in der Nähe ein Baumzweig gebrochen ist, was als ein Vorfall der schlimmsten Art mißdeutet wird. Auf Vaté werden Kranke, die irre reden, auf Ruk solche, die nicht mehr essen oder sprechen, sogleich erschlagen oder auch lebendig begraben. Die Tahitier, die in jeder Erkrankung eine Strafe der zürnenden Gottheit erblickten und daher den Gebrauch von Heilmitteln für ebenso nutzlos, wie gottlos hielten, überließen die Aermsten ihrem Schicksale. In Folge dessen haben die einheimischen Fieber wie die eingeschleppten Seuchen furchtbare Verheerungen unter ihnen angerichtet. Während man sich auf Samoa damit begnügte, dem Schwindsuchtsteufel mit dem Speere zu drohen, hat man auf Tahiti Hinsiechende mit dem Speere durchbohrt oder auch lebendig begraben. Auch auf Neuseeland siegte die abergläubische Angst über das natürliche Mitgefühl, so daß Kranke aus ihren Hütten geschleppt und dem Hungertode preisgegeben wurden. Jeder Versuch, einem solchen Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen, galt als ein Frevel gegen den mordlustigen Atua, der sich in dessen Magen festgesetzt hatte. Nicholas schildert uns das betrübende Ende des Häuptlings Duaterra, der ohne Pflege in einem dachlosen Schuppen seine letzte Stunde erwarten mußte. Auf der Karolineninsel Tobi wurde der Schwerkranke auf ein Brett gebunden oder in einen lecken Kahn gelegt und in's Meer hinausgestoßen. Wenn eine Krankheit länger als sieben Tage gedauert hat, so schleifen die Tuski oder Namollo den von ihr Befallenen eine Stunde lang um die Hütte, um die Widerstandsfähigkeit des Krankheitsteufels zu erproben. Tritt dann weder der Tod, noch eine Besserung ein, so wird der Kranke auf einen bestimmten Platz geschleppt und hier getödtet. Geht es mit einem americanischen Eskimo zu Ende, so verlassen und verschließen die Seinigen dessen Hütte und nehmen sämmtliche Habseligkeiten mit. Im Sterben wird der Mann dem Weibe, der Vater und die Mutter dem Kinde, das Kind den Eltern fremd. Der aber-

gläubische Schrecken, der beim Ausbruch einer Seuche die in Heilkünsten nicht unerfahrenen Rothhäute des Westens befällt, übersteigt beinahe das Vermögen der Sprache, wie Dodge meldet. Durch das ganze Lager geht ein Schrei des Entsetzens über die Verfolgungswuth eines feindlichen Geistes. Es entsteht eine allgemeine Verwirrung und Verzweiflung. Die Hütten werden abgebrochen, Todte und Sterbende verlassen; die Gesunden fliehen nach allen Richtungen vom Seuchenherde fort, und wer unterwegs von der Krankheit überrascht wird, muß einsam in der Wildniß zurückbleiben. „Männer verlassen ihre Weiber, Kinder ihre betagten Eltern, Mütter ihre Säuglinge; und dieses wilde Wettrennen um das Leben dauert so lange fort, bis die Krankheit erloschen ist.“ Aus Angst vor dem Todesengel schaffen die Bakalai (Akelle) und deren östliche Nachbarn in Westafrica Sterbende und Schwerkranke aus ihren Dörfern hinaus und lassen sie hülflos liegen; Oscar Lenz und du Chaillu haben mehrere solcher Unglücklichen angetroffen. Auf Fernando Poo waren nicht einmal die Häuptlinge gegen eine derartige Behandlung geschützt. Grauenvolle Ereignisse erlebte Schweinfurth auf dem Gazellenstrome: Kranke, die durch erschütterndes Stöhnen die Nähe des Todeskampfes ankündigten, wurden über Bord geworfen. Bei den Kosakaffern und den Betschuanen, welche die Leichenberührung für unheilbringend halten, geschah es und geschieht es noch heute, wenn auch seltener, daß der Greis, welcher für die Ernte des Sensenmannes reif erscheint, von den Seinigen in die nächste Schlucht geschleift wird, wo er seinem Schicksale überlassen bleibt und vielleicht von Hyänen oder Löwen erwürgt wird. Ebenso wird mit Kranken verfahren, und es ist nicht selten vorgekommen, daß der todt Geglaubte wieder gesund zu seiner Behausung zurückgekehrt ist[116]).

Greuelthaten dieser Art sind auch unter solchen Stämmen üblich, denen ein sehr entwickeltes Familiengefühl nachgerühmt wird. Ueberhaupt sind sie allenthalben von Umständen begleitet, die es verbieten, sie als Anzeichen einer gänzlichen Unkenntniß oder Mißachtung des Gebotes der Nächstenliebe anzusehen.

8. Oben wurde für die Vielmännerei der Toda und anderer Stämme der gewohnheitsmäßig verübte Mädchenmord verantwortlich gemacht. Darf derselbe aber als Milderungsgrund für ein Laster gelten, das er an Scheußlichkeit wo möglich noch übertrifft? Und müßte nicht, wenn er dennoch diese Wirkung haben sollte, vorausgesetzt werden, daß den Eltern, die ihre Hände mit Kinderblut zu beflecken pflegen, das Naturwidrige ihres unmenschlichen Verfahrens nicht zum Bewußtsein komme? Eine solche Annahme aber ist kaum glaublich, da das Herz der Mutter, des Vaters durch ein natürliches Gefühl von beispielloser Stärke genöthigt wird, die Kinder zu lieben und zu pflegen, und daher ein förm-

liches Gebot, dies zu thun, nicht abwartet. Wenn es nichtsdestoweniger Menschenstämme gibt, die den Kindermord für erlaubt halten, so scheint ihnen die oberste Elternpflicht, mithin eine von selbst einleuchtende Grundvorschrift des natürlichen Sittengesetzes, ohne eigenes Verschulden unbekannt geblieben zu sein.

Indeß kann von einer unverschuldeten und daher unzurechenbaren Unwissenheit dort selbstverständlich nicht die Rede sein, wo Trägheit, Lüderlichkeit oder gar die Begierde nach Menschenfleisch die Ursachen dieser grausamen Unsitte sind. Anders dagegen sind jene Völkerschaften zu beurtheilen, welche die gewaltsame Beseitigung oder Abwendung des Kindersegens um der Selbsterhaltung oder der Stammeswohlfahrt willen oder aus abergläubischen Gründen für geboten erachten. In der That haben dürftige Verhältnisse, ferner das Bestreben, der Uebervölkerung und der Verarmung vorzubeugen, sodann der Aberglaube, auch die Furcht der Mutter, während der Stillungszeit, die manchmal mehrere Jahre dauert, durch eine Nebenbuhlerin verdrängt zu werden, der Verdacht der Untreue u. dgl. die Tödtung von Kindern, namentlich von Mädchen und Zwillingen, an vielen Orten herbeigeführt. Hier wird die Elternliebe nicht grundsätzlich verleugnet oder gänzlich abgelegt, sondern sie weicht nur andern, anscheinend höhern Pflichten. Der Naturmensch, der bei weitem nicht in dem Maße, wie der Culturmensch, auf eigene Faust den Kampf um's Dasein zu unternehmen vermag, sondern zeitlebens auf den innigsten Anschluß an die Glieder seiner Familie und seines Stammes angewiesen bleibt, ist von Anfang an gewohnt, in seiner Sippe oder Clanschaft mehr oder weniger aufzugehen und seine persönlichen Gefühle und Strebungen dem Gemeinsinne unbedingt und in allen Fällen unterzuordnen. Die ungeschriebenen Familiensatzungen und Stammessitten sind ihm so heilige Gesetze, daß die Stimme seines Herzens vor ihnen verstummt und daher die gewaltsame Abwehr von Sprößlingen duldet, die gleich feindlichen Eindringlingen die Wohlfahrt des Ganzen bedrohen.

Da das Wohl und Wehe der Gesammtheit eine Hauptrichtschnur für das Verhalten des Einzelnen bildet, so tödtet der Australier kalten Blutes alle Nachkömmlinge, welche nur auf Kosten der Frühergeborenen und daher zum Nachtheile der Familie und des Stammes am Leben erhalten werden könnten. Aber neben dieser Unnatur waltet auch wieder der Instinct der Elternliebe in seiner ganzen Stärke, Innigkeit und Opferfreudigkeit. „Keine Mutter könnte zärtlicher sein, als die australische ist," schreibt Jung, obwohl sie ihr drittes, zuweilen schon ihr zweites Töchterchen, ferner die mißgestalteten und die unter ungewöhnlichen Schmerzen geborenen Kinder und endlich alle männlichen Blend-

linge umbringt. Ein Sprößling, dem das Fortleben vergönnt ist, wird von ihr zwei bis sechs Jahre lang gesäugt und auch vom Vater mit herzlicher Zuneigung und Zärtlichkeit behandelt. Das kleine Wesen zu züchtigen, würden sich die Eltern als Grausamkeit anrechnen, und sein Tod versetzt sie in die tiefste Trauer. Die Mutter mag sich von dem theuern Leichnam nicht trennen, sie trägt ihn vielleicht Monate hindurch in einem Sacke mit sich, bis zuletzt nur die Knochen übrig sind, die dann begraben oder verbrannt werden. In Queensland macht sich der Vater an den Beinen, die Mutter am ganzen Körper tiefe Einschnitte, um den Schmerz über den Verlust eines Kindes an den Tag zu legen.

Es geschah meistens nur aus grenzenloser Arbeitsscheu, mithin nicht ohne sittliche Verschuldung, daß die Arfaken, die Dorehsen und andere Stämme Neuguineas, ferner die Eingeborenen von Ruk, Vaté und Neucaledonien und namentlich die Viti-Insulaner die Vermehrung der Familie hinderten. Vor der Einführung des Christenthums gab es in jedem Vitidorfe angestellte „Engelmacher". Nicht selten aber besorgten die Mütter selbst deren grausames Geschäft. Den Kindern dagegen, die am Leben gehalten wurden, erwiesen sie die zärtlichste Liebe; und diese erstreckte sich auch auf hülflose Waisen. Nirgends in der ganzen Südsee sind so viele Kinder umgebracht worden, als auf den Gesellschafts- und den Sandwich-Inseln, so daß die Missionäre ein baldiges Aussterben der dortigen Bevölkerung befürchteten. Man redete über dieses Verbrechen ohne Scheu, und manche Weiber prahlten mit der großen Anzahl von Neugeborenen, denen sie auf erbarmungslose Weise ein jähes Ende bereitet hatten. In der heidnischen Zeit war vielleicht nicht eine einzige Mutter anzutreffen, die nicht einige von den jungen Wesen, denen sie das Leben geschenkt, alsbald in den Tod befördert hatte. Erstaunt und entsetzt fragt man sich nach den Gründen dieser Unmenschlichkeit gegen unschuldige Geschöpfe, die Gegenstand der innigsten und fürsorglichsten Elternliebe wurden, wenn sie das Glück hatten, eine halbe Stunde lang leben zu dürfen.

Auf Tahiti hatte die hassenswürdige Unsitte ihren Ursprung in jener berüchtigten vornehmen Areoi-Gesellschaft, deren Mitglieder unter der Strafe der Ausstoßung zum Kindermorde verpflichtet waren. Jeder Adelige verlor seinen Rang, wenn er Vaterfreuden erlebte und seinen Sprößling am Leben ließ. Da ferner alle Kinder aus der Verbindung von Vornehmen und Gemeinen sterben mußten, so ist die Vermuthung Meinicke's nicht unbegründet, daß man das Verbrechen eingeführt habe, um der Verunreinigung des adeligen Blutes, das aus göttlicher Quelle abgeleitet wurde, vorzubeugen. Hiergegen aber läßt sich einwenden, daß ein Mann, der seiner Frau nicht ebenbürtig war, durch die Tödtung

von zwei, vier, sechs Kindern, je nachdem er tiefer stand, den gleichen Rang gewinnen konnte und nicht gehalten war, die Nachkommen, die ihm auf dieser Stufe geboren wurden, aus der Welt zu schaffen. Daher ist G. Gerland der Meinung, daß der verabscheuungswürdige Brauch in religiösen Anschauungen, nämlich in der Hoffnung wurzele, durch Absendung von Kinderseelen, die als besonders heilig galten, vermittelnde Schutzgeister bei den Göttern zu bekommen. Daß eine solche Berechnung manchmal den ersten Anstoß zum Kindermorde gegeben habe, ist gewiß nicht zu bestreiten. An der Menschenfresserei kann man vielerorts die Beobachtung machen, daß die ursprünglich religiösen Antriebe im Laufe der Zeit durch Beweggründe niederer Art verdrängt worden sind. Vielleicht ist dies auch beim Kindermorde der Fall gewesen. Ohne Zweifel haben später die Lockerheit des ehelichen Bandes, der Hang nach Ausschweifungen, die durch lasterhafte Gewohnheiten herbeigeführte Abgestumpftheit des Gewissens, die Scheu vor der Mühe des Stillens, die Furcht vor feindlichen Einfällen, endlich Armuth und Nahrungssorgen dem schändlichen Verbrechen einen starken Vorschub geleistet. Der König Pomare entschuldigte dasselbe durch die Nothwendigkeit, der Ueberbevölkerung und dem drohenden Mangel an Lebensmitteln zu steuern. Jedenfalls haben die niedern Volksklassen, die Raatiras oder Ackerbauer nicht ausgenommen, das fluchwürdige Beispiel der Großen nachgeahmt. Auch auf Samoa und namentlich auf Hawai, desgleichen stellenweise auf Neuseeland, auf den Marianen, den Gilbertinseln und auf Jaluit trug man kein Bedenken, den Kinderreichthum gewaltsam abzuwehren. Der Einzelne hat sich mit seinem Gewissen bald abgefunden, wenn es gilt, eine überlieferte Unsitte mitzumachen.

Die Itelmen Kamtschatka's entledigen sich ihrer Kleinen bei eintretender Hungersnoth, obwohl sie ihnen sonst mit Affenliebe zugethan sind. Kinder, die das Unglück haben, bei ungünstiger Witterung das Licht der Welt zu erblicken oder trägen Eltern ihr Dasein zu verdanken, werden erwürgt oder den Hunden und andern Thieren zum Fraße hingeworfen. Auch die Eskimofrauen geben in schweren Zeiten ihre Säuglinge preis. Mehrere Indianerstämme, z. B. die Thakallis, die Aht, die Bewohner Alaska's und der nördlichen Hudsonsbai, die Winibeg, die Oregon-Indianer, die Kadawba und besonders die Apatschen, sind wegen der grausamen Beseitigung des Kindersegens berüchtigt. Noch häufiger haben die südamericanischen Völkerschaften sich dieses Verbrechens schuldig gemacht. Regelmäßig mußte eins von Zwillingskindern sterben. Zur Bequemlichkeit gesellte sich hier der Abscheu vor der Thierähnlichkeit, mit der man die Doppelgeburt behaftet glaubte. „Zwillinge in die Welt setzen, heißt, sich dem allgemeinen Gespötte preisgeben, heißt, es machen,

wie Ratten, Beutelthiere und das niedrigste Gethier, das viele Jungen auf ein Mal wirft," meldet A. v. Humboldt. Die Chibchas, die Salivas und andere Völkerschaften Guyana's witterten in der Ankunft von Zwillingen ein Anzeichen ehelicher Untreue. Mißgestaltete und schwächliche Kinder wurden bei Seite geschafft, weil man einen kräftigen Nachwuchs wünschte und überdies bei Mißbildungen die Hand eines bösen Geistes im Spiele glaubte. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß der Vater, der selbst den Henker spielt, sich seiner Unthat schämt, obschon er sie nicht für strafbar ansieht: das arme Kind, pflegt er zu sagen, konnte nicht mit uns Schritt halten; es ist nicht mehr gesehen worden und nicht dorthin gekommen, wo wir geschlafen haben. Mehrere Stämme im Gebiete des Orinoco und des Maranhon machten sich kaum ein Gewissen daraus, den Zuwachs der Bevölkerung, namentlich der weiblichen, gewaltsam zu verhindern. Einige gaben als Grund an, daß in Folge dessen die Mädchen mehr gesucht würden und ein besseres Loos bekämen. Neuerdings hat Karl von der Steinen denselben Brauch bei den Bakaïri am obern Schingu angetroffen. Von den Mbaya, die zur Zeit der spanischen Eroberer in der Provinz Chaco wohnten, wußte Don Felix von Azara zu melden, daß sie höchstens zwei Kinder aus jeder Ehe am Leben ließen; die Mütter entschuldigten sich durch den Hinweis auf die Schwierigkeiten, eine größere Anzahl von Nachkommen zu ernähren. Eine ähnliche Gewohnheit herrschte bei den Guaykuru, den Machikui, den Makobi, den Guarani, den Abiponern, den Toba, den Lules und den Moxos. Wenn in den Pampas die Eltern sich für das Fortleben eines Neugeborenen entschieden haben, so wird dieser sofort der Gegenstand einer außerordentlichen Aufmerksamkeit und Fürsorge. Im Nothfalle würden dieselben sich die härtesten Entbehrungen auferlegen, um jeden Wunsch, selbst die tollsten Launen des verwöhnten Sprößlings zu befriedigen [117]).

Keine Mutter liebt zärtlicher, wie die Negerin. „Leider muß ich bekennen," schreibt Raffenel, „daß meines Dafürhaltens bei einem Vergleiche zwischen den europäischen und den africanischen Müttern die Waagschale zu Gunsten der letztern sich senken, und der Beweis nicht schwierig sein würde, daß die Nachlässigkeit in der Erfüllung der heiligen Mutterpflichten in der gesitteten Welt größer ist, als bei den wilden Stämmen Africa's." Nachtigal war in Broto Zeuge, daß eine Mutter über den Tod ihres Kindes in Verzweiflung gerieth und von theilnehmenden Frauen festgehalten wurde. Cameron bemerkte in einem Sklavenzuge eine Mutter, die außer ihrer schweren Last auch ihr todtes Kind trug, das in ihren Armen Hungers gestorben war. Die Angola-Neger haben das schöne Sprüchwort: „Wie die Nebel über den Sümpfen blei-

ben, so bleibt die Liebe bei Vater und Mutter." Wahrhaft rührend ist, wie Herm. Soyaux bezeugt, die elterliche wie die kindliche Liebe der Bafioten, der Eingeborenen von Loango. Negerinnen in Terra Firma haben die von Weißen ausgesetzten Kinder aufgehoben und wie die eigenen erzogen. Pogge hat nur ein einziges Mal beobachten können, daß eine Mutter ihrem Kinde eine sehr glimpfliche Strafe ertheilte. Bei den Wazaramo in Ostafrica muß eine Mutter den Tod ihres Kindes wegen angeblicher Vernachlässigung durch öffentliche Beschimpfung büßen [118]).

Indessen ist selbst die Liebe der Negermutter nicht immer im Stande, den Kindermord zu verhüten. Der Argwohn, der in Doppelgeburten und Mißgestalten Schlimmes wittert, verurtheilt manches junge Leben zum Tode. Zu Bosman's Zeiten wurde zu Arebo, einem Orte im alten Königreich Benin, ein Weib, das Zwillinge geboren hatte, sammt diesen dem Waldgeiste geopfert [119]). An der Loangoküste wird eins von solchen Kindern dem Tode geweiht; alle Neugeborenen, in denen der Volksglaube aus irgend einem Grunde einen Träger bösen Zaubers vermuthet, müssen sterben [120]). Die Dualla in Kamerun halten so strenge auf Racenreinheit, daß sie alle Blendlinge umbringen [121]). Schreckliche Gebräuche berichtet der Missionar H. Grützner von den Basuto Nordtransvaals. Zwillingskinder, wenigstens eins von ihnen, desgleichen diejenigen, welche die Oberzähne zuerst erhalten, werden getödtet. Fragt man nach dem Grunde, so erhält man zur Antwort: ein solches Kind wird uns Unglück oder Verderben bringen [122]). Durch dieselben Wahnvorstellungen, zu denen hier und da eine ungewöhnliche Mühe des Aufziehens hinzutritt, lassen sich die Hottentotten und mehrere ostafricanische Völker zu denselben Schandthaten verleiten. Säuglinge der vorhin bezeichneten Art werden in Ukikuyu, Unika, Usegua und andern Landschaften Ostafrica's erbarmungslos aus dem Leben geschafft. Die Wakikuyumutter ist dazu verurtheilt, ein solches Wesen noch am Tage der Geburt in der Begleitung von zwei Dorfältesten in den Wald zu tragen. Sobald sie von ihrem schweren Gange zurückgekehrt ist, wird sie von einem alten Weibe rasirt und vom Fetischpriester durch Zaubertränke entsündigt; dann gilt sie wieder als vollkommen rein, so daß sie, wie J. M. Hildebrandt's Gewährsmann sich ausdrückte, Jemanden Tabak anbieten darf [123]). In Udoë werden alle Kinder, die an einem Unglückstage oder mit körperlichen Gebrechen zur Welt kommen oder durch den Wahrspruch der Fetischmänner zum Tode bestimmt sind, in das nächste Dickicht geworfen [124]). Auf Madagaskar, wo früher fast die Hälfte aller Tage als unglückbringend gefürchtet wurde, hat diese Tagewählerei nicht wenig zur Bevölkerungsabnahme beigetragen [125]).

Unser Gefühl dünkt sich gewiß berechtigt, über die an ungezählten Kindern von den eigenen Eltern verübten Mordthaten empört zu sein. Wer aber diese grausame Unsitte im Zusammenhange mit den Verhältnissen und den durch sie bedingten Anschauungen und Antrieben des wilden Lebens betrachtet, wird nicht versucht sein, aus ihr auf die Unkenntniß oder gänzliche Mißachtung der obersten Elternpflicht zu schließen. Andernfalls würde er genöthigt sein, gegen die alten Athener, gegen die Chinesen und die Japaner, gegen die Bevölkerung von Paris, London, New-York und anderer Großstädte, gegen Plato, die Neumalthusianer und mehrere Volkswirthschaftslehrer die gleiche Beschuldigung zu erheben.

9. Dem Aberglauben im weitern Sinne haben wir einen Hauptantheil an der Tödtung von kranken Kindern zuschreiben müssen. Derselbe ist als der Anstifter einer Unsumme von andern Greuelthaten anzuklagen, die an sich ebenfalls gegen das natürliche Sittengesetz schwer verstoßen, dem durch Wahnvorstellungen verblendeten Sinne des Naturmenschen aber sich als erlaubt oder gar als pflichtgemäß empfehlen. Die Behauptung B. Edw. Tylor's, daß in Westafrica die Furcht vor Hexenmeistern und Hexen mehr Menschenleben koste, als je der Sklavenhandel vernichtet habe[126]), ist ohne Zweifel übertrieben. Indeß darf nicht geleugnet werden, daß nicht bloß in Africa, sondern in allen fremden Erdtheilen der Hexenwahn ungeheuere Verheerungen unter der „in der Finsterniß und im Todesschatten" sitzenden Menschheit anrichtet. Angesichts einer durch die Flammen ungezählter Scheiterhaufen grausig beleuchteten Verstandesirrung und Gemüthsverwirrung wird unser Innerstes auf's heftigste erschüttert. Und zu diesem Entsetzen gesellt sich sofort die gerechteste Entrüstung in Folge der Wahrnehmung, daß sehr oft die niedrigsten Leidenschaften: Habgier, Haß, blutdürstige Rache und Verfolgungssucht den Aberglauben der Menge auf's schnödeste ausbeuten.

Gewiß ist der Hexenwahn die unduldsamste und grausamste Ausartung, in die der religiöse Glaube sich verirrt hat. Die Greuel aber, die ihm zur Last fallen, zeugen nicht von einer angeborenen Gefühlslosigkeit oder Unzurechnungsfähigkeit, sondern von einer hochgradigen Geistesverblendung. Und wer in der religiös verarmten Seele des Naturmenschen zu lesen versteht, wird sich nicht wundern, daß in ihr die tollsten Ausgeburten des Aberwitzes ihr Spiel treiben. Ohne Vorstellung von einer allgegenwärtigen und allweisen Vorsehung, unfähig, die Vielheit der Naturgegenstände, deren Wesen, Ursprung und Thätigkeit zu begreifen, die Geschehnisse der Erscheinungswelt nach Ursache und Wirkung naturgesetzlich mit einander zu verknüpfen, wittert der Wilde auf jedem Schritt und Tritt unsichtbare Wesen von übermenschlichem Wissen und Können, die mit menschlicher Launenhaftigkeit

und Leidenschaft in den Weltlauf wie in die Menschengeschicke mächtig eingreifen. Er steht der Außenwelt wie der Innenwelt gegenüber, wie ein Kind, dessen Glaube an Naturgeister noch keine Umsetzung in die Kenntniß von Naturkräften und Naturgesetzen erfahren hat, und fühlt sich allenthalben von jenen geheimnißvollen Wesen umgeben und beherrscht, denen er dieselben Beweggründe zuschreibt, von denen er sich selbst bei seinem Thun und Lassen leiten läßt und seine Mitmenschen geleitet sieht. Die Vorstellung, daß Gott nicht selbst die Weltregierung führe, sondern sie geistigen oder geistähnlichen Mittelwesen übertragen habe, bildet einen wesentlichen Bestandtheil des religiösen Denkens aller Naturvölker. Dieselbe kommt freilich dem Bedürfnisse nach Mittlern zwischen der göttlichen Hoheit und der menschlichen Niedrigkeit wirksam entgegen, indem sie in die unermeßliche Kluft ein Heer von menschlich fühlenden und helfenden Geistwesen hineinstellt. Sie gebiert aber auch eine Menge von Schreckbildern, die das Gemüth in eine anhaltende Aufregung und Spannung versetzen. Denn eine große Anzahl jener geheimnißvollen Mächte ist den Menschen feindlich gesinnt und auf deren Unglück und Untergang bedacht. Es kommt hinzu, daß es den Zauberern oder Schamanen vergönnt ist, nach Belieben in die Hände einzuschlagen, die ungesehen in die sichtbare Welt hereinragen und über das Wohl und Wehe der Erdenbewohner entscheiden. Daher mißdeutet der Naturmensch jedes Uebel, namentlich Krankheiten und Todesfälle, als Zufügungen böswilliger Plagegeister, die entweder aus eigenem Antriebe, oder auf die Einladung ihrer Vertrauten hin Unheil und Verderben anrichten. Dieser beängstigende Geister- und Hexenglaube, welcher das Urtheil trübt, erzeugt im Bunde mit dem Selbsterhaltungstriebe eine schonungslose Hexenverfolgung und Hexenvernichtung. Wehe dem, der vom angestellten Hexenriecher oder von der Volksstimme des geheimen Einverständnisses mit den finstern Unholden bezichtigt wird! Wenn er nicht siegreich aus dem sog. Gottesgerichte hervorgeht, wird er unter den Beschimpfungen und Verwünschungen seiner Mitmenschen, selbst seiner nächsten Angehörigen, zu Tode gemartert.

Es darf aber nicht unbeachtet bleiben, daß die Hexenverfolgung neben unmenschlichen Grausamkeiten auch sittliche Triebkräfte, den Sinn für Gerechtigkeit und das Verlangen nach Vergeltung, offenbart. Wer als Helfershelfer der boshaften Mächte des Geisterreiches seinen Mitmenschen am Leben oder Eigenthume zu schaden trachtet, gilt in den Augen der Naturmenschen als ein gemeingefährlicher Verbrecher der allerschlimmsten Art. Sie begehren und erwarten Hülfe von oben, um ihn ausfindig und unschädlich zu machen. In gleicher Weise rechnen sie auf ein wunderbares Eingreifen Gottes und der Schutzgeister, um der

Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und einer fälschlichen Anklage durch die Unschuldsprobe zu entrinnen. Sie verdienen daher mehr unser Mitleid, als unsern Zorn und Abscheu, und wir thun vielleicht gut daran, ihnen Milderungsgründe zuzubilligen, um die farbigen Geschichtschreiber, welche dereinst den europäischen Aberglauben mit seiner Unsumme von lächerlichen, ekelhaften und schändlichen Gebräuchen, mit seinen Hexenprocessen, Leichenschändungen, Mordthaten usw. darstellen werden, uns günstig zu stimmen. Noch im Jahre 1888 wurde vor dem Schwurgerichte in Oldenburg ein Unmensch abgeurtheilt, der zwei junge Mädchen im Alter von sechs bis sieben Jahren ermordet und von deren Fleische in der Meinung genossen hatte, fortan ungestraft jede Missethat begehen zu können.

10. Kaum weniger grausam, vielleicht aber weniger abstoßend, als die Hexenverfolgung, ist der sehr verbreitete Brauch, den Todten Geleit- und Bedienungsseelen mitzugeben oder nachzusenden. Und in ihm kommen noch deutlicher echt menschliche und sittliche Antriebe zum Vorscheine. Da man die irdischen Bedürfnisse und Wünsche auf das Leben nach dem Tode überträgt, so geht die Hauptsorge der trauernden Hinterbliebenen dahin, dem theuern Verstorbenen alles zur Verfügung zu stellen, was hienieden Gegenstand seiner Begehrungen und Neigungen gewesen. Man legt ihm Lebensmittel und Kleidungsstücke, seine Geräthe und Lieblingswaffen in's Grab, auf daß er sich in der andern Welt bequem und seiner Stellung im Erdenleben entsprechend ansiedeln und ernähren könne. Weiber, Verwandte, Freunde und Sklaven werden ihm zugesellt oder gehen freiwillig mit ihm, damit er nicht vereinsamt und ohne Pflege sei. Nicht selten sehnt sich das Seelengefolge nach dem Augenblicke, wo es ihm vergönnt sein soll, das durch den Tod zerrissene Band wieder anzuknüpfen und von neuem den Umgang mit dem Hingeschiedenen zu genießen. Was dem ersten Blicke als eine schreckliche Unmenschlichkeit erscheint, hat in sehr natürlichen und edlen Trieben des freilich durch Wahngedanken bethörten Menschenherzens seinen Beweggrund: nämlich in Ehrfurchtsgefühlen und in einer Liebe, die stärker ist, als der Tod, die mit ihrer Fürsorge über das Grab hinausreicht und nach der Wiedervereinigung mit den Getrennten verlangt. Gerade die blutigen Zeugnisse der bei den Naturvölkern üblichen Todtenehrung widerlegen die gern gelehrte Ansicht, der Naturmensch handele nur aus Instinct und nicht aus Pflichtgefühl, nur aus Selbstsucht und nicht aus Wohlwollen, und mit seinen Opfern beabsichtige er nichts anderes, als ein Tauschgeschäft mit den Unsichtbaren abzuschließen.

Den Sklaven, die beim Begräbnisse eines angesehenen Dajaks auf Borneo geopfert werden sollen, wird zuvor eingeschärft, daß sie auch in

der andern Welt ſtets in der Nähe ihres Herrn verweilen und ihn ſorgfältig bedienen. Stirbt ein Rajah von Long Wahou, ſo wird eine große Kopfjagd veranſtaltet. Man wähnt nämlich, durch die Erbeutung eines Menſchenkopfes den Geiſt, der in ihm wohnt, in Hörigkeit bringen zu können, und hält ſich für verpflichtet, den verſtorbenen Herrſcher mit dienenden Geiſtern zu verſehen. Die Idaanen ſtellen ihre Trauer um einen geliebten Todten ein, ſobald ſie für ihn einen Kopf erbeutet haben. Die Seelenſtraße, welche der Viti-Inſulaner zurückzulegen hat, um zum Himmel, Mbulu genannt, zu gelangen, iſt, wie wir hörten, weit, beſchwerlich und von feindlichen Wegelagerern unſicher gemacht. Wehe dem Hageſtolzen! Auf ihn lauert unterwegs das „große Weib", die Göttin Bewalevu, die einen unverſöhnlichen Ingrimm gegen alle Junggeſellen hegt und Jeden, der ohne Weiberbegleitung die Reiſe in's Jenſeits anzutreten wagt, in Stücke zerreißt. Und wenn ein Solcher auch ſo glücklich wäre, ihr zu entrinnen, ſo würde er unfehlbar gewiß von dem Schreckensgotte Nangga-Nangga zerſchmettert werden. Damit nun der Todte vor dem unterirdiſchen Rächer der Eheloſigkeit ſich als Ehemann ausweiſen könne, müſſen ihm ſeine Weiber folgen. Die Leichen der ihm Geopferten heißen Streu für das Grab. Dem Bruder liegt die Pflicht ob, ſeine verwittwete Schweſter mittels eines Tapaſtranges zu erdroſſeln. Eine Frau, die ſich dieſem Geſchicke entzöge, würde ihre eheliche Treue dem ſchwerſten Verdachte ausſetzen und ihre Kinder in Schande ſtürzen. Ein ſolcher Fall aber galt als unerhört. Die Oberfrau des verſtorbenen Königs Ulivau zögerte ein Weilchen beim Abſchiednehmen und wurde dieſerhalb vom neuen Könige, ihrem Neffen, hart angelaſſen. Derſelbe legte ihr dann den Strick um den Hals. Seiner eigenen Mutter hatte er früher den gleichen Dienſt geleiſtet. Die Regel iſt, daß die Wittwe freiwillig und freudig in den Tod geht. Sie eilt zu ihrem Bruder oder einem andern nahen Verwandten und erklärt: ich begehre zu ſterben, um meinen Gemahl nach dem Lande zu begleiten, wohin ſein Geiſt entflohen iſt; erzeige mir die Liebe und erdroſſele mich ſchnell, auf daß ich ihn einhole. Und ſollte ſie Niemanden finden, der ihrer Bitte willfahren will, ſo legt ſie ſelbſt Hand an ſich. Iſt es doch vorgekommen, daß eine Frau, die von Miſſionären in Sicherheit gebracht war, Nachts durch einen Meeresarm zu ihren Verwandten zurückſchwamm und von ihnen die Tödtung als ein heiliges Recht verlangte. Ein Glaubensbote wurde von einer Wittwe, die er gerettet hatte, gröblich beſchimpft und zeitlebens gehaßt. So tief war die grauſame Gewohnheit eingewurzelt, daß ſelbſt getaufte Viti-Inſulaner ſich heimlich darüber freuten, als gleichzeitig mit dem Pfeile, der einen ihrer Häuptlinge tödtlich getroffen hatte, ein anderer einen jungen Mann zu Boden

streckte. In Neucaledonien hat oft genug der alte Volksbrauch über das strenge Verbot der französischen Behörden gesiegt. Diesen ergreifenden Todesmuth, der auch auf Tonga, auf Tahiti, in Neuseeland, auf Hawai und andern Südsee-Inseln ungezählte Opfer forderte, besaßen nicht bloß die Wittwen; denn oft stiegen auch die Mutter, andere nahe Anverwandte, die vertrautesten Freunde und die treuesten Diener freiwillig mit dem geliebten Todten in's Grab. Dieselbe Sitte wurde von manchen Indianerstämmen America's geübt. Den Fürsten, den Häuptlingen, den Vornehmen mußten deren Weiber und Sklaven in die „glücklichen Jagdgründe" des Geisterlandes folgen, und manche von ihnen thaten dies aus eigenem Antriebe. In Vera Paz, auf Haiti, in Costa Rica, in Darien, in Uraba und Carthagena, in Bogota und Tunja, in Mexico und in Peru wurden sie lebendig begraben. Ein Weib, das sich weigerte, wurde als eine Ehebrecherin angesehen. Bei einigen Indianerhorden besteht noch heutzutage der Brauch, daß eine Wittwe eine Zeit lang neben ihrem verstorbenen Manne in der Gruft oder auf dem Scheiterhaufen sitzt.

Nirgends in der Welt wird so viel Menschenblut an den Gräbern der Großen vergossen, wie in Africa. Das zahlreichste Seelengefolge, zu dem sich Manche hinzudrängen, erhält der König von Dahome. Und wenn der Thronfolger feierlich die Regierung antritt, die er achtzehn Monate hindurch nur im Namen des verstorbenen Vaters geführt hat, so findet abermals der „große Brauch", d. i. eine Massenschlächterei, statt, auf daß dem verstorbenen Herrscher die Kunde von jenem wichtigen Ereignisse in würdiger Weise überbracht werde. Das jährliche „Fest des Tischdeckens für die Vorfahren des Königs" kostet wiederum eine Menge von Menschenleben. Jedem Vornehmen werden wenigstens zwei Geleitseelen beigesellt, und dessen Haupt- oder Lieblingsfrau schließt sich freiwillig an. Auch Freunde geben sich selbst den Tod, um mit einem besonders verehrten und geliebten Verstorbenen wieder vereinigt zu werden. Begräbnisse mit Seelengefolge sind an der ganzen Küste von Nordguinea üblich. Wer eine Schwester des Königs von Aschanti heimführt, erkauft dieses Glück nicht ohne die Pflicht, mit der erlauchten Frau das Grab theilen zu müssen. Die Akrafo oder Seelenpersonen, die zu Häupten oder zu Füßen des königlichen Leichnams liegen werden, sind durch große Goldplatten auf der Stirne oder der Brust gekennzeichnet. Der neue Herrscher veranstaltet für seinen verstorbenen Vorgänger die sog. Kostüme, d. h. er läßt ihm acht Tage hindurch Menschen opfern. Die Weiber, welche den König des alten Congoreiches in's Jenseits zu begleiten hatten, ertrugen ihr Loos mit solcher Freude, daß sie tanzend in das Grab hineinhüpften und um den Ehrenplatz neben dem Leichnam

stritten. Der grausame Brauch, die verstorbenen Fürsten, Häuptlinge und Vornehmen mit einem ihrem Range und Sklavenreichthume entsprechenden Hofstaate im Jenseits auszustatten, besteht oder bestand in allen Ländern des „dunkeln Erdtheiles". Nachrichten aus neuerer und neuester Zeit bezeugen ihn bei den Zulu, den Swasikaffern, den Matabelen, bei den Marutse und andern Sambesivölkern, bei den Maravi und Schewa, in Urua, im großen Lundareiche, im Majakkalande, bei den Bakuba, den Lulangobewohnern, den Babuma, Bateke, Balubo, Bayanzi und andern Stämmen des neuen Congostaates, in Uganda, Karagwe, Ulungu, Unyanyembe (Tabora), Ugogo, Udoë, endlich bei den Sandeh, Somraï und Njillem [127]).

Der widerwärtige Eindruck dieser blutigen Todtenehrung wird in etwa auch durch die Wahrnehmung gemildert, daß zahlreiche Naturmenschen nicht bloß gegen die Mitlebenden, sondern auch gegen sich selbst lieblos werden, um den Verstorbenen Liebe zu bezeigen. In Moresby auf Neu-Guinea zerkratzen die Weiber beim Tode ihres Mannes einander das Gesicht und die Brust, bis sie heftig bluten. Sie legen auf zwei, selbst auf fünf Jahre Trauer an, d. h. sie gehen während dieser Zeit buchstäblich in Sack und Asche [128]). Auf Viti, Neucaledonien und andern Südsee-Inseln bringen sich die Wittwen schwere Brandwunden bei. Noch grausamer sind die Trauergebräuche der Charrua am Uruguay. Die leidtragenden Frauen durchstechen mit dem Messer des Verstorbenen an mehrern Stellen ihre Arme, verwunden sich auch die Brust und die Hüften. Der Sohn, dem der Vater abgestorben ist, muß sich einer bei weitem schmerzlichern Behandlung unterwerfen. Ein Nachbar packt ihn am Arme, zieht mit zwei Fingern das Fleisch an der Handwurzel empor und steckt einen handlangen, vier Linien breiten und eben so dicken Rohrsplitter quer hindurch, so daß dessen beide Enden gleich weit herausragen. Der ganze Arm bis zur Schulter hinauf wird in der Weise mit Rohrstäbchen durchbohrt, daß zwischen denselben nur ein zollbreiter Raum bleibt. In diesem Zustande begibt sich der Bedauernswerthe in den Wald und gräbt ein Loch, in dem er die ganze Nacht hindurch stehen muß. Bei Tagesanbruch darf er sich von den Marterhölzchen befreien und dann ausruhen, aber zwei Tage lang weder essen, noch trinken und weitere zehn Tage hindurch keine Silbe reden. In manchen Gegenden gehören zu den Trauergebräuchen gewisse Selbstverstümmelungen, die vielleicht als Ueberlebsel oder Ersatz von Menschenopfern am Grabe anzusehen sind. Ein bei Sudanvölkern, americanischen und africanischen Stämmen sehr gewöhnliches Trauermal ist das Fehlen eines oder mehrerer Fingerglieder [129]).

11. Blutige Grabesspenden gelten an vielen Orten als Opfer im

eigentlichen oder religiösen Sinne, da sie den Verstorbenen, als übermenschlichen und mächtig in die irdischen Geschicke eingreifenden Wesen, dargebracht werden. Da nämlich mit dem Glauben an ein jenseitiges Fortleben die Erwartung einer höhern Daseinsstufe verbunden ist, so rücken namentlich diejenigen Abgeschiedenen, welche hienieden eine bevorzugte Stellung bekleidet haben, in der Vorstellung der Hinterbliebenen näher zur Gottheit hinauf und erlangen den Rang von niedern oder Halbgöttern, wenigstens von Mittelwesen, die an der Leitung der menschlichen Angelegenheiten einen hervorragenden Antheil nehmen. Der heidnische Unsterblichkeitsglaube hat nirgends die Neigung verleugnet, die Könige und Fürsten, die schon bei Lebzeiten als erkorene Lieblinge oder gar als leibhaftige Söhne der Götter angesehen wurden, durch eine abgöttische Verehrung auszuzeichnen. Und diese hat unter vielen Südseevölkern, desgleichen in einem großen Theile von Africa den Gottesdienst fast gänzlich verdrängt und das Gottesbewußtsein abgeschwächt. Das Volk wendet sich in seinen Bedrängnissen und Nöthen mit besonderm Vertrauen und Eifer an die ihm näher stehenden und menschlich fühlenden Mittler bei der Gottheit, an seine berühmten Ahnen und Führer, die als Väter und Wohlthäter unauslöschlich im Bewußtsein der Nachwelt fortleben und als Schutzgeister über den Ländern und Stämmen wachen, deren Glück und Stolz sie im Leben gewesen sind. Es bringt ihnen Gaben dar, um ihnen seine Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen und zugleich dem Eindrucke seines Bittens und Flehens nachzuhelfen. Die Menschenopfer beim Tode und beim Begräbnisse mancher Südseefürsten und africanischer Herrscher sind als religiöse Handlungen dieser Art zu deuten.

Mit gleicher, stellenweise noch größerer Innigkeit und Zuversicht richtet man den Blick zu den verstorbenen Angehörigen und sucht deren Aufmerksamkeit und Theilnahme durch Weihegeschenke wach zu erhalten. Die bewunderungswürdige Ehrfurcht der M'pongwe oder Gabunesen gegen alte Leute, die stets mit „Vater" oder „Mutter" angeredet werden, steigert sich nach dem Tode derselben zu einer förmlichen Verehrung, die früher auch in Menschenopfern am Grabe ihren Ausdruck gefunden hat und sich fortwährend in einer sehr liebevollen Aufbewahrung der Todtengebeine kundgibt. Das Vertrauen auf die Hülfe der Verstorbenen ist so stark, daß es zuweilen den Lebenden verhängnißvoll wird. Wie Wilson erzählt, weigerte sich eine ältliche Frau, ihre Söhne zu sich zu lassen; sie fürchtete, von ihnen durch ein geheimes Mittel vorzeitig in die Ewigkeit befördert zu werden, damit sie denselben eine kräftigere Stütze werde, als sie ihnen in dieser Welt sein konnte. Der Missionar Peureux, der diese Mittheilungen bestätigt, fügt hinzu, daß Jemand nach der Mei-

nung der Gabunesen einen besonders mächtigen Schutzgeist an der Seele eines Verwandten gewinne, den er mit eigener Hand getödtet habe. In dieser Absicht plante ein Jüngling die Ermordung seines Vaters, eines im ganzen Stamme hoch angesehenen Mannes. Der Schlag ging fehl, und der unnatürliche Sohn verlor darüber den Verstand. Der bekümmerte Vater aber ließ dreißig Sklaven abschlachten, um seinem Sohne die geistige Gesundheit wieder zu verschaffen. Auch im Congolande hat, wie Winwood Reade versichert, ein Sohn seine alte Mutter getödtet, um an ihr eine starke Helferin zu gewinnen [130]).

Man darf nicht annehmen, daß die Todtenehrung in durchaus selbstloser Absicht geschehe, da einerseits die Rache der vernachlässigten Seelen gefürchtet wird, und anderseits Gegenleistungen für den Begräbniß-Aufwand erwartet werden. Jedoch ist es, wie wir sahen, bei manchen Todtenopfern nicht ausschließlich oder auch nur vorwiegend auf eigennützige Zwecke, sondern zunächst und hauptsächlich auf das Wohl der Jenseitigen abgesehen. Man tödtet ferner die Kriegsgefangenen, um die Seelen der Gefallenen mit ihrem Schicksale zu versöhnen und gebührend zu verherrlichen.

Sehr wunderliche Erklärungen der den Göttern und Geistern dargebrachten Menschenopfer kann man aus dem Munde von Männern vernehmen, die für die religiösen Bedürfnisse des menschlichen Herzens nicht das richtige Verständniß besitzen. So meint Adolf F. Bandelier, die Mexicaner hätten die Kriegsfeinde nur deshalb geopfert, weil sie dieselben nicht als Hausknechte oder Feldarbeiter verwenden konnten [131]). Thatsache ist, daß die Nahuatlvölker, die in Mexico mächtige Reiche gegründet haben, öfters Kriegszüge unternahmen, um Menschenopfer für die großen Feste zu gewinnen. Die Azteken haben trotz der höhern Cultur, die sie von den Tolteken geerbt, die blutigen Gewohnheiten, die sie aus ihren nördlichen Wohnsitzen mitgebracht und bei der mexicanischen Urbevölkerung, den Chichimeken, Tlaskalanern, Otomiten usw., vorgefunden hatten, in der neuen, paradiesischen Heimath beibehalten. Die Angaben der spanischen Schriftsteller über die Anzahl der jährlichen Opfer mag übertrieben und vielleicht auf eine Beschönigung spanischer Blutthaten berechnet sein. Daß aber die Gesammtsumme ungeheuer groß gewesen sei, bezeugen die Hunderttausende von Menschenschädeln, die in besondern Tempeln aufgestellt waren. In Yucatan, Honduras, Nicaragua wie im übrigen Centralamerica ist die Sitte, Menschen zu opfern und zu verzehren, nicht erst durch die kriegerischen Azteken eingeführt worden, sondern bereits mit dem alten Sonnendienste verbunden gewesen.

Im Menschenopfer verräth sich der rohsinnliche Zug der heid-

nischen Religion, der die Kenntniß abhanden gekommen ist, daß die Unterwerfung unter den göttlichen Willen und die Beobachtung des von ihm gegebenen Sittengesetzes das schönste Opfer ist. Vom Wunsche beseelt, der Gottheit das Beste zu geben, opferte die Menschheit das Beste, das sie kannte und besaß, ihr eigenes Fleisch und Blut. Denn die vermenschlichten, mit menschlichen Leidenschaften behafteten Götter dürsten häufig nach Menschenblut, und der Sohn der Wildniß ist unfähig, es ihnen zu versagen, aus Furcht, gleichsam einen Raub an ihnen zu begehen. Das Bewußtsein sittlicher Schuld und das Bedürfniß, sie zu sühnen, haben den Drang nach Menschenopfern auf die Spitze getrieben. Denn die beleidigten und erzürnten Götter wollen sich nur durch blutige Gaben versöhnen lassen. Und der Naturmensch geizt nicht mit Menschenleben, wenn es gilt, die Schicksalsmächte günstig zu stimmen.

12. Die Menschenschlächterei hat in folgerichtiger Ausdeutung des Opfergedankens an vielen Orten zur Menschenfresserei geführt. Die Vorstellung, daß die Himmlischen die Seele des Opfers verzehren, erzeugt den Wunsch, durch den Genuß des Opferfleisches am Mahle der gnädig gesinnten Götter Theil zu nehmen. Zur Vollständigkeit des Opfers gehört das Opfermahl, als sinnbildliche Feier der Versöhnung und Gemeinschaft mit den himmlischen Wesen, denen die Gabe geweiht ward. Der Opfernde empfängt die gröbern Bestandtheile dessen, was er der Gottheit dargebracht, als Unterpfand huldvollen Wohlgefallens zurück. Er betrachtet das Opferfleisch als ein himmlisches Geschenk, als eine heilige Speise, durch deren Genuß er gleichsam Gast der Götter wird. Die religiöse Werthschätzung dieses Fleisches macht es begreiflich, daß die Azteken und andere Culturvölker Mexico's sich dasselbe nicht versagen mochten, nachdem sie längst dem gemeinen Cannibalismus entsagt hatten.

Die Erinnerung an die religiöse Bedeutung der Menschenfresserei ist manchen Cannibalenvölkern lebendig geblieben, auch solchen, die aus schnöder Gaumenlust nach Menschenfleisch verlangen. Die Viti-Insulaner z. B. hielten sich für verpflichtet, jeden Schiffbrüchigen als ein von den Göttern gesandtes Opfer erbarmungslos zu erschlagen und zu verspeisen, wohingegen sie freiwilligen Ankömmlingen Gastfreundschaft erweisen durften und auch wirklich erzeigten. Die zur Einweihung eines neuen Kahnes getödteten und zum Festmahle gebratenen Menschen hießen „Speise für den Gott des Kahnbaues". Die gefallenen und gefangenen Feinde wurden dem Kriegsgotte dargeboten, bevor sie zu Tafelfreuden dienten. Das Siegesmahl fand unter religiösen Feierlichkeiten in einem Tempel statt, und nur Häuptlinge und Priester, als Vertreter und Freunde der Götter, durften an dem Schmause Theil nehmen. Nicht

bloß das Menschenfleisch, sondern auch die Geschirre und die Gabeln, deren man sich bei dessen Genusse bediente, waren Tabu, d. i. dem alltäglichen Gebrauche entzogen. Durchgehends galt dasselbe auf den Südsee-Inseln als heilige Speise, von der das Weib, der Mann aus dem Volke und der Sklave nicht essen durften. Endlich wurden gerade die höchsten Feste durch eine Cannibalenmahlzeit gefeiert.

Der religiöse Hintergrund dieser verblüffenden Geschmacksverwilderung ist freilich an manchen Orten verdunkelt oder gänzlich in Vergessenheit gerathen. Es soll auch nicht bestritten werden, daß andere Gründe, z. B. Hungersnoth, Mangel an Fleischnahrung, glühender, bis zur Blutgier im buchstäblichen Sinne gesteigerter Rachedurst, die abergläubische Absicht, mit dem Fleische eines Menschen dessen Seele, Kraft und Muth zu gewinnen, sogar der Wunsch, geliebten Todten ein ehrenvolles Begräbniß zu bereiten, und schließlich Feinschmeckerei, zur Entstehung oder Befestigung einer Unsitte beigetragen haben, die um so scheußlicher erscheint, als Thiere nur selten ihre eigene Art verzehren. Es ist bekannt, daß einst auch der Pariser Pöbel Fleischstücke von Vornehmen mit thierischer Gier verschlungen, Handschuhe, Büchereinbände u. dgl. aus Menschenhaut verfertigt hat.

Es ist nicht die Sache der Wissenschaft, über die Greuel des wilden Lebens zu jammern; sie muß dieselben zu verstehen suchen. Und den Ursachen jener Gebräuche nachforschend, die unser Gemüth mit Abscheu und Entsetzen erfüllen, begegnet sie oft genug bösen Leidenschaften und tief eingewurzelten Lastern, mithin einer verschuldeten Mißachtung des Sittengesetzes, indeß nicht selten auch Verirrungen und Ausartungen edler Triebe und Neigungen, einer verkehrten Auslegung und Anwendung der Pflichtgebote, die Eltern zu lieben und die Todten, insbesondere die verstorbenen Fürsten und Führer des Volkes, zu ehren.

13. Bis in die neueste Zeit galt es als eine ausgemachte Sache, daß alle Völker einer wohlwollenden, menschenfreundlichen Gesinnung und Handlungsweise Beifall spenden, dagegen ein lieblose s Gemüth und Verhalten mißbilligen. Den Entwickelungsgelehrten war die Entdeckung vorbehalten, daß dem nicht so sei. Paul Rée z. B. schmeichelt sich, den Beweis erbracht zu haben, daß den niedern Gesittungsstufen die sittliche Werthschätzung des Wohlwollens ebenso fremd sei, wie die Verurtheilung der Grausamkeit. Er zählt nämlich einige Naturvölker der Gegenwart und der Vergangenheit auf, die ein mitleidsloses Morden, Rauben und Plündern sich nicht nur nicht als Verbrechen anrechnen, sondern als Großthaten rühmen, welche die Jugend schon frühzeitig an's Blutvergießen gewöhnen und ihr Verachtung gegen Mitleidsregungen einflößen[132]).

Wer die Vorstellung bei sich beherbergen könnte, daß ein Volksstamm, der von jeher den Raub und den Mord, ob am Feinde oder am Freunde, am Fremden oder am Genossen verübt, als Gegenstand eines erlaubten oder lobenswerthen Ehrgeizes ansah und trotz diesem Kriege aller gegen alle sich bis auf unsere Tage erhalten konnte, um den Entwickelungslehrern von einer sittlichkeitslosen Urzeit zu erzählen, dem wäre keinerlei Mißdeutung der culturarmen Menschheit zu verübeln. Auch Rée läßt sich später zur Berichtigung herbei, daß schon auf den niedern Gesittungsstufen die Glieder einer Sippe mit wohlwollender Gesinnung einander zugethan sind. Indeß ist das Gefühl wie das Gebot dieser Zuneigung keineswegs auf die Familie beschränkt. Der Naturmensch ist mit der Pflicht der Nächstenliebe wohl vertraut, nicht aber mit der richtigen, uns allen geläufigen Antwort auf die Frage: wer ist mein Nächster? Wie die gesammte heidnische Menschheit, die höchststehenden Culturvölker nicht ausgenommen, an die Schranken des Volksthums gebunden war, so ist der Naturssohn durch das Stammesbewußtsein gefesselt. Dies hindert ihn jedoch nicht, Fremden, die sich friedliebend oder hülfesuchend ihm nahen, menschenfreundlich zu begegnen und beizustehen, mit ihnen Freundschaft oder Blutsbrüderschaft zu schließen. Ebenso behandelt er alle Glieder eines verbündeten Stammes als Genossen. Anderseits aber hält er sich an das Gesetz der „Alten“: liebe deinen Freund und hasse deinen Feind; Auge um Auge, Zahn um Zahn! Daher übt er eine schreckliche, erbarmungslose Vergeltung am persönlichen wie am Kriegsfeinde.

Den Australiern, zahlreichen Südseevölkern, Indianer- und Negerstämmen gilt die Blutrache, die sich an manchen Orten vom Vater auf den Sohn und von diesem auf die nächsten Verwandten vererbt, nicht bloß als eine Rechtssitte, sondern als ein strenges Gesetz, von dem es keine Befreiung gibt. Wer demselben nicht genügt, macht sich ehrlos und zum Gespötte der alten Weiber. Ist er verheirathet, so würde er von seinen Frauen verlassen; ist er es nicht, so würde er von keinem Mädchen eines Wortes oder Blickes gewürdigt werden. Seine Mutter würde unaufhörlich weinen und klagen, daß sie einen so ungerathenen Sohn geboren, und sein Vater würde ihn verachten und verstoßen. In Africa kommt es vor, daß Jemand sich selbst das Leben nimmt, um seinen Feind zu verderben. Er tödtet sich nämlich „beim Haupte eines Andern“, d. h., er macht diesen für seinen unseligen Schritt verantwortlich und überliefert ihn dadurch dem sichern Tode.

Das Unrecht fordert Sühne. Dasselbe vergeben und vergessen, anstatt zu rächen, erscheint dem Wilden nicht bloß als eine unmännliche Schwäche, sondern auch als ein sittlicher Makel. Das verletzte Gerechtigkeitsgefühl verschafft sich durch private Rache die Befriedigung, welche ihm von der

öffentlichen Rechtspflege versagt wird. Diese Art von Vergeltung, eine allerdings rohe Offenbarung des Rechtsbewußtseins, ist selbst unter Culturvölkern mit einem sehr ausgebildeten Strafrechte nicht unerhört und hat noch kürzlich hochstehende Vertheidiger gefunden. Sie erscheint als ein zum Bestande der gesellschaftlichen Ordnung und zur persönlichen Sicherheit nothwendiges Uebel oder als eine berechtigte Selbsthülfe, wo die obrigkeitliche Handhabung der Strafgerechtigkeit fehlt oder mangelhaft ist.

Die wilden Völkerschaften scheinen den Krieg als ein Handwerk zu betrachten und aus reiner Freude am Blutvergießen zu lieben. Es darf aber nicht übersehen werden, daß er für manche von ihnen ein Kampf um's Dasein im buchstäblichen Sinne, eine beständige Nothwehr ist. Schon dieser Umstand macht die Unmenschlichkeit und Menschenvergeudung begreiflich, mit der er in der Regel geführt wird. Es kommt hinzu, daß der Einzelne in Folge der innigen und festen Anhänglichkeit an seinen Stamm jede dem letztern zugefügte Kränkung als eine persönliche Beleidigung der schwersten Art empfindet und sie zu rächen sich verpflichtet fühlt. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der Wilde durchschnittlich das fremde wie das eigene Leben geringer schätzt und mehr gegen Körperschmerzen abgestumpft ist, als der Culturmensch, und daher leichter, wie dieser, zur Mordlust versucht wird. Und er verdient seinen Namen, weil in ihm eine Wildheit schlummert, die nach Blut lechzt, sobald sie durch Kriegslärm unsanft aufgeweckt wird. Lassen sich nicht auch sanftmüthige und gesittete Menschen im Kampfe zur Grausamkeit hinreißen? Es ist anerkannt, daß der Neger durchschnittlich von milder, zärtlicher Gemüthsart ist, sogar in der Behandlung der Thiere. Er wird niemals mit Vorsatz und Ueberlegung ein Thier martern, versichert Hugo Zöller[133]). Beim Schalle der Kriegstrommel aber geräth er in rasende Wuth, und im siegreichen Kampfe mordet er massenhaft: es gilt, den Feind zu vernichten, und durch Feindesblut die Seelen der Gefallenen zu versöhnen und die Schutzfetische zu verherrlichen. „Den Feind aufzehren", d. h., seine Hütten verbrennen und seine Habe plündern, die Männer hinschlachten und die Weiber und die Kinder in die Sklaverei schleppen, ist in Africa Kriegsbrauch, stellenweise freilich erst in Folge des Sklavenhandels. Massenmorde, Vernichtungskriege sind überhaupt unter den Naturvölkern an der Tagesordnung.

Am schrecklichsten von allen verfahren die americanischen Rothhäute, und bei der Beurtheilung der entsetzlichen Marterei, die sie an den Gefangenen zu begehen pflegen, kann die Kampfeswuth kaum als Milderungsgrund gelten. Denn wie dieselben zur heldenmüthigen Ertragung von Körperleiden veranlagt zu sein scheinen, so besitzen sie auch einen ver-

ruchten Scharfsinn, Qualen zu erfinden und zu verlängern. Und sie benehmen sich bei der Peinigung so durchaus kaltblütig, rauchen und plaudern, als ob es sich um die gleichgültigsten Dinge von der Welt handelte. Sie kennen sehr genau die empfindlichsten Theile des menschlichen Körpers und wissen, wieviel Schläge, Schnitte, Verstümmelungen und Brandwunden sie ihm beibringen dürfen, ohne das Leben ernstlich zu gefährden. Wenn sie Zeit genug haben, so wird ihnen jeder Feind, der lebendig ihnen in die Hände fällt, ein Gegenstand des grausamsten Zeitvertreibes und Vergnügens. An Erfindungsgabe und Gefühllosigkeit in der Mißhandlung der Gefangenen übertrifft die Indianerin ihren Mann und ihre Söhne bei weitem, und die heimkehrenden Krieger können ihr keinen größern Genuß bereiten, als wenn sie ihr eine Anzahl von Feinden ausliefern. So oft es gilt, die gräßlichsten Unthaten zu begehen, wird das Weib losgelassen. Die Geschichte der Indianerkriege erzählt deren eine Menge, und wir können nicht davon hören, ohne daß unser Innerstes erbebt und sich auf's höchste empört.

Unmenschlichkeiten dieser Art gehören nun einmal zum Kriegsrechte der Indianer und anderer Naturvölker, dürfen aber eben so wenig nach dem Maßstabe des europäischen Völkerrechts beurtheilt werden, wie die entsetzlichen Hinrichtungsarten früherer Jahrhunderte nach dem Geiste des heutigen Strafrechts. Menschen, die von der Jagd leben und häufig in den Kampf ziehen müssen, werden durch tägliches Blutvergießen zur Gefühlsrohheit erzogen. Sie gewähren keine Gnade und begehren keine. Sieg oder Tod! ist ihre Losung. Der Schrecken der Feinde und ein unerschrockener Kriegsheld zu werden, ist das Ziel, welches dem Jünglinge, dem Knaben beständig vorschwebt. Daher wird er schon frühzeitig daran gewöhnt, Folterqualen anzusehen und selbst zu bestehen. Man gibt den Kindern Feindesblut zu trinken und ertheilt ihnen Unterricht im Hasse und in der Rache. Bei der ersten Gelegenheit, wo ein Kriegsgefangener gemartert und langsam getödtet wird, werden sie hinzugeführt, um in der Kunst, zu peinigen, abgerichtet zu werden und an dem cannibalischen Mahle, das nicht selten den Schluß dieses gräßlichen Schauspieles bildet, theilzunehmen. Man hat Kinder gesehen, die in ihren nackten, ineinander geschlungenen Armen glühende Kohlen trugen, nachdem sie miteinander gewettet hatten, wer am längsten die Schmerzen ertragen würde. Lafitau war Zeuge davon, daß fünf- bis sechsjährige Knaben, die am ganzen Körper verbrüht waren, herzhaft ihr Todeslied sangen. Aeußerst selten ist es vorgekommen, daß einem gefangenen Indianer inmitten von Qualen, die jeder Beschreibung spotten, ein Laut der Klage entschlüpfte. Aus dem Leben der Südsee-Insulaner und der Neger werden ebenfalls zahlreiche Beispiele einer staunenswerthen Leidens-

fähigkeit und Standhaftigkeit erzählt; desgleichen aber auch Fälle, wo selbst die Kampfeswuth nicht alle Regungen des Erbarmens und der Großmuth erstickt.

Wem kommt es in den Sinn, die Stoiker für Nichtkenner oder für grundsätzliche Verächter des Wohlwollens zu halten, weil sie das Mitleid verurtheilt haben, und den christlichen Völkern die Uebung der wohlwollenden Nächstenliebe darum abzusprechen, weil sie eine so lange Zeit gebraucht haben, bis sie die Grundsätze der Menschlichkeit und das Gesetz der Schonung bei der Kriegsführung walten ließen, das Tödtungs-, Zerstörungs- und Erbeutungsrecht einschränkten, und weil sie fort und fort denjenigen Kriegern das höchste Lob spenden, welche innerhalb der völkerrechtlichen Schranken dem Feinde am meisten geschadet haben? Der Sieger geräth leicht in die Versuchung, die Grenzen einer erlaubten Züchtigung und Beschädigung des Feindes zu überschreiten. Die culturarmen Völker sind nicht im Besitze der Schutz- und Vertheidigungsmittel, über welche die Culturmenschheit verfügt. Ein Menschenstamm, der in seinen Jagdgründen oder auf seinen Weideplätzen seines Daseins froh werden will, glaubt nicht zu fehlen, wenn er in der Nothwendigkeit und sittlichen Zulässigkeit der Abwehr eines unruhigen und feindseligen Nachbarn die Berechtigung zu dessen Vertreibung oder Vernichtung eingeschlossen wähnt. Und da der Ausgang des Krieges manchmal über Sein und Nichtsein des einen Theiles entscheidet, so kann es nicht überraschen, daß die im Kampfe bewiesene Thatkraft und Tapferkeit als die ersten unter den männlichen Tugenden gefeiert werden, und daß derjenige die größten Ehren erntet, welcher durch Morden und Rauben sich am meisten hervorgethan hat.

Desgleichen ist es erklärlich, daß manche Horden, die beständig miteinander um's Dasein ringen, das Kriegsrecht auch auf den Waffenstillstand ausdehnen. Und das Ansehen, welches Kriegsthaten verleihen, ist für den Einzelnen ein steter Antrieb, auf eigene Faust dem gehaßten und gefürchteten Nachbarn einen schlimmen Streich zu spielen. So ist die Kopfjagd eine Lieblingsbeschäftigung mancher Volksstämme Australiens, der Südsee und America's geworden. Und man pflegt aus reiner Ehr- und Prahlsucht die Hütten mit erbeuteten Feindesschädeln zu schmücken. Der heirathslustige Jüngling geht auf die Kopfjagd, um sich als „Orang brani", d. i. als Held, zu zeigen, wie der Malaye sagt, und jene Siegeszeichen zu erwerben, deren er zur Eroberung eines Mädchenherzens bedarf.

Ursprünglich jedoch hat an vielen Orten die Kopfjägerei dem Todtendienste oder dem Erwerbe von Schutzfetischen gegolten. Die Verehrung von Feindesschädeln auf Neuguinea, auf den Philippinen und bei manchen Indianerstämmen ist von dem Wunsche eingegeben, daß deren einstige

Inhaber Freunde und Beschützer des Stammes werden mögen, den sie im Leben gehaßt und verfolgt haben. Die See-Dajaks im Gebiete von Bruni erzeigen ihnen Monate lang allerlei Liebkosungen, geben ihnen bei jeder Mahlzeit die schmackhaftesten Bissen, stecken ihnen Siriblätter, Betelnüsse u. dgl. in den Mund. Und nichts von alledem geschieht aus Spott, vielmehr sollen diese Zärtlichkeiten bewirken, daß der Geist des Getödteten seine frühern Freunde vergessen, dagegen den neuen Stamm, als dessen Mitglied er nun betrachtet wird, lieben lerne. In Long Wai erhält der Neugeborene erst dann einen Namen, nachdem Köpfe für ihn erbeutet worden sind; die Seelen ihrer Träger sollen als Schutzengel dem jungen Weltbürger zur Seite stehen. Nun verstehen wir auch die verbreitete Sitte, daß ein Jüngling nur mit einem Menschenschädel in der Hand als erfolgreicher Brautwerber auftreten kann: die Geliebte verlangt diese Morgengabe nicht bloß als Beweis des Muthes und der Tapferkeit, sondern auch als ein Sinnbild und Unterpfand besondern Schutzes aus dem Geisterreiche[134]). Ein stark ausgeprägtes Familien- und Stammesgefühl läßt den um so wichtiger Zwecke willen verübten Mord nicht als eine widerrechtliche, verwerfliche That erscheinen, verführt also zu einer verkehrten Auslegung des natürlichen Sittengesetzes. Derlei grobe Gewissensirrthümer aber schließen eine allgemeine Erkenntniß des fünften Gebotes nicht aus.

Die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe und Menschenachtung gehört nicht zu den in sich einleuchtenden Bedingungen eines beschränkten Gemeinschaftslebens und ist selbst den gesitteten und hochgebildeten Völkern des heidnischen Alterthums im Ganzen unbekannt gewesen; was Wunder, daß sie im sittlichen Bewußtsein der culturarmen Menschheit fehlt? Dieser Mangel zeigt sich recht augenfällig in der Behandlung des Weibes und des Sklaven. Ein Viti-Häuptling rühmte seinen verstorbenen Sohn, weil dieser im Zorne seine unbotmäßigen Weiber erschlagen und verspeist hatte. Der König Mtesa von Uganda versuchte die ihm von den Weißen geschenkten Gewehre, indem er sie auf seine Weiber und Sklaven abfeuerte. Vorfälle dieser Art werden von Rée u. a. zu Gunsten der Meinung gedeutet, daß eine Grausamkeit, vor der unser Gemüth sich entsetzt, auf den niedern Gesittungsstufen zu den sittlich gleichgültigen oder gar zu den tugendhaften Eigenschaften zähle. Aus ihnen darf jedoch nur dies gefolgert werden, daß der Naturmensch, sei es aus unverschuldeter, sei es aus irgendwie verschuldeter Unwissenheit, ein mitleidsloses Verhalten gegen Wesen, die er nicht für Seinesgleichen ansieht, sich auch nicht zur Sünde, sondern unter Umständen zur Ehre anrechnet. Jener Häuptlingssohn wurde wegen seiner Unthat belobt, weil er durch sie sein eheherrliches Ansehen behauptet hatte. Und dieser Negerfürst, der nach

africanischem Herrscherrechte über Gut und Blut seiner Unterthanen unumschränkt verfügte, glaubte mit Menschenleben, die nur ihm zu dienen hatten, spielen zu dürfen, um seine königliche Würde und Machtfülle vor den Augen des weißen Mannes glänzen zu lassen. Keineswegs beweisen diese und ähnliche Beispiele, was sie darthun sollen, daß nämlich der sog. Wilde ein sittliches Unterscheidungsvermögen für Mitleid und Schonungslosigkeit nicht besitze, um so weniger, als ihnen andere gegenüberstehen, die von einer liebevollen Behandlung der Weiber und Sklaven Zeugniß geben. Bei manchen Südseestämmen und Negervölkern gehört die Mißhandlung der Weiber zu den Seltenheiten. Und die Inselflur der Südsee wie der „dunkle Erdtheil" hat eine Anzahl von Fürsten aufzuweisen, die nicht bloß wegen ihrer Herrscherweisheit, sondern auch wegen ihrer sittlichen Größe selbst in Europa zu den hervorragendsten und verdienstreichsten Männern zählen würden.

Der farbige Culturgeschichtschreiber der Zukunft müßte zu einem sehr abfälligen Urtheile über die Sittlichkeit des Culturlebens gelangen, wenn er sich das einseitige und schiefe Verfahren der Entwickelungsgelehrten zum Muster nehmen wollte. Er könnte z. B. den Franzosen ein erschreckend langes Verzeichniß von Blutthaten und Blutmenschen vorhalten und aus deren Verherrlichung durch die Mit- und Nachwelt den Schluß ziehen, daß im gesittungsstolzen Frankreich die sittliche Verwerflichkeit des Blutdurstes und der Zerstörungswuth unbekannt gewesen sei.

VI. Die „doppelte Buchführung" des naturmenschlichen Gewissens und deren Gegenstück im culturmenschlichen Gewissen.

1. Einige Sittenforscher beschränken sich darauf, dem sittlichen Bewußtsein der culturarmen Racen eine „doppelte Buchführung" zum Vorwurfe zu machen, da dasselbe die Verbrechen des Mordes, des Raubes, des Diebstahls u. dgl. nur dann verurtheile, wenn sie an Stammesgenossen verübt werden, sie dagegen gutheiße und lobe, falls sie an den Fremden, insbesondere an den Weißen, begangen werden. M. Kulischer redet daher von zwei einander entgegenstehenden Sittengesetzen: das eine regelt die innern, das andere die äußern Verhältnisse eines Gesellschaftsverbandes: jenes befiehlt Liebe, Güte, Milde gegen die Genossen, dieses fordert Feindschaft, Haß, Mord und Raubzüge gegen die Fremden [135]).

Ein sittlicher Bannkreis solcher Gestalt mag dort bestehen, wo die Fremden als Feinde angesehen werden, und das ist bei manchen in

Abgeschlossenheit lebenden Stämmen, jedoch nicht bei den Naturvölkern insgesammt, der Fall. Diese verstehen es eben so gut, wie die Culturvölker, Bündnisse zu schließen und auch zu brechen. Und was ihr Verhalten gegen die Weißen anlangt, so kommt es ihnen zu statten, daß die Urtheile der letztern sehr verschieden lauten. Der häufige Widerspruch, daß ein Reisender einen Stamm als tückisch, verrätherisch, diebisch und mordlustig schilt, dem ein anderer die entgegengesetzten Tugenden nachrühmt, erklärt sich in den meisten Fällen aus dem verschiedenen Vorgehen dieser Fremden. Denn in der Regel ist das Benehmen der Wilden der Widerhall vom Auftreten der Weißen. Da der Naturmensch erlittenes Unrecht nicht leicht vergißt und ungerächt läßt, so ist es öfters vorgekommen, daß ein unschuldiger Forschungsreisender für die Mißgriffe und Fehltritte eines Vorgängers büßen mußte. „Es ist schade," sagt Chalmers, „daß nicht dieselben Fremden, die auf Eingeborene schießen, ein nächstes Mal wieder in deren Ansiedlungen kommen und ihren Lohn empfangen" [136]). Thomson legt ein gutes Wort ein für die Waswaheli und andere Negerstämme: „Wir hören häufig von ihrem häßlichen Betragen . . ., aber man erzählt uns niemals, wieviel sie von ihren Herren zu erdulden hatten" [137]). „Die Baggaras sind so furchtbar nicht, wie man sagt," schreibt Pfund. „Doch wenn man sieht, wie die Herren hier reisen und hausen, erst die natürliche Gastfreundschaft der Leute ausbeuten, ihnen dann Hühner und Hämmel abfangen und sie aus ihren Hütten hinausschaffen lassen, um auf ihren Angarebs zu ruhen, ihnen Stücke ihres ärmlichen Hausgeräthes ausführen und sie dann schließlich noch mit Kurbatschhieben tractiren, so möchte man sich den Schwarzen gegenüber schämen, auch ein Europäer zu sein. Dies hat mich schon mehrmals empört und ist um keinen Buchstaben zu hart geurtheilt. Das arme Volk ist ohnehin barbarisch gebrandschatzt und gibt dennoch gern und bereitwillig" [138]). Alle Kenner stimmen darin überein, daß ein Weißer nur durch Gerechtigkeit und Wohlwollen, durch ein mit Ernst und Strenge gepaartes freundliches Wesen und Benehmen die Achtung und das Vertrauen des farbigen Mannes zu gewinnen vermag, dagegen durch Rücksichtslosigkeit und Grobheit sich in dessen Augen verächtlich macht. Es kann daher nicht fehlen, daß unbesonnene Forschungsreisende, die beim Naturmenschen ein Unterscheidungsvermögen für Edelsinn und Rohheit nicht voraussetzen, durch fühlbare Faustrechts-Belehrungen vom Gegentheile überzeugt werden.

Sehr oft sind wir in den Reiseberichten der Bemerkung begegnet, daß man dort am ungefährdetsten wandere, wo noch kein Europäer seinen Fuß niedergesetzt habe. „Ich halte einen Fremdling in Neu-Guinea für sicherer ohne Waffen, als mit Waffen," behauptet Chal-

mers[139]). „Es mag seltsam erscheinen," erklärt Thomson, „daß unsere Sicherheit nur meiner Gewohnheit, allein und ohne Waffen zu gehen, zuzuschreiben war. In halbcivilisirten Ländern möchte dies sehr gefährlich sein, nicht aber in einem wilden"[140]). Es kann nicht geleugnet werden, daß die Naturkinder dem ersten weißen Manne, den sie zu sehen bekamen, in der Regel mit Furcht und Mißtrauen, aber auch höflich und ehrerbietig entgegentraten, ihn gastfreundlich aufnahmen, bewirtheten und bedienten. Und sobald sie seine friedlichen Absichten kennen gelernt hatten, faßten sie auch Vertrauen und Liebe zu ihm. Entdeckten sie aber eine unwahrhafte, ungerechte oder rücksichtslose Gesinnungs- und Handlungsweise an ihm, so beeilten sie sich, ihr Benehmen gegen ihn zu ändern. Leider aber ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß die Naturmenschen durch die erste Berührung mit der Cultur nicht veredelt, sondern verderbt worden sind, zu ihren eigenen Lastern die der gesitteten Welt hinzugelernt haben. Der Umgang mit einem rohen, zügellosen Schiffsvolke, mit betrügerischen Händlern, mit Ansiedlern, welche die Zuchthausjacke getragen oder verdient hatten, mit beutegierigen Eroberern, welche die heiligsten Menschenrechte schnöde mit Füßen traten, löste vollends die lockern Bande der Zucht und Ordnung und entfesselte alle schlimmen Leidenschaften.

Der culturarme Mensch ist in der Regel ein Kind des Augenblickes, daher dem raschen Wechsel seiner Stimmungen, Launen und Gemüthsbewegungen unterworfen. Die guten wie die schlimmen Triebe brechen unversehens und regellos aus seinem Innern hervor, wie die Rosen und die Dornen aus dem Boden seiner wilden Heimath. „Es hängt," wie Stanley bemerkt, „meist ganz und gar von dem Führer einer Schaar von solchen Männern ab, ob ihre schlechtesten oder ihre besten Eigenschaften die Oberhand gewinnen sollen"[141]). Der sog. Wilde besitzt in Folge seiner beweglichen Gemüthsart eine große Fähigkeit, das Benehmen des Fremden unverzüglich zu beantworten und plötzlich von der Schüchternheit zur Frechheit, von aufrichtiger Liebe zu glühendem Hasse, von hülfsbereitem Wohlwollen zu unmenschlicher Verfolgungswuth überzugehen. Jedoch ist sein Gedächtniß treuer für erlittene Unbilden, wie für empfangene Wohlthaten. Eine Zusammenstellung aller Proben von Redlichkeit, Treue, Hingebung, Aufopferung, durch welche Naturmenschen sich das dankbarste Andenken weißer Fremdlinge verdient haben, würde ein sehr umfangreiches Tugendbuch ausmachen. „Wie viel kann man in der Herrschaft über sich selbst von vielen uncivilisirten Völkern lernen, denen man sich überlegen glaubt," gesteht Gustav Nachtigal selbst den Teda gegenüber, von denen er doch so manches zu leiden gehabt hatte[142]). Das entwickelungssichtige Auge aber pflegt diese Lichtseiten zu übersehen.

2. Gern wird an die Diebereien erinnert, die von den gegen einander höchst ehrlichen Südseevölkern und Negerstämmen ohne Gewissensbedenken an europäischem Besitzthum begangen werden. Man darf jedoch nicht außer Acht lassen, daß die Wunder einer fremden Welt den Sinn dieser Menschen verwirrten. Die ungeahnten Schätze, die staunenswerthen Waffen, die seltsamen Geräthe, die herrlichen Waaren bringen in der Seele des Zuschauers eine gewaltige Umwälzung hervor und sind sehr geeignet, die schlummernde Begehrlichkeit zu wecken. Die Versuchung, den schreienden Gegensatz zwischen fremder Ueberfülle und eigener Armuth mittels der Langfingerkunst auszugleichen, erhält noch einen besondern Reiz, wenn der als ein höheres Wesen angeschaute Ankömmling sich bemüht, seine Ueberlegenheit zur Schau zu tragen und aus ihr Nutzen zu ziehen. Es gilt nunmehr als eine Art Ehrensache, den sich schlau und weise dünkenden Weißen zu überlisten und zu übervortheilen. Und wem es gelungen ist, denselben zu bestehlen oder zu betrügen, der schmeichelt sich, eine große That vollbracht zu haben, und wird wegen seiner Gewandtheit und Geriebenheit von seinen Genossen bewundert und gerühmt. Ein solches Verhalten fremdem Eigenthume gegenüber ist auch unter Culturvölkern nichts Ungewöhnliches, z. B. in der Sitte, den Ausländer zu prellen, deutlich erkennbar. Was der Letztere erst erleben würde, wenn die Bevölkerung der europäischen Staaten nicht durch das Strafgesetz und die Polizei in Schranken gehalten würde, sondern mit jener Freiheit beschenkt wäre, welche die Naturkinder genießen, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Sehr oft aber hat der Naturmensch allen Grund, in den fremden Händlern und Ansiedlern seine geborenen Feinde zu wittern, und ist daher zu entschuldigen, wenn er die Uebung der Redlichkeit, der Treue und anderer gesellschaftlichen Tugenden ihnen gegenüber als einen Mangel an Vorsicht und Klugheit ansieht. Manche von denjenigen, welche sich über den unverbesserlichen Diebessinn der Wilden so sehr entrüsten, scheinen durch ihre ungestümen Klagen und Anklagen ihre eigene unersättliche Gewinnsucht und ihre herzlose Ausbeutungs- und Ausrottungslust verschleiern zu wollen.

Es ist ferner eine nirgend bestrittene Thatsache, daß die ersten Europäer auf allen Südsee-Inseln freundlich aufgenommen, reichlich bewirthet und durch häufige Beweise der treuesten und aufopferndsten Liebe erfreut wurden. Unsere Sitte, Bezahlung für erwiesene Gastfreundschaft anzunehmen, wurde auf Tonga und Neuseeland als gemeiner Geiz verspottet; „Geizhals“ galt auf Tahiti als das ärgste Schimpfwort. „Die Maori Neuseelands,“ sagt ein genauer Kenner derselben, „waren von Natur offenherzig, vertrauensvoll und hingebend, und erst durch die

gegen sie wiederholt angewandte List, Gewinnsucht und Heuchelei sind sie ebenfalls listig, geldgierig, heuchlerisch geworden" [143]). Europäer, die sich unter den Schutz der Eingeborenen stellten, waren sammt ihrem Eigenthume sicher. Ein Maori verwaltete das Vermögen eines Ansiedlers, der irrsinnig geworden, mit der strengsten Rechtlichkeit. In der Regel waren es nur Leute aus dem Volke, die sich an den Sachen der Fremden vergriffen.

Die Stehlsucht der Neger ist allerdings sprüchwörtlich. Während der am Landsmanne begangene Diebstahl den Thäter entehrt und äußerst schwer geahndet wird, gilt die gegen Araber und Europäer verübte Veruntreuung als straflos, sogar als rühmlich und verdienstlich. Ehrlichkeit ist in den Augen der Schwarzen, die mit jenen Fremden einen Tauschverkehr unterhalten, gleichbedeutend mit Dummheit. In den westafricanischen Küstenländern, wird der Dieb behandelt, wie im alten Sparta: er zieht sich Schimpf zu, wenn er sich ertappen läßt. Selbst die Kruleute, die doch am fleißigsten auf rechtmäßigen Erwerb bedacht sind, verlegen sich eben so sehr auf die Langfingerkunst, wie auf die Uebung, mittels der Zehen Sachen bei Seite zu schaffen. Den africanischen Eingeborenen aber sind dieselben Milderungsgründe zuzubilligen, wie der Südseebevölkerung. Dem Sklaven, der mit vollkommen ruhigem Gewissen seinem weißen Herrn Kleinigkeiten entwendet, gereicht zur Entschuldigung, daß er aus seiner unbedingten Unterwürfigkeit und Ergebenheit das Anrecht auf eine gewisse Gütergemeinschaft herleitet. Endlich wird allgemein zugestanden, daß unser Handel den Neger verdirbt, ihn zur Gewinnsucht, Unredlichkeit, Untreue und Trunksucht verführt. Hübbe-Schleiden nennt das von den Engländern eingeführte Tauschverfahren „ein Verbrechen ohne mildernde Umstände", „eine Art Raubritterthum", „die roheste Art einer sinnlosen und gewissenlosen Ausbeutung des Reichthums und der Kraft eines unbeschützten Landes" [144]).

Der Hang zum Diebstahl darf auch nicht, wie oft geschehen, zum Charakterfehler der ganzen Race gestempelt werden. Ein des Betruges beschuldigter Neger gab die stolze Antwort: „Man hält mich wohl für einen Weißen." Türkische Händler, erzählt Niebuhr, kaufen gern schwarze Knaben, um sie zur Besorgung der Geschäfte zu erziehen. „Mein Neger ist mir treu," erklärte ein solcher; „weißen Handelsbediensteten dürfte ich freilich nicht das gleiche Vertrauen schenken, da dieselben mit meinen Gütern verschwinden würden." Wie bei den Fulah, so ist bei manchen Nigritierstämmen strenge Ehrlichkeit eine sehr verbreitete Tugend. Hugo Zöller lernte zu Rio de Janeiro in den Minasnegern Leute kennen, „die mehr Vertrauen verdienten, als ein großer Theil der Europäer, Leute von durchaus erprobter, nie fehlender Zuverlässigkeit". Ein ähn-

liches Lob verdienen die Sarrar Senegambiens. Die Dahomaner sind gegenwärtig als diebisch verschrieen, standen aber früher in einem bessern Rufe. Die Gebirgsbewohner Kameruns üben im Gegensatze zu ihren Stammesgenossen an der Küste Treue und Redlichkeit. Die von Burton als arge Spitzbuben geschilderten Wahehe werden von Thomson kräftig in Schutz genommen. Dieser Reisende ertheilt überhaupt allen Stämmen, die er besucht hat, die Warua ausgenommen, das Zeugniß der Ehrlichkeit. Dasselbe gebührt im Allgemeinen auch den Sudan-Negern. Auf dem Markte von Garo-n-Bautschi wird eine strenge Aufsicht geübt. Man untersucht die Milch, ob sie nicht mit Wasser gefälscht ist, und hält darauf, daß aus dem feilgebotenen Fleische die Knochen entfernt werden. Auf dem großen Montagsmarkte in Kuka gehören Diebstähle zu den Seltenheiten, wie Nachtigal versichert. Dieser lobt auch die Logonleute als rechtlich und zuverlässig; ebenso die Somraï, die Ndamm, die Njillem und andere heidnische Negerstämme in den Nachbarländern Bagirmis. Die Schwarzen in den Nilgegenden werden als arglos, treu und ehrlich gerühmt; desgleichen die von Sansibar. Die südlichen Bantuvölker dagegen bekunden eine starke Neigung zum Stehlen. Es sind ihnen freilich Vertheidiger erstanden, die dies in Abrede stellen. Ueberhaupt finden sich in den Angaben der Reise-Schriftsteller manche Widersprüche, durch welche die Bildung eines richtigen Urtheils erschwert wird[145]).

Es ist endlich ein Irrthum, zu glauben, jeder africanische Gewohnheitsdieb pflege das sittliche Urtheil so zu beugen, daß er keinerlei Gewissensregung empfinde, wenn er die Sachen des Weißen „still mitgehen heiße". Mancher, der auf der That ertappt wird, entschuldigt sich mit freundlichem Grinsen: „Ja, Herr, dies Mal packte mich der Teufel;" und wird er geprügelt, so findet er diese Strafe durchaus in der Ordnung, bietet auch wohl von selbst seinen Rücken mit den Worten dar: „Treibe den Teufel aus, Herr!" Ein noch so diebischer Neger sucht seine Ehre darin, das Eigenthum seines Gastes eben so gut oder noch besser zu bewachen, als wenn es sein eigenes wäre[146]). Er macht einen sittlichen Unterschied zwischen einem Raubzuge, den er auf eigene Faust, und einem solchen, den er auf Geheiß oder mit Gutheißung seines Häuptlings unternimmt. Die Makololo pflegten zu sagen, sie hätten das Vieh nur „erhoben", wenn sie es mit Genehmigung ihres Häuptlings gestohlen hatten[147]). Kein Laster ist in den Augen der africanischen Eingebornen so verhaßt, verächtlich und verabscheuungswürdig, als der Geiz; sie geben gern und sehr oft über ihre Kräfte. Im Allgemeinen erwiesen sie sich auch gegen die ersten Europäer, mit denen sie in Berührung kamen, als gastfreundlich, theilnehmend und hülfbereit. Ledyard, Mungo-Park und Matthew wurden durch barmherzige Mandingofrauen vor dem

Hungertode bewahrt. Du Chaillu fand die liebevollste Aufnahme bei den gefürchteten Fan, Serpa Pinto bei den verschrieenen Ambuella, und von der Freundlichkeit der in der Menschenfresserei ihres Gleichen suchenden Monbuttu oder Mangbattu wissen selbst die Nubier des Rühmens kein Ende[148]).

3. In dem Sündenverzeichnisse, das die Doppelseitigkeit des wilden Gewissens veranschaulichen soll, werden gerade diejenigen Frevelthaten hervorgehoben, welche hauptsächlich darauf zurückzuführen sind, daß das europäische Gewissen sich in fremden Erdtheilen häufig in zwei Kammern theilt. Den christlichen Eroberern überseeischer Länder ist es durchschnittlich mehr um „Moses und die Propheten", als um Christus und sein Reich zu thun gewesen.

Wen darf es wundern, daß der australische Schwarze sich an den Viehherden der Squatters, die ihm des Vergnügens halber die Kängurus und Emus wegschießen, schadlos zu halten sucht? In seiner urwüchsigen Einfalt wähnt er, ein eben so gutes Recht auf Rind- und Hammelfleisch zu haben, wie „John Bull-Kalb", d. i. der Anglo-Australier, auf eine Känguruschwanz-Suppe. Soll man von ihm erwarten, daß er seinen bellenden Magen mit Würmern, Engerlingen und Eidechsen stille, wenn ein lockender Rinder- oder Hammelbraten in Speeres Bereich zu haben ist? „Ihr müßt uns Schwarzen Milch, Kühe und Schafe geben," sprach ein Häuptling zu den Weißen; „denn ihr habt unsere Opossums und Kängurus vertilgt. Wir sind hungrig und haben nichts zu essen." Und was für Gewährsmänner stehen hinter jenen Anklägern, die zum Theil mit frommem Augenverdrehen den Australier aller Gesittung und Sittlichkeit für bar erklären, dagegen den Cultursegen der britischen Sträflingsniederlassungen nicht hoch genug zu preisen wissen? Es sind zu Ansiedlern erhobene Verbrecher, die von Anfang an nichts anderes im Sinne hatten, als die armen Eingeborenen zu verdrängen oder zu vernichten, und daher darauf bedacht waren, ihr mit Schandthaten beladenes Gewissen durch Verleumdung der Opfer vor der gesitteten Welt zu entlasten. Zu ihnen gesellen sich freie Ansiedler und Offiziere, die den australischen Schwarzen gegenüber, als einer angeblich besondern, thierischen Menschenart, keinerlei Pflichten anerkannten. Wie Breton, Mundy, Polding, Ullathorne, Oberländer, Bonwick u. A. versichern, hat man förmliche Menschenjagden veranstaltet und mit den erbeuteten Schädeln die Empfangszimmer geziert. Man gab den Wilden vergiftetes Brod und Getränk und rühmte sich, wie Byrne mittheilt, des vorzüglichen Erfolges; man brachte ihnen die Pocken und andere Seuchen und freute sich über deren verheerende Wirkungen. Ein volles Menschenleben gehört dazu, sagte Threlkeld im Jahre 1836, die einzelnen Fälle von

Grausamkeit gegen die Eingeborenen zu untersuchen, Fälle, die eben so zahlreich, als unmenschlich sind[149]). „Von unserer Sprache," klagt Ullathorne, „hat man den Neuholländern nur die ausgewählt schändlichsten Redensarten mitgetheilt und ihnen das Beispiel der verwerflichsten Laster gegeben. . . . Ja, ich sage es laut, es ist eine gottlose und schreckliche Handlungsweise. Man hat ein schönes Stück von Gottes schöner Erde vorweggenommen, um es in eine Kloake zu verwandeln. Man hat Schaum auf Schaum und Schlamm auf Schlamm gehäuft, und als diese ekelhafte Mischung einige Festigkeit bekam, da hat man ein Volk von Verbrechern daraus gemacht, das, wenn nicht bald Mittel zur Besserung herbeigeschafft werden, für alle Völker der Erde sich als einen Gegenstand des Schreckens und der Verwünschungen erweisen wird. Seit den Zeiten der Sündfluth hat Gottes Auge nicht mehr auf eine solche Gesellschaft geblickt" [150]). „Es ist ein Schandfleck der Colonialpolitik Großbritanniens," sprach der Cardinal Moran in seiner Schlußrede auf dem ersten Plenarconcil von Australien, „daß es nur zu oft den wilden Völkern statt des Oelzweiges des Friedens den Vernichtungskrieg brachte. Laßt es unsere Sorge sein, daß wenigstens der letzte Rest gerettet werde" [151]).

Der Abschaum des bibelfrommen, auf seine Gesittung pochenden Britenthums führt mit einem verächtlichen Aufwande von sittlicher Entrüstung Klage darüber, daß den australischen Schwarzen nur durch die Flinte Achtung vor dem fünften und dem siebenten Gebote Gottes beizubringen sei. Es ist wahr, daß australische Banden in der Regel unter der Anführung sog. Bushranger oder entlaufener Sträflinge manchmal blutige Rache an den englischen Pflanzern und Heerdenbesitzern genommen haben. Trotzdem ist die gegen die ganze Race geschleuderte Anklage auf Raub- und Mordlust eine zum Zwecke erbarmungsloser Vernichtung ausgesonnene Verleumdung. So oft die Schwarzen einen Einfall in die eine oder andere Heerde versucht hatten, wurden die Nachbaren zusammengerufen, um Jene ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes, „wie Wölfe", niederzuschießen. Die englische Regierung hat die himmelschreienden Sünden ihrer Ansiedler gekannt, zum Theil in amtlichen Schriftstücken bestätigt und überdies nicht bloß durch Stillschweigen und Unthätigkeit, sondern auch durch positive Mitwirkung sich mitschuldig gemacht. Denn sie hat die australischen Eingeborenen, die an ihrer mütterlichen Erde unvergleichlich zäher hangen, wie der Brite an der seinigen, als heimathlos und rechtlos und damit als vogelfrei erklärt, deren Eigenthum ohne Vertrag und ohne Entschädigung der englischen Krone zugesprochen. Wo immer ein frischer Weideplatz zufällig oder durch forschende Hirten entdeckt wurde, hat sich der Ansiedler, mit einem

Erlaubnißscheine der Regierung in der Hand, sofort aufgemacht und denselben in Besitz genommen: Rücke bei Seite! hat er dem schwarzen Manne gesagt, damit ich Platz bekomme für meine Heerden; und gehst du nicht willig, so gebrauche ich Gewalt! Später sind die armen Wilden unter den Schutz der englischen Gesetze gestellt worden, d. h. sie werden für ihre Verbrechen regelrecht abgestraft, wohingegen die Weißen vor dem aus ihrer Mitte gebildeten Gerichtshofe von ihren Schandthaten in der Regel freigesprochen werden. Die Ansiedler, die den Regierungsgedanken ernster aufgefaßt hatten, beeilten sich, „das schwarze Ungeziefer" durch Arsenik aus dem Wege zu räumen; ihre Vorsorge war überflüssig, da die „gefährlichen Nachbaren" der Kinder des Mutterlandes für zeugnißunfähig erklärt wurden. Es wurde eine „Untersuchung" gegen die Giftmischer eröffnet; aber weiße Zeugen waren nicht aufzufinden, und schwarze waren dem Gesetze gemäß nicht zulässig [152]).

Die Besiedelung Australiens verfällt demselben Verdammungsurtheile, das die Besitznahme Tasmaniens und Neuseelands und anderer Südsee-Inseln getroffen hat: sie ist eine Geschichte unüberbotener Niederträchtigkeiten, Scheußlichkeiten und Schamlosigkeiten, deren die Briten sich schuldig gemacht haben. Kein Volk hat unter dem Deckmantel der Culturverbreitung so banditenmäßig in fremden Erdtheilen der Raub- und Mordlust gefröhnt, als das englische, „das auserwählte Volk der Neuzeit", das die meisten und lautesten Ankläger der armen Wilden liefert. Bezeichnend ist die Mahnung, welche der Missionar James Chalmers in Neuguinea an die Regierung seines Vaterlandes richtet. „Möge Großbritannien wenigstens einmal in seiner Geschichte gerade diese große Insel nach Gerechtigkeit regieren und nicht selbstsüchtig, in Ungerechtigkeit, Blut und Falschheit. Dann ist zu hoffen, daß die künftigen Geschlechter der Eingeborenen von Neuguinea sich nicht erheben werden, um Großbritannien zu fluchen, wie es die Neuseeländer gethan haben" [153]).

4. Die Viehdiebstähle tragen die Hauptschuld daran, daß die ältern Berichte über die Buschmänner so dunkel gefärbt sind. Es haben sich aber zu allen Zeiten Stimmen dahin vernehmen lassen, daß dieser unglückliche Stamm den Raub anfangs nicht als Gewerbe, sondern aus Noth, in Folge des durch die europäischen Ansiedelungen herbeigeführten Wildmangels betrieben hat. Die Buschmänner wie die Hottentotten sind von jeher von den trägen, feisten Boeren als „schwarzes Vieh" behandelt worden. „Die Geschichte der Letztern," schreibt R. Grundemann, „ist angefüllt mit Beispielen der scheußlichsten Rohheit und Ungerechtigkeit, obgleich unter ihnen neben mancherlei Abschaum nicht Wenige um ihres Bekenntnisses willen übergesiedelt waren. Die Hotten-

totten sind dem Kampfe erlegen; nur ein armes Bastardgeschlecht ist von ihnen übrig geblieben. Andere, die lieber die Wildniß mit den Thieren theilen, als ihren gehaßten Unterdrückern dienstbar werden mochten, sind fast bis an die Grenze des thierischen Lebens hinabgesunken." Um keinen Preis hätten die Ansiedler, die mit ihrem christlichen Namen prunkten, dem „schwarzen Vieh" die Theilnahme an ihrem Gottesdienste vergönnt; war doch über den Thüren mancher Kirchen zu lesen: „Hunden und Hottentotten ist der Eintritt verboten!" Nicht mit dem Taufwasser, sondern mit dem „Feuerwasser" wurden diese verachteten Menschen bekannt gemacht, damit sie Possen spielten und ihr Land verspielten. Und um sie vollends auszurotten, eröffnete man die Buschmannsjagden. „So sehen wir denn hier aus einer reichlichen Sündensaat eine noch reichlichere Sündenernte hervorgewachsen, die weiter und weiter ihre Früchte trug" [154]). Durch eine gerechte und wohlwollende Behandlung haben Buschmannshorden sich dahin bringen lassen, den Viehdiebstahl an den eigenen Stammesgenossen zu bestrafen und das gestohlene Vieh wie auch solches, das entlaufen war, zurückzubringen. Forschungsreisende und Ansiedler haben es erfahren, daß man auch mit diesen elenden Geschöpfen im Frieden leben kann. „Die einzigen Leute, denen man trauen kann, sind die Buschmänner," äußerte ein Küstenhändler, der seit dreißig Jahren mit ihnen verkehrt hatte, zu Farini. „Wenn ein Buschmann Sie erst kennen gelernt hat und Ihr Vertrauen besitzt, so geht er mit Ihnen durch dick und dünn" [155]).

5. Die grausamen Rachezüge der Sioux, der Apatschen, der Komantschen und anderer nordamericanischen Indianerstämme sind vielleicht mehr bekannt, als die unmenschlichen Mißhandlungen, durch welche sie veranlaßt wurden. Bemerkenswerth ist die Rede, die der Senator Dawson am 22. Januar 1884 zu Washington gehalten hat. „Als wir schwach waren, die Indianer aber stark, täuschten wir sie und nahmen ihnen durch List und Betrug, was wir mit Gewalt nicht rauben konnten. Als wir stark wurden, begannen wir, sie von ihrem Erbtheile zu verdrängen. Dann führten wir Krieg gegen sie in dem Glauben, wir würden sie ausrotten können, nachdem es uns nicht gelungen, sie zu civilisiren. Nun unternahmen wir es, dieselben in eine große Reservation zu treiben, in ein Land, das für uns werthlos war, sie rings einzuschließen und dort festzuhalten. Das Wild war zuvor aus der Reservation hinausgetrieben: dort sind sie ohne Existenzmittel und ohne Kenntniß, ihr Leben anders zu gestalten. Wir waren darauf bedacht, sie Alle hineinzutreiben in jenes große Indian Territory; mit der Spitze des Bayonnetts drängten wir die Stämme hinein in ein ihnen unbekanntes Land mit brennender Sonne und Fieber erzeugendem Klima. Sie starben dahin, wie durch

eine Epidemie“ [156]). Gerade die verschrieenen Stämme des Westens sind in Folge der langjährigen Bedrückung und Beraubung seitens jener Völkermischung, die sich Americaner nennt, mit einem unversöhnlichen Hasse gegen die Letztern erfüllt. Das berüchtigte, unter dem Präsidenten Monroe erlassene Uebersiedelungsgesetz hat 120 000 Indianer, die im Osten den Ackerbau angenommen und liebgewonnen hatten, in die Prärieen des Westens gejagt. Die einzige Ernährungsquelle aber wurde diesen Ausgestoßenen durch die sinnlose Massenvertilgung des Bisons, die sich alljährlich auf anderthalb Millionen belief, sehr verkümmert. Die Entdeckung der Edelmetalle in Californien, Nevada, Montana, Colorado und Arizona hatte für die gehetzten Rothhäute neue Bedrängnisse und Verführungen im Gefolge.

Professor Raphael Pumpelly zu Newport, Rhode Island, als Americaner ein unverdächtiger Zeuge, und dies um so mehr, als er oft durch die wilden Apatschen bedroht war und durch deren Hände seine besten Freunde verloren hat, kann nicht umhin, der Wahrheit Zeugniß zu geben. „Während unsere Vorfahren,“ schreibt er, „wenigstens zum Scheine den Indianern für das genommene Land Zahlung leisteten, gewährt man ihnen jetzt nicht einmal den Schein einer Entschädigung, wenigstens nicht in den südlichen Rocky Mountains. Mit dem Einströmen einer Menge gesetzloser, goldgieriger Menschen wurden die Indianer allmälig in die ödesten, steinichtsten Gegenden der Gebirge gedrängt, wo sie nach der Vernichtung des Wildes der steten Gefahr des Verhungerns ausgesetzt sind. Ob sie sich tapfer dem ersten Vordringen der Weißen widersetzen, oder geduldig jedem Unrechte, jeder Gewaltthat weichen, bis der Hunger sie zwingt, das Vieh der Eindringlinge zu stehlen: das Endergebniß ist das gleiche. Bald werden sie im offenen Kriege von einem Orte zum andern gejagt, bald werden ihre Krieger durch täuschende Friedensversprechungen von ihren Wohnsitzen weggelockt, während gleichzeitig eine verbündete Schaar von Eindringlingen die zurückgebliebenen Weiber, Kinder und Greise überfällt und niedermetzelt: überall erliegen die Indianer der rohen Gewalt und schwinden dahin. Kein Vertrag, keine Friedensflagge ist heilig, keine Waffe zu grausam oder heimtückisch, um nicht von den Americanern im Kampfe gegen die Indianer empfohlen und gebraucht zu werden. Wenn geklagt wird, die Rothhäute seien verrätherisch und grausam, so muß man antworten, daß es keinen Verrath und keine Grausamkeit gibt, die nicht gegen sie verübt worden wären. Vergiftung durch Strychnin, die absichtliche Verbreitung des Blatterngiftes und andere unaussprechliche Verbrechen sind die heroischen Thaten unserer Ansiedler“ [157]). G. W. Manypenny, ein Beamter der Bundesregierung in der Abtheilung für Indianer-Angelegen-

heiten, nennt die Geschichte der americanischen Besiedelung eine fortlaufende Kette von Gewaltthaten, von Räubereien und Metzeleien[158]). „Mich schaudert," hat der Staatssecretair Jefferson einmal gesagt, „wenn ich denke, daß einst die Sünden, welche von den Weißen an den Indianern begangen worden sind, an unsern Nachkommen gerächt werden könnten"[159]). Der berüchtigte Ausspruch des Generals Sheridan, daß „der einzig gute Indianer ein todter" sei, gilt ohne Zweifel der Mehrzahl der Americaner als die beste Lösung der Indianerfrage[160]). Die Rothhäute hindern den habgierigen Yankee, der sich eben so ungern daran erinnern läßt, daß sein Land früher Jenen gehört hat, als an die Thatsache, daß seine Vorfahren als Verbrecher von England nach America geschickt worden sind. Die Befehle des Generals Carleton[161]) wie die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung von Idaho[162]) zur Ausrottung der Indianer lauten, als wenn sie zur Vertilgung von Tigern und Wildkatzen erlassen wären. Der anglicanische Geistliche Cotton Mathes hat sich nicht entblödet, zu behaupten, „die Colonieen Neu-Englands seien gezwungen gewesen, die Schlangen (Indianer) zu erwürgen, als diese noch in der Wiege lagen." Und mit entsetzlichem Frohlocken fügt er hinzu: „Die Pest raffte neun unter zehn hinweg, so daß die Wälder von dem schädlichen Ungeziefer fast gereinigt wurden, um einer bessern Saat Platz zu machen"[163]).

Die südamericanischen Indianerstämme haben ebenfalls eine grausame Behandlung durch die Weißen erfahren müssen. „Die Verfolgungen der Brasilianer bestehen in förmlichen Sklavenjagden", meldete seiner Zeit F. Appun[164]). Die Amaripa waren bereits ausgestorben, die Atoraï und die Taruma im Aussterben begriffen. Das Schicksal, welches nach dem Urtheile Keller-Leuzinger's, K. W. Sellin's, Karl von den Steinen's u. a. den brasilianischen Eingebornen bevorsteht, wird die gesammte Urbevölkerung Südamerica's treffen. Der Vernichtungskampf gegen die Rothhaut wird hier nicht mehr, wie zur Zeit der Eroberung, ausschließlich mit tödtlichen Waffen geführt. „Man nimmt ihr den Wald, ihre Heimath, ihre althergebrachte Lebensweise, ihr sittliches Bewußtsein, ihre ganze Thatkraft und damit auch die Fähigkeit, überhaupt zu existiren. Es bedarf wirklich kaum noch der, wie speciell für sie geschaffenen, Segnungen unserer Cultur, des Feuerwassers und contagiöser Krankheiten, um ihr den Gnadenstoß zu versetzen; das schneidige Werkzeug, mit dem der weiße Ansiedler die Riesen des Urwaldes zu Fall bringt, hat auch ihren Lebensfaden jäh durchhauen"[165]). Karl von den Steinen, der über das sittliche Bewußtsein der von ihm besuchten Indianerhorden gering denkt, kann sich doch einer wehmüthigen Regung nicht erwehren, „wenn er so viele keimende Triebe einer wild wachsenden,

aber an und für sich der Veredlung durchaus nicht unfähigen Saat nur aus dem Grunde untergehen sieht, daß die gepriesenen Segnungen der Cultur mit jäher Gewalt, wie Gewitter- und Hagelschlag über diese Gegenden hereinbrechen. . . . Die Civilisation tödtet und vernichtet" [166]).

Die Entwickelungsgelehrten aber quälen ihr Gehirn, um den angeblich geheimnißvollen Ursachen auf die Spur zu kommen, die das Verschwinden der Naturvölker zur Folge haben. Sie reden mit Augurnweisheit von verborgenen Racenfehlern, die unter dem Hauche der europäischen Gesittung zum Tode führen, oder von dem ewig waltenden Naturgesetze der Vervollkommnung der Menschheit durch den Völkertod, der die verbrauchten Formen des menschlichen Lebens hinwegräume, um den höhern Platz zu machen. So erscheint denn die Unsumme von Greueln und Freveln jeder Art, die das Verschwinden ganzer Stämme verschulden, als ein vorher bestimmtes, unabwendbares Verhängniß. Diese Aufklärung verdient und findet den vollen Beifall aller Todfeinde der Rothhaut. Obwohl sie im Abschiednehmen derselben nichts Räthselhaftes erblicken, werden sie sich gern in der Selbsttäuschung gefallen, Vollstrecker eines höheren Willens zu sein. Nicht darum aber erliegt die Urbevölkerung der fremden Erdtheile dem Eindringen der europäischen Gesittung, weil sie etwa in diesem Culturzustande nicht leben könnte, sondern darum, weil die Entziehung des Bodens und der Nahrung, Pulver und Blei, Strychnin, Pockengift und Branntwein, Sklavenjagd und Sklavenhandel ihr nicht die Zeit lassen, daß sie sich allmälig an fremde Lebens- und Bildungsformen gewöhne. So oft ein wilder Volksstamm durch den „tödtlichen Hauch" der europäischen Cultur hinweggeweht wurde, ebenso oft wurde die sittliche Ordnung durch die rohe Gewalt zu Boden getreten: das ist das einzige „Verhängniß", von dem beim Aussterben der farbigen Menschheit geredet werden darf.

Es ist aber begreiflich, daß eine in's äußerste Elend hineingehetzte Race, unter der Heldennaturen nicht selten sind, noch einen Verzweiflungskampf zu wagen entschlossen ist, bevor sie in die Grabesruhe eingehen will. „Die Hudsonbai-Gesellschaft wird fett von unserm Blute und verhöhnt noch unser Elend", erklärten die Häuptlinge im Gebiete des Saskatschewan im Frühjahr 1885. „Der Hungertod ist uns auf der Ferse, aber bevor wir sterben, wollen wir einen letzten Versuch machen." „Der Aufstand hätte verhindert werden können und müssen", schreibt der Erzbischof Taché von Montreal, „aber man mißachtete die freundlichen Rathschläge jener Männer, die das Unheil kommen sahen, rechtzeitig warnten und die Behörden ausdrücklich auf die drohende Gefahr aufmerksam machten. Statt Abhülfe zu treffen, verhängte man Strafen gegen diejenigen, welche die Bittschrift eingereicht hatten" [167]). Die Arickaris

oder Rikkaras waren einst wegen ihrer Raub- und Mordzüge der Schrecken der Weißen, zählten aber später zu den Freunden und Verbündeten der americanischen Regierung. „Sie sind", so berichtete der General Sheridan im Jahre 1871, „immer höflich und friedlich gewesen, wofür sie von der Regierung mit Vernachlässigung und Vorenthaltung der Nahrungsmittel belohnt werden"[168]). Man braucht sich nicht darüber zu wundern, daß die getäuschten Rothhäute eine solche Treulosigkeit nach alter Väterssitte bescheinigt haben.

Vergeblich bittet der Menschenfreund um die Gunst, die Schreckniſſe der spanischen Eroberung, unter deren zermalmenden Tritten die gesegnetsten Länderräume der westlichen Halbkugel in Einöden verwandelt und die blühendsten Städte entvölkert wurden, in Zweifel ziehen oder der Uebertreibung zeihen zu dürfen. Allein einem Zeugen gegenüber, wie Las Casas, der edle Bischof von Chiapa, der seine Anklagen mit einem Eidschwure bekräftigt, vermag die Hartgläubigkeit nicht Stand zu halten. Mit Bluthunden und Bluthunden gleich, haben die Weißen, den Namen des Christengottes im Munde führend und den Götzen Gold im Herzen tragend, friedliche und freundliche, arglose und wehrlose Stämme überfallen, geplündert und gemißhandelt, einen großen Theil der Rothhäute ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts hingemordet, nicht selten zuvor mit einer an die Christenverfolgungen erinnernden Grausamkeit gemartert, zuweilen nicht einmal das Kind im Mutterschoße verschont. Die verzweifelnden Eingeborenen stellten den Landbau ein, und manche nahmen zum Kinder- und Selbstmorde ihre Zuflucht[169]).

6. Las Casas hat seinen Landsleuten zugerufen, daß sie die Rothhaut für ein Thier erklärten, um sie, wie ein Thier, behandeln zu dürfen. Drei Jahrhunderte später hätte er aus dem Munde A. v. Humboldt's das Geständniß vernehmen können: „Man wundert sich nicht so sehr über das entsetzliche Bild der Eroberung von America, wenn man daran denkt, was trotz den Segnungen einer menschlicheren Gesetzgebung auf den Westküsten von Africa vorgeht"[170]), und, fügen wir hinzu, trotz der Aufhebung des überseeischen Sklavenhandels bis zur Stunde vorgeht.

„Man kann mit Sicherheit behaupten", schreibt Cruickshanc, „daß wir von unserer ersten Ansiedlung an der Goldküste bis zur Aufhebung des Sklavenhandels dem Volke in seiner Gesammtheit nicht eine einzige dauernde Wohlthat erzeigten und nur dem einen oder dem andern einige vereinzelte Vortheile zubrachten. Aber wenn schon unserer Wohlthaten so wenige waren, wer wird die Größe des Fluches ermessen, den wir über die Neger gebracht? Unsere sündhafte und habgierige Politik entfesselte alle schlimmen Leidenschaften des menschlichen Herzens und ließ die zügellosesten Verderbtheit alle Schranken durchbrechen, bis daß selbst

der letzte Schimmer der Menschlichkeit erloschen zu sein schien, und nichts mehr übrig war, als das unbändige Wüthen wilder Thiere und rasender Teufel."[171]) „Wir haben den natürlichen Fortschritt der Gesittung in Africa gehemmt", gesteht selbst W. Pitt. „Wir haben diesem Erdtheile jede Gelegenheit zur Verbesserung abgeschnitten. Wir haben ihn in einem Zustande der Finsterniß, der Sklaverei, der Unwissenheit und des Blutvergießens darniedergehalten. Wir haben dort die ganze Ordnung der Natur verkehrt; wir haben jeden vorhandenen barbarischen Gebrauch verstärkt und jedem Menschen Beweggründe geliefert, unter dem Namen des Handels Handlungen einer immerwährenden Feindseligkeit und Hinterlist gegen seinen Nachbar zu verüben"[172]). Die englische Race, die von sittlicher Entrüstung über die Greuelthaten der spanischen und der portugiesischen Eroberer zu triefen pflegt, hätte angesichts der ungezählten Verbrechen, durch sie in Australien, in Tasmanien, auf den Inseln des Stillen Oceans, in America und in Africa ihren Namen geschändet hat, alle Ursache, den Mund zu halten. Sie hat ihren Auswurf in fremden Erdtheilen abgesetzt und die unverbesserlichen Sträflinge gegen die Wilden losgelassen. Jedoch nicht bloß diese Scheusale, sondern auch Glieder der guten englischen Gesellschaft: Kaufleute, Officiere usw. haben sich den Wilden gegenüber Schändlichkeiten erlaubt, die im Strafgesetzbuche jedes Culturstaates mit langjähriger Zuchthausstrafe oder gar mit Todesstrafe belegt sind.

Der bekannte Africa-Reisende Hugo Zöller nennt es „eitel Heuchelei und Phrase, daß wir, bloß um das Loos der Neger zu verbessern, nach Africa kämen"[173]). Wenn nur der zehnte Theil dessen auf Wahrheit beruht, was Deutsche von hervorragender Stellung und Bildung gegen die Schwarzen verbrochen haben sollen, so ist auch der deutsche Name in Africa bereits entehrt.

7. Wer ist es nun, dessen Gewissen zweierlei Maß anwendet: der in Noth und Tod gehetzte Naturmensch, der sich seiner Haut wehrt und möglichen Falls Vergeltung übt, oder der Culturmensch, der jenem gegenüber die Gebote der Sittlichkeit und der Menschlichkeit schnöde und kaltblütig mißachtet? Wem es darum zu thun ist, die Beugung und Trübung des sittlichen Urtheils durch überzeugende Beispiele zu beleuchten, braucht sich nur in der Geschichte der europäischen Colonieen umzusehen: in diesem mit Blut geschriebenen Schuldbuche Europa's findet er, was er sucht, in erschreckender Fülle. Manche Factoreibesitzer sind Feinde des Branntweins, vielleicht Mitglieder des „Vereins zur Bekämpfung der Trunksucht", der „Aborigines-Protection Society", der „Antislavery Society" u. dgl., lassen aber das Getränk, das selbst den sanftesten Naturmenschen in ein Ungethüm verwandelt, faßweise in fremde Erdtheile einführen.

Mehrere Indianerstämme haben vergeblich die americanische Bundesregierung gebeten, den Branntweinhandel zu verbieten; einige haben den Weg der Selbsthülfe beschritten und die Schnapsverkäufer erschossen oder gehängt[174]).

Es ist über alle Maßen lieblos und ungerecht, die durch Bedrückung und Beraubung jeder Art verfolgten, durch Handel, Gin und schlechtes Beispiel verderbten Wilden als Zeugen einer doppelzüngigen Sittlichkeit und als „Ueberlebsel" einer sittlichkeitslosen Urzeit vorzuführen.

VII. Die Unterschätzung der naturmenschlichen Sittlichkeit in Folge eines überspannten Sittlichkeitsbegriffes.

1. Hugo Münsterberg will zwar einräumen, daß der Naturmensch Handlungen vollbringt, die an sich, ihrem Gehalte und Erfolge nach, unsern sittlichen Begriffen entsprechen und daher unsern Beifall verdienen. Entschieden aber bestreitet er, daß dieselben ihrem Urheber als sittlich gute oder als Werke persönlicher Sittlichkeit zugerechnet werden dürfen. Denn sie geschehen nicht lediglich um ihrer selbst willen, nicht unabhängig von ihrem Nützlichkeits- oder Lustertrage, nicht mit bloßer Rücksicht darauf, daß sie geboten seien. Jene eigenartige Form der Billigung, welche wir sittlich nennen, nämlich die Werthschätzung einer Handlung lediglich wegen deren Uebereinstimmung mit dem Sittengesetze, komme bei Naturvölkern niemals vor.

Die Begründung macht sich unser Forscher außerordentlich bequem. Sie ist bereits, wie er beweislos voraussetzt, in der Geistesverfassung des Naturmenschen von vornherein gegeben, der „wirklich, wie das Thier oder das des Selbstbewußtseins noch bare Kind, lebt und handelt", der sich entweder willenlos von Naturtrieben, oder von Vortheilserwägungen leiten läßt und nie dazu kommt, über das Verhältniß seines Willens zu Pflichtgeboten zu urtheilen und dasselbe als Beweggrund mitwirken zu lassen. In den religiösen Gebräuchen der Naturvölker entdeckt Münsterberg nur Aeußerungen einer rein knechtischen Furcht oder ein bloßes Tauschgeschäft. Ueber das sittliche Leben dieser Menschen ertheilt er folgende Belehrung. Was uns an ihnen als gut erscheint, z. B. das Wohlwollen und die Wohlthätigkeit, entspringt aus natürlichem Mitgefühl oder aus selbstsüchtiger Lustberechnung, niemals aus Pflichtgefühl und sittlicher Werthschätzung. Sie kennen keinen sittlichen Maßstab, sondern nur einen ästhetischen. Den gesellschaftlichen Satzungen, die der persönlichen Freiheit des Einzelnen im Verkehre mit den Mitmenschen Fesseln anlegen,

fehlt jede sittliche Färbung; es sind Vorschriften, die der Starke gegen den Schwachen erläßt, nnd dieser aus Furcht und Gewohnheit befolgt. Die Rechtspflege wurzelt nicht im Gerechtigkeitssinne; der Geschädigte rächt sich, um durch den Anblick des fremden Schmerzes den eigenen zu beseitigen oder zu lindern. Vier Beweggründe beherrschen das wilde Leben: das Interesse an der Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, das Neigungsgefühl, das Gefühl der Abhängigkeit von den Göttern und das Gefühl der ästhetischen Werthschätzung. Und diese enthalten nicht den geringsten Keim von Pflichtgefühl, erzeugen mithin keine Sittlichkeit [175]).

Münsterberg redet wie ein Herzenskundiger über das innere Leben der Naturvölker, sagt aber nicht, wo er die Kenntniß vom äußern Leben derselben geschöpft hat, um jenes belauschen zu können. Vom Entwickelungsgedanken erleuchtet, liest er mit der Sicherheit eines Hellsehers in der Seele des sog. Wilden und scheint sich des schroffen Widerspruchs mit unanfechtbaren Ergebnissen der Völkerkunde gar nicht bewußt zu sein. Aus ungezählten Thatsachen nämlich erhellt offenkundig, daß auch der Naturmensch ein Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl besitzt, eine sittliche Werthschätzung und Vergeltung vollzieht, eines uneigennützigen Wohlwollens fähig ist, nicht bloß aus Angst, sondern auch aus Gesetzesachtung und Ehrfurcht zu gehorchen weiß. Echt sittliche Antriebe und Absichten lassen sich, wie wir gesehen, selbst in grausamen Gewohnheiten desselben mühelos nachweisen.

2. Münsterberg aber *überspannt* und *entstellt* den *Sittlichkeitsbegriff*, wenn er mit Kant nur denjenigen Handlungen einen sittlichen Werth zuerkennt, welche aus reiner Achtung vor der unbedingten Forderung des Sittengesetzes, mithin ohne jegliche Rücksicht auf persönliche Neigungen, Wünsche und Interessen gewollt und vollbracht werden. Eine solche Sittlichkeit ist auf dem Papier wohlfeil zu haben, in der Wirklichkeit aber wegen des Glückseligkeitstriebes, der alle Menschen beherrscht, nirgends vorhanden.

Eine vom *Seligkeitsstreben* gänzlich losgelöste Pflichterfüllung oder Tugendübung ist unmöglich. Die persönliche sittliche Gutheit hat ihren Sitz und Träger im Willen. Dieser aber bleibt auch in seiner freien oder sittlichen Bethätigung an die ihm angeborne Naturbestimmtheit gebunden, in Folge deren er unwiderstehlich genöthigt ist, nach vollkommener Befriedigung zu streben. Niemand ist sich selbst gegenüber Herr seines Wollens; ein Jeder muß seine eigene Natur als sein *nächstes* Gut unausgesetzt mit wohlwollender Liebe umfassen und ist eben so wenig im Stande, ihr sein Interesse zu entziehen, als er sie zu zerstören vermag. Auch derjenige, welcher Hand an sich legt, beobachtet noch das Gesetz

der Selbstliebe, da er sich im Tode Ruhe zu verschaffen sucht. Wir wären durchaus unfähig, andere Wesen zu lieben, wenn wir nicht genöthigt würden, zunächst uns selbst zu lieben. Denn dadurch, daß wir unabläßig unserer eigenen Natur zugethan sein müssen, werden wir erst in den Stand gesetzt und geneigt gemacht, gegen Wesen, die uns gleichen oder ähnlich sind, ebenfalls Wohlwollen zu hegen und ihnen, wie uns selbst, Gutes zu gönnen, zu wünschen und zu erweisen. Daher heißt es mit Recht, daß alle Liebe mit der Selbstliebe beginne, d. i. an dieser ihr natürliches Vorbild und ihre begriffliche Richtschnur wie ihre seelische Grundlage und Vorbedingung habe. Wir müßten unsere Willensthätigkeit gänzlich einstellen, wenn wir von dem angebornen Zuge nach unserer eigenen Wesenheit und von dem Drange nach deren Vollendung und Beseligung befreit würden.

Der Naturtrieb der Selbstliebe, die den Glückseligkeitswillen in sich begreift, ist im Grunde genommen nichts anderes, als unsere Natur selbst, insofern sie ihrem nächsten Ziele und ihrem nothwendigen Gegenstande und Gute immerdar zustrebt. Wer ihn vom sittlichen Wollen und Handeln ausschließt, verkennt ganz und gar die Naturbeschaffenheit des Willens und handelt eben so thöricht und vergeblich, als wenn er dem Magneten die Anziehung des Eisens oder schwebenden Körpern die Neigung zur Erde verbieten wollte. Jemanden ansinnen, der natürlichen Richtung und Rücksicht auf sich selbst zu entsagen, heißt soviel, als ihm zumuthen, daß er gehe, ohne die Füße zu bewegen, und lebe, ohne zu athmen.

3. Aus dem Gesetze, kraft dessen wir zunächst und immerdar unsere eigene Natur lieben und deren Vollendung und Beseligung begehren müssen, folgt, daß wir einen Gegenstand außer uns nur unter der Voraussetzung zu lieben vermögen, daß er sich unserm Erkennen irgendwie als ein Gut *für uns* darstellt, mithin unserm Seligkeitsbedürfnisse entgegenkommt, uns Genuß verschafft oder verheißt. Einen jeden zieht oder bewegt seine Freude oder Lust: dieser Ausspruch des Dichters findet auf jede Willensbethätigung Anwendung. Daher kann auch das *sittlich Gute* nur dadurch unser freies Streben in Anspruch nehmen, daß es vermöge seiner thatsächlichen Uebereinstimmung mit unserer vernünftigen Natur sich dieser als ein überaus hohes Gut empfiehlt und so deren *Wohlgefallen, Zuneigung und Liebe* gewinnt. Die an sich schönste und vortrefflichste Tugend könnte niemals unser Eigenthum werden, wenn sie nicht geeignet wäre, uns zu gefallen und uns zu erfreuen, oder wenn sie sich nur in genußlosen Vorstellungen unserm Bewußtsein anmeldete. Wer sich einer buchstäblich selbstlosen, durchaus uninteressirten Sittlichkeit

rühmt, ist in einer argen Selbsttäuschung befangen und verräth deutlich, daß er vom Kampfe um die Tugend nichts weiß.

Aus der unzertrennlichen Verbindung zwischen Sittlichkeit und Seligkeit darf freilich nicht die Schlußfolgerung hergeleitet werden, daß wir eine gute Handlung nur *insofern* zu wählen vermögen, als sie dazu beiträgt, uns glücklich zu machen. Der Genußwerth ist eine nothwendige Beschaffenheit des sittlich Guten, wie des Guten überhaupt; aber die förmliche Rücksicht auf ihn braucht nicht als eigentlicher Beweggrund bei jeder Pflichterfüllung oder Tugendübung mitzuwirken. Ferner kann nur mittels gröblicher Mißdeutung der Naturzwang der Selbstliebe und des Seligkeitstriebes zur Beschönigung der Selbstsucht und zur Begründung einer Sittenlehre verwerthet werden, die das Selbstinteresse in seinen verschiedenen Gestalten und Verzweigungen als die einzige Triebfeder und zugleich als den obersten Maßstab des sittlichen Verhaltens hinstellt. Unser sittliches Handeln ist um so vollkommener, je mehr die Freude am *innern* Werthe des sittlich Guten eine eigennützige Erfolgsberechnung überflüssig macht. Dasselbe aber hört darum noch nicht auf, löblich zu sein, weil die Aussicht auf Gewinn oder Genuß der Tugendliebe nachhilft. In ungezählten Lagen bedarf der Mensch dieses Spornes. Ueberdies ist er nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet, nach der vollkommenen Glückseligkeit, als seinem Endziele, zu streben. Und gerade darum, weil er für sie bestimmt ist, hat er vom Schöpfer den Glückseligkeitstrieb empfangen.

Kant mit seiner Schule ist in einen offenkundigen Widerspruch gerathen, da er die Sorge für das Wohl der Mitmenschen als Pflicht, die für das eigene Wohlergehen als sittlichkeitslos bezeichnet. Ist die Glückseligkeit überhaupt ein erlaubtes Gut, sogar ein gebotenes Ziel des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens, so kann das Streben nach eigener Glückseligkeit nicht unsittlich sein. Wie ich auf das Wohl der andern bedacht sein soll, so sind diese verpflichtet, das meinige zu fördern. Der Zweck aber, der allen andern pflichtgemäß obliegt, ist auch für mich selbst sittlich gut.

4. Münsterberg belehrt uns, der Naturmensch lasse sich zu den Handlungen, die wir als sittlich gute anerkennen, z. B. zur Wohlthätigkeit, zur Gastfreundschaft u. dgl., niemals durch das Gefühl der Pflicht oder der Achtung vor einem Gebote, sondern stets durch *Neigungsgefühle* bestimmen. Den Erwerb wie die Bethätigung der letztern aber erklärt er für sittlich gleichgültig oder werthlos.

Diese schroffe Scheidung zwischen *Achtungs-* und *Neigungs*gefühlen führt zu einer widernatürlichen Spaltung der sittlichen Triebkräfte. Das Sittliche ist allerdings eine freie Willensthat und kann

daher nicht in angeborenen Neigungen oder in deren unwillkürlichen Aeußerungen bestehen, wenngleich es durch dieselben nach der guten wie nach der schlechten Seite hin in hohem Maße beeinflußt wird. Es wurzelt und entsteht im Willen, der dazu befähigt und berufen ist, das Triebleben den Gesetzen der Vernunft gemäß zu regeln, z. B. den Hang zur Habgier, zur Schadenfreude, zum Jähzorn, zur Trägheit, zur Unmäßigkeit u. dgl. zu überwinden. Hierzu aber ist er nothwendig auf die Mithilfe von Neigungen angewiesen. So kann er sich ohne alle Freude am Wohlthun, an der Linderung fremder Noth oder an einem andern Zwecke, den er mit dem Liebeswerke verbindet, zu keiner wohlthätigen Handlung entschließen. Bringt ihm das Gemüth ein lebhaftes Mitgefühl entgegen, so wird ihm die Entscheidung leicht.

Hört aber das Almosen darum auf, löblich und verdienstlich zu sein, weil es bereitwillig und freudig gespendet wird? Es würde nur dann von der persönlichen Sittlichkeit abgelöst sein, wenn es ausschließlich in Folge natürlicher Neigung oder eines unwillkürlichen Dranges, die als Unlustgefühl empfundene Mitleidserregung oder den peinlichen Eindruck fremden Elends zu beseitigen, gereicht würde. Es ist aber trotz einem starken Mitgefühle ein gutes Werk, so oft es um eines guten Zweckes willen, sei es, um den Mitmenschen zu erfreuen, zu versöhnen, zu bessern, sei es, um den eigenen Hang zum Geize zu schwächen, gegeben wird. Denn alle Handlungen, die ihrem Gegenstande nach gut oder erlaubt sind und aus guter oder erlaubter Absicht geschehen, sind sittlich gut. Auch an solchen, die in Folge eines mächtigen Naturdranges verrichtet zu werden pflegen, kann das Gefühl der Pflicht oder die Absicht, ihr zu genügen, betheiligt sein. Der Instinct der Mutterliebe versüßt selbst die beschwerlichste Kindespflege, ist aber kein Hinderniß, daß diese auch um der Pflicht willen besorgt werde.

Wenn Handlungen, zu denen eine angeborne Neigung auffordert, von sittlichem Werth sein können, so darf dieser noch weniger solchen Werken abgesprochen werden, zu denen eine erworbene, d. i. erkämpfte, Neigung antreibt. Oder verdient etwa eine Stiefmutter, die anfänglich aus Gehorsam oder Pflichtgefühl, aber mit Widerwillen ihren Mutterpflichten oblag, weniger unsere Anerkennung, nachdem sie in Folge fortgesetzter Ueberwindung und Uebung gelernt hat, dieselben freudig zu erfüllen, also die echte Mutterliebe ihrem spröden Herzen im heißen Kampfe abgetrotzt hat? Wer mit einem starken Hange zum Gelde, zum Sinnengenuß, zum Zorne behaftet ist, handelt gewiß löblich, so oft er aus Achtung vor dem Sittengesetze, wenn auch mit einiger Unlust, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, Sanftmuth und Gelassenheit übt. Er gewinnt aber an sittlicher Tüchtigkeit, Größe und Festigkeit,

wenn es ihm gelingt, diese Pflichten leicht und gerne zu beobachten. Gerade derjenige, welcher nicht bloß in einzelnen Handlungen, sondern seinem ganzen Charakter oder seiner beharrlichen Willensrichtung nach gut, d. h. beständig geneigt ist, alle seine Obliegenheiten pünktlich zu erfüllen, und in Folge dessen ihnen mühelos nachkommt, ist ein vollkommener Mensch.

Der Kampf um die Tugend ist ein Kampf gegen die Neigungen zum Bösen. Diese aber lassen sich nicht anders, als durch die Liebe zum Guten und durch die Freude an ihm unterdrücken oder unschädlich machen. Ein neigungsloses, völlig freudloses Wollen ist unmöglich. Der Wille ist allerdings im Stande, der schwächern Neigung zu folgen, d. h. durch seine freie Entscheidung ihr das Uebergewicht über die stärkere zu verschaffen; ohne alle Neigung aber kann er sich nicht bethätigen. Denn jeder Willensthat muß ein Beweggrund, d. i. eine bewußte Triebregung oder Neigung, vorhergehen.

5. Man wendet ein, die Achtung vor dem Gesetze sei ein hinreichender Antrieb zur Pflichterfüllung. Indeß losgelöst von aller Neigung, bleibt sie wirkungslos. Sie gilt entweder dem Gegenstande oder Inhalte, oder dem Zwecke oder Grunde, oder dem Urheber des Pflichtgebotes, kann also den Willen nur dann zum Gehorsam bewegen, wenn ihm dasselbe wenigstens unter einer der drei Rücksichten als ein Gut vorgestellt und empfohlen, mithin eine Zuneigung eingeflößt wird. Natürlichkeit und Sittlichkeit, das von der Natur Gegebene und das vom Gesetze Gebotene, Neigungsgefühl und Pflichtgefühl sind nicht nothwendigerweise Gegensätze. Denn das sittlich Gute ist das der menschlichen Natur im höchsten Grade Angemessene, Geziemende und Zuträgliche, daher unter allen Arten des Guten am meisten geeignet, ihr Wohlgefallen und Genuß zu bereiten; und anderseits ist die Befähigung und Neigung zur Tugend die edelste Mitgift des Menschengeistes.

Die unleugbare Thatsache, daß alle Menschen wie von selbst, ohne langes, mühsames Nachdenken oder zielbewußtes Forschen sittliche Begriffe und Urtheile bilden, sodann Gesetze anerkennen und anwenden, die sich ihnen als unbedingt verpflichtende und ihrer Willkür gänzlich entzogene ankündigen, will *begründet* sein. Woher also die Fähigkeit und der Trieb zur sittlichen Beurtheilung der Handlungen? Woher ferner das Pflicht- und Rechtsbewußtsein, die Erkenntniß und das Gefühl des Sollens, d. i. der Gebundenheit an gewisse Handlungen und Unterlassungen, der Nöthigung, die einen jeden antreibt, dies zu thun, lediglich damit es geschehe, jenes zu meiden, lediglich damit es unterbleibe?

Woher das Gewiſſen, in welchem ein jeder einen Geſetzgeber, Richter und Vergelter in der Bruſt trägt, der die gute That ſchon belohnt, während ſie vollbracht wird, und das Verbrechen ſtraft, noch bevor es verübt ward?

Gerade um der Begründung des Sittlichkeitsurſprunges willen iſt die Allgemeinheit und Einheit des ſittlichen Bewußtſeins von unſchätzbarem Werthe, und darum wird ſie ſeitens der religionsloſen, poſitiviſtiſchen Sittenforſchung ſo heftig angefochten. „Wenn nämlich," ſo ſchreibt Paul Rée, „das Gewiſſen der Menſchen von jeher dieſelben Handlungen befohlen und verboten hätte, etwa Handlungen der Wohlthätigkeit einerſeits, der Grauſamkeit anderſeits, ſo würde die Erklärung eines ſo allgemein auftretenden capriciöſen inneren Geſetzes kaum möglich ſein, oder, was daſſelbe bedeutet, ſie würde übernatürlich ausfallen. Denn, fragt man, wie kommt nur das Herz aller Menſchen zu dieſem nämlichen ſeltſamen Bewohner; wer hat ihn da einquartiert? So wird man auf Gott oder eine andere überſinnliche Entität geführt".[176])

Belege.

[1]) The life of Rob. Owen, written by himself. London 1857. S. 292. — [2]) E. Häckel, Anthropogenie, 4. Aufl. Leipz. 1891, Theil I. S. 94. — [3]) Paul Rée, Die Entstehung des Gewissens, Berlin 1885. S. 31 f. — [4]) Berthold Weiß, Die ethische Aufgabe des Menschen. 2. Aufl. Berlin 1893. S. 7. — [5]) J. H. v. Kirchmann, Die Unsterblichkeit. Berlin 1865. S. 147. — [6]) J. H. v. Kirchmann, Die Grundbegriffe des Rechtes und der Moral Berlin 1869. S. 195. — [7]) Ernst Laas, Idealistische und positivistische Ethik. Berlin 1882. S. 222 f. — [8]) Friedr. Paulsen, System der Ethik. 3. Aufl. Berlin 1894. Bd. I, S. 16—21. — [9]) Friedr. Jodl, Moral, Religion und Schule. Stuttg. 1892, S. 9. — [10]) Friedr. Jodl, Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie. Bd. II. Stuttg. 1889, S. 466. — [11]) Alex. Wernicke, Die Religion des Gewissens als Zukunftsidol. Leipzig o. J. (1879), S. 77—80. — [12]) Rud. v. Ihering, Der Zweck im Rechte, 2. Aufl. Leipzig 1884—86, Bd. II. S. 217 ff. — [13]) Rud. von Ihering, a. a. O. Bd. II. S. 584—591. — [14]) Hugo Münsterberg, Der Ursprung der Sittlichkeit, Freiburg i. B. 1889, S. 86. — [15]) Wilh. Wundt, Ethik. 2. Aufl. Stuttg. 1892, S. 483. — [16]) Harald Höffding, Die Grundlagen der humanen Ethik. Aus dem Dänischen, Bonn 1880, S. 65. — [17]) Herbert Spencer, Die Thatsachen der Ethik. Autoris. deutsche Ausgabe. Von B. Vetter, Stuttg. 1879, S. 140. — [18]) Hugo Münsterberg, a. a. O. S. 113 ff. — [19]) Plato, Gorg. c. 35. — [20]) Cicero, Ep. ad Attic. XIII. 20; de offic. I. 9. — [21]) Seneca, Ep. 72. — [22]) Juvenal, Satir. 8, 80. — [23]) Cicero, De leg. II. 4. — [24]) Bischof Simar, Lehrbuch der Moraltheologie, 3. Aufl. Freiburg 1893, S. 105. — [25]) J. B. Hirscher, Die christliche Moral, 2. Aufl. Tübingen 1836. Bd. I. S. 200 f. — [26]) A. Baer, Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung. Leipzig 1893, S. 374. — [27]) Herbart, Werke. Bd. II, S. 304. — [28]) Bischof Simar, Das Gewissen und die Gewissensfreiheit, Freiburg 1874, S. 6 f. — [29]) Graf von Moltke, Gesammelte Schriften, Berlin 1892, Bd. I. S. 348. — [30]) Jul. Müller, Die Lehre von der Sünde, 6. Aufl. Bremen 1889, Bd. I. S. 283 f. — [31]) F. X. Linsenmann, Lehrbuch der Moraltheologie, Freiburg 1878, S. 85 ff. — [32]) Henry Thom. Buckle, Geschichte der Civilisation in England. Uebersetzt von Im. Heinr. Ritter, Berlin o. J. Bd. I. S. 127. — [33]) Aug. Bebel, Die mohammedanisch-arabische Culturperiode. 2. Aufl. Stuttg. 1889. S. 6. — [34]) Sophocl., Oedip. tyr. V. 865. — [35]) Sophocl., Antigone, V. 450 ff. 48. 46. 77. 921. 693. 699. — [36]) Vgl. Eurip., Orest. V. 1604. — [37]) Leop. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen. Berlin 1882 Bd. I. S. 47. — [38]) Sophocl., Antigone. V. 1339. 1349. — [39]) Sophocl., Elektra V. 114. — [40]) Eurip., Orest. V. 264. — [41]) Eurip. a. a. O. V. 400. — [42]) Marquard und Mommsen, Handbuch der römischen Alterthümer. Bd. VII. 1. Leipzig 1879. S. 1. — [43]) Felix Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Berlin 1881. Bd. I. S. 4. — [44]) Heinr. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte, Leipzig 1887.

Bd. I. S. 109. — [45]) Dav. u. Charles Livingstone, Neue Missionsreisen in Südafrica. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin, 2. Aufl. Jena 1874, Bd. II. S. 242. — [46]) Allgemeine Historie der Reisen. Bd. IV. Leipzig 1789. S. 181. — [47]) Oskar Lenz, Skizzen aus Westafrica. Berlin 1878. S. 193. — [48]) Kathol. Missionen, 1892. S. 166. — [49]) H. v. Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Africa, von West nach Ost, (1880—83). 6. Aufl. Berlin 1890. S. 382. — [50]) Ridley, Aborigines of Australia. Sidney 1864. S. 444. — [51]) Collins, Tagebuch der brit. Volkspflanzung in Neuholland (1788—96). Aus dem Engl. Halle 1799. S. 298 f. — [52]) Deisenhammer, Reise um die Welt. Wien 1882. S. 304. 306. — [53]) A. W. Howitt, Australian Ceremonies of Initiation. London 1884. S 20 ff. — [54]) Mariner, Tonga Islands. London 1818. Bd. II. 139. 150. — [55]) Bischof Simar, Das Gewissen usw. S. 25. — [56]) B. A. Haarhoff, Die Bantustämme Südafrica's. Leipzig 1890. S. 91. — [57]) A. Kropf, Das Volk der Kosakaffern. Berlin 1889. S. 85. — [58]) A. Kropf, a. a. O. S. 187. — [59]) A. Wiedmann, Die Religion der alten Aegypter. Münster 1890. S. 156 f. — [60]) Zeitschrift für Ethnologie, 1878. S. 26. — [61]) Joh. Ranke, Der Mensch, Bd. II, Leipzig 1887. S. 499 f. — [62]) Sir John Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit. Aus dem Engl. von A. Passow, Jena 1874, Bd. II. S. 264. — [63]) Zeitschr. für Ethnol. Verh. 1885, S. 475. — [64]) A. v. Humboldt's Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents. Von Hauff. Stuttg. 1859—60. Bd. I. S. 200. — [65]) Hugo Zöller, Das Togoland und die Sklavenküste. Berlin und Stuttg. 1885, S. 58. — [66]) A. v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. Ausg. in einem Bande, 4. Aufl., Leipzig 1882, S. 371. — [67]) Leichhardt, Tagebuch einer Landreise in Australien von der Moreton-Bai nach Port Essington. Deutsch von Zuchold. Halle 1851, S. 406. — [68]) R. Buchholz' Reisen in Westafrica. Herausgegeben von Karl Heinersdorff, Leipzig 1880, S. 124. — [69]) Hugo Zöller, Kamerun, Berlin und Stuttg. 1885, Bd. II, S. 100. — [70]) Whymper, Alaska, Autoris. deutsche Ausg., Braunschw. 1869, S. 99. — [71]) Sebast. Wutschelle, Verm. Schriften oder philos. Gedanken und Abhandlungen, Bd. I, 2. Aufl. München 1799, S. 177. — [72]) Rud. von Ihering, a. a. O. Bd. II. 608—610. — [73]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI, Leipzig 1872, S. 688. — [74]) Wilh. Schneider, Die Naturvölker. Paderborn 1885—86, Bd. II, S. 289. — [75]) Wundt, a. a. O. S. 486. — [76]) R. v. Ihering, a. a. O. Bd. II, S. 220 f. 226. — [77]) Wilh. Wundt, a. a. O. S. 23 f. — [78]) R. v. Ihering, a. a. O. Bd. II, S. 223 f. — [79]) Leopold Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, Berlin 1882, Bd. I, S. 295—303. — [80]) R. v. Ihering, a. a. O. Bd. II, S. 220. 226. — [81]) Wilh. Schneider a. a. O. Bd. II, S. 155 f. — [82]) Oscar Peschel, Völkerkunde, 5. Aufl. von Alfr. Kirchhoff, Leipzig 1881, S. 146. Vgl. auch Winternitz im Globus, Bd. LX, S. 148. — [83]) Sir John Lubbock, a. a. O. Bd. II, S. 262, 267. — [84]) Martin Drobizhoffer, Geschichte der Abiponer. Aus dem Lat. von Kreil, Wien, 1793, Bd. II, S. 218 f. 251, 255. — [85]) Leopold Schmidt, a. a. O. Bd. I, S. 48. — [86]) Herod., Hist. l. I. c. 199. — [87]) August., De civ. Dei. l. IV, c. 10. — [88]) Bestmann, Die sittlichen Stadien in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Bd. I, Nördlingen 1880, S. 106. — [89]) Sir John Lubbock, Die Entstehung der Civilisation. Deutsch von A. Passow, Jena 1871, S. 59, 101. — [90]) Charles Darwin, Die Abstammung des Menschen. Aus dem Engl. von J. Victor Carus, 3. Aufl. Stuttg. 1875, Bd. II, S. 337. — [91]) Friedrich von Hellwald, Die menschl. Familie nach ihrer Entstehung und natürl. Entwickelung. Leipzig 1889, S. 130. — [92]) Wilh. Schneider, a. a. O. Bd. II, S. 463 f. S. 482. — [93]) Lorimer Fison u A. W. Howitt, Kamilaroi and Kurnai: Group-Marriage and relationship, and Marriage by elopement. Melbourne 1880. — [94]) Das Ausland, 1891, S. 842. — [95]) E. M. Curr, The Australian Race. Melbourne 1888, Bd. I, S. 119. — [96]) A. W. Howitt, On some Australian Ceremonies of Initiation. London 1884, S. 20.

— [97]) Paolo Mantegazza, Anthropol.-culturhiſtoriſche Studien ꝛc. Deutſche Ueberſetzung, 2. Aufl. Jena 1888, S. 320. — [98]) Emil von Schlagintweit, Indien in Wort und Bild. Leipzig 1880, Bd. I, S. 100. — [99]) Mac Lennan, Primitive Marriage. London 1865, S. 208. Studies in Ancient History. London 1876, S. 179. — [100]) Sir John Lubbock, a. a. O. S. 108. — [101]) Globus, Bd. XXV, S. 379. — [102]) Paolo Mantegazza, Indien. Deutſche Ueberſetzung, Jena 1885, S. 120. — [103]) A. v. Humboldt, a. a. O. Bd. IV, S. 103. — [104]) Guſt. Fritſch, Die Eingeborenen Südafrica's, Breslau 1872, S. 227. — [105]) Hugo Zöller, Kamerun, Bd. II, S. 59. — [106]) Dav. u. Charles Livingſtone, Neue Miſſionsreiſen in Südafrica. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin, 2. Aufl. Jena 1874, Bd. I, S. 317. — [107]) James Sibree, Madagascar. Autoriſ. deutſche Ausg. Leipzig 1881, S. 280. — [108]) Wilhelm Schneider, a. a. O. Bd. II, S. 484 f. — [109]) Wilh. Schneider, a. a. O. Bd. I, S. 213 f. — [110]) van Boudyk-Bastiaanse, Voyages faits dans les Moluques ꝛc. (1830). Paris 1845, Bd. II, S. 67. — [111]) Oldfield in Transactions of the Ethnological Society. New Series, Bd. III, S. 248. — [112]) Chalmers u. Gill, Neuguinea, Deutſche Ausg., Leipzig 1886, S. 260. — [113]) Steller, Beſchreibung von dem Lande Kamtſchatka. Frankfurt u. Leipzig, 1774, S. 294. — [114]) Wilhelm Schneider, a. a. O. Bd. I, S. 215 f. — [115]) G. A. Farini, Durch die Kalahari-Wüſte. Autoriſ. deutſche Ausg., Leipzig 1886, S. 263. — [116]) Wilh Schneider, a. a. O. Bd. I, S. 237—241. — [117]) Wilh. Schneider, a. a. O. Bd. I, S. 297 - 300. — [118]) Wilh. Schneider, a. a. O. Bd. II, S. 286—289. — [119]) Bosman, Voyage de Guinée, Utrecht 1705, S. 473 f. — [120]) Adolph Baſtian, Die deutſche Expedition an der Loangoküſte, Jena 1874—75, Bd. I, S. 170. Pechuel-Loeſche in der Zeitſchrift für Ethnol. 1878, S. 28. — [121]) Hugo Zöller, Kamerun, Bd. II, S. 59. — [122]) Zeitſchr. für Ethnol. 1877, S. 78. — [123]) Zeitſchr. für Ethnol. 1878, S. 395. — [124]) Kathol. Miſſionen, 1883, S. 13. — [125]) James Sibree, a. a. O. S. 313 ff. — [126]) B. Edw. Tylor, Die Anfänge der Cultur. Aus dem Engl. von Spengel und Poske, Leipzig 1873, Bd. I, S. 138. — [127]) Wilh. Schneider, Die Religion der africaniſchen Naturvölker, Münſter 1891, S. 118 ff. 133, 135, 143 f., 147 ff., 151 f., 154 f., 161., 167. — [128]) Chalmers u. Gill, a. a. O. S. 227, 231. — [129]) Wilh. Schneider, Die Naturvölker, Bd. I, S. 113 f. — [130]) Wilh. Schneider, Die Religion der afric. Naturvölker, S. 127. — [131]) Das Ausland, 1882, S. 647. — [132]) Paul Rée, Die Entſtehung des Gewiſſens, Berlin 1885, S. 13 ff. — [133]) Hugo Zöller, Das Togoland und die Sklavenküſte, Berlin und Stuttg. 1885, S. 221. — [134]) Wilh. Schneider, Die Naturvölker, Bd. I, S. 197 ff. — [135]) Zeitſchr. für Ethnol. 1885, S. 205. — [136]) Chalmers u. Gill, a. a. O. S. 60. — [137]) Joſ. Thomſon, Expedition nach den Seen von Centralafrica. Autoriſ. deutſche Ueberſetzung, Jena 1882, Bd. I, S. 211, 180. — [138]) Pfund's Reiſebriefe aus Kordofan und Dar-Fur (1875—76). Herausg. von Friederichſen. Hamburg 1878, S. 98 f. — [139]) Chalmers u. Gill, a. a. O. S. 77. — [140]) Joſ. Thomſon, a. a. O. Bd. II, S. 31. — [141]) H. M. Stanley, Durch den dunklen Welttheil, Autoriſ. deutſche Ausg. von Böttger, Leipzig 1878, Bd. I, S. 53 f. — [142]) Guſt. Nachtigal, Sahara und Sudan, Berlin 1879—81, Bd. I, S. 349. — [143]) Droege, Der Krieg in Neuſeeland. Bremen 1865, S. 96. — [144]) Hübbe-Schleiden, Ethiopien, Hamburg 1879, S. 93, 303 f. — [145]) Wilh. Schneider, Die Naturvölker, Bd. II, S. 298 ff. — [146]) H. Zöller, Togoland ꝛc. S. 37, 107. — [147]) D. u. Charles Livingſtone, a. a. O. Bd. I, S. 334. — [148]) Wilh. Schneider, Die Naturvölker, Bd. II, S. 294, 296. — [149]) Wilh. Schneider, a. a. O. Bd. II, S. 110, 117 ff. — [150]) Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens, Köln 1838, Heft V, S 57, 16 f. — [151]) Kath. Miſſionen, 1886, S. 82. — [152]) Rich. Oberländer, Auſtralien. Leipzig 1880, S. 317 f. — [153]) Chalmers und Gill, a. a. O. S. XXIV f. — [154]) R. Grundemann, Allgemeiner Miſſionsatlas, Gotha 1871. Erläu-

terungen zu den Karten des Kaplandes. I, Nr. 10 ff. — [155]) G. A. Farini, a. a. O. S. 143. — [156]) G. vom Rath, Arizona. Heidelb. 1885. S. 108. — [157]) Raph. Pumpelly, Across America and Asia. New-York 1871. S. 176 ff. Vgl. auch G. W. Manypenny, Our Indian Wards. Cincinnati 1880. S. 154 ff. — [158]) Manypenny, a. a. O. S. VII. — [159]) K. Andree, Nordamerica. 2. Aufl. Braunschw. 1854. S. 269. — [160]) Karl Knortz, Mythologie und Civilisation der nordam. Indianer. Leipzig 1882, S. 61. — [161]) Manypenny, a. a. O. S. 177, 179 ff. 187. — [162]) Dodge, Die heutigen Indianer des fernen Westens. Deutsche Uebersetzung von Karl Müller-Mylius, Wien, Pest, Leipzig 1884, S. 58 f. — [163]) Talvi, Gesch. der Colonisation von Neu-England. Leipzig 1847, S. 418. — [164]) C. F. Appun, Unter den Tropen. Jena 1871, Bd. II, S. 547. — [165]) Allg. Zeitung vom 28. März 1877. — [166]) Karl von den Steinen, Durch Centralbrasilien, Leipzig 1886, S. 327 f. — [167]) Kath. Missionen, 1886, S. 114. — [168]) Knortz, a. a. O. S. 63. — [169]) De Las Casas, Oeuvres, Ed. Llorente, Paris 1822, Bd. I, S. 2, 8 ff., 12 f., 25 f., 57, 229. — [170]) A. v. Humboldt, a. a. O. Bd. I, S. 286. [171]) Cruickshanc, Ein achtzehnjähriger Aufenthalt an der Goldküste. Aus dem Engl. Leipzig 1854, S. 17. — [172]) Wilh. Schneider, a. a. O. Bd. II, S. 317. — [173]) Zöller, Kamerun, Berlin und Stuttgart 1885, Bd. II, S. 138. — [174]) G. vom Rath, a. a. O. S. 106. — [175]) Hugo Münsterberg, Der Ursprung der Sittlichkeit, Freiburg 1889, S. 25, 42—68. — [176]) Paul Rée, a. a. O S 31.

Berichtigung.

Seite 63, Zeile 5 von oben lies: Manneswertes oder Gutmannswertes statt Mannes-wortes oder Gutmannswortes.

Das Gewitter.

Von

Dr Albert Gockel.

Köln, 1895.

Commiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Vorwort.

Das vorliegende Schriftchen soll eine gemeinfaßliche Darstellung des neuesten Standes der Gewitterkunde geben. Hermann J. Klein hat im Jahre 1871 eine recht verdienstvolle Schrift erscheinen lassen, die denselben Zweck verfolgte, aber es sind in den letzten 25 Jahren auf unserm Gebiet solche Fortschritte gemacht worden, daß es mir angezeigt erschien, die Resultate der neuern Forschung einem weitern Kreise zugänglich zu machen. Die Frage nach der Entstehung der Gewitter, ihrer Fortpflanzung und Verbreitung konnte Klein z. B. kaum streifen. Der Leser wird aus dem Schriftchen ersehen, daß auch der gebildete Laie noch recht vieles zur Vermehrung unserer Kenntnisse von den Gewittern beitragen kann. Vielleicht veranlassen diese Zeilen den einen oder den andern der Leser, der merkwürdigen Naturerscheinung etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Ladenburg a. N., im Juli 1895.

Dr. A. Gockel.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

1. Gewitter und Gewitterwolken 5
2. Der Blitz 7
3. Kugelblitze 16
4. Donner 30
5. Elmsfeuer 32
6. Wirkungen des Blitzschlages 38
7. Zunahme der Blitzgefahr 55
8. Planté's Versuche 59
9. Blitzableiter 66
10. Entstehung der Gewitter und begleitende Umstände 78
11. Atmosphärische Elektricität und Sohnke's Erklärung der Gewitter-Elektricität . . 90
12. Ausbreitung und Form der Gewitter 93
13. Tägliche und jährliche Periode der Gewitter 97
14. Säculare Periode und Zusammenhang derselben mit der Periode der Sonnenflecken 101
15. Geographische Vertheilung der Gewitter 106
16. Der Hagel 110
17. Gewitterprognose 119

Die Figuren 1 (S. 10) und 3 (Seite 29) sind nach eingeholter Erlaubniß aus der Meteorologischen Zeitschrift, Jahrgang 1888, Verlag von A. Asher & Co., Berlin, und Figur 2 (Seite 11) aus van Bebber, Meteorologie, Verlag von Ferd. Enke, Stuttgart, entnommen.

1. Gewitter und Gewitterwolken.

Der Himmel ist unbewölkt, es herrscht eine beängstigende Windstille und eine drückende Hitze. Diese beiden letztgenannten Erscheinungen stehen in einem ursächlichen Zusammenhang, denn nur in Folge ihrer Ruhe können die untern Luftschichten die Wärme des überhitzten Bodens annehmen. An dem dunstigen Horizont scheidet sich ein dichter Filz von Federwolken aus mit zerfasertem vordern Rand. Hat dieser eine gewisse Höhe erreicht, so ballt sich unter ihm dunkeles Gewölk zusammen. Dessen Umrisse sind scharf abgegrenzt, krummlinig und vielfach ausgebuchtet. Diese Wolken steigen immer höher, sie scheinen sich gewissermaßen übereinander zu thürmen, die Schnelligkeit, mit der sie bald den ganzen Himmel überziehen, erscheint uns um so unbegreiflicher, als auch noch nicht der leiseste Wind geht. Von der Ferne hört man das Rollen des Donners, da erheben sich einige Windstöße, welche den Staub der Landstraße weit emporwirbeln lassen, einige leuchtende Blitze, und der Regen gießt in Strömen herab, häufig fallen auch statt dessen Hagelkörner. Zu unserm Glück pflegt gerade diese Erscheinung nur von ganz kurzer Dauer zu sein, auch ist der erste Regen der stärkste. Auch das großartige Schauspiel, das uns die nach allen Richtungen sich kreuzenden Blitze geben, währt nicht allzu lange, in immer längern Pausen folgen sich die Blitze, der Donner wird leiser und leiser, der Himmel heitert sich auf und an Stelle der drückenden Schwüle ist eine erfrischende Kühle getreten. Das ist in großen Zügen der Verlauf einer Erscheinung, die in manchen Ländern und Jahreszeiten sich fast täglich beobachten läßt, die uns dennoch des Unaufgeklärten so vieles bietet.

Wir wollen, vorläufig von jedem Erklärungsversuch absehend, zunächst die Erscheinung selbst etwas mehr in's Auge fassen. Lassen wir alle Hypothesen über den Ursprung der Gewitter-Elektricität bei Seite, so ergibt sich als Resultat der Beobachtung Folgendes: Sitz des Ge-

witters sind die vorhin erwähnten, eigenthümlich gefärbten, dunkeln Haufwolken (cumuli). Sie scheinen oft säulenartig am Himmel emporzusteigen, gewissermaßen aus sich selbst herauszuwachsen. Häufig zeigt sich ein durch die Wirkung der Perspective bogenförmig gekrümmter, lang gestreckter Wulst, eine sogenannte Bogenwolke, sie ist meistens das Anzeichen von schweren, von Sturm und Hagel begleiteten Gewittern. Unter diesem Wulst erscheint der aus der Wolke niederströmende Regen als ein helles, sich scharf abhebendes Segment. Manchmal ist dieses Segment durch einen eigenthümlichen Wolkenvorhang, einem aus leichten, nebelartigen Wolkenzipfeln bestehenden Gebilde verdeckt. Solche Gebilde deuten nach Hahn sicher auf heftiges Gewitter und Hagel. Die Grundfarbe der Gewitterwolken ist graublau, auch in's Grünliche spielend, manchmal zeigen sich gelbe und röthliche Streifen. Die dunkele Farbe weist auf eine starke elektrische Ladung hin. Wenn man nämlich Wasserdampf-Wolken eine solche Ladung ertheilt, so verlieren sie ihr gewöhnliches weißliches Aussehen und färben sich dunkel. Die Gewitterwolken schweben meistens in verhältnißmäßig geringen Höhen. Als untere Grenze wird 1400 m angegeben. Reimann [1]), der sich besonders mit dem Studium der Gewitter in Schlesien beschäftigt hat, bemerkt, daß von achtzehn Gewittern im Riesengebirge zehn unterhalb des Gipfels der Schneekoppe (1600 m) hinwegziehen, wobei der Himmel über den Gewitterwolken ganz heiter ist, fünf bis sechs streifen den Gipfel, während zwei bis drei ganz darüber hinweggehen. Anderseits ist aber festgestellt, daß Gewitter vollständig ausgebildet sowohl über die Seealpen als auch über die Tauern ziehen, deren tiefste Einsenkungen nicht unter 2000 m herabgehen, und in den Cordilleren wurden Gewitter in einer Höhe von 5000 m über dem Meere constatirt. Dabei ist aber die beträchtliche Erhebung dieses Gebirgslandes zu berücksichtigen, die zur Folge hat, daß eine Wolke zwar hoch über dem Meer, aber doch nur in verhältnißmäßig geringer Höhe über dem Thalboden schweben kann. Die Höhe der untern Fläche der Gewitterwolken über dem Boden scheint nach allen vorliegenden Beobachtungen 3- bis 4000 m selten zu übersteigen, während die weißen Federwölkchen (cirri) durchschnittlich 8000 m hoch schweben, sich aber auch bis zu 13000 m erheben. Die Höhenentwickelung einer Gewitterwolke selbst kann sehr bedeutende Dimensionen annehmen. So beobachtete Professor Riggenbach vom Säntis aus eine Gewitterwolke über den Algäuer Alpen, deren Grundfläche nach den von ihm angestellten Messungen eine Meereshöhe von 2800 m hatte, während die obersten Köpfe bis zu 13000 m emporreichten. Beschreibungen von

[1]) Met. Zeitschr. 1886 S. 249.

Gewittern, welche jemand von einem hohen Berge herab unter sich gesehen haben will, sind mit Vorsicht aufzunehmen, ziehen die Wolken in größerer horizontaler Entfernung vom Beobachter vorbei, so sind Täuschungen leicht möglich. In der Höhe, in der die Gewitterwolken aufzutreten pflegen, gestalten sich die Gewitter ganz anders als oben beschrieben. Man sieht keine dunkeln Wolken herannahen, man hört nicht lange vorher den Donner, man fühlt nicht die Schwüle, ganz unvermuthet hüllen sich die Berge in Nebel ein, und das Gewitter bricht los, Hagelkörner prasseln hernieder, ungemein hell leuchtende Blitze folgen sich rasch und schlagen in die benachbarten Spitzen ein, dabei ist der Donner, verglichen mit dem in der Ebene, äußerst schwach.

Die elektrische Ladung der Gewitterwolken wurde zuerst im Jahre 1752 durch D'Alibard in Marly sur Ville nachgewiesen. Veranlaßt durch eine Schrift Franklin's, die er übersetzte, befestigte er auf einem Isolirschemel vermittelst Seidenschnüre eine eiserne, mit einer Spitze versehene Stange von ungefähr 12 m Länge. Vermittelst einer isolirten Handhabe konnte er beim Herannahen einer Gewitterwolke aus seiner Stange Funken von mehrern Centimeter Länge ziehen. Franklin selbst stellte seinen berühmt gewordenen Versuch mit dem Drachen erst im folgenden Jahre an.

Es ist eine in der Geschichte der Wissenschaft vielfach constatirte Thatsache, daß gewisse Entdeckungen so zu sagen in der Luft zu schweben scheinen; den Beleg liefern zahlreiche Prioritäts-Streitigkeiten. So ist auch de Romas, Landgerichts-Assessor zu Nerac in der Gascogne, unabhängig von Franklin auf die Idee gerathen, Elektricität durch einen Drachen aus den Wolken zu ziehen. Er befestigte zu diesem Zweck seinen Drachen an eine Hanfschnur, die durch einen eingeflochtenen Draht gut leitend gemacht wurde, das untere Ende bestand der Isolirung halber aus Seide, am Hanfseil war ein Schlüssel befestigt, aus diesem konnte de Romas, als er den Drachen beim Herannahen eines Gewitters steigen ließ, Funken von über 3 m Länge ziehen, ein Resultat, das alle Erwartungen übertraf, das aber gleichzeitig die Gefährlichkeit derartiger Experimente erkennen ließ, deren Opfer dann später der Physiker Richmann in St. Petersburg wurde.

2. Der Blitz.

Aelter als alle die genannten Versuche ist die Vermuthung, daß der Blitz ein riesiger elektrischer Funke ist. Dr. Wall, welcher gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus Bernsteinstückchen, die er an Wolle

rieb, kleine Funken zog, schreibt in den Philos. Transact. 1698: „Dieses Licht und Knistern scheint mir einigermaßen Blitz und Donner vorzustellen.“ Diese Ansicht wurde auch mehrfach von französischen Forschern, später auch in Deutschland von Winkler, ausgesprochen, sie gewann an Wahrscheinlichkeit in demselben Maße, als es gelang, durch Elektrisir-Maschinen und Leydener Flaschen stärkere elektrische Entladungen hervorzurufen.

Allerdings ist mit der Behauptung, der Blitz und der elektrische Funken unserer Maschinen seien wesensgleich, noch nicht allzu viel erklärt, denn es muß sofort die Frage aufgeworfen werden: was ist der elektrische Funken, und welches ist die Quelle der in den Gewitterwolken vorausgesetzten Elektricität. Um diese beiden Fragen, soweit es bei dem heutigen Stand der Wissenschaft überhaupt möglich ist, beantworten zu können, müssen wir kurz einige bekannte Thatsachen recapituliren.

Elektrische Grundversuche.

Wenn wir eine Siegellack- oder Hartgummi-Stange an einem wollenen Tuche reiben, so erlangt dieselbe die Eigenschaft, leichte Körper anzuziehen. Dieselbe Eigenschaft nimmt eine Glasstange an, die mit einem seidenen Tuch gerieben wurde. Wir nennen die beiden Stangen in diesem Zustand elektrisch. Zwischen den beiden geriebenen Körpern bemerken wir einen Unterschied; nähern wir nämlich die Harzstange einem an einem Seidenfaden aufgehängten Hollunderkügelchen, so wird dasselbe von der Harzstange angezogen, aber nach erfolgter Berührung sofort wieder abgestoßen; nähern wir ihm jetzt eine zweite geriebene Harzstange, so stößt auch diese das Kügelchen ab, eine geriebene Glasstange dagegen wird es anziehen; berühren wir umgekehrt das Kügelchen zuerst mit der Glasstange, so wird es durch eine zweite abgestoßen, durch eine elektrisch gemachte Harzstange dagegen angezogen. Hängen wir ein durch Reiben elektrisirtes Stückchen Harz selbst an einen Seidenfaden auf und nähern ihm eine andere geriebene Harzstange, so stoßen auch diese beiden sich einander ab, ebenso würden sich zwei gleich behandelte Glasstangen verhalten, eine geriebene Harzstange und eine geriebene Glasstange dagegen ziehen sich an. Alle bekannten Körper verhalten sich, in derselben Weise behandelt, entweder wie das Glas oder wie Harz. Indem wir nun den Zustand der geriebenen Glasstange als positiv elektrisch, den der ebenso behandelten Harzstange als negativ elektrisch bezeichnen, kommen wir zu dem Schluß: gleichnamig elektrisirte Körper stoßen sich ab, ungleichnamig elektrisirte ziehen sich an. Einen Metallstab durch Reiben an einem Tuch zu elektrisiren, wird uns nicht so ohne weiteres gelingen,

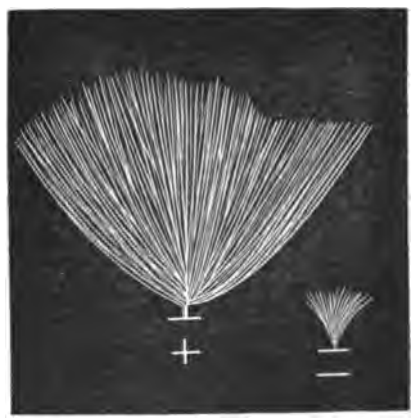
ebenso wenig können wir die oben beschriebenen Erscheinungen wahrnehmen, wenn das Hollunderkügelchen an einem leinenen Faden aufgehängt wurde. Warum? Im Harz und im Glas bleibt der elektrische Zustand längere Zeit erhalten, im Metall ist dies nicht der Fall. Die Metalle und in geringerm Maße auch Leinwand, Holz, Wasser (wenn es nicht absolut rein ist), ferner der menschliche Körper sind Leiter der Elektricität, Glas, Porzellan, Harz, Seide lassen die Elektricität nicht durch sich hindurchgehen, sie sind schlechte Leiter oder Isolatoren. Eine Metallstange kann demnach auch elektrisirt werden, aber sie muß zu diesem Zweck an einem isolirenden Griff befestigt sein, weil sich sonst die erzeugte Elektricität sofort wieder zerstreut. Der übliche Ausdruck, die Siegellack-Stange wird durch Reiben an einem wollenen Tuche negativ elektrisch, ist nicht erschöpfend, wir müssen hinzufügen, daß auch das Tuch elektrisch und zwar positiv elektrisch wird, allein die Elektricität des Tuches wird, wenn es nicht isolirt ist, durch unsern Körper abgeleitet. Wir sind nicht im Stande, nur eine Art von Elektricität zu erzeugen, stets treten beide auf.

Es gibt noch eine andere Art, Körper zu elektrisiren, als die durch Reiben. Nähern wir einem Metallcylinder AB, der auf einem isolirenden Fuß steht, einen elektrisirten Körper C, so stoßen die an den Enden des erstern mit Leinenfäden aufgehängten Hollunderkügelchen sich einander ab. Es ist leicht nachzuweisen, daß, wenn der Körper C z. B. positiv elektrisch ist, die beiden Kügelchen an dem ihm zugekehrten Ende des Körpers AB sich mit negativer, die am entgegengesetzten Ende sich mit positiver Elektricität laden, während die Mitte des Körpers AB unelektrisch bleibt. Und es läßt sich allgemein der Satz aussprechen: nähern wir irgend einem leitenden Körper einen andern elektrisirten, doch so, daß die beiden durch einen Nichtleiter, z. B. trockene Luft, getrennt sind, so wird auch der zweite Körper elektrisch, und zwar werden die einander zugewandten Seiten der beiden Körper ungleichnamig elektrisirt, während die der Elektricität des wirkenden Körpers gleichartige sich zu entfernen sucht. Schweben daher zwei Wolken übereinander, von denen z. B. die obere negativ elektrisch ist, so wird die untere an ihrer Oberseite positiv, an ihrer Unterseite negativ elektrisch. Ebenso wird eine positiv geladene Wolke die Oberfläche der Erde negativ elektrisch machen. Man nennt diese Art der Elektrisirung Elektricitäts-Erregung durch Influenz. Ein jeder elektrisirte Körper wird also auf einem ihm genäherten Leiter eine der seinigen entgegengesetzte Elektricität erzeugen. Lassen wir die beiden Körper sich immer mehr einander nähern, so springt plötzlich von einem auf den andern ein Funke über, und wir finden jetzt die beiden Körper gleich elektrisch oder unelektrisch. Die

oben aufgeworfene Frage nach der Natur des elektrischen Funkens läßt sich jetzt dahin beantworten: der elektrische Funken ist ein unter Lichterscheinung plötzlich vor sich gehender Ausgleich zweier entgegengesetzter Elektricitäten. Ich habe gesagt „plötzlich"; denn wäre einer der beiden Körper mit einer Spitze versehen, so würde die Elektricität langsam von dem einen auf den andern übergehen, man könnte wohl im Dunkeln ein kleines Lichtbüschel entdecken, doch von einem Funken könnte man hier nicht reden.

Nähert man dem geladenen Conductor einer Elektrisir-Maschine einen Leiter, so springen in rascher Folge kleine geradlinige Fünkchen über, zieht man den Leiter weiter zurück, so wird die Funkenbahn etwa wellenförmig, indem sie sich gleichzeitig verästelt, bei noch größerer Entfernung des Leiters vom Conductor werden die Funken seltener aber heller und nehmen die Form von Zickzack-Linien an, schießlich werden sie bei immer zunehmender Entfernung der beiden Körper wieder schwächer, unregelmäßig geformt und gehen endlich in Lichtbüschel über. Diese bestehen, wenn sie positiv sind, wie die Figur 1 [1]) zeigt, aus einem hell leuchtenden, röthlich weißen, bis zu 1 cm langen Stiel, von dem aus sich zarte, am Ende violett gefärbte Lichtlinien verästeln. Die negativen Lichtbüschel sitzen nicht auf einem Stiel, sondern nur auf einem Lichtpunkt auf. Die einzelnen Linien können hierbei in Folge ihrer zarten Structur nicht unterschieden werden, daher erscheint unter Umständen der ganze negative Pol mit einem schwachen bläulichen Licht, dem sogenannten Glimmlicht, umflossen. Während die äußersten Strahlen der positiven Büschel einen stumpfen Winkel einschließen, ist der Oeffnungswinkel des negativen Lichtkegels stets kleiner als ein rechter.

Figur 1.



Die Funken, welche unsere Maschinen liefern, entzünden leicht brennbare Körper, z. B. Leuchtgas, Weingeist, Pulver; geht die Entladung durch dünne Drähte, so können diese bis zum Glühen, ja bis zum Schmelzen erwärmt werden, schlechte Leiter, wie Pappendeckel, Holz, Glas,

[1]) Nach Obermayer, Meteor. Zeitschrift 1888, S. 322.

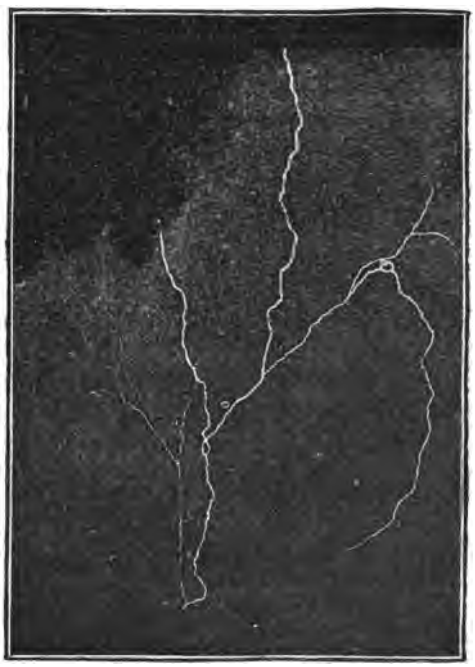
werden von dem Funken durchbohrt. Daß der elektrische Funke auch auf unsere Nerven wirkt, ist bekannt, kleine Thiere werden durch ihn betäubt oder getödtet, die Entladung großer Leydener Flaschen-Batterieen kann auch dem Menschen gefährlich werden.

Aehnliche Erscheinungen wie die im Vorstehenden beschriebenen, beobachten wir nun auch beim Blitz. Der Form nach pflegt man die Blitze einzutheilen in Zickzack- oder Funkenblitze, Flächenblitze und Kugelblitze.

Zickzackblitze.

Die erstgenannten, mit denen wir uns zuerst beschäftigen wollen, werden am häufigsten beobachtet, sie zeigen auch die meiste Aehnlichkeit mit dem Funken der Elektrisir-Maschine. Dem Auge stellt sich der Funkenblitz als eine geschlängelte oder zickzackförmige Lichtlinie dar. An ihrem untern Ende pflegt sich diese Linie, was allerdings dem unbewaffneten Auge selten erkennbar ist, in der manchfaltigsten Form zu verzweigen. Photographieen von Blitzen, wie sie in neuerer Zeit vielfach aufgenommen wurden, zeigen ein Bild, ähnlich dem Flußnetz einer Landkarte. (Fig. 2.)

Figur 2.



Es wollen übrigens einige Beobachter derartig verzweigte Blitze auch mit freiem Auge wahrgenommen haben. Von den vorliegenden Schilderungen will ich nur eine hier anführen. Am 28. Mai 1890 wurde während eines Gewitters in Meudon ein Blitz bemerkt, den M. Trouvelot in den Compt. Rend. folgendermaßen beschreibt: „In demselben Augenblick leuchteten zwei entfernte Punkte der Wolke gleichzeitig auf, und zwei glänzende Lichtmassen stürzten sich gegeneinander, sich dabei in viele kleine Arme theilend, die sich wieder weiter in noch

kleinere theilten. Das scheinbar unvermeidliche Zusammentreffen fand nicht statt. — Diese Blitze, die sich langsam genug entwickelten, um ein Erfassen ihrer Formen zu gestatten, waren für mich eine Entdeckung. Was ich vor Augen hatte, war kein Blitz mehr, sondern ein elektrischer Funken, abgesehen von der Größe, ganz ähnlich den Funken der Influenz-Maschinen. — Die nördliche der beiden baumförmigen Gestalten, deren Aeste wellenförmig gekrümmt waren, zeigte, wie ich mit Sicherheit erkannte, das charakteristische Bild der vom positiven Pol der Maschine ausgehenden Entladung (vergl. Fig. 1), während die südliche, deren zickzackförmige Verzweigungen im rechten Winkel von einander abstanden, deutlich den Typus der Entladungen des negativen Pols aufwiesen."

Wenn die elektrische Entladung zwischen zwei nahe bei einander befindlichen Wolken vor sich geht, so können auch geradlinige Blitze auftreten, doch ist dieser Fall selten. Die Bahn des Blitzes ist durch die Lage der Punkte, zwischen denen die Entladung stattfindet, und durch die Leitungsfähigkeit der dazwischen liegenden Luftschicht bestimmt. Zwar singt der Dichter: „Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl." Im physikalischen Sinne wäre das nicht richtig, die Blitzbahn gehorcht, wie jede Naturerscheinung, bestimmten Gesetzen, die allerdings, und ich werde bei der Besprechung des Blitzableiters darauf näher eingehen müssen, noch nicht vollständig erforscht sind.

Die Länge eines Blitzes kann bis zu 50 km betragen. Wie Sohnke mit Recht hervorgehoben hat, erscheint es allerdings zweifelhaft, ob denn die elektrische Spannung wirklich eine so ungeheuere ist, daß sie Funken von dieser Länge hervorzurufen vermag. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß wir im Blitz nicht einen einzigen Funken beobachten, der zwischen zwei, kilometerweit entfernten Punkten überspringt, sondern daß die Entladung von Punkt zu Punkt, d. h. von einem Wassertröpfchen zum andern, übergeht. Wir würden im Blitz eine Reihe gleichzeitiger Entladungen beobachten, und die Erscheinung hätte ihr Analogon in den Experimenten die man mit den sogenannten Blitztafeln oder Blitzröhren anzustellen pflegt.

Man beklebt ein weites Glasrohr oder eine Glastafel mit rautenförmigen Stückchen Stanniol oder Silberpapier so, daß die einzelnen Blättchen sich nicht berühren.

Verbindet man das eine Ende der Tafel mit dem Conductor der Elektrisir-Maschine und leitet das andere zur Erde ab, so springen zwischen den einzelnen Blättchen gleichzeitig Fünkchen über, und man erhält je nach der Anordnung der Stanniolblättchen leuchtende Streifen oder Flächen. So würden sich denn auch in der Natur die Seitenlinien, welche die Blitz-Photographieen aufweisen, einfach erklären. Es darf

auch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Perspective die scheinbare Blitzbahn ebenfalls beeinflußt. So wird sich z. B. eine Spirale unter Umständen als Zickzacklinie auf dem dunkeln Wolkenhintergrund projiciren.

Die Blitze erscheinen meistentheils weiß gefärbt, doch beobachtet man auch rothe, gelbe, bläuliche und violette, besonders die später noch eingehender zu besprechenden Flächenblitze zeigen oft die beiden letztgenannten Farben.

Behufs Erklärung der verschiedenen Färbung der Blitze ist es nöthig, wieder auf den elektrischen Funken zurückzugehen. Bei kleinen Schlagweiten sind die Funken der Elektrisir-Maschinen oder Leydener Flaschen auf der ganzen Strecke von gleicher Helligkeit und Färbung, bei größerer Schlagweite jedoch ist der dem positiven Pol zugewandte Theil des Funkens bläulich-weiß, die andere kleinere Hälfte röthlich gefärbt, die beiden Theile sind durch eine lichtschwache Stelle deutlich getrennt. Indessen gilt das nur für Funken, die in freier Luft zwischen Messingkugeln überspringen. Mit dem Metall der Leiter, zwischen denen die Funken überspringen, und dem Gas, das sie durchsetzen, wechselt auch ihre Farbe. Bekanntlich kommt jedem glühenden Gas oder Dampf eine eigenthümliche Färbung zu. So wird eine für sich schwach leuchtende Flamme durch verdampfendes Natrium gelb, Kalium röthlichviolett, Barium grün, Strontium roth gefärbt. Glühende feste Körper senden dagegen weißes Licht aus. Weiß ist eine Mischfarbe; fällt weißes Sonnenlicht durch ein Prisma, so werden die Lichtstrahlen verschiedener Farben verschieden stark abgelenkt, und wir erhalten die bekannte Aufeinanderfolge der Regenbogenfarben, das Spectrum des Sonnenlichtes. Die Farben der oben genannten Körper, die ja häufig in der Feuerwerkerei verwandt werden, sind auch nicht rein. Das vom Strontiumdampf ausgehende scheinbar rothe Licht wird durch ein Prisma in eine Reihe von einander getrennter, rother, gelber und blauer Linien zerlegt, wobei die rothen Linien stark überwiegen. Außer Rot sendet demnach der Strontium-Dampf auch gelbes und blaues Licht aus. Das Prisma analysirt die Farben, und das Bild, das es entwirft, das Spectrum, ist charakteristisch für den betreffenden Körper. Da die Spectra der bekannten Grundstoffe untersucht sind, so können wir umgekehrt aus dem Spectrum den Körper bestimmen, von dem das Licht ausgeht. Die Spectra glühender, fester Körper bestehen, ähnlich wie das der Sonne, aus einer Reihe verschieden gefärbter Bänder, sie heißen Banden-Spectra. Die Spectra glühender Gase dagegen setzen sich aus einzelnen, von einander getrennten Linien zusammen (Linien-Spectra).

Das Spectrum des elektrischen Funkens enthält die Linien, die

charakteristisch sind für die Metalle, zwischen denen der Funke überspringt, ein Beweis für die auch direct zu constatirende Thatsache, daß der Funke Spuren von dem Metall des Conductors mit sich reißt und zum Verdampfen bringt. Des weitern finden sich im Spectrum des elektrischen Funkens aber auch die Linien, welche dem Gase angehören, das er durchsetzt.

Dem elektrischen Funken als solchem kommt demnach kein Licht zu, die Quelle des von ihm ausgestrahlten Lichtes sind mitgerissene Metalltheilchen und das längs der Funkenbahn glühende Gas. Sorgt man durch passende Wahl der Conductoren dafür, daß möglichst wenig Metalltheilchen übergerissen werden, so ist der Funken bläulich-weiß, wenn er überspringt in atmosphärischer Luft, weiß in Sauerstoffgas, bläulich bis grün in Kohlensäure, bläulich bis purpurfarbig in Stickstoff, roth in Wasserstoff, doch treten diese Farben-Unterschiede nur beim Ueberspringen von Funken in verdünnten Gasen deutlich auf; je mehr sich der Druck, unter dem das Gas steht, dem der Atmosphäre nähert, desto mehr geht die Farbe des Funkens in Weiß über.

Das Spectrum des Blitzes ist fast identisch mit dem des Stickstoffs, nur schwach treten in ihm die Linien des Sauerstoffs und des Wasserstoffs auf. Eine eigene Farbe kommt dem Blitz so wenig zu wie dem elektrischen Funken, die Luft ist es, die dort aufleuchtet, wo der elektrische Ausgleich sich vollzieht, die mehr oder minder große Beimengung von Wasserdampf, vielleicht auch anderer Stoffe, beeinflußt die Farbe des Blitzes. Aus Beobachtungen auf dem hohen Sonnblick in den Tauern ziehen Elster und Geitel[1]) den Schluß, daß der Blitz röthlich gefärbt ist, wenn die Wolke den negativen, die Erde den positiven Pol der Entladung bildet, bläulich, wenn das Umgekehrte der Fall ist. Für diese Behauptung spricht auch folgender Versuch, den die genannten Forscher anstellten. Einer schlecht leitenden Wasseroberfläche wurde eine stumpfe Metallspitze gegenübergestellt. Die Wasseroberfläche vertrat die Wolke, die Metallspitze die hervorragenden Felsspitzen, in die der Blitz einschlägt. Wasser und Spitze wurden je mit einem Pol eines großen Inductions-Apparates verbunden. Entsprechend den Beobachtungen an Blitzen waren die Funken röthlich gefärbt, wenn die Wasserfläche den negativen Pol, bläulich, wenn sie den positiven bildete.

Flächenblitze.

Als Flächenblitz bezeichnet man Blitze von großer Ausdehnung in die Breite. Bisweilen scheinen sie nur die Umrisse einer Wolke zu erleuchten, in

[1]) Elster u. Geitel, Wiener Ber. 101, Abth. II a 1892.

andern Fällen verbreitet sich ihr Licht über die ganze Oberfläche einer solchen. In manchen Fällen scheint das Licht aus dem Innern zu kommen, so daß es den Anschein hat, als ob die Wolke sich öffne. Die Flächenblitze sind häufiger, als man im gewöhnlichen Leben anzunehmen geneigt ist. Man hat ihre Existenz ganz bestreiten wollen, indem man sie für Zickzackblitze erklärte, die entfernten Beobachtern je nach ihrem Standpunkt als Flächenblitz erscheinen können, z. B. wenn sich eine Wolke wie ein Schleier vor sie legt. Im Widerspruch mit dieser Auffassung stehen erstens die spectroskopischen Beobachtungen [1]).

Während, wie oben bemerkt, Zickzackblitze Linien-Spectra liefern, geben die Flächenblitze, gleich dem Sonnenlicht ein Banden-Spectrum. Ganz ähnliche Spectra erhalten wir von dem oben (S. 5) beschriebenen Büschellicht.

Zweitens weisen auch die Beobachtungen selbst darauf hin, daß der Flächenblitz wesentlich verschieden ist vom Zickzackblitz. Schon in seiner Dauer unterscheidet er sich von demselben. Die Dauer eines Zickzackblitzes dürfte kaum mehr als $^1/_{1000}$ Secunde betragen; der Flächenblitz währt mindestens meßbare Bruchtheile einer Secunde. Es scheint, daß der Flächenblitz gebildet wird durch das nicht ganz gleichzeitige Aufleuchten vieler kleiner Fünkchen aus vielen Punkten der Wolken-Oberfläche, er ist also nicht wesentlich verschieden von dem Büschellicht, und von dem später zu beschreibenden Elmsfeuer unterscheidet er sich nur durch die kurze Dauer.

Aeußerlich dem Flächenblitz ähnlich, oft kaum von ihm zu unterscheiden, ist die unter dem Namen Wetterleuchten bekannte Erscheinung, dieses ist nichts anderes als der Widerschein eines weit entfernten Gewitters. Man hat lange die Richtigkeit dieser Erklärung bezweifelt, doch ist ihre Richtigkeit jetzt durch gleichzeitige Beobachtung von Wetterleuchten und Gewittern in der Richtung, in der man das Wetterleuchten sah, festgestellt. v. Bezold constatirte, daß in Baiern sogar der Widerschein von jenseits der Alpen sich entladenden Gewittern als Wetterleuchten wahrgenommen wurde. Man kann indessen dem Wetterleuchten ähnliche Erscheinungen nicht nur am Horizont, sondern auch weit höher am Himmel, ja sogar im Zenith bemerken. In solchen Fällen kann man offenbar nicht an den Reflex eines entfernten Gewitters denken; vielleicht wird dieses Wetterleuchten hervorgerufen durch eine dem später zu besprechenden Elmsfeuer ähnliche Ausströmung in den Wolken oder durch Gewitter, die in solcher Höhe sich abspielen, daß der Donner nicht mehr zu uns dringt. Für die erstere Auffassung spricht eine Be-

[1]) Kundt, Poggendorff's Ann. d. Phys. 135. 1868.

obachtung, die M. d'Abbadie in Abeſſynien machte. Am 1. December 1845, Morgens 8 Uhr, war er im Begriff, einen ſchwach geneigten Hügel herabzuſteigen. Der etwa 100 m tiefer liegende Thalboden war mit einem faſt durchſichtigen Nebelſchleier bedeckt. Als der Reiſende noch etwa 2 km von der Grenze des Nebels entfernt war, ſah er plötzlich in der Mitte deſſelben eine glänzende Fläche aufleuchten. Das Licht verbreitete ſich momentan über die ganze Nebelſchicht hinweg, ein Donner wurde weder von dem Reiſenden noch von den ihn begleitenden Eingeborenen gehört. Die Trennung der Zickzack- und Flächenblitze wird erſchwert durch die oft enorme Häufigkeit der Blitzentladungen während eines einzigen Gewitters. Am 22. Auguſt 1893 konnte Prohaska bei einem Gewitter im Gailthal innerhalb einer Viertelſtunde 1000 Blitze zählen. Die Alpenkette erſchien continuirlich erleuchtet, und man konnte nur ein Abnehmen und Anſchwellen des Lichtes conſtatiren.

3. Kugelblitze.

Wohl wenige Naturerſcheinungen ſind ſo wenig aufgeklärt und bieten ſo viel Räthſelhaftes wie die Kugelblitze, man hat ſie deshalb geradezu in das Reich der Fabel verweiſen wollen und behauptet, die Perſonen, welche von ſolchen berichten, ſeien das Opfer ihrer Phantaſie oder einer optiſchen Täuſchung geworden. Aber Arago, der eine ganze Reihe Beiſpiele von Kugelblitzen anführt, fragt mit Recht: „Wohin würden wir denn kommen, wenn wir alles leugnen wollten, was wir nicht erklären können?“ Uebrigens liegt auch gerade aus neuerer Zeit eine ganze Reihe Berichte über Kugelblitze von ſolchen Perſonen vor, von denen man nicht annehmen kann, daß ſie das Opfer einer Sinnestäuſchung geworden ſind. Manche dieſer Blitze wurden auch gleichzeitig von mehrern Perſonen beobachtet, und eine gleichzeitige Täuſchung dieſer wäre noch ſchwieriger zu erklären, als die Kugelblitze. Damit ſich der Leſer ſelbſt ein Urtheil bilden kann, gebe ich nachſtehend eine Reihe von Beiſpielen über Kugelblitze, die faſt durchweg der reichhaltigen Sammlung von Profeſſor Sauter[1]) entnommen ſind. Charakteriſtiſch für die Kugelblitze iſt ſowohl ihre Form, die von den meiſten Beobachtern mit der einer Kegelkugel verglichen wird, als auch ihre Dauer und Geſchwindigkeit. Der Umſtand, daß ſie Minuten lang andauern, ſowie daß ſie ſich verhältnißmäßig langſam bewegen — am häufigſten wird ihre Geſchwindig-

[1]) Sauter, Ueber Kugelblitze. Beilage zum Programm des Kgl. Real-Gymnaſiums in Ulm. I. Theil: Theorie der Kugelblitze, 1890. II. Theil: Beiſpiele von Kugelblitzen, 1892.

keit mit der eines Menschen oder eines Thieres verglichen — läßt es erklärlich erscheinen, daß man diese Erscheinungen gar nicht in die Kategorie der Blitze rechnen wollte. Verwechslungen mit Meteoren mögen ja vorgekommen sein, aber anderseits lassen die Wirkungen vieler Kugelblitze auf Menschen es unzweifelhaft erscheinen, daß man es hier mit elektrischen Erscheinungen zu thun hat. Es erscheint auffällig, daß die wenigen vom Blitz getroffenen Personen, welche im Stande waren, nachträglich über den erlittenen Unfall zu berichten, fast stets angeben, eine Feuerkugel sei auf sie zugestürzt. Im allgemeinen erinnern die Bewegungen der Kugelblitze an nichts weniger, als an die eines fallenden oder geworfenen Körpers. Wenn behauptet wird, ein Kugelblitz sei langsam dahingeschwebt oder er sei wie ein Gummiball auf- und abgehüpft, so wird man dabei sicherlich nicht an ein Meteor denken. Die meisten Kugelblitze wurden während Gewittern und starkem Regen gesehen, nasses Terrain scheinen sie zu lieben, sie verschwinden oft in irgend welchen Wasser-Ansammlungen. Vielfach wird man bei der Lectüre der folgenden Berichte (vergl. z. B. Nr. 10 und 11) an die sagenhaften Irrlichter erinnert, die man eine Zeit lang vergeblich durch Ansammlungen brennbarer Gase zu erklären suchte.

Beispiele von Kugelblitzen.

1. Herr Steinmann theilt in einem an Arago gerichteten Briefe eine zu Altona im Jahre 1826 gemachte Beobachtung über das Einschlagen eines kugelförmigen Blitzes mit:

„Es war, dünkt mich, im Jahre 1826, als in das Haus eines meiner Freunde und Collegen in Altona, wo ich damals als Arzt prakticirte, ein Blitz einschlug. Das Haus liegt 100 bis 130 Fuß höher, als der Wasserspiegel der Elbe. Mein Freund, Dr. van der Smissen, ging in seinem Saale auf und ab, als der Donnerschlag sich hören ließ. In diesem Augenblick ward auf dem Fußboden des Zimmers eine feuerige Masse sichtbar, welche in Gestalt eines eirunden Balles von der Größe eines Hühnereies nahe an der Mauer längs der Vertäfelung hinlief, die, wie es in unserer Stadt gewöhnlich geschieht, mit Firniß überzogen war. Mit der Schnelligkeit einer Maus lief der Feuerball auf die Thür zu, sprang dort, unter neuem Krachen, auf das Geländer der Treppe, die in das Erdgeschoß führte, und verschwand, wie er gekommen war, ohne eine Spur von Zerstörung zurückzulassen." (Arago, IV. Bd., S. 40.)

2. Am 10. September 1845, gegen zwei Uhr Nachmittags, traf während eines heftigen Gewitters der Blitz ein Haus des Dorfes Salagnac (Creuse). Mit dem Donnerschlag, der sehr heftig war, stieg durch das Kamin eine etwa faustgroße Feuerkugel herab, von der eine

Menge von Funken ausgingen. Diese Kugel fiel mitten zwischen ein Kind und drei Frauen, wandte sich dann, ohne diesen irgend welchen Schaden zuzufügen, gegen einen hölzernen Gefäßständer zu, zerstörte einige der Gefäße, erreichte dann die Mitte der Küche, durchsetzte diese in gerader Linie, ging an den Füßen eines jungen Mannes vorbei und drang anstatt in's Freie in ein der Küche nahe liegendes Zimmer ein und verschwand ohne Hinterlassung irgend welcher Spur. Die Kugel verbreitete einen dichten, nach Schwefel riechenden Rauch. In einem kleinen Stall fand man ein dort eingeschlossenes Schwein todt vor. Der Blitz hatte das Heu und Stroh durchsetzt, ohne es jedoch in Brand zu setzen. (Sestier, I. Bd. S. 139, nach Maslieurad Lagémard.)

3. Durch Frau Wittwe Pfarrer Bunz erhielt Professor Sauter am 28. Februar 1889 aus Tübingen folgendes Schreiben: „Es war im Jahre 1868, als wir als Pfarrleute in Baireck bei Schorndorf wohnten. Eines Tages zog ein schweres Gewitter über den Schurwald. Auf einmal erdröhnte das ganze Haus von einem furchtbaren Donnerschlag, so daß eine alte, eben anwesende Frau beinahe vom Sessel fiel. Zugleich war in der Mitte des Zimmers eine feuerige Kugel sichtbar, ungefähr in der Größe, wie die Sonne sich dem Auge der Erdbewohner zeigt. Der erste Gedanke war natürlich bei jedem, ob man nicht selbst vom Blitze getroffen sei. Als Beweis, daß dies nicht der Fall war, kam von Aller Mund: »Das hat eingeschlagen.« Aber wo? Im Hause selbst nahm man nur einen schwachen Schwefelgeruch wahr. Nun rief auf ein Mal der Nachbar herauf: »Herr Pfarrer, mir hat gerade der Blitz meinen schönsten Baum erschlagen.« Es war zwanzig Schritte von unserer Wohnung entfernt."

4. Den 24. Juli 1876, zwischen 3½ und 4 Uhr Nachmittags, stürzte ein wolkenbruchartiger Regen, gemischt mit großem Hagel und begleitet von Blitzen und Donner, auf den Platz der Bastille, welchen Planté in diesem Augenblick überschritt. Der Wind war relativ schwach, die Gewitterwolke hielt sich einige Augenblicke hindurch ganz ruhig, die Entladungen waren unaufhörlich, und mehrere Donnerschläge, welche den Blitzen ohne merklichen Zeitunterschied folgten, kündigten an, daß der Blitz mehrere Male in der Nachbarschaft eingeschlagen habe. Planté stellte sofort eine Untersuchung an und brachte in Erfahrung, daß der Blitz drei Mal hintereinander fast an derselben Stelle eingeschlagen habe, nämlich in das Theater Beaumarchais, in den Hof und den Garten des Hauses Nr. 28 der Rue des Tournelles.

Der Regisseur des Theaters, welcher sich im Costüm-Magazin, einem kleinen Zimmer im obern Theile des Hauses, befand, sah eine Feuerkugel von der Größe einer Faust niederfallen.

In der Rue des Tournelles bemerkte ein Arbeiter, der im vierten Stock wohnte, eine Feuerkugel von der Größe einer Kanonenkugel; dieselbe ging vom Dachrande nahe an einem Blumentopfe vorbei und zerbrach nur einen Stab, sie fiel dann in den Hof. In demselben Augenblick beobachtete ein anderer Arbeiter, der im Erdgeschosse stand, drei kleine Feuerkugeln oberhalb des Bodens desselben Hofraumes, welcher dann vollständig überschwemmt wurde.

Der Bronce-Fabrikant Langueau sah in seinem Garten zwei oder drei leuchtende Kugeln; dieser Garten war in Folge des Regens, welcher wie eine wirkliche Trombe herunterfiel, in ein weites Wasserfeld verwandelt. (Planté, Elektr. Ersch. S. 21.)

5. Herr H. F. Ulrichs berichtet über einen Blitzschlag zu Vegesack bei Bremen am 5. Mai 1881, $3^{3}/_{4}$ h. p. m. Der Blitz, von verschiedenen Personen beobachtet, erschien kugelförmig, kam bei theilweise heiterm Himmel, ohne gleichzeitigen Regen. Getroffen wurde ein Complex von Fabrikgebäuden, in welchen sich Schmiede-Glühofen, Kesselanlage und eine Werkzeug-Maschinenhalle befanden. Der Blitz ging am Blitzableiter des großen Schornsteins herunter, zerbrach etwa 4,5—5 m über dem Erdboden die runde eiserne Leitungsstange und vertheilte sich in die Fabrikräume. Ein Strahl ging durch das Fabrikgebäude zu einer außerhalb desselben stehenden, im Gange befindlichen Lochmaschine, wo ein Arbeiter getödtet und mehrere betäubt oder etwas gelähmt wurden. Derselbe Strahl ging weiter in das Wohnhaus Nr. 65, woselbst sich zwei elektrische Glockenleitungen befinden. Zuerst in einen kleinen Hausflur eindringend, wo er an den Wänden und der Decke mehrere 1—3 cm große Löcher machte, in welchen der Draht bloßgelegt ist, ging er durch eine Ecke in das nebenan befindliche Comptoir. Hier zerstörte er den Drücker einer elektrischen Leitung, an dessen Stelle eine schwarze Brandstelle entstand. Die Leitung selbst ist intact geblieben. Sodann ging er im Zickzack unter der Zimmerdecke hin und drang, unter einem hölzernen Schiffsmodell einen Riß in der Wand verursachend, durch eine Ecke in ein nebenan befindliches Zimmer, wo er in einem Schornstein verschwand.

Außer dem schon bemerkten Lichtstrahl ging ein anderer durch das Kesselhaus, kam in Gestalt einer feuerigen Kugel (diese Gestalt ist auch anderseits mehrfach wahrgenommen worden) unter dem Kessel hervor, bewirkte, daß das eine Kesselfeuer herausschlug, betäubte den Kesselheizer, ging ferner in Gestalt einer feuerigen Schlangenlinie langsam am Portiershause vorüber, sprang über einen ca. 100 m langen Fabrikhof mit einem ziemlich großen Eisenlager und drang, ohne Schaden anzurichten, quer durch ein Fabrikgebäude, weiter durch einen Maschinenhaus-

Anbau und von hier aus an das daranstoßende Kesselhaus, wo er noch einige Dachpfannen lockerte, seine weitere Wirksamkeit aber aufhörte.

Außer dem Portier und zwei Arbeitern, die im Portiershause anwesend waren, bezeugten mehrere andere auf der Werft beschäftigte Personen übereinstimmend das nahe Vorbeiziehen dieses merkwürdigen Kugelblitzes, der etwa die Geschwindigkeit eines Fußgängers besaß. („Die Blitzgefahr". Nr. 2, v. Fr. Reessen, S. 28.)

6. Ueber den Tornado, der am 19. August 1890 Saint-Claude heimsuchte, berichtet M. Cadenat, Professor der Physik am College de Saint-Claude, Folgendes: Unter den elektrischen Phänomenen, welche die Trombe begleitet haben, sind die Feuerkugeln am häufigsten und bestimmtesten nachgewiesen. Alle gesammelten Notizen, sowohl in Saint-Claude als in den von der Trombe durchschrittenen Dörfern, sind durchweg dieselben und zeigen nirgends Verschiedenheiten. Man kann daher einige sichere Thatsachen anführen.

Ein Bauer aus Vizy, mit seinem Vieh nach Hause zurückkehrend, wird vom Orcan überrascht und sieht eine Feuerkugel, welche mit großer Schnelligkeit herabsteigt. Vom Schrecken ergriffen, wirft er sich sofort zur Erde. Die leuchtende Kugel schlägt auf den Boden, zerspringt mit einem Krach und bedeckt ihn mit Staub. Dies ist der einzige Fall einer festgestellten Explosion.

Einwohner von Vers l'Eau und von Samiset haben Kugeln gesehen, groß wie ein Kopf, von lebhaftem Roth, welche sich langsam auf einige Scheunen zu bewegten, das Heu in Brand steckten und dann verschwanden.

In Saint-Claude haben viele Personen, welche beim Ausbruch des Orcans gegen den Winddruck kämpften, um ihre Fenster zu schließen, Feuerkugeln von der Größe einer Billardkugel gesehen, welche in der Drehungsrichtung der Trombe mit Gewalt fortgerissen wurden. Eine große Zahl anderer haben Feuerkugeln eindringen sehen in ihre Wohnungen durch die Schornsteine oder Ofenthüren, langsam sich fortbewegend in den Zimmern und einen leuchtenden, leicht spiralig gewundenen Streifen hinterlassend.

Herr Mermet, Rue du Pré, hat drei Feuerkugeln herabsteigen sehen in einen innern Hofraum hinter seinem Hause. Zwei hatten eine langsame Bewegung in einiger Entfernung vom Boden. Die dritte hatte sich auf eine Eisenstange geworfen, welche der Wind auf eine Mauer, ein wenig über einem Fenster, geweht hatte. Dann ist sie auf den Erdboden zurückgesprungen und auf der Oberfläche einige Meter weit fortgelaufen. Plötzlich die Richtung ändernd, ist sie in einen Corridor gegangen, wo sich eine nach der Straße herabsteigende Treppe

befindet. Am Ende der Treppe ankommend, ging die Kugel zwischen der Mauer und der offenen Thür hindurch, zerstörte einen großen Theil des Schlosses, riß die Eisenbeschläge der Thüre fort und trat dann hinaus auf die Straße, in die Thüre ein großes Loch machend und dieselbe buchstäblich von oben bis unten spaltend.

In der Druckerei des Echo de la Montagne hat der Journalist M. Enard Feuerkugeln gesehen, welche, durch die Spitzen eines Eisengitters angezogen, während der Dauer des Orcans von einer Spitze zur andern sprangen.

M. Hytier, Architekt, hat von seinem Balcon aus die Trombe ankommen sehen, durchfurcht nach allen Richtungen von zahlreichen Kugeln. Man hat auch eine große Menge Funken, welche die Luft erfüllten, wahrgenommen.

Die dem Kugelblitze zuzuschreibenden materiellen Verwüstungen sind sehr interessant zu studiren: Man meldet einige verbogene Thürschlösser, man bemerkte auch eine große Zahl kreisrunder Löcher in den Fensterscheiben der Vorderseiten. Ihr Durchmesser ist in der Regel 8 cm; ihr Bruch ist frei, nicht sternförmig, auf der innern Seite glatt anzufühlen und nach der äußern einen scharfen Grat darbietend. Zuweilen sieht man auf das Glas eine Reihe Wellen gezeichnet, concentrisch um das kreisrunde Loch gruppirt, von constanter Länge, während deren Höhe nach dem Rande hin abnimmt. Es hat also rund herum der Anfang einer Schmelzung stattgefunden. Diesen Effect sieht man besonders am Buffet des Bahnhofes.

Endlich bringe ich noch folgende zwei Thatsachen, welche in der Gasanstalt, in den Zimmern des Directors, vorgekommen sind. Eine Gardine von weißer Baumwolle hat in ihren Fasern eine gewisse Zerrüttung erlitten. Bei der Betrachtung bemerkte man nichts, aber bei der leisesten Berührung zerfällt sie in eine Art Charpie. Eine zweite gelbe Damast-Gardine ist in der Mitte stellenweise gebleicht. Die entfärbende Wirkung des Ozons ist hier constatirt. Endlich hat sich durch die Feuerkugel ein charakteristischer Schwefelgeruch verbreitet, herrührend von dem durch den Blitz gebildeten Ozon. (Aus der Zeitschr. „Das Wetter". 1890. S. 295.)

7. Herr Butti, Marinemaler der Kaiserin von Oesterreich, hat Arago von Triest folgende Mittheilung gesandt: „Im Jahre 1841 und zwar, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, im Monat Juni, wohnte ich in Mailand im Gasthaus zum Lamm, in einem Zimmer des zweiten Stockes, mit der Aussicht nach der Chiesa dei Servi. Es war Nachmittags gegen 6 Uhr, der Regen fiel in Strömen herab und die dunkelsten Zimmer wurden von Blitzen heller erleuchtet, als bei uns

durch Gasflammen. Der Donner ertönte von Zeit zu Zeit mit entsetzlichem Krachen. Die Fenster der Häuser waren geschlossen, die Straße verödet, weil der Regen, wie gesagt, in Strömen herabfloß und den Weg in einen Gießbach verwandelt hatte. Ruhig dasitzend, rauchte ich meine Cigarre und betrachtete von fern durch das geöffnete Fenster den Regen, der bisweilen, durch die Sonne erleuchtet, in goldigen Fäden erglänzte, als ich plötzlich auf der Straße mehrere Kinder und Erwachsene rufen hörte: Guarda. Guarda! (seht, seht!) und gleichzeitig ein Geräusch wie von einigen mit Nägeln beschlagenen Schuhen vernahm. Seit einer halben Stunde hatte ich keinen Lärm auf der Straße gehört, und so erregte das erwähnte Geräusch meine Aufmerksamkeit; ich eilte an's Fenster und wandte das Gesicht nach der rechten Seite, woher das Geräusch kam. Der erste Gegenstand, den ich erblickte, war eine feuerige Kugel, welche sich mitten in der Straße, in der Höhe meines Fensters, nicht in horizontaler, sondern in etwas schiefer Richtung vorwärts bewegte. Acht bis zehn Leute aus dem Volke riefen, noch immer ihre Augen nach dem Meteore gewendet: Guarda, guarda! und begleiteten die Erscheinung, indem sie ihr die Straße entlang folgten, etwa im Geschwindmarsch der Soldaten. Das Meteor zog ruhig an meinem Fenster vorbei und nöthigte mich, den Kopf nach links hin zu wenden, um zu beobachten, wie diese sonderbare Erscheinung endigen würde. Weil ich indessen fürchtete, dasselbe hinter den Häusern, welche aus der geraden Front des von mir bewohnten heraustraten, aus dem Gesichte zu verlieren, eilte ich rasch auf die Straße und kam zeitig genug, um es noch zu sehen und mich den Neugierigen, welche ihm folgten, anzuschließen. Das Meteor bewegte sich noch so langsam; es hatte sich aber, weil es, wie schon gesagt, in schiefer Richtung ging, erhoben, so daß es nach weitern drei Minuten steigender Bewegung das Kreuz des Thurmes auf der Kirche dei Servi erreichte und dort verschwand. Sein Verschwinden war von einem dumpfen Krachen begleitet, ähnlich der Entladung eines Sechsunddreißig-Pfünders, wenn diese in einer Entfernung von drei Meilen gehört wird. Soll ich eine Vorstellung von der Größe und Farbe dieser feuerigen Kugel geben, so kann ich sie nur mit dem Monde vergleichen, wie man ihn in einer heitern Winternacht aufgehen sieht; wie ich mich z. B. erinnere, ihn zu Innsbruck in Tyrol gesehen zu haben, nämlich von einem röthlichen Gelb, mit einigen mehr in's Rothe spielende Flecken. Doch fand darin ein Unterschied statt, daß man in dem Meteor keine bestimmten Umrisse wie beim Monde wahrnahm; es schien vielmehr in eine Licht-Atmosphäre, deren Grenze man nicht bestimmt angeben konnte, eingehüllt zu sein." (Arago, IV. Bd. S. 42.)

8. Ohne bemerkenswerthe vorherige Gewitter-Erscheinungen traf am 17. Mai 1885 ein Blitz die Pfarrkirche in Wenden bei Olpe bei Beginn des Hochamts. Der Blitz fuhr an der am Thurm befindlichen höchsten der vier Spitzen des Blitzableiters herunter, erschlug einen Mann, der nach wenigen Minuten seinen Geist aufgab, verletzte eine Anzahl Personen, besonders viele Kinder, und endigte seinen Verderben bringenden Lauf mit der eigenthümlichen Erscheinung einer unter heftigem Knalle platzenden Feuerkugel. Die Untersuchung ergab, daß der Blitz etwas über der Erdoberfläche, dort, wo das in Manneshöhe beginnende, den Kupferdraht schützende Gasrohr aufhört, abgesprungen war und seinen Weg in das Innere der Kirche genommen hat. Einer Anzahl von Menschen sind die Absätze nebst den Schuhsohlen von den Schuhen gerissen, die Schuhnägel lagen, herausgerissen, zerstreut umher, und mehr oder weniger haben die Getroffenen Verletzungen an den Füßen davongetragen. (Gäa, XXI. Bd., S. 497.)

9. In den „Hist. nat. de l'air et des météores t. VIII. p. 291" erzählt Abbé Richard Folgendes: „Als ich am 2. Juli 1750 mich während eines Gewitters, Nachmittags um 3 Uhr, in der Kirche zu St. Michael zu Dijon befand, sah ich plötzlich zwischen den beiden ersten Pfeilern des großen Schiffes eine Flamme von stark feuerig rother Farbe erscheinen, die in einer Entfernung von drei Fuß über dem Fußboden der Kirche in der Luft schwebte. Diese Flamme erhob sich dann zur Höhe von 12—15 Fuß und wuchs dabei an Umfang. Darauf setzte sie ihr Aufsteigen in diagonaler Richtung einige Toisen weit bis in die Nähe des Gehäuses der Orgel fort und endigte dann, sich ausdehnend, mit einem Knalle, ähnlich dem einer in der Kirche selbst abgefeuerten Kanone" (Arago, IV. Bd. S. 40.)

10. Herr Hauptmann Schabel, vom 13. Fuß-Art.-Bat. in Ulm, ließ Herrn Prof. Sauter folgende Mittheilung zukommen: „Ueber die Beobachtung eines Kugelblitzes vermag ich noch Folgendes aus der Erinnerung zu erzählen. Es war in einem der 60er Jahre am Himmelfahrtstag, Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, in Ellwangen, das Wetter war warm, der Himmel bewölkt, aber nicht gewitterhaft, kein Sturm; ich befand mich auf der Straße, als plötzlich ein greller Blitz und unmittelbar darauf folgender Donnerschlag anzeigte, daß es eingeschlagen haben mußte. Da die Stiftskirche ganz in der Nähe war, sah ich zuerst dorthin und bemerkte nun, wie sich vom Fuß eines der Thürme zwei feuerige Kugeln divergirend in mäßiger Geschwindigkeit quer über den Marktplatz auf mich zu bewegten. Beide Kugeln hatten ungefähr die Größe einer kleinen Kegelkugel und bläuliches Licht. Mein erster Gedanke war, den Kugeln aus dem Wege zu gehen, und ich flüchtete

mich deshalb in das nächststehende Haus. Als ich nach einiger Zeit wieder heraustrat, war absolut nichts mehr zu sehen und auch sonst keine Gewittererscheinung zu bemerken. Auf der Straße befand sich meines Wissens zu dieser Zeit noch kaum jemand, da es Essenszeit war. Mit meiner Erzählung über diese Erscheinung fand ich nirgends Glauben."

11. Herr Oberförster Mehl aus Mochenthal, O.-A. Ehingen, berichtet: „Ich war im Revier Schönthal nach einem sehr heißen Tag Abends auf der Pürsche, es mag Ende Juni 1874 gewesen sein. Gegen 9 Uhr wurde ich, auf dem Heimweg begriffen, von einem überaus heftigen Gewitter überrascht, vor dem ich mich unter eine alte Waldhütte, welche unmittelbar an einem chaussirten Sträßchen sich befand, flüchtete. Während das Gewitter mit unerhörter Gewalt tobte, bemerkte ich Kugeln von bläulicher Färbung, welche auf dem Sträßchen daherrollten, und sich unter knisterndem Geräusch in sprühende Funken auflösten, theils vor, theils hinter meinem Standort. Die Kugeln waren von der Größe einer mittlern Kegelkugel. Das Platzen derselben, das mehrmals in meiner unmittelbaren Nähe erfolgte und das ich daher ganz genau beobachten konnte, verursachte keinen Knall, wohl aber eine solch blendende Helle, daß ich momentan vollständig geblendet war. Die Schnelligkeit, womit sich die Kugeln bewegten, war keine sehr große, nicht größer als die einer scharf geschobenen Kegelkugel, alle verfolgten dieselbe Richtung, genau die Straßenbahn einhaltend, in Zwischenräumen von verschiedener Zeitdauer, mehrmals rasch auf einander, und habe ich etwa in einem Zeitraum von einer halben Stunde 25 bis 30 solche Kugeln beobachtet. Das Gewitter hatte sich in dem, einen muldenförmigen Einschlag bildenden Waldcomplex festgesetzt und tobte hier in furchtbarer Heftigkeit volle zwei Stunden. Die Kugelblitze zeigten sich gleich zu Beginn des Gewitters, während der Regen in Strömen floß und gewöhnliche Blitze unter unausgesetzten Donnerschlägen von allen Seiten niederfuhren und mehrmals in meiner Nähe einschlugen. Da ich die Straße der Kugelblitze wegen, den angrenzenden Hochwaldbestand aber wegen der meist in denselben einschlagenden gewöhnlichen Blitze nicht zu betreten wagte, so blieb ich auf meinem Platz unter der alten Hütte, bis das Gewitter etwa Nachts 11 Uhr ziemlich ausgetobt hatte, und war froh, endlich den unheimlichen Posten mit heiler Haut verlassen zu können. Indessen habe ich Kugelblitze zu beobachten nie mehr die Gelegenheit gehabt, habe auch gar kein Verlangen, nochmals in einem solchen Granatfeuer zu stehen, wie in jener Nacht."

12. Herr Hogard, ehemaliger Marine-Offizier, erzählt, daß er am 26. August 1821 in Epinal, als er während eines Gewitters nahe am

Fenster stand, eine Feuerkugel sich gegen die Wolken unter einem Winkel von 50° bis 60° erheben sah, und zwar mit einem Zischen, ähnlich dem der Raketen. In demselben Augenblicke empfand er einen elektrischen Schlag, der so stark war, daß er ihn noch mehrere Tag lang spürte. Die Explosion, welche dieser Erscheinung folgte, war der eines Mörsers ähnlich. (Comptes rendus T. 33, p. 894.)

13. Bei dem furchtbaren Gewitter, welches sich am 13. Juli 1889 zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags über Friedrichshafen entlud, schlug der Blitz wenige Schritte vor dem König Karl von Würtemberg, welcher sich unter dem Vordach vor seinem Arbeitszimmer befand, im Schloßgarten ein. Der Blitz fuhr an einer hohen Akazie entlang, ohne den Baum selbst erheblich zu schädigen, und schlug an deren Fuß zwei strahlenförmig verlaufende Löcher in den Boden, welche die Wurzeln bloßlegten. Gleichzeitig zeigte sich auf dem Rasen zwischen der Akazie und einem sternförmig angelegten Blumenbeet eine eigenthümliche Lichterscheinung in Gestalt einer großen feuerigen Kugel, die mehrere Secunden sichtbar war, sich nach oben tosend bewegte und unter Knistern verschwand. (Staats-Anzeiger für Würtemberg vom 16. Juli 1889.)

14. Nachdem es schon einige Augenblicke gedonnert, jedoch nicht geregnet hatte, schlug plötzlich der Blitz zu Hautefeuille, im Bezirk Charny (Yonne) auf eine große Eiche, deren Rinde vom Stamme getrennt wurde. Nachdem der Blitz hierauf die Gestalt einer Kugel von ungefähr 50 cm Durchmesser angenommen hatte, bewegte sich dieselbe auf dem Boden einem etwa 300 m entfernten Bauernhof zu und hatte den Anschein, in die Scheune einzudringen, als sie plötzlich innehielt und sich in eine Tränke stürzte, wo sie verschwand. Die Kugel drehte sich mit großer Geschwindigkeit um sich selbst und schien um sich die Erde der Furche zu werfen, welche sie in den Boden gegraben hatte, wobei sie das Gras auf ihrem ganzen Wege verbrannte. Sie hinterließ keine Spur von Rauch. Die Dauer dieses imposanten Schauspiels vom Einschlagen in die Eiche bis zum Verschwinden der Feuerkugel in die Tränke schien nach der Aussage der Zeugen mehr als eine Minute zu währen. (Sestier, I. Bd., S. 127.)

15. Am 24. August 1889, Abends 8 Uhr, wurde, nachdem im Laufe des Tages schon mehrere Gewitter über den Ort weggezogen waren, im Gasthof des Herrn P. Rieder in Hermagor im Gailthal ein Kugelblitz beobachtet. In der ebenerdig gelegenen Küche des bezeichneten, in der Mitte des Marktes gelegenen Gasthofes befanden sich zur genannten Zeit Frau Rieder sammt Tochter und Magd. Letztere stand bei der Thüre, mit dem Gesicht gegen den Herd gewendet, plötzlich blitzte es

heftig, und in demselben Augenblicke sah sie über der Herdplatte einen leuchtenden Ball in der Größe einer Kegelkugel. Sein Licht war blau und dem einer Spiritusflamme ähnlich; er war in Rotation, bewegte sich wälzend über die erhitzte Herdplatte hin und fiel sodann zu Boden. Weitere Beobachtungen konnten nicht angestellt werden, da die drei genannten Personen flüchtend die Küche verlassen hatten. Als diese nach einiger Zeit wieder betreten wurde, konnte keinerlei Spur einer zerstörenden Wirkung des elektrischen Phänomens wahrgenommen werden; ob sein Verschwinden mit einer Detonation begleitet war, blieb wegen des gleichzeitig erdröhnenden Donners unentschieden. (Met. Zeitschr. 1889, S. 472.)

16. Auf Isle de France senkten sich eines Abends, im Jahre 1770, die Wolken, so weit man darüber nach den Bergen am Hafen urtheilen konnte, bis auf die geringe Höhe von 400 m. Der Regen strömte sehr reichlich herab. „Es blitzte viel, aber diese Blitze, sagt der Akademiker Le Gentil, glichen durchaus nicht den gewöhnlichen Blitzen, sondern waren sehr große feuerige Kugeln, welche plötzlich erschienen und eben so wieder ohne Explosion verschwanden." Arago, IV. Bd. S. 34.)

17. Am 6. August 1753 war Richmann, Prof. in St. Petersburg, assistirt von Solokow, damit beschäftigt, die Kraft der atmosphärischen Elektricität mittels eines Apparates zu messen, den er in seinem eigenen Zimmer aufgestellt hatte und welcher mit dem Außenraume in leitender Verbindung stand. Solokow sah eine blaue Feuerkugel, so groß wie eine Faust; dieselbe sprang von dem Apparate gegen den Kopf des Professors, welcher todt zusammen brach. In diesem Augenblick erhob sich eine Art von Nebel oder Dampf. Die Detonation war jene eines Pistolenschusses. Außerhalb des Zimmers sahen mehrere Personen eine Feuerkugel aus den Wolken entweichen und die Spitze des Apparates treffen, welche aus dem Hause ragte. (Planté, Elektr. Erscheinungen S. 99.)

18) Buchwalder, ein schweizerischer Ingenieur, hatte ein geodätisches Signal auf der Spitze des Säntis im Canton Appenzell in 2504 m oberhalb des Meeresniveau aufgestellt. Den 5. Juli 1832 war, sagt Buchwalder, der Berg von Wolken bedeckt, der Wind sehr heftig; um 6 Uhr begann der Regen, und der Donner widerhallte in der Ferne. Hagel fiel in solcher Menge, daß er in wenigen Augenblicken den Säntis mit einer 4 cm dicken Eisschichte bedeckte. Um 8 Uhr 15 Minuten grollte der Donner von neuem und sein Gebrüll, welches immer näher kam, war ohne Unterbrechung bis 10 Uhr hörbar. Ich ging weg, um den Himmel zu erforschen und die Tiefe des Schnee's einige Schritte von dem Zelte zu messen. Kaum hatte ich diese Messung

vorgenommen, als der Blitz mit Wuth aufleuchtete und mich und meinen Gehülfen zum Rückzuge in mein Zelt zwang. Dann umhüllte den Säntis eine dicke und wie die Nacht schwarze Wolke; der Regen und der Hagel fielen in Gießbächen; der Wind blies rasend; die nahen und ineinander vermengten Blitze ähnelten einem Brande; der Donner mischte darein seine überstürzten Schläge. Ich fühlte, daß wir im Mittelpunkte des Gewitters uns befanden. Mein Gehülfe konnte sich einer Schreckensbewegung nicht erwehren, und er fragte mich, ob wir keine Gefahr liefen. Ich beruhigte ihn, indem ich ihm erzählte, daß zur Zeit, als Biot und Arago ihre geodätischen Beobachtungen in Spanien machten, der Blitz auf ihr Zelt fiel, aber nur ihre Kleider gestreift hätte, ohne sie selbst zu berühren. Ich war in der That ruhig; denn gewöhnt an das Grollen des Donners, studirte ich noch, wann er mich noch näher bedrohte. In diesem Augenblicke erschien eine Feuerkugel zu den Füßen meines Genossen und ich fühlte mich am linken Schenkel von einer heftigen Bewegung, die ein elektrischer Stoß war, getroffen. Er hatte ein klägliches Geschrei ausgestoßen: Ach, mein Gott! Ich wendete mich gegen ihn und ich sah auf seinem Antlitze die Wirkung des Blitzschlages. Die linke Seite seines Gesichtes war von braunen oder rothen Flecken durchfurcht. Seine Augen, seine Augenwimpern, seine Augenbrauen waren gekräuselt und versengt; die Lippen und Nasenlöcher waren braunviolett; seine Brust schien sich noch für Augenblicke zu heben; aber bald hörte das Athemgeräusch auf. Ich rief ihn an, er antwortete mir nicht. Sein rechtes Auge war offen und glänzend; es schien mir, daß aus demselben noch ein Strahl des Bewußtseins ging; aber das linke Auge blieb geschlossen, und als ich das Augenlid erhob, sah ich, daß das Auge getrübt war. Ich nahm indeß an, daß er auf der rechten Seite sehend blieb, denn als ich versuchte, das Auge dieser Seite zu schließen, ein Versuch, welcher drei Mal von mir wiederholt wurde, öffnete es sich wieder und schien belebt. Ich legte die Hand auf das Herz, es schlug nicht mehr; ich stach seine Gliedmaßen, den Körper, die Lippen mit einem Zirkel, alles war unbeweglich, er war todt.

Der physische Schmerz entriß mich dieser unglückseligen Betrachtung. Mein linker Schenkel war gelähmt, und ich fühlte ein außergewöhnliches Zittern. Ich erfuhr anderseits ein allgemeines Beben, eine Beklemmung und unregelmäßige Herzschläge. Ich erreichte mit der größten Mühe das Dorf St. Johann. Die Instrumente waren in gleicher Weise vom Blitze zerschlagen. (Nach Buchwalder, Resultate der trigon. Messungen in der Schweiz; Kämtz, Lehrb. d. Meteorol. S. 327.)

19. Am 8. Februar 1860, Nachmittags $1^1/_2$ Uhr, schlug der Blitz in das Schulhaus zu Bonin im Departement Loire, als die Schüler

eben das Nachmittagsgebet hersagten. Der Blitzschlag machte sich zuerst dadurch bemerklich, daß Kalk, Holz und Steine unter die Kinder fielen, wodurch ein lautes Geschrei entstand. Darauf rollte ein kleiner Feuerball unter die Bänke, an dem Lehrer vorbei, der nur an den Kleidern beschädigt wurde. Sein Sohn dagegen, welcher unter einer Lampe saß, und drei oder vier andere Schüler wurden getödtet. Der Feuerball nahm seinen Weg in's Freie durch eine Fensterscheibe, in welche er ein rundes Loch bohrte, ohne sie sonst zu beschädigen, während alle übrigen Scheiben zertrümmert wurden. (Klein, Das Gewitter, S. 45.)

Perlenschnur-Blitze.

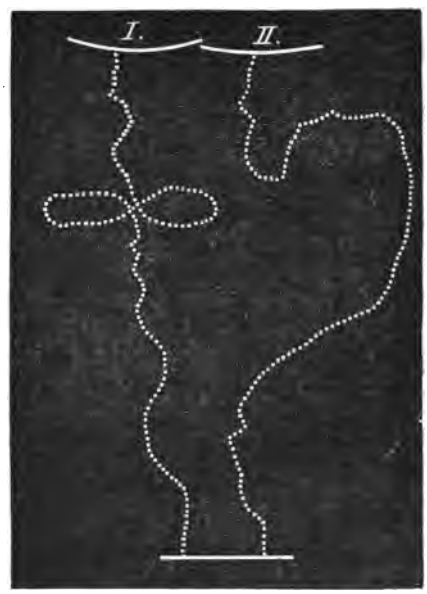
Einen Uebergang von den gewöhnlichen Zickzackblitzen zu den Kugelblitzen scheinen die von Planté sogenannten Perlenschnur-Blitze (éclairs en chapelet) vorzustellen. Dieser Forscher beobachtete von den Höhen von Meudon aus ein sich über Paris entladendes Gewitter, während dessen eine Reihe von derartigen Blitzen niederging. Er beschreibt die Erscheinung folgendermaßen:[1])

„Das Gewitter kündigte sich gegen sechs Uhr Morgens in der Umgegend von Paris an. Eine weite Wolke verdüsterte den Himmel und eine Reihe von Blitzen von großer Länge und sehr manchfaltigen Formen zuckte auf, einige derselben waren zweitheilig, andere stellten Curven mit vielfachen Spitzen oder geschlossenen Conturen dar. Diese Blitze schienen im allgemeinen aus leuchtenden Punkten zusammengesetzt zu sein, ähnlich wie es die Feuerlinien sind, welche auf einer feuchten Oberfläche durch einen elektrischen Strom von starker Spannung erzeugt werden. Gegen sieben Uhr Morgens, im Augenblick, als das Gewitter sich über Paris zu entladen begann, zuckte ein besonders bemerkenswerther Blitz von der Wolke gegen den Erdboden, wobei er eine Curve ähnlich einem langgestreckten S beschrieb, und blieb eine merkliche Zeit hindurch sichtbar. Er bildete eine Reihe von brillanten Körnern, welche längs eines sehr schmalen Lichtfadens zerstreut waren. Dieser Blitz schien mir Paris in der Richtung von Baugirard zu treffen. Die Journale veröffentlichten in der That, daß der Blitz in Baugirard, Grenelle usw. fiel und ferner, daß er unter der Ovoid- oder der Kugelform gesehen wurde. Es ist wahrscheinlich, daß der Blitzschlag gleichzeitig an verschiedenen Stellen entstand, und daß er in der Nähe des Bodens in mehrere Körner getheilt wurde, denn wir haben nur einen einzigen Blitz in dieser Richtung die Erde erreichen sehen. Der Regen war sehr ausgiebig, so daß die von der elektrischen Entladung durchsetzte Luft ganz und gar mit Wasserdampf gesättigt war. Der Blitz fiel während dieses Gewitters unter der Form des Kugelblitzes auf ein Haus der Rue de Lyon. Diese Thatsache wurde in gleicher Weise von allen Journalen erwähnt, und ich überzeugte mich durch eine Untersuchung von ihrer Richtigkeit. Unter andern Augenzeugen erklärte mir ein Schüler der Pharmacie, der im Erdgeschoß dieses Hauses sich befand, daß er in einigen Metern Entfernung und in demselben Augenblick zwei Feuerkugeln fallen sah, die einen derartigen Glanz hatten, daß er geblendet wurde, und die den Erdboden zu erreichen schienen."

[1]) Planté, Die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre. Deutsche Ausgabe, S. 24.

Der Zusammenhang mit den Kugelblitzen wird auch in andern Fällen deutlich. So beobachte E. Renou [1]) in Sougé an der Braye (Mittel-Frankreich), „daß der Blitz auf die italienischen Pappeln fiel, die am Ufer der Braye 200 oder 250 m von dem Ort, wo ich mich befand, stehen. Der Blitz zeichnete eine verticale Lichtlinie, die aber ein wenig geknickt war und aus Kugeln bestand, die fast diese Linie tangirten, genau wie es bei einem Rosenkranze der Fall ist. Die Kugeln hatten eine außergewöhnliche Helligkeit und einen Durchmesser von circa 20 cm".

Figur 3.



Einen ebensolchen Blitz beobachtete B. Joule in Southport (England) [2]). Die oben erwähnte Bemerkung Planté's, daß die Perlschnur-Blitze in sich selbst zurückkehrende Curven bilden, wird auch von anderer Seite bestätigt. Die nebenstehende Figur 3 ist die Copie einer Zeichnung, welche Professor Endemann von zwei durch ihn in Celle am 25. August 1888 beobachteten Perlenschnur-Blitzen gemacht hat. [3])

Unter andern beobachtete Professor Fr. Jäger [4]) am 27. Juli 1892 einen „schleifenförmigen Blitz, welcher das Aussehen einer Perlenschnur hatte". Von weitern Mittheilungen, die über diese Blitze vorliegen, führe ich nur noch zwei an, weil sie von Fachgelehrten herstammen, von denen man nicht wohl annehmen kann, daß sie das Opfer einer optischen Täuschung geworden. Dr. F. Pockels [5]) beobachtete am 1. October 1892 in der Nähe von Göttingen nach einem ungewöhnlich heißen Tag, Abends 7 Uhr, ein von WSW heraufziehendes Gewitter.

„Die verhältnißmäßig zahlreichen Blitze waren größtentheils langgestreckte Entladungen innerhalb der Wolken, diejenigen, welche zur Erde fuhren, fielen mir gleich dadurch auf, daß ihre Bahn eine merkliche Zeit hindurch (ich taxire höchstens eine Secunde) mit an Intensität abnehmendem röthlichem Licht nachleuchtete. Etwa um acht Uhr, als die am stärksten elektrische Wolke ihren höchsten Stand in NW erreicht hatte, beobachtete ich in jener

[1]) E. Renou, Compt. rend. 83, S. 1002. 1876.

[2]) Planté l. c., S. 29.

[3]) Endemann, Meteorol. Zeitschr. 1885, S. 483. — [4]) J. Fr. Jäger, Meteorol. Zeitschr. 1892. S. 359. — [5]) Pockels, Meteorol. Zeitschr. 1893, S. 73.

Richtung zwei zur Erde gehende Blitze in geringer Entfernung, die aber immer noch 5 km betragen haben mochte. Bei diesen beiden gewahrte ich nun mit höchstem Erstaunen, daß das Nachleuchten der Blitzbahn nicht continuirlich längs derselben, sondern in einer Reihe discreter, in gleichen Intervallen aneinander gereihter Punkte stattfand, so daß der Anblick in der That ganz einer leuchtenden Perlenschnur vergleichbar war. — Die Zahl der leuchtenden Punkte war ziemlich groß, vielleicht 30 bis 40 auf der ganzen Bahn. — Sehr bald nach dieser Erscheinung begann an meinem Standpunkt heftiger Regen mit Schlossen gemischt."

Ebenso beobachtete Dr. L. Häpke am 5. September 1880, Abends 5½ Uhr, in Vegesack bei Bremen einen eigenthümlichen Zickzackblitz. Von dem etwa 3—4 km entfernten, lang ausgedehnten Blitz in anfänglich scharfer Zickzackform schien ein Raketensprühen auszugehen, wobei der Blitz, der eine etwas längere Dauer hatte als die andern, sich in einzelne rothe Kügelchen auflöste, die wie ein Meteor einen kurzen Schweif zeigten und dann erloschen.[4])

4. Donner.

Nachdem einmal nachgewiesen war, daß der Blitz nur ein elektrischer Funken im großen sei, stieß die Erklärung des Donners auf keine Schwierigkeiten mehr. Die Alten glaubten, daß derselbe vom Zusammenstoß der Gewitterwolken herrühre, und diese Meinung, der u. a. auch Descartes Ausdruck gibt, hielt sich bis zur Entdeckung Franklin's. Seit dieser Zeit natürlich lag es nahe, dem Donner dieselbe Ursache zuzuschreiben wie dem knatternden Geräusch, das der Funken einer Elektrisirmaschine oder einer Leydener Flasche hervorbringt. Auf dem ganzen Wege der elektrischen Entladung wird die Luft mit großer Heftigkeit auseinandergedrängt, sei es in Folge von mechanischer Einwirkung des elektrischen Funkens, sei es in Folge der Erwärmung der Luft oder der Verdampfung der in der Atmosphäre enthaltenen Wasserbläschen. Die zurückgedrängte atmosphärische Luft sucht sich wieder auszudehnen, stürzt in den entstandenen leeren Raum, und es bilden sich Luftwellen, ähnlich wie sie die rasche Bewegung einer Peitschenschnur oder die Explosion eines Sprengstoffes hervorruft, und diese Luftwellen nehmen wir als Schall wahr.

Ein Beobachter, in dessen Nähe ein Blitz zur Erde fährt, bemerkt auch nur einen starken Knall wie beim Abfeuern eines Geschützes, während entfernte Blitze ein lang andauerndes Rollen hervorrufen. Die Ursache dieser Erscheinung ist folgende: Die Blitzbahn ist sehr lang und in manchfaltiger Weise verzweigt; da die elektrische Entladung fast keine Zeit beansprucht, der Schall aber nur 333 m in der Secunde zu-

[4]) Häpke, Meteor. Zeitschr. 1889, S. 227.

rücklegt, so dauert es im allgemeinen eine geraume Zeit, bis alle an den verschiedenen Punkten der Blitzbahn entstandenen Schallwellen das Ohr des Beobachters erreicht haben.

Diese Schallwellen werden nun an und für sich schon von verschiedener Stärke sein, sie werden auch unterwegs in verschiedener Weise geschwächt je nach der Dichte und dem Wassergehalt der von ihnen durchlaufenen Luftschichten; sie werden sich ferner auch in verschiedener Weise kreuzen, da aber, wo zwei Wellenthäler oder zwei Wellenberge zusammenkommen, entsteht eine Verstärkung, wo ein Wellenthal einen Wellenberg trifft, eine Schwächung des Tones, und die abwechselnde Verstärkung und Schwächung ruft den Eindruck des Rollens hervor. Wir können uns hiervon leicht überzeugen, wenn wir zwei nahezu gleich gestimmte Stimmgabeln gleichzeitig zum Tönen bringen: indem diese bald miteinander, bald einander entgegengesetzt schwingen, bewirken sie, daß sich die entstehenden Schallwellen bald verstärken, bald schwächen, die hierdurch hervorgerufene Erscheinung des periodischen Anschwellens und Abnehmens des Tones ist dem Musiker unter dem Namen der Schwebungen bekannt.

Wie jedes andere Geräusch, so wird auch der vom Blitz hervorgerufene Knall an passender Stelle ein Echo erzeugen, indem die Schallwellen an Wolken, Bergen, Waldrändern reflectirt werden. Besonders schön tritt diese Erscheinung in Hochgebirgsthälern auf.

Gleitet der Blitz auf der Wolke hin, so wird der Donner nur ein Rollen sein, das in Folge der Wirkung des Echo's sich mehrmals, aber dabei immer schwächer werdend, wiederholt. Springt der Blitz dagegen von der Wolke zur Erde nieder, so beginnt der Donner mit einem starken Knall, wie ihn das Abfeuern eines schweren Geschützes hervorruft, und es schließt sich als Wirkung des Echo's das Rollen an.

Ein Beobachter, in dessen Nähe der Blitz einschlägt, nimmt nur den Knall wahr.

Bei der unendlich kleinen Zeit, die das Licht braucht, um die hier in Betracht kommenden Entfernungen zurückzulegen, können wir die Entfernung eines Gewitters aus der zwischen der Wahrnehmung des Blitzes und des Donnes verstreichenden Zeit annähernd berechnen, wenn wir beachten, daß der Schall, wie oben bemerkt, $^1/_3$ km in der Secunde zurücklegt.

Auffallend ist, daß der Donner von Gewittern, die mehr als 25 km entfernt sind, nicht mehr wahrgenommen wird, während der Donner schwerer Geschütze noch auf die drei- bis vierfache Entfernung gehört wird. Selbst das Geräusch, das ein fahrender Eisenbahnzug hervorruft, kann, wenn die bezüglichen Angaben nicht auf Irrthum beruhen, den Donner

übertönen, so daß die im Wagen sitzenden Reisenden von ganz nahe befindlichen Gewittern zwar den Blitz wahrnehmen, nicht aber den Donner hören.

5. Elmsfeuer.

Auf Kirchthürmen, Blitzableiterspitzen, Schiffsmasten kann man manchmal während eines Gewitters oder unmittelbar vor oder nach demselben kleine Flämmchen auftreten sehen, das sogenannte Elmsfeuer. Die Erscheinung gleicht vollkommen den S. 10 beschriebenen Lichtbüscheln, die an den Spitzen der Conductoren der Elektrisir-Maschinen auftreten. Die charakteristischen Unterschiede der positiven und negativen Büschel treten auch bei dem Elmsfeuer deutlich hervor, je nachdem positive oder negative Elektricität dem Boden entströmt. Gewöhnlich sind die Elmsfeuer von einem Knistern oder Zischen begleitet. Das Geräusch ist ähnlich dem, das man wahrnimmt, wenn man eine Leydener Flasche so stark ladet, daß die Elektricität rasch in die Luft entweicht.

Die meisten Elmsfeuer zeigen sich während Gewittern; Schnee- und Hagelschauer, verbunden mit starken Winden, scheinen ihrer Entwickelung besonders günstig zu sein.

Wie die Büschel-Entladungen vor allem an den Spitzen der elektrischen Apparate auftreten, so entstehen auch die Elmsfeuer in erster Linie an spitzigen hervorragenden Gegenständen, wie ich sie oben aufgeführt habe, mitunter kann auch der menschliche Körper als eine solche Spitze dienen. So berichtet der Forstmeister M. Hladik aus Gottschee (Krain) am 1. März 1889 an die Meteorologische Zeitschrift: „Als ich gestern in der siebenten Abendstunde mit einem Herrn von einem Spaziergang heimkehrend, ca. 1 km von Gottschee mich befand, beobachtete ich trotz des herrschenden wässerigen Schneefalls eine Art Leuchten des Bartes, und in der Meinung, es rühre dies Leuchten von den anhängenden Wassertropfen her, befragte ich meinen Begleiter, welcher dieselbe Beobachtung machte. Bald darauf sah ich auf meinem mit einer Stahlspitze versehenen Stock, daß derselbe, aus dem Schnee gezogen, leuchtete; ich erhob den Stock, und wir sahen zu unserm Erstaunen an der Stahlspitze ein büschelförmiges elektrisches Leuchten, das zischend anhielt; ich berührte das Lichtbüschel, worauf es verschwand, um doch gleich, sobald ich den Stock durch die Luft schwang, wieder zu erscheinen und zischend zu leuchten. In unserer Betrachtung störte uns ein kräftiger, lang anhaltender Blitz, so daß wir für einige Augenblicke ganz blind waren. Wir gingen dann weiter, und die beobachtete Erscheinung discutirend, bemerkte ich noch einige Male während des Gehens ein Aufleuchten der

Stahlspitze meines Stockes, das doch nicht mehr so intensiv war, und endlich, als wir gegen Gottschee kamen, ganz verschwand, auch der schneeartige Regen ließ dort nach. In der Nacht und den folgenden Tag schneite es constant" [1]).

Am häufigsten und schönsten werden die Elmsfeuer im Hochgebirge beobachtet. Ihre Entstehung wird hier durch zwei Umstände befördert. Erstens wirken die Berge, besonders solche, die, wie der Schafberg im Salzkammergut, der Sonnblick in den Tauern, der Säntis im Appenzell, ziemlich isolirt aus ihrer Umgebung hervorragen, der Erde gegenüber selbst als Spitzen; zweitens erleichtert auch der verminderte Luftdruck die Ausbildung von Elmsfeuer. Wie Elster und Geitel nachgewiesen haben, verlängert sich die Büschelentladung eines Inductoriums bedeutend, wenn der Luftdruck im Entladungsgefäß von dem bei uns herrschenden Atmosphärendruck auf 520 mm (mittlerer Barometerstand auf dem Sonnblick) vermindert wird.

Eifrige Bergsteiger können öfters, nicht gerade zu ihrer freudigen Ueberraschung, wenn sie in eine Gewitterwolke oder ein Schneegestöber gerathen, ein eigenthümliches Sausen und Zischen an den eisenbeschlagenen Bergstöcken oder Eisgabeln wahrnehmen. Es rührt dieses Geräusch vom Ausströmen der Elektricität aus den genannten Gegenständen her, und es ist rathsam, sie in diesem Falle aus der Hand zu legen und sich selbst zu setzen, denn häufig folgen Blitzschläge. (Vergl. die obige Schilderung.) Daß das Sausen und Zischen nicht immer mit einer Lichterscheinung verknüpft ist, rührt davon her, daß die Helligkeit des Elmsfeuers in den meisten Fällen gegenüber der Tageshelle verschwindet; in der Nacht dagegen oder bei stark verfinstertem Himmel ist das Leuchten deutlich wahrnehmbar. So beobachtete Dr. F. Mittermaier aus Heidelberg auf dem Ködnitzkees des Großglockners Morgens 3 Uhr 30 während eines Hagelwetters, daß die auf den Huträndern liegenden Hagelkörner, die Federn und Blumen auf den Hüten zu leuchten begannen. Die Köpfe waren zeitweilig wie von einem Strahlenkranz umgeben, auf den Spitzen der Alpstöcke spielten 3 bis 6 cm lange, stark leuchtende, bläulich-weiße Flämmchen.

Eine interessante Beschreibung hierher gehörender Erscheinungen gibt Herr Walter Larden in der Zeitschrift „Nature". Ich gebe seinen Bericht nach der Meteorologischen Zeitschrift [2]) hier wieder. „Am 10. Juli war ich auf dem Matterhorn bei ziemlich zweifelhaftem Wetter. Wolken und Nebel stiegen von Italien her empor und bedeckten allmälig die Berge rings um das Matterhorn. Wir hatten mitunter etwas Schnee,

[1]) Meteorol. Zeitschrift 1889 S. 155. — [2]) Meteorol. Zeitschrift 1894 S. 28.

noch vor Mittag und während des Abstieges schneite es ganz gemüthlich. Es mochte wohl ½4 oder vielleicht auch 4 Uhr Nachmittags gewesen sein, da begann das Singen der Eispickel, der Felsen usw., und zuweilen blitzte es auch.

„Plötzlich schlug ein Blitz, augenscheinlich nicht weit von uns, ein, denn der Donner folgte fast momentan mit einem lauten Krach. Vor dem Donner und gleichzeitig mit dem Blitz vernahm man ein Krachen, einen Ton, als ob etwas gespalten oder gebrochen würde und dabei hörte man einen Patsch auf den Felsen. Das Geräusch ist schwer zu beschreiben und ein richtiges Wort dafür kaum zu finden. Dieses Geräusch ging dem Donner voraus, es war scharf und doch auch wieder schwach. Ich denke, daß ich allein es hörte, weil ich an der betreffenden Stelle stand.

„Später kam ein anderer Blitz. Hierbei hörte ich keinen Patsch an den Felsen; aber augenscheinlich mit dem Blitz und vor dem Donnerschlag kam ein leises, knisterndes und krachendes Geräusch, man möchte fast sagen: der Geist eines Donners. Es erinnert mich an das Geräusch, das man beim Neuschnee hört, wenn eine leichte Kruste darüber liegt und der Fuß einbricht. Dies Mal verspürte ich eine leichte Erschütterung im Kopfe. Ein dritter Blitz gab denselben Ton wie der zweite; aber keiner der andern erschien so deutlich, und das Geräusch hörte ich nicht weiter. Es war schon dunkel, als wir die untere Hütte erreichten und das Elmsfeuer, das von unsern Fingern, wenn wir dieselben emporhielten, von den Pickeln, Hüten, Haaren usw. ausströmte, war ganz prachtvoll. Zahlreiche Flämmchen saßen auch auf den Felsspitzen auf, die von dem schmelzenden Schnee ganz naß waren.

„Andere Leute, die an demselben Tage auf dem Gorner Grat waren, erzählten mir, ehe ich ihnen noch meine Erfahrung mitgetheilt hatte, daß das Blitzen mit einem patschenden Geräusch an dem Felsen verbunden war. Sie sagten auch, daß jene, welche Filzhüte trugen, Erschütterungen verspürten, dagegen jene, welche Strohhüte hatten, nicht. Alle Hüte waren aber naß."

Während es doch nur als Zufall betrachtet werden muß, wenn Touristen unterwegs in die Lage kommen, Elmsfeuer-Beobachtungen zu machen, da solche bei heranziehenden Gewittern von Bergbesteigungen lieber absehen, bieten die auf einzelnen Aussichtsgipfeln liegenden Gasthöfe häufiger Gelegenheit, das Elmsfeuer kennen zu lernen. So beschreibt Prohaska [1]) eine Reihe hierher gehöriger Erscheinungen nach Aufzeichnungen, die der Besitzer des auf der Spitze des Schafberg gelegenen

[1]) Meteorologische Zeitschrift 1893 S. 222.

Hotels und gleichzeitig Beobachter der mit diesem verbundenen meteorologischen Station machte. Sehr häufig zeigt sich dort das Elmsfeuer am Flaggenstock vor dem Hotel, an seiner Spitze erscheint eine kleine blaßblaue birnförmige Flamme, sie entsteht immer, wenn die elektrische Spannung eine gewisse Größe erreicht hat, also einige Zeit nach einem vorausgegangenen Blitz, hält sich ruhig, bis ein zweiter nachfolgt und die elektrische Spannung zwischen Erde und Wolke ausgleicht, verschwindet dann auf kurze Zeit, um bei zunehmender Spannung wieder zu erscheinen. Dieses Spiel wiederholt sich fort, bis das Gewitter sich entfernt. Die Größe des Lichtes entspricht einer kleinen Lampenflamme. Im wesentlichen dasselbe beobachtet man an der Spitze des Blitzableiters und an andern hervorragenden Theilen des Gebäudes. Während eines stärkern Gewitters beobachtet man auch an den Fingerspitzen der aufgehobenen Hand oder an der Nase kleine bläuliche Flämmchen, alle in der Größe einer sehr kleinen Erbse. Es kommt auch vor, daß die Kopfhaare empor gehoben werden und zwar alle vertical, während die Barthaare waagerecht abstehen. (Diese Erscheinung stellt sich bekanntlich auch ein, wenn man, auf einem Isolirschemel stehend, den Conductor einer Elektrisir-Maschine berührt.) Dabei fühlt man ein starkes, unangenehmes Prickeln und eine Erwärmung im Körper. Das großartigste an Elmsfeuern zeigte sich aber im Innern des Hauses selbst und zwar im Juni 1865 am Dreifaltigkeits-Sonntage. Samstags-Abends nahm ein Gewitter seinen Anfang und endete erst Sonntag um 2 Uhr Nachmittags. Um 9 Uhr Morgens war es besonders heftig, vier Mal nacheinander schlug der Blitz neben dem Hotel in den Berg, der fünfte Schlag traf ½ 10 Uhr Vormittags den ersten Stock des Hauses. In diesem Augenblick entstanden an der Stiege, welche in den ersten Stock führt, in Zwischenräumen von je einer Secunde, Elmsfeuer in der Höhe von 2 m, nach unten spitz zulaufend, der kegelförmige Theil hatte eine Länge von 60 cm. Diese furchtbar-schönen Flammen waren im untersten Viertel grell weiß, weiter oben gelblich, dann gelblich-grün, lichtblau, bis sie sich nächst dem Plafond ohne sichtbare Grenze in's Dunkelblaue verloren. Ebenso gab es im hintern Theil der Flur, dort, wo das Gebäude unmittelbar an den Felsen angebaut ist, Elmsfeuer von gleicher Größe und Intensität wie unten, aber zahllos bis 2 Uhr Nachmittags, während es noch zwei Mal in das Gebäude und sehr oft um dasselbe einschlug. Ein Hund, welcher zufälliger Weise beim Aufsteigen einer dieser Flammen mitten durch dieselbe hindurch rannte, wurde nicht im mindesten beschädigt, obwohl er vor Schrecken einen Schrei ausstieß. Es zeigte sich kein Haar verletzt, auch nachträglich befand er sich ganz wohl, verkroch sich jedoch ängstlich bei jedem nachfolgenden Gewitter.

Diese großen Feuer stiegen blitzartig auf, blieben 1 bis 2 Secunden ruhig stehen, ohne an Intensität der Farbe zu verlieren, und verschwanden auch blitzartig. Auf dem 3000 m hohen Sonnblick, der wegen seiner isolirten Lage hierfür besonders geeignet ist, ist wie auf dem Schafberg eine meteorologische Station eingerichtet, auf der ebenfalls häufig Elmsfeuer beobachtet werden. A. v. Obermayer beschreibt eine solche Erscheinung ausführlich in der Zeitschrift des Deutsch-Oesterreichischen Alpen-Vereins 1889. Danach leuchtete der Blitzableiter seiner ganzen Ausdehnung nach in einem weißlichen Licht, ebenso der Schornstein, die sämmtlichen Kanten und vorspringenden Ecken des Gebäudes, stellenweise selbst die Steinkante der auf der Nordseite steil abfallenden Felswand. Auch an den Barthaaren der im Freien sich aufhaltenden Beobachter erschienen feine Lichtpunkte, und an den Spitzen der ausgespreizten Finger bildeten sich Lichtbüschel von weiß-violetter Farbe und ungefähr 3 cm Länge der Strahlen. Auf Veranlassung der Herren Elster und Geitel wurden auf dem Sonnblick in der Zeit vom 20. Juli 1890 bis 30. Juni 1892 systematische Elmsfeuer-Beobachtungen vorgenommen unter gleichzeitiger Aufzeichnung der übrigen meteorologischen Elemente. Während des genannten Zeitraumes wurden an 35 Tagen Elmsfeuer wahrgenommen, in vielen Fällen dauerten sie stundenlang (bis zu acht Stunden) an. Aus den Beobachtungen ziehen die genannten Forscher folgende Schlüsse [1]).

„Wenn auch Elmsfeuer als eine ständige Begleiterscheinung der Gewitter aufzutreten pflegen, so sind sie doch keineswegs an diese gebunden, selbst im Winter bei schwachem Staubschneefall und völliger Abwesenheit von Blitzentladungen wurde mehrfach lang andauerndes Elmsfeuer beobachtet, dagegen trifft die Erscheinung von Elmsfeuern fast durchweg mit dem Fall von Niederschlägen in irgend einer Form zusammen. Die ausströmende Elektricität, welche das Elmsfeuer veranlaßt, ändert im Lauf der Erscheinung öfters ihr Zeichen, besonders bei gleichzeitigem Gewitter. Im allgemeinen gilt die Regel, daß das Elmsfeuer positiv ist während des Falls von großflockigem Schnee, negativ bei Staubschnee. Für Graupeln, Hagel und Regen ist ein unzweideutiger Unterschied nicht zu erkennen."

Nach Beobachtungen auf dem Ben-Nevis in Schottland sinken vor dem Auftreten der Elmsfeuer Temperatur und Luftdruck unter den normalen Stand, der letztere aber steigt gleich wieder nach dem Verschwinden des Elmsfeuers.

Großartig scheinen die Elmsfeuer-Erscheinungen in den nordamericanischen Anden zu sein. Aus den Bergen von Colorado gibt G. H.

---

[1]) Elster und Geitel, Wiener Ber. 101 Abth. IIa, 1893.

Stone [1]) folgende Schilderung: Das eigenthümliche ziſchende und krachende Geräuſch, das Emporſteigen der Haare ſind in dieſen Bergen etwas ganz Gewöhnliches. Die Bergleute in den hoch gelegenen Gruben (3300 m) leben mitten in dieſen elektriſchen Erſcheinungen und finden vielfach ihr Vergnügen daran, beſonders wenn bei Touriſtinnen das lange Haar empor ſteigt und ihnen den Kopfſchmuck von Furien verleiht. Das Geräuſch wird häufig in Höhen von ca. 2000 m gehört, aber weit vernehmlicher iſt daſſelbe in größern Höhen, wo es manchmal geradezu ſchrecklich wird. Gewöhnlich gehen dieſe Geräuſche unmittelbar den Blitzſchlägen voraus, im allgemeinen ſind ſie aber ungefährlich. G. H. Stone hat ſie vielfach faſt ununterbrochen beobachtet, während über ihm von Wolke zu Wolke die Blitze überſprangen. Dieſe elektriſchen Erſcheinungen treten, was mit den Beobachtungen am Sonnblick übereinſtimmt, nur beim Fallen von Niederſchlägen auf. In dunkeler Nacht kann man oft eine ganze Viehheerde in ihrem eigenen Licht leuchten ſehen.

H. Böhmer, der bei dem Bau des Obſervatoriums auf dem Pikes Peak als Ingenieur beſchäftigt war, erzählt von einem Bivouac auf dem Gipfel dieſes Berges Folgendes [2]):

„Ein ziemlich heftiger Sturmwind ſtellte ſich im Laufe der Nacht ein, von leichtem Schnee begleitet, in dem ſich ein lautes Kniſtern und Knaſtern bemerkbar machte; ich ſelbſt verſpürte im ganzen Körper ein Gefühl, als ob Tauſende von Nadeln durch meine Haut drängen, mein Haar und Bart wurden elektriſch, und auf den von mir mitgebrachten metalliſchen Gegenſtänden zeigten ſich violette Funken von etwa 1 cm Durchmeſſer und 6 cm Länge, die wie Irrlichter hin und her tanzten. Das Kniſtern im Schnee verwandelte ſich in ein eigenthümlich ſingendes Geräuſch, welches mit dem vermehrten oder verminderten Schneefall in directer Beziehung zu ſtehen ſchien. Mit dem Aufhören des Schneefalls hörten auch die Erſcheinungen auf. Im Verlauf der Arbeiten am Obſervatorium traten ähnliche Erſcheinungen öfters auf. Waren mehrere Perſonen oben, ſo ſprangen bei gegenſeitiger Annäherung Funken von einer Perſon auf die andere; einen eigenthümlichen Anblick gewährten die divergirenden Schweifhaare der Pferde. Der Betrieb der auf den Gipfel führenden Telegraphen-Leitung wurde durch die elektriſche Ausſtrömung häufig geſtört, auch wiederholt die Leitung beſchädigt.“ Von den zahlreichen Beobachtungen, die Böhmer anführt, will ich hier nur eine wiedergeben. In der Nacht trat Schneefall auf, „Singen“ und Elmsfeuer. Zweihundert Meter lang erſchien die Telegraphen-Leitung als ein glänzender Streifen, aus dem Funken ſprangen. In der

[1]) Meteorol. Zeitſchrift 1893 S. 303.
[2]) H. Böhmer, Wiener Ber. Bd. 97. Abth. IIa, 1888 S. 638.

Nähe beobachtet, erschienen diese Flämmchen in quadratischer Form, und die Strahlen concentrirten sich an der Oberfläche der Leitung in kleinern Büscheln von der Größe einer Korinthe in bläulichem Licht. Die kleinen Flämmchen sprangen bald nach dieser, bald nach jener Richtung, bei Berührung der Leitung war ein leises Kitzeln fühlbar. Auf dieselbe Weise war jeder metallische Gegenstand auf dem Gipfel erleuchtet. Von allen Beobachtern wurde die Büschelnatur der jeweiligen Ausströmungen constatirt. Wiederholt schlug während des Auftretens von Elmsfeuer der Blitz, manchmal in Form von Kugelblitzen, in das Observatorium.

Wie in jeder außergewöhnlichen Naturerscheinung sah man im Alterthum auch im Elmsfeuer ein Zeichen, das die Götter den Menschen sandten. Ein vereinzeltes Elmsfeuer galt unter dem Namen „Stern der Helena" als ein ungünstiges Vorzeichen, mehrere dagegen, nach dem Dioskurenpaar Kastor und Pollux benannt, als ein günstiges. Selbst im Mittelalter bestand dieser Glaube noch. Columbus z. B. hob während eines heftigen Gewitters den gesunkenen Muth seiner Matrosen durch den Hinweis auf Elmsfeuer, die sich auf den Masten seines Schiffes zeigten.

Den Zusammenhang zwischen Elmsfeuer und Gewitter scheint man gekannt zu haben, ehe man über die Natur des letztern vollständig im Klaren war. Giovanni Bianchini [1]) erzählt, daß auf einer der Bastionen des Schlosses von Duino in Friaul seit urdenklichen Zeiten eine Lanze aufgerichtet war, welche herannahende Gewitter anzeigen sollte. Der Soldat der Wache näherte von Zeit zu Zeit der Lanze die Spitze seiner Hellebarde, und wenn aus der erstern Funken herausſprangen, läutete er eine Glocke, um die Arbeiter auf dem Felde und die Fischer von dem drohenden Unwetter zu benachrichtigen.

6. Wirkungen des Blitzschlages.

Die Wirkungen des Blitzschlages sind mutatis mutandis dieselben, wie die des elektrischen Funkens, also mechanische: Isolatoren, welche in der Bahn des Blitzes liegen, werden zertrümmert, ferner thermische: Leiter können bis zur Schmelztemperatur erwärmt werden, des weitern chemische und physiologische. Außerdem kann ein zur Erde fahrender Blitz in einem seiner Bahn nahe gelegenen Leiter einen elektrischen Strom induciren. Von einigen Wirkungen des Blitzes war schon oben die Rede.

[1]) Mémoires de l'Acad. d. Sciences 1764 pag. 408.

Es wurde darauf hingewiesen, daß der Blitz das in der Luft in dampfförmigem Zustand vorhandene Wasser zersetzt und den so entstandenen Wasserstoff sowie den Stickstoff der Atmosphäre zum Leuchten bringt, ebenso wurde bereits auf die Ozonisirung der Luft durch Blitzschläge hingewiesen. Wir wollen uns im Folgenden nur noch mit einigen Wirkungen des Blitzes befassen, die ein besonderes, theilweise praktisches Interesse bieten.

Von einer systematischen Behandlung und Trennung, etwa der mechanischen von den Wärmewirkungen wird in der folgenden Darstellung schon aus dem Grunde abgesehen, weil ein Blitzschlag an ein und demselben Object die verschiedenartigsten Wirkungen hervorbringen kann. Ein schlecht functionirender Blitzableiter z. B. kann theils geschmolzen, theils zertrümmert werden; trifft der Blitz einen Menschen, so treten zu der Wirkung auf die Nerven (Betäubung) noch Brandwunden und andere äußere Verletzungen hinzu. Es wird sich deshalb empfehlen, eine Eintheilung nach den Objecten vorzunehmen, die vom Blitz vorzugsweise getroffen werden.

Wie bekannt, sind Gegenstände, die über ihre Umgebung hervorragen, Blitzschlägen am stärksten ausgesetzt, direct in den Erdboden pflegt der Blitz in der Ebene selten einzuschlagen. Im Hochgebirge dagegen, wo von Gebäuden, Bäumen usw. keine Rede mehr ist, wird es häufig vorkommen, daß der Blitz direct in die Felsen hervorragender Bergspitzen einschlägt. Bergsteigern sind die Spuren solcher Blitzschläge: eigenthümliche Verglasungen des Gesteins, durch theilweises Schmelzen abgerundete Kanten an hervorragenden Steinen, wohlbekannt. Die viel besuchte Zugspitze z. B. weist genug solcher Blitzspuren auf, am Mont Blanc wurden solche schon von Saussure entdeckt. Derartige Blitzspuren sind um so auffälliger, je leichter schmelzbar das Gestein ist. Besonders auffällig scheinen sie im kleinen Ararat zu sein, wo sie Humboldt zuerst fand. In neuerer Zeit beschreibt Aloch die Erscheinung in diesen Bergen folgendermaßen:

Bei der Besteigung des Berges von der weniger schwierigen Nordwestseite bemerkte ich am obern Abhange an emporragenden Stellen des bräunlichen Gesteins mitunter dunkele Streifen, wie sie etwa das Abstreifen brennender Pechfackeln bei nächtlicher Besteigung des Vesuvkegels auf den schlackigen Trümmermassen hervorbringt. Die verglaste Beschaffenheit dieser dunkeln Stellen macht sogleich die Wirkungen des Blitzes kenntlich, dessen Verlauf jedes Mal eine mit dunkelgrüner Glasschlacke ausgekleidete, enge Röhre vom Durchmesser dicker Federspulen anzeigte. Der ein Mal auf das Phänomen gerichteten Aufmerksamkeit entging die Zunahme desselben mit der Annäherung an den Gipfel nicht. Auf diesem drängen sich die wurmförmigen Aushöhlungen mit geflossenen, oft halbgetropften Rändern auf das engste zusammen, sie durchsetzen sich dergestalt, daß an die Stelle eines compacten Gesteins ein löcheriges, unvollkommenes Schmelzproduct getreten ist. Es gelang nicht, die Grenze festzustellen, bis zu welcher die Blitzröhren in die Felsmassen eingedrungen sind.

Wo der Blitz in Sandboden einschlägt, schmilzt er die Quarzkörner zu Röhren von oft mehrern Meter Länge, Blitzröhren oder Fulgurite genannt. Sie verlaufen in der Hauptsache vertical, trennen oder verzweigen sich aber auch, besonders gegen das Ende zu. Man kann dieselben vorsichtig aus dem Boden herausgraben, sie erscheinen innen glasirt, außen dagegen körnig. Zum gleichen Resultat wie die äußerliche Betrachtung der Blitzröhren führt auch die mikroskopische Untersuchung [1]). Sie ergibt, daß die Substanz im wesentlichen aus einem farblosen Glas besteht, welches reichlich mit Dampfporen durchsetzt ist, dazwischen finden sich unveränderte Quarzkörner, ihre Zahl nimmt von innen nach außen zu, vielfach sind sie an ihrer nach innen gerichteten Seite angegriffen, ihr Anblick erweckt den Anschein, als ob die vom Blitz entwickelte Wärme nicht mehr vollständig hingereicht hätte, um auch diese Körner zu schmelzen.

Der Durchmesser des Hohlraumes einer Blitzröhre übersteigt selten 2 cm, beträgt meistens sogar nur einige Millimeter, oft sogar noch weniger. Die Dicke der Wandung beträgt ebenfalls einige Millimeter.

Blitzröhren wurden zuerst beobachtet von Pfarrer Hermann zu Mossel in Schlesien 1711. 1805 entdeckte der praktische Arzt Hentzen solche in der Senner Heide bei Paderborn. Ihre wahre Natur konnte Professor Hagen aus Königsberg feststellen, als er 1825 eine noch warme Blitzröhre an einer Stelle entdeckte, wo unmittelbar vorher der Blitz eingeschlagen hatte. In derselben Lage war bald darauf der vorhin genannte Doctor Hentzen und in neuerer Zeit verschiedene andere Personen. Vorher glaubte man in diesen eigenthümlichen Gebilden krystallinische Ausscheidungen von Pflanzenwurzeln sehen zu sollen. Französischen Forschern ist es gelungen, Blitzröhren künstlich herzustellen, indem sie die Entladung von mächtigen Leydener Flaschen-Batterieen durch ein Gemisch von Sand, zerstoßenem Glas und Kochsalz hindurch gehen ließen. Der Zusatz von Kochsalz sollte das Gemenge besser leitend machen.

Häufig sind Fulgurite gerade nicht gefunden worden, es müssen eben schon günstige äußere Bedingungen für einen Fund vorliegen. Auf einer Sandfläche bei Starczinow in Polen wurden auf einem Raum von drei Viertel Magdeburger Morgen 26 Blitzröhren gezählt.

Nach einer Statistik von Hellmann [2]) scheint wasserreicher Boden Blitzschlägen in höherm Grade ausgesetzt zu sein als wasserarmer. Auf

---

[1]) Wichmann: Ueber Fulgurite, Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 35. S. 849. 1883.

[2]) Hellmann, Veröffentlichungen des königl. preußischen statistischen Bureau's 1886. Seite 177.

eine Fläche Lehmboden treffen 22 Mal so viel Blitzschläge als auf dieselbe Fläche des bekanntlich sehr wasserarmen Kalkbodens.

In Uebereinstimmung mit dem Gesetz, wonach die elektrischen Entladungen vorwiegend zwischen Spitzen übergehen, sind vor allem Bäume das Ziel der Blitzentladungen. Es können dieselben als natürliche Blitzableiter aufgefaßt werden, und Gebäude, die von benachbarten Bäumen überragt werden, können im allgemeinen eines weitern Blitzschutzes wohl entbehren.

Daß der Blitz einzelne Bäume bevorzugt, ist schon längst bekannt, so werden Pappeln schon wegen ihrer Höhe gern getroffen. Wie vorauszusehen war, spielt bei der Beurtheilung der für eine gewisse Baumart vorhandenen Blitzgefahr die Leitfähigkeit des Holzes eine große Rolle. Diese hängt ihrerseits in der Hauptsache von dem Gehalt des Holzes an fetten Oelen und nicht, wie vielfach angenommen wird, von dem Saftreichthum ab. Je größer der Gehalt an fettem Oel, desto größer ist auch der Widerstand, den das Holz dem Durchgang des elektrischen Funkens entgegengesetzt [1]).

Nach achtjährigen Aufzeichnungen in den fürstlich lippe'schen Forsten ist die Wahrscheinlichkeit, vom Blitz getroffen zu werden, für eine Fichte 5 Mal, für eine Kiefer 33 Mal und für eine Eiche 48 Mal größer als für eine Buche. Das Holz des letztern Baumes ist wegen seines Oelgehaltes ein viel schlechterer Leiter als das der andern Bäume. Daß während Wintergewittern der Blitz verhältnißmäßig selten in Bäume einschlägt, erklärt sich vielleicht durch die in dieser Jahreszeit verminderte Leitfähigkeit des Holzes. Der Gehalt an Oel ist nämlich im Winter viel größer als im Sommer. Ein Einfluß des Standortes der Bäume auf die Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, ist aus den Beobachtungen in den lippe'schen Forsten nicht zu erkennen, nach in Frankreich gemachten Aufzeichnungen scheint es aber, daß im Wasser stehende Bäume vorzugsweise vom Blitze getroffen werden.

Es ist bekannt, daß in den meisten Fällen der Blitz direct in den Stamm und seltener in die Krone einschlägt. Man erklärte diese Thatsache früher durch die Annahme, der Blitz gleite an der durch den Regen gut leitend gemachten Oberfläche der Blätter herab, ohne Spuren zu hinterlassen, während dies dort geschehe, wo er auf schlechtere Leiter treffe. Nach den Beobachtungen in den lippe'schen Forsten schlägt der Blitz indessen auch dann direct in den Stamm ein, wenn kein Regen vorhergegangen ist. Jonesko hat ferner nachgewiesen, daß selbst schwache

---

[1]) D. Jonesko, Ueber die Ursache der Blitzschläge in Bäumen. S. A. aus Jahresbericht des Vereins für vaterländische Naturkunde in Würtemberg. 1892.

Funken an benetzten Blättern Verletzungen hervorgerufen, man wird also im Gegentheil annehmen müssen, daß der Stamm ein besserer Leiter ist als die Blattmasse. Die am häufigsten beobachtete Form der Verletzung eines Baumes ist die, daß der Blitz eine spiralförmig verlaufende tiefe Furche in das Splintholz reißt, dabei die Rinde in weitem Umfange absprengend. Dieselben spiralförmigen Furchen nimmt man auch an vom Blitz getroffenen Flaggen- und Telegraphenstangen wahr. Die Spiralform der Verletzungen rührt wohl daher, daß die Holzfasern selbst in Folge des Bestrebens, sich dem Lichte zuzukrümmen, schraubenförmig gedreht sind.

Der Blitzstrahl wird auch im Holz im allgemeinen den Weg einschlagen, auf dem er den geringsten Widerstand trifft. Er folgt also den Holzfasern, theilt sich auch an der Austrittsstelle eines Astes, um sich gleich darauf wieder in eine Furche zu vereinigen. Bieten sich dem Blitzstrahl mehrere Wege von gleichem Widerstand, so wird er sich theilen; daher ist die Blitzbahn nicht immer eine Linie, sondern öfters auch eine cylindrische Fläche.

Durch die verschiedene Leitungsfähigkeit wird auch die Verschiedenheit der Wirkungen bedingt, die der Blitz auf die einzelnen Baumarten ausübt. Pappeln und Ulmen werden gewöhnlich ihrer Länge nach entrindet, Eichen gespalten, Tannen vollständig zertrümmert. Ursache dieser heftigen mechanischen Wirkung sind bei letzterm Baum die in das Holz eingelagerten, schlecht leitenden Harzschichten. Die mechanische Gewalt, mit der ein Baum auseinandergerissen wird, ist eine außerordentlich große. Schwere Aeste können mehrere Meter weit weggeschleudert werden, der Boden erscheint in weitem Umkreis ganz bedeckt mit sonderbar zerzausten und zerfetzten Splittern. Von den vielen Fällen derartiger heftiger Blitzschläge, die sich in der Litteratur verzeichnet finden, will ich hier nur einen anführen, der von zuverlässigen Beobachtern eingehend untersucht wurde [1]).

Am 7. April 1887 zerschmetterte der Blitz eine große Pappel im Dorf Schoren (Canton Bern). Der getroffene Baum besaß eine Dicke von 0,9 m, 20 m Höhe und stand allein auf einem Platz in der Mitte des Dorfes, während die nächsten, einzelstehenden Häuser 20 m entfernt waren. Ein einziges kleines Haus stand nur 6 m vom Baume entfernt, dazwischen floß ein Bach, 1 m von der Pappel. Nur ein Drittel des Baumes blieb am Platz, halb entwurzelt und gegen das Haus gelehnt. Der Rest wurde auseinandergeschleudert; in einer Entfernung von 10 bis 30 m schlugen Aststücke Dächer, Fenster, Bretterwände, Stallthüren

[1]) Meteorologische Zeitschrift 1887. S. 203.

durch. Ein Stück von mehr als 50 kg Gewicht wurde in einer Entfernung von 150 m gefunden, andere in einer Entfernung von 150 bis 300 m. Ein großer Theil des Baumes wurde in Millionen kleine Fragmente zersprengt, welche den Boden und die Dächer in weitem Umkreis bedeckten. Spuren von Verkohlung waren nicht sichtbar. Fensterscheiben barsten auf eine Entfernung von 700 m. Regen trat erst unmittelbar nach dem Blitzschlag ein.

Man nimmt vielfach an, daß das im Cambium enthaltene Wasser in Folge der Wärmewirkung des Blitzes verdampft, und der sich so plötzlich entwickelnde Dampf die Rinde sprengt. Im Gegensatz hierzu glaubt Colladon, daß das Abspringen der Rinde ebenfalls eine directe mechanische Wirkung des Blitzes sei und nur zum kleinsten Theil auf Rechnung des sich entwickelnden Dampfes gesetzt werden könnte. Colladon beruft sich zum Beweis für seine Behauptung auf folgenden merkwürdigen Fall. Am 9. Januar 1887 traf in Fécamp der Blitz einen 30 m hohen Schornstein. Derselbe wurde zu drei Viertel zerstört, das Material wurde dabei theilweise auf große Strecken, bis zu 400 m, fortgeschleudert, theilweise in kleine, erbsengroße Brocken zersprengt, welche den Boden weithin bedeckten. Die Aehnlichkeit mit der Wirkung des Blitzes auf Bäume springt in die Augen. Von verdampfendem Wasser kann bei dem stark geheizten Schornstein keine Rede sein.

Selten kommt es vor, daß vom Blitz getroffene Bäume verkohlen oder in Flammen aufgehen. Gesunde, vom Blitz getroffene Stämme zeigen keine Spuren von Verkohlung, nur abgestorbene Theile können Feuer fangen.

Auch Gebäude können in Folge der mechanischen Wirkung des Blitzes förmlich zertrümmert werden. Horn führt in den „Beobachtungen der meteorologischen Stationen im Königreich Baiern" folgenden merkwürdigen Fall an. Bei Rosenheim in Baiern schlug der Blitz in ein ungefähr 1 km von der Stadt entferntes, zweistöckiges, vereinzelt stehendes Gebäude. Der Strahl fuhr zunächst in die Windfahne, schmolz dieselbe, sprang von da auf den Kamin und vertheilte sich dann auf vielen Wegen durch das ganze Haus. Die Giebelmauern wurden zerrissen, große Theile der aus Cementplatten bestehenden Dachung in tausend kleine Stücke zertrümmert. Die Dachsparren wurden aus ihren Lagen gehoben, die geweißten Decken zweier Dachkammern an vielen Stellen durchlöchert, in der einen Kammer zur Hälfte herabgeworfen. Die Löcher hatten 2 bis 4 cm Durchmesser, und die Umgebung derselben erschien meistens wie mit Rauch geschwärzt. Von der Decke der einen Kammer scheint ein Zweig dem Fenster entlang gegangen zu sein, indem der Fenstersturz durchlöchert, das Fensterkreuz hinausgeworfen und unter-

halb des Fensters bis zum Fußboden ein Loch in die Mauern gebohrt war. Die Weißdecken der unterhalb des Dachraumes gelegenen Zimmer wurden ebenfalls an vielen Stellen durchlöchert, während die tiefer liegenden Theile des Gebäudes verschont blieben, da der Blitz seinen Weg dem blechernen Abfallrohr entlang genommen zu haben scheint, welches auch stellenweise durchlöchert wurde. Die Thüre einer der Dachkammern wurde vollständig zertrümmert.

Im allgemeinen werden mechanische Wirkungen wie die eben beschriebenen durch schnelle, Zündungen dagegen durch langsame Entladungen bewirkt. Auf die theoretische Begründung dieses Satzes will ich hier nicht eingehen, sondern nur darauf hinweisen, daß derselbe auch durch Versuche mit einer gewöhnlichen Elektrisir-Maschine sich leicht bestätigen läßt. Man kann mit einem starken Funken einer solchen Maschine Schießpulver nicht entzünden, während dieses Experiment leicht gelingt, wenn man die Entladung durch einen in die Leitung eingeschalteten feuchten Faden verlangsamt. So erklärt es sich, daß der Blitz Pulverfässer zertrümmern kann, ohne zu zünden.

Heu und Stroh werden, wie die Erfahrung lehrt, leicht entflammt, erstens weil diese Körper an und für sich leicht entzündbar sind, und zweitens weil sie vermöge ihres Widerstandes die Entladung verlangsamen und Anlaß zur Funkenbildung innerhalb ihrer Masse geben. Feuersgefahr ist auch da stets vorhanden, wo ein schlecht leitender und brennbarer Körper zwischen metallische Leiter eingefügt ist. Dünne Drähte, z. B. die der Haus-Telegraphenleitungen, werden fast regelmäßig geschmolzen, es sind aber auch Fälle bekannt, wo der Blitz einen 6 mm starken Kupferdraht eines Blitzableiters durchschmolz. Ebenso wird häufig beobachtet, daß die Platinspitze eines Blitzableiters geschmolzen wird, obgleich das Platin bekanntlich eines der am schwersten zu verflüssigenden Metalle ist. In Holz steckende Nägel zeigen an der Spitze häufig Spuren von Schmelzung, ebenso erweisen sich die Löcher, welche der Blitz manchmal in die Bleirohre der Wasserleitung schlägt, als am Rande geschmolzen. Ich werde in dem Capitel, das von den Blitzableitern handelt, noch ausführlicher über die Wege sprechen, die der Blitz in Gebäuden zu wählen pflegt, sowie den Schaden, den er daselbst anrichtet. An dieser Stelle möchte ich nur noch bemerken, daß nicht nur Dachrinnen, Wasser- und Gasleitungsrohre, bei denen man dies ja als selbstverständlich annimmt, sondern auch der Ruß des Kamins sich wie ein metallischer Leiter verhält. Der Blitz folgt daher mit Vorliebe dem Schornstein und geht dann öfters entlang der Ofenröhre in das Zimmer über. Es wird sich daher empfehlen, während eines Gewitters die Nähe des Ofens zu meiden.

Am 25. Mai d. J. schlug während eines heftigen Gewitters in Edingen bei Heidelberg der Blitz in ein kleines Häuschen mitten im Dorfe, zerschmetterte eine Anzahl Ziegel, beschädigte die Dachbalken, stellte die Dachsparren aufrecht und glitt dann, ohne bemerkenswerthen Schaden zu thun, an dem Schornstein herab, riß an der Stelle, wo das Ofenrohr die Wand durchsetzte, den Verputz heraus, fuhr quer durch das niedere und kaum 2 m breite Zimmer nach der gegenüberliegenden Wand, welche das Zimmer von der Scheuer trennte. Das Zifferblatt einer kleinen Wanduhr erhielt einen Sprung, das darüber liegende, in einem hölzernen Rahmen befestigte Schutzglas blieb unbeschädigt, ebenso das Werk. Hinter der Uhr fuhr der Blitz in der nur aus Fachwerk bestehenden Wand herab, indem er den Verputz, der den Raum zwischen den Balkenlagen ausfüllte, herauswarf und sich so einen Canal schuf. Das häufig beobachtete Aufrechtstellen der Dachsparren ist dadurch zu erklären, daß der Blitz hinter sich einen luftverdünnten Raum schafft, es treibt dann der Luftdruck von innen die Sparren heraus. Häpke beobachtete in Althemelingen bei Bremen, daß die Backsteine eines vom Blitz getroffenen Hauses 4 bis 5 cm tiefe, kugelförmige Löcher mit glatten Innenflächen aufwiesen. Er glaubt auch diese Erscheinung durch die Annahme erklären zu können, daß in Folge des geringern äußern Luftdruckes einige im Stein eingeschlossene Luftblasen hervorbrachen. Ebenso ist das häufig beobachtete Zerspringen der Fensterscheiben während eines Blitzschlages eine Wirkung des Luftdruckes.

Die Größe des jährlich in Deutschland durch den Blitz an Gebäuden angerichteten Schadens wird verschieden geschätzt. Karsten [1]) berechnet denselben zu mindestens 6 bis 8 Millionen Mark, während Holtz in seinem Werkchen über die Zunahme der Blitzgefahr den jährlichen Blitzschaden als Durchschnitt der Jahre 1874—1877 zu 1,26 Millionen veranschlagt. In demselben Zeitraum waren in ganz Deutschland versichert Gebäude im Werth von 13 676 Millionen Mark; es berechnet sich demnach der jährliche Schaden zu 0,092 pro Mille. Gebäude in flachen Gegenden werden leichter vom Blitze getroffen als solche im Gebirge. Es rührt dies daher, daß in Gebirgsländern die Dörfer in den Thälern liegen, und die den Blitzschlägen vorzugsweise ausgesetzten Berggipfel unbewohnt sind, während in der Ebene die Gebäude die hervorragendsten Objecte bilden. Dazu kommt noch, daß der wenigstens in den Gebirgsländern Deutschlands vorherrschende Wald einen gewissen Schutz bietet. Doch kommen bei der Beurtheilung der Blitzgefahr auch noch andere Gesichtspunkte in Betracht. So steht in einem scheinbaren

[1]) G. Karsten, Elektrotechnische Zeitschrift 1885. S. 137.

Gegensatz zu dem, was ich eben gesagt, die Thatsache, daß in Baden im Kreis Waldshut (Schwarzwald) von einer Million versicherter Gebäude 265, im Kreis Heidelberg (Rheinebene und Hügelland) dagegen nur 24 von dem Blitze beschädigt wurden. Es rührt dies daher, daß erstens im hohen Schwarzwald die meisten Bauernhöfe mit Stroh gedeckt sind, während es derartige Gebäude im Kreis Heidelberg nicht mehr gibt, und zweitens, und das ist wohl die Hauptursache der großen Differenz: im Kreis Waldshut gibt es wenige geschlossene Dörfer, die Bauernhöfe liegen isolirt, in der Rheinebene und im Neckar-Hügelland sind dieselben zu größern geschlossenen Ortschaften vereinigt. Nehmen wir nun an, es entfiele auf dieselbe Fläche, z. B. 1 qkm auch dieselbe Anzahl von Blitzschäden, so würde, wenn auf diesem Quadratkilometer 200 Häuser ständen, die Gefahr, vom Blitze getroffen zu werden, für ein einzelnes Haus nur halb so groß sein, als wenn auf demselben Raum 100 Häuser ständen.

In den Marschgegenden Schleswig-Holsteins, wo die Gebäude vereinzelt stehen, ist daher die Blitzgefahr bedeutend größer als in den übrigen Theilen Deutschlands. Im Durchschnitt treffen in Preußen auf dieselbe Anzahl Gebäude auf dem Lande fünf Mal so viel Blitzschläge als in den Städten. Neben der Vertheilung im Raum übt, wie schon bemerkt, auch die Art der Bedachung einen bedeutenden Einfluß auf die Gefährdung durch den Blitz aus.

In Schleswig-Holstein entfielen im Jahrzehnt 1874—1883 pro Jahr auf je eine Million:

gewöhnlicher Gebäude mit harter Dachung	163	Blitzschläge,
dto. mit weicher Dachung	386	„
Kirchen	6 277	„
Windmühlen	8 524	„
gewerbliche Gebäude, Fabrik-Schornsteine .	306	„

Gebäude, welche auf einer Terrainerhebung liegen, werden im allgemeinen den Blitzschlägen mehr ausgesetzt sein, als solche in der Ebene; ebenso wird die Nähe von großen Wasserbecken eine Gefahr bedingen, während ein nahe gelegener Wald als Schutz dient. Doch müssen hier die Grundwasserverhältnisse berücksichtigt werden. Steht das Grundwasser horizontal, so können auch nieder gelegene Gebäude unter Umständen gefährdeter werden als höher gelegene (siehe unten) und deshalb vom Grundwasserspiegel weiter entfernte. Von allen Gebäuden sind die Kirchen und Windmühlen wegen ihrer Höhe, die letztern auch wegen ihrer isolirten Lage auf Terrainerhebungen am meisten den Blitzschlägen ausgesetzt. Während nach Holtz (siehe oben) von einer Million gewöhnlicher Gebäude 188 jährlich vom Blitze beschädigt werden, entfallen

auf eine Million Kirchen in Sachsen-Weimar 3360 und in der Landdrostei Stade sogar 8333 Blitzschläge. Windmühlen sind sogar noch etwas gefährdeter.

Häpke führt an, daß es nach der Versicherung eines alten Mühlenbesitzers in der Umgebung von Bremen nur wenige Windmühlen gibt, welche im Laufe der Jahre nicht durch zündende und kalte Schläge heimgesucht worden wären. Metall-Constructionen erhöhen natürlich unter sonst gleichen Umständen die Blitzgefahr für ein Gebäude, doch läßt sich durch zweckentsprechende Verbindung der Metalltheile mit einem Blitzableiter die Gefahr leicht beseitigen, ja es können sogar z. B. die Dachrinnen, Telephon-Leitungen auf den Dächern, bei zweckmäßiger Anlage als Blitz-Schutzvorrichtung dienen. Ich werde auf diesen Punkt im Capitel über Blitzableiter ausführlicher zu sprechen kommen.

Schiffsmasten sind, wie es in der Natur der Sache liegt, Blitzschlägen in hohem Maße ausgesetzt. Es sind auch Fälle bekannt, in denen der Blitz sich nicht begnügte, die Maste zu zersplittern, sondern auch Theile der Schiffswand herausriß, und so das Schiff zum Sinken brachte.

Man braucht bei Blitzschäden nicht immer an directen Ausgleich der Elektricität der Wolken mit jener der Erde zu denken, ein jeder Blitzstrahl ist im Stande, in einem seiner Bahn benachbarten Leiter einen momentanen Strom hervor zu bringen (Inductionsstrom). Daß ein starker Blitzstrahl inducirend wirken muß, verlangt die Theorie, und es ist die Existenz solcher Inductionsströme in der That auch nachgewiesen, in den meisten Fällen freilich wird es schwierig sein, zu entscheiden, ob eine entstandene Beschädigung eine directe Wirkung des Blitzes oder die eines Inductionsstromes sei. Zunächst zwei Beispiele, welche die Existenz von durch Blitze hervorgerufenen Inductionsströmen darthun sollen. Im Sommer 1887 stellte K. A. Brander [1]) auf dem St. Gotthard Erdstrom-Untersuchungen an. In der von dem Hospiz nach Airolo führenden Telegraphen-Leitung wurde ein empfindliches Galvanometer eingeschaltet, die Enden der Leitung führten vermittelst unpolarisirbarer Elektroden zu Erde. Entlud sich ein Blitz in einer sehr weiten Entfernung, so daß in dunkeler Nacht nur ein unbedeutender Reflex am Himmel sichtbar wurde, so gab das Galvanometer einen deutlichen Ausschlag, der mit der Annäherung des Gewitters an dem Beobachtungsort immer stärker wurde, so daß schließlich die Leitung ausgeschaltet werden mußte. Daß Telephon-Apparate, Klingeln, Telephone in Folge der Inductionswirkung eines Blitzes von selbst ansprechen, wird häufig be-

[1]) Brander, Meteorol. Zeitschrift 1889. S. 438.

obachtet. Auch das Ueberſpringen von Funken zwiſchen einzelnen Theilen der Apparate iſt nichts ungewöhnliches. Telephoniſche Correſpondenz unterbleibt am beſten während eines Gewitters.

Eine eigenthümliche Wahrnehmung machte Dr. Hoppe aus Clausthal [1]). Derſelbe beſichtigte am 1. Juli 1891 auf der „Schwarzenhütte" bei Oſterode die dortige Seilbahn, die dazu dient, die im Kalkſteinbruch gewonnenen Steine durch die Luft nach der einige hundert Meter davon entfernten Kalkhütte zu befördern. Das eiſerne Laufſeil iſt auf dem Hüttenplatz durch einen Mauerklotz mit dem Erdboden verbunden, läuft dann, auf hohen hölzernen Böcken gelagert, mit geringem Anſteigen nach dem Steinbruch des Kalklagers, und iſt hier mit ſeinem andern Ende im feſten Geſtein verankert. Zuvor läuft es durch ein kleines Gebäude, in letzterm ſtand Hr. Hoppe und beobachtete die ſtarken Entladungen einer Gewitterwolke, die in mindeſtens 5 km Entfernung über den Vorbergen zwiſchen Clausthal und Oſterode ſtand. Einer der Hrn. Hoppe begleitenden Studirenden hatte die Hand auf das Laufſeil gelegt. Im Augenblick, als Hr. Hoppe einen prächtigen Blitz aus jener Wolke zucken ſah, rief jener Student, indem er die Hand haſtig vom Seile wegzog, daß er einen heftigen Schlag, wie von einer Leydener Flaſche kommend, vom Seil her in die Hand bekommen habe. In den beiden angeführten Fällen iſt an etwas anderes als Inductionsſtröme nicht wohl zu denken.

In der citirten Abhandlung beſchreibt Hoppe die Wirkungen eines andern, von ihm genau unterſuchten Blitzſchlages, der des Intereſſanten ſehr viel bietet. Am 20. Juli 1881, 3 Uhr Morgens, ſchlug der Blitz bei Clausthal in ein Haus am Fuß der ſogenannten Brenner Höhe. Dieſer Blitzſchlag iſt an und für ſich ſchon deshalb bemerkenswerth, weil das Gewitter über dieſe Höhe herzog, und eine auf derſelben ſtehende Windmühle unbeſchädigt blieb, obwohl dieſelbe genug Eiſentheile enthält und keinen Blitzableiter beſitzt. Es befindet ſich aber am Fuß der Höhe und nur 5 m von dem getroffenen Hauſe entfernt, ein waſſerreicher Graben, und dieſer Fall liefert eine Beſtätigung der oben ausgeſprochenen Anſicht, daß bei Beurtheilung der Blitzgefahr vielleicht in erſter Linie die Grundwaſſer-Verhältniſſe zu berückſichtigen ſind. Es ließ ſich leicht nachweiſen, daß der Blitz, der die Schornſteine zertrümmert und auch im Innern des Gebäudes manchfaltigen Schaden angerichtet hatte, wirklich längs eines theilweiſe durch den Blitzſchlag zerſtörten Zaunes ſeinen Weg nach dem Graben genommen hatte.

Unter dem getroffenen Gebäude, 400 m unter der Erdoberfläche,

---

[1]) Hoppe, Ober- und unterirdiſche Wirkungen eines Blitzſtrahls. Leopoldina XXIX, 1893.

zieht sich ein wasserführender Stollen hin, die sogenannte tiefe Wasserstrecke. Dieser Stollen wurde benutzt, um Erze zu Schiff nach dem Förderschacht zu bringen. Zu diesem Zweck ist längs der Decke des Stollens ein 18 mm dickes Drahtseil ausgespannt und mittels eiserner Klammern befestigt. Der vorn im Boot stehende Schiffer erfaßt dieses Seil und zieht sich und damit das Boot fort. Um dieselbe Zeit (die Zeit ließ sich auf ein paar Minuten genau feststellen), als oben auf der Erde der Blitz in das genannte Haus schlug, verspürten die sämmtlichen Schiffer, die gerade das Seil in der Hand hatten, einen furchtbaren Schlag, alle schrieen laut auf, einige verloren das Bewußtsein. Die Leute behaupteten, die Hände seien ihnen vom Seil heruntergeschlagen worden, einige Schiffer, die zufällig an nassen Stellen des Seiles zogen, fühlten sich zwei bis drei Tage lang gelähmt. Es stellte sich heraus, daß auch früher schon an diesem Seil ähnliche Erscheinungen, aber niemals in dieser Heftigkeit wahrgenommen worden waren. Daß der Blitz direct das Seil erreichte, ist nicht sehr wahrscheinlich, es wird hier wohl eine Inductions-Erscheinung angenommen werden müssen.

Am 26. Mai d. J. schlug in Seckenheim bei Mannheim der Blitz in ein zweistöckiges Wohnhaus, ohne erheblichen Schaden zu thun. Es scheint, daß der größte Theil der Entladung dem Ableitungsrohr des Regenwassers folgte. 20 bis 30 m von dem Gebäude entfernt steht eine Brauerei, dieselbe überragt das genannte Haus um fast 10 m. Ueber dem Maschinenraum der Brauerei, unmittelbar unter dem Dach befindet sich ein Wasser-Reservoir, welches Anschluß an das Wirthschafts-Local hat und das Wasser zum Ausspülen der Gläser liefert. Das zu verzapfende Bier steht unterhalb des Schanktisches in einem Eisschrank, von dem wieder ein Rohr zum Ablauf des Schmelzwassers in den Hof hinaus führt. Der Hahn, aus dem das Bier verschenkt wird, ist von jenem, der die Spülwasserleitung abschließt, etwa 80 cm entfernt.

Zu derselben Zeit, als nach dem Donnerschlag zu schließen, es im Nebenhause einschlug, verspürte der Wirth, der nach dem Zapfhahn griff, einen heftigen Schlag gegen seinen Kopf und sah den Hahn der Spülwasserleitung aufleuchten.

Es ist zweifelhaft, ob hier ein Theil des Blitzstrahls seinen Weg vom Wasser-Reservoir unter dem Dach durch die Leitung in das Wirthslocal und von da, zum Zapfhahn überspringend, durch die Schmelzwasserleitung des Eisschrankes nach der Erde nahm, oder ob in den beiden Leitungen Inductionsströme entstanden. Wegen der verhältnißmäßig geringen Heftigkeit des vom Wirth verspürten Schlages neige ich mich letzterer Ansicht zu. Bemerkenswerth ist noch, daß die Decke des

Wirthslocals von eisernen Trägern gebildet wird und auch auf eisernen Säulen ruht.

In einem auffallenden Mißverhältniß zu der Angst, welche die meisten Menschen vor einem Gewitter haben, steht die Anzahl der vom Blitz Getroffenen. Nach der Hellmann'schen Statistik wurden in dem 15jährigen Zeitraum von 1869—1883 von einer Million Menschen durchschnittlich jährlich durch den Blitz getödtet: in Preußen 4,4; Baden 3,8; Frankreich 3,0; Schweden 3,1. Die Zahlen in den einzelnen Jahren sind natürlich ziemlich verschieden. In Baiern z. B. schwankten in den letzten Jahren die Zahlen der überhaupt vom Blitz Getödteten zwischen 5 und 23 im Jahr. Zwei Drittel aller Getödteten sind männlichen Geschlechts und die große Mehrzahl im Freien getroffen. In Frankreich ist seit 1835 eine Zunahme der Blitzgefahr für die Menschen, in Schweden seit 1816 eine Abnahme, auch in Baden und Preußen seit 1867 resp. 1869 eine kleine Verringerung zu erkennen.

Man darf wohl behaupten, daß ein großer Theil der vom Blitz Getödteten dem Leichtsinn zum Opfer fielen, mit dem so viele Menschen immer noch allen Warnungen zum Trotz während eines Gewitters Schutz unter Bäumen suchen. Außerordentlich gering ist die Gefahr, im Innern des Hauses vom Blitz getroffen zu werden, häufiger sind die Fälle, in denen Menschen auf freiem Feld erschlagen wurden, besonders wenn sie, auf einem Pferd oder Wagen sitzend, über ihre Umgebung emporragten, oder wenn ein in der Hand gehaltenes eisernes Geräth, Hacke, Schaufel oder dergl. dem Blitzstrahl einen guten Weg zur Erde bot. Wer auf ganz freiem Feld von einem Gewitter überrascht wird, thut gut daran, sich nieder zu setzen und umfangreichere metallische Gegenstände bei Seite zu legen.

Weit gefährdeter als einzelne Menschen scheinen Ansammlungen und marschirende Truppen zu sein. Ob, wie behauptet wird, die warme feuchte Luftsäule, die sich in Folge des Athmungs-Processes über größere Menschenansammlungen erhebt, als verhältnißmäßig guter Leiter den Blitz gewissermaßen anzieht, muß noch unentschieden bleiben.

Bei allen vom Blitz Getroffenen scheint der Tod, wenn solcher eingetreten, durch eine Lähmung des Nervensystems herbeigeführt worden zu sein, wenigstens sind die äußern Verletzungen in den meisten Fällen gering. Die Bewußtlosigkeit tritt momentan ein. Von den vielen, die, vom Blitz betäubt, später wieder zu sich kamen, vermochten nur ganz wenige sich Rechenschaft über ihre Empfindungen zu geben, weitaus die meisten nahmen weder Blitz noch Donner wahr, nur einige wußten zu erzählen von Feuerkugeln, die auf sie zusprangen.

Vom Blitz Erschlagene behalten fast immer die Stellung bei, die sie unmittelbar vor dem Schlag inne hatten. So hat man Leichen von Feldarbeitern angetroffen, von denen der eine noch eine Prise Tabak in den Fingern hielt, während der zweite den miterschlagenen Hund streichelte und der dritte im Begriff war, ein Stück Brod zum Munde zu führen. In andern Fällen hielt man die Verunglückten für schlafend und überzeugte sich erst nach einiger Zeit von dem Irrthum.

Wie sich aus den Blitz-Photographieen ergibt, verzweigt sich der Blitz in der manchfaltigsten Weise; es wird daher auch durch den Körper eines vom Blitz Getroffenen nur ein Theil der ganzen Entladung hindurchgehen. Beschränkt sich die Blitzbahn auf die äußern Partien des Körpers, so können Brandwunden in der Form von langen Furchen hervorgerufen werden, die äußerst schmerzhaft und schwer zu heilen sind. Im allgemeinen lassen sich bei Getödteten nur unbedeutende Wunden, in der Hauptsache Verbrennungen nachweisen, seltener Quetschungen und Rupturen innerer Organe, doch ist sogar ein Fall einer Herzruptur bekannt, nur ganz ausnahmsweise kommen Knochenbrüche und Abreißungen von Gliedern vor. Auffallend ist, daß sich auf den Körpern der Getödteten merkwürdige Zeichnungen, Sterne, Kreise, baumartige Verästelungen und dergl. vorfinden. Ich führe hier nach Planté ein der Londoner medicinischen Zeitschrift ‚The Lancet' entnommenes Beispiel an:

„Ein Schäfer der Grafschaft Leicester hütete auf den Feldern seine Heerde, als ein Gewitter sich erhob; er suchte, wie es diese Leute hartnäckig zu thun pflegen, unter einem Baume einen Zufluchtsort. Kurze Zeit darauf fühlte er eine Erschütterung am obern Theile der linken Achsel, und da er den Gebrauch der Beine ganz und gar verlor, fiel er zu Boden. Als man ihn in seine Wohnung übertrug, hatte er noch vollkommen sein Bewußtsein, aber er klagte über Schmerzen im Rücken und in den Beinen. Die Untersuchung, welche vom Arzte, der ihm zur Hülfe gerufen wurde, vorgenommen wurde, führte zu einer auffallenden Wirkung des Blitzschlages. Von der linken Achsel bis hinab den ganzen Rücken einnehmend, zeigte sich herrlich vorspringend reproducirt auf der Haut und in einer intensiv scharlachrothen Farbe die Zeichnung eines Strauchastes mit zahlreichen Verästelungen, welche so fein als wie mit einer Nadelspitze gezeichnet waren. Der Stamm hatte fast drei Viertel Zoll in der Breite und das allgemeine Aussehen war das eines Farnkrautstockes mit sechs oder acht Verzweigungen. Die ganze Erscheinung war vorzüglich reproducirt und auf dem Rücken des Patienten wie abgedruckt."

Eine weitere sehr sorgfältige Untersuchung über die Wirkung eines Blitzschlages auf einen Menschen verdanken wir dem Stabsarzt Dr. Stechow

(Deutsche Militairärztliche Zeitschrift 1892 [1]). Am 9. Juni 1891, Vormittags 8 Uhr, schlug der Blitz in eine Gruppe Soldaten, die sich während einer Felddienstübung um den zu Pferd sitzenden Compagnie-Commandeur gebildet hatte; der Hauptstrahl traf das Pferd, das alsbald verendete, durch Zweigstrahlen wurden fünf Mann mehr oder weniger schwer verletzt, der Hauptmann nebst einigen Leuten zu Boden geworfen. Mit Ausnahme eines einzigen, des Hornisten, erholten sich die sämmtlichen Getroffenen bald wieder von ihrer Betäubung. Der am schwersten getroffene Hornist blieb zunächst bewußtlos und athmete nicht. Der Blitzstrahl hatte seine Helmspitze getroffen und diese sowie die Metalltheile des Helmes an mehreren Stellen geschmolzen. Das Haupthaar des Hinterkopfes wurde kurz abgesengt und eine lederartig versengte Rinne erzeugt. Von hier ab theilte sich der Strahl. Ein Zweig lief, sich in der manchfaltigsten Weise verästelnd, über Brust, Magengegend und das rechte Bein, auf dem Fußrücken noch Brandwunden zurücklassend. Dr. Stechow vergleicht die entstandenen Blitzfiguren mit einem dicht verzweigten Bärlappmoose. Der mächtige Zweig des Hauptstrahls hinterließ auf dem Rücken eine Verbrennungsfläche, auslaufend in einem 20 cm langen Streifen, welcher in der Mitte blau, an der Seite roth war. Ein großer, flammenartiger Büschel erstreckte sich bis in die linke Achsellinie. Von der Verbrennungsfläche strahlten fächerförmig Streifen aus. Die Haut auf der Verbrennungsfläche war theils in Tropfenform von Stecknadelkopf- bis Linsengröße, theils in Flächenform lederartig verbrannt und von gelblich-grauer bis rother Farbe. Der Hauptstrahl zerriß auch die Kleidung, sprang in das Seitengewehr, an dem mehrfache Schmelzringe zu beobachten waren, ging unter der Bildung eines Loches mit verbrannten Rändern durch die Drillichhose und durch ein zweites Loch in die Unterhose gegen die Kniekehle. Die Stiefel, welche mit Eisen und Nägeln versehen waren, wurden drei Schritt weit fortgeschleudert, Schaft und Oberleder derselben durchgerissen. An der Außenseite des Stiefeleisens war eine Schmelzung, und in der Fußsohle eine damit correspondirende Blutblase zu bemerken. Ein wahrscheinlich vom Pferd übergesprungener Strahl hatte außerdem diesen Mann an den Ellenbogen getroffen, dort eine Verbrennung der Haut in der Größe eines Fünfmarkstückes verursacht, welche von einem Kranz feiner Strahlen umgeben war. Planté weist auf die Aehnlichkeit hin, welche die Zeichnungen auf der Haut vom Blitz Getroffener mit den sogenannten Lichtenberg'schen Figuren zeigen.

Man erhält diese, wenn man Funken auf Glas- oder Hartgummi-

[1]) Nach dem Referat in der Meteorologischen Zeitschrift. 1893. S. 9.

platten überspringen läßt, die mit Mennige und Schwefelpulver bestreut sind. An den negativ gewordenen Stellen werden die Mennige, an den positiv gewordenen der Schwefel festgehalten. Planté benutzte zu ihrer Herstellung einen Apparat, mit dessen Hülfe er hochgespannte Elektricität erzeugen konnte. Die Aehnlichkeit der von ihm erhaltenen Figur [1]) mit den eben geschilderten Zeichnungen, die auf der Haut der vom Blitz Getroffenen entstanden, ist allerdings in die Augen springend. Auf photographischem Papier, das auf Wasser schwimmt, bilden sich, wenn man Funken darauf überspringen läßt, nach der Entwickelung ganz ähnliche Figuren.

Neben den besprochenen Blitzfiguren wurden schon an den Füßen, besonders den Fußkanten vom Blitz Getroffener weiß-grau umsäumte Durchlöcherungen der Haut beobachtet, die wie die Löcher aussahen, welche der elektrische Funken in Kartenblätter schlägt.

Häpke zählt in seiner mehrfach citirten Arbeit alle Tödtungen von Menschen durch den Blitz auf, die in neuerer Zeit in Bremen und Umgebung vorkamen. Ich will von diesen hier einige besonders charakteristische erwähnen.

1. „Auf dem Wege von Hastedt nach Schwachhausen wurde vor längern Jahren eine Frau vom Blitze erschlagen, welche auf dem Kopfe einen Korb mit blecherner Kanne trug. Die Mutter in ihrer Begleitung blieb unverletzt. Nach Angabe des Herrn Dr. med. Runge, welcher die Leiche besichtigt hatte, war durch hineingetriebene Theile des Korbes ein Schädelbruch erfolgt. Der Oberkörper zeigte Streifen, welche mit Blut unterlaufen waren. Die Kleidung war zerrissen, ein rothes Umschlagetuch zerfetzt und die Theile weit umher geschleudert."

2. „Am 9. Juni 1874, Nachmittags, wurde ein Knecht vor Walle vom Blitz erschlagen. Nach der mir kurz darauf von Herrn Oberlehrer Brinkmann in Walle gemachten Mittheilung eilte der Mann, der Gräben ausgeworfen hatte, beim Ausbruch des Gewitters vom Felde nach Hause. In kurzer Entfernung hinter demselben fuhr ein Wagen, dessen beide Insassen nach einem blendenden Blitzstrahl den noch eben vor ihnen her Wandelnden nicht mehr bemerkten. Da dieselben jedoch Rauch aufsteigen sahen, fanden sie beim Herbeieilen den vom Blitze Getödteten fast nackt da liegen. Ein Theil der Kleidungsstücke war umher geschleudert, die noch am Körper befindlichen Reste waren in Brand gerathen, während die langen Wasserstiefel bis zur Sohle zerfetzt an den Füßen hingen. Das Haar am Scheitel und Hinterkopf war verbrannt; außer den Brandwunden zeigten sich am Körper blaue Flecken und Blutunterlaufungen."

3. „Am 11. Juli 1874 wurden vier Personen in Kampe, diesseits Ottersberg, welche beim Heumachen auf den Wummewiesen vor dem Gewitter in einer Scheune Schutz suchten, beim Eintreten in dieselbe von einem Blitze getroffen. Dieser erschien den Augenzeugen als eine vom Scheunendach herabrollende Feuerkugel, die alle vier einen Augenblick in Flammen einhüllte. Das Zeug verbrannte den Leuten am Leibe, so daß die Körper mit Brandwunden über und über bedeckt waren. Eine dieser vier Personen, Namens Böttcher, ein Mann von 30 Jahren, war sofort eine Leiche, da der Kopf zerschmettert war. Ferner wurden zwei Brüder getroffen, von denen der eine, bewußtlos und gelähmt, bald nachher

[1]) Planté l. c., S. 80.

starb, während der andere, ein Handlungslehrling aus Bremen, damals 17 Jahre alt, sich nach einiger Zeit erholte und später nach America auswanderte. Ein Knabe von elf Jahren endlich trug geringere Verletzungen davon." Solche Fälle, wie die beiden vorstehenden, bei denen die Kleidungsstücke verbrannten, werden in der einschlägigen Litteratur sehr selten erwähnt.

4. „Ein erst kürzlich verheirathetes Ehepaar und der Bruder des Mannes wurden sammt einem Hunde im Felde vor der Stadt an einer Weizenstiege vom Blitz getödtet. Das Gewitter kam plötzlich um die Mittagsstunde, war sehr kurz und kaum von Regen begleitet. Außer einem heftigen Schlage hatte man nur noch einen oder zwei Blitze beobachtet. Als Nachmittags ein unweit der Erschlagenen vorübergehender Nachbar die Gruppe sah, rief er derselben zu: »Sitzet ihr noch und frühstückt!« Erst am Abend vermißte man die Leute, von denen einer der Männer das Messer noch in der Hand hielt, um Brod zu schneiden, während die Frau den Bissen noch im Munde hatte. Auch hier fehlten alle äußern Verletzungen."

Thiere, besonders größere, auf weiten, baumlosen Ebenen aber auch Schafe, bilden ebenfalls ein bevorzugtes Anziehungs-Object für den Blitz. Auch hier tritt gewöhnlich der Tod ein, ohne daß bemerkenswerthe Verletzungen sich finden. Auffallend ist, daß die durch den Blitz getroffenen Thiere rasch in Verwesung übergehen, so daß das Fleisch nicht verwendbar ist.

Weidenden Thieren kann ihre Gewohnheit, bei einem herannahenden Gewitter sich in dichte Haufen zusammen zu drängen, verhängnißvoll werden. Da die einzelnen Thiere hinsichtlich ihrer Leitfähigkeit für elektrische Entladungen sich nicht beträchtlich von einander unterscheiden, so vertheilt sich der Blitz auf alle, und es werden stets eine größere Anzahl getödtet. So erzählt d'Abaddie, daß während seiner abessynischen Reise der Blitz in eine Heerde schlug und 200 Hämmel tödtete. Ueber dem Dorf Hamois an der Ourthe zog am 25. Mai 1866 ein Gewitter herauf. Ein Hirt suchte beim Herannahen desselben seine Hämmel über einen Hügel hinweg in Sicherheit zu bringen. Auf der Spitze desselben angelangt, wollten indeß die Thiere nicht mehr weiter, sondern bildeten zwei Gruppen und steckten die Köpfe zusammen. Der Hirte suchte nun Schutz hinter einem benachbarten Busche. Plötzlich fuhr unter furchtbarem Donnergetöse ein Blitz in Form eines Feuerregens herab. Auf einem Raume von etwa 180' Länge und 45' Breite hüllte er Hirt und Heerde gänzlich ein. Diese letztere bestand aus 152 Hämmeln, von denen 126 sofort getödtet wurden. Einigen der Thiere war der Kopf abgerissen, andere durchbohrt, wieder andern waren die Beine gebrochen. Der Hirt war vom Blitze am Scheitel des Kopfes getroffen worden; vom Nacken an war das Haar abgerissen, und auf der Stirne, dem Gesichte und der Brust zeigte sich eine Furche.

7. Zunahme der Blitzgefahr.

Es ist in neuerer Zeit vielfach behauptet worden, daß, entgegen allen Erwartungen, die man an die fortschreitende Verbreitung der Blitzableiter geknüpft hat, die Zahl der schädlichen Blitzschläge in den letzten fünfzig Jahren stetig zugenommen hat. Es ist nun ohne weiteres klar, daß mit der Zunahme der Bevölkerungsdichte und damit auch der Gebäude auch die Zahl der Blitzschläge in letztere zunehmen wird. Anders verhält es sich mit der Frage, ob das Verhältniß der Blitzschläge in Gebäude zur Anzahl der vorhandenen Gebäude, welches Verhältniß ich im Folgenden als Blitzgefahr bezeichnen will, ebenfalls zugenommen hat. Um Bruchzahlen zu vermeiden, drückt man das als Blitzgefahr bezeichnete Verhältniß dadurch aus, daß man angibt, wie viele Gebäude von je einer Million vom Blitz getroffen wurden. v. Bezold [1]) hat zuerst auf Grund der Acten der allgemeinen Landes-Versicherungsanstalt des Königsreichs Baiern (ausschließlich der Rheinpfalz) die Frage, ob die Blitzgefahr zugenommen, bejaht.

Auf eine Million versicherter Gebäude entfallen Blitzschläge

in den Jahren:	Blitzschläge auf 1 Million Gebäude:
1834—1837	38
1838—1841	30
1842—1845	25
1846—1849	31
1850—1853	41
1854—1857	50
1858—1861	52
1862—1865	62
1866—1869	74
1870—1873	89
1874—1877	94
1878—1881	95
1882	92

Es sind allerdings in dieser Tabelle, wie in der nachfolgenden, nur die gegen Brand versicherten Gebäude berücksichtigt, und insofern bieten dieselben kein ganz klares Bild der Zunahme der Blitzgefahr. Indessen sind in Baiern über 90 %, in andern Ländern, wie Sachsen und Baden, wo Versicherungszwang herrscht, alle Gebäude versichert.

[1]) v. Bezold, Poggendorff, Annal. der Physik, 1869.

Nachdem v. Bezold einmal auf die Zunahme der Blitzgefahr aufmerksam gemacht hatte, nahm sich die Statistik mit großem Eifer dieses Thema's an. Kaßner, Director des Mitteldeutschen Feuerversicherungs-Verbandes, hat neben der zeitlichen auch die örtliche Verteilung der Blitzschläge studirt. Ich gebe im Nachfolgenden einen Auszug aus den von ihm veröffentlichten Tabellen:

Staat bezw. Bezirk.	Auf 100 qkm entfallen versicherte Gebäude.		Von 1 000 000 versicherter Gebäude sind jährlich getroffen.		Steigerung um Procent.
	1864/76	1877/87	1864/76	1877/89	
Königreich Sachsen . . .	4481	4954	189	375	98,5
Provinz Oberhessen . . .	3854	3967	74	124	67
Großh. Sachsen-Weimar . .	4686	4832	51	126	148
Herzogth. Braunschweig . .	3301	3715	88	179	102
Herzogth. Sachsen-Altenburg	3820	4223	175	285	163
Herzogth. Sachsen-Gotha . .	6259	6229	33	73	119
Herzogth. Sachsen-Anhalt .	3470	3891	99	257	159
Reg.-Bez. Kassel	2892	3016	60	139	132
Reg.-Bez. Hildesheim . . .	2758	2982	68	173	154
Provinz Sachsen	3111	3670	100	199	99

Des weitern vertheilen sich die beobachteten Blitzschläge wie folgt:

		1864 bis 1876	1877 bis 1889	Zunahme in Procent
In Städten	zündende	156	218	40
	nicht zündende	1236	2072	64
auf dem Lande	zündende	484	1199	148
	nicht zündende . . .	1686	4977	195

Die Zunahme der versicherten Gebäude betrug von 1864 bis 1889 nur elf Procent.

Wie man sieht, findet nach Kaßner durchweg eine Zunahme der Blitzgefahr statt. Zu demselben Resultat wie Kaßner kamen auch Gutwasser, Freyberg, Holtz, Oberbeck, L. Weber.

Die Arbeiten der Genannten sind entweder ganz oder auszugsweise in der Elektrotechnischen Zeitschrift erschienen. Im Gegensatz zu dem bisher Angeführten ist für manche Gegenden Deutschlands auch eine Abnahme der Blitzgefahr constatirt worden, so von Hellmann[1]) für das

[1]) Hellmann, Veröffentlich. des Königl. Preuß. Statist. Bureau's 1886.

nördliche Baden, Heſſen und den kleinen Kreis Altona-Pinneberg-Segeberg.

Gegen die Statiſtik der Feuer-Verſicherungs-Geſellſchaften iſt eingewendet worden, daß ihre Zahlen unzuverläſſig ſeien, weil 1. die Zunahme der verſicherten Gebäude nicht überall in Rechnung gezogen wurde, und weil 2. das Publicum ſich erſt im Laufe der Jahre daran gewöhnte, auch unbedeutende vom Blitz verurſachte Schäden anzugeben, als es ſah, daß dieſelben vergütet wurden. Dieſer Einwand wird unterſtützt durch die Wahrnehmung, daß die behauptete Zunahme der Blitzſchläge vorzugsweiſe auf die ſogenannten kalten Schläge entfällt, die früher wahrſcheinlich gar nicht angemeldet wurden. Der Kaßner'ſchen Statiſtik ſpeciell hat Unger[1]) den Vorwurf gemacht, daß die berechnete Zunahme der Blitzgefahr nur eine ſcheinbare ſei, hervorgerufen dadurch, daß zufällig die erſte der beiden Perioden, die Kaßner unterſcheidet, mit ein paar gewitterarmen Jahren ſchließt, während die zweite mit ein paar gewitterreichen beginnt. Indem Unger den Zeitraum von 1881 bis 1891 in zwei Perioden theilt, findet er für Deutſchland überhaupt keine merkliche Zunahme der Blitzgefahr in ſeiner zweiten Periode gegenüber der erſten.

Eine Controle der Angaben der Feuer-Verſicherungs-Geſellſchaften liefern die Aufzeichnungen der Reichspoſt. Es ſind 900 Telegraphen-Aemter beauftragt, Aufzeichnungen über Verlauf, Dauer nud Richtung der Gewitter zu machen, es entfällt im Durchſchnitt auf je 493 qkm ein Amt für dieſen Dienſt, der Radius der einem Amt zur Beobachtung überwieſenen Kreisfläche beträgt hiernach im Mittel 12,5 km.

Unter Schaden-Gewittern ſind im Folgenden ſolche Gewitter verſtanden, welche Telegraphen-Apparate, Telephone, Leitungsdrähte, Stangen uſw. beſchädigten.

Es wurden ſo beobachtet:

	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890
Anzahl d. Gewitter-Beobachtungen	2648	2064	3258	2597	2291	1516	1665	5404	1464
Anzahl der Schaden-Gewitter .	506	495	629	608	586	468	667	962	1063
Verhältniß der Schadengewitter zur Geſammtzahl der Gewitter in %	18,85	23,98	19,31	23,41	25,58	30,87	40,06	17,80	25,53
Anzahl der Beſchädigungsfälle .	2261	2046	2864	2911	2728	2074	2375	4748	4884
Bei jedem Schaden-Gewitter ſind im Durchſchnitt vorgekommen Beſchädigungsfälle	4,46	4,13	4,55	4,79	4,66	4,43	3,56	4,94	4,59

[1]) Unger, Eine fehlerhafte Statiſtik, Elektr. Zeitſchr. 1892.

Auch aus dieser Tabelle geht eine Zunahme der Schaden-Gewitter hervor, aber auch diese kann eine nur scheinbare sein, hervorgerufen durch die fortwährend sich steigernde Ausdehnung des Telegraphen-Netzes, das natürlich auch eine Vermehrung der Blitzschäden mit sich bringt. Ich gebe daher in der folgenden Tabelle[1]) das Verhältniß der in den einzelnen Jahren beschädigten Leitungsstangen zu den überhaupt vorhandenen in Procenten an.

Von sämmtlichen Leitungsstangen wurden beschädigt:

1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890
0,12%	0,12%	0,15%	0,15%	0,11%	0,07%	0,06%	0,13%	0,12%

Eine procentische Zunahme der Blitzschäden ist nach dieser Tabelle nicht vorhanden. Trotzdem und trotz der Einwendungen, die sich insbesondere gegen die Kaßner'sche Statistik mit Recht erheben lassen, muß wenigstens für einzelne Theile Deutschlands, wie Bayern und Sachsen, eine Vergrößerung der Blitzgefahr zugegeben werden. Es fragt sich nun: ist diese Zunahme der schädlichen Blitzschläge bedingt durch eine Zunahme der Gewitter, oder sind bei gleichbleibender Häufigkeit der Gewitter dieselben in Mittel-Europa heftiger und verderbenbringender geworden? Diese Frage ist vor allem deshalb schwer zu beantworten, weil die vorhandenen Aufzeichnungen über Gewitter in sehr geringem Grade vergleichbar sind. Denn während ein Beobachter alle Gewitter aufzeichnet, die in meilenweitem Umkreise sichtbar werden, notirt vielleicht sein Nachfolger nur diejenigen, deren Donner er hört, oder die an seinem Wohnort heftig Regen niederfallen lassen. Folgendes aber steht fest: Eine geringe Zunahme der Gewitter in den letzten Jahrzehnten ist in Baiern sicher constatirt, im übrigen Deutschland wahrscheinlich, aber diese Zunahme reicht nicht hin, um die größere Anzahl der beobachteten schädlichen Blitzschläge zu erklären; die Gewitter sind demnach, wenigstens in einzelnen Ländern, heftiger geworden. Man hat für die Zunahme der Blitzgefahr die fortschreitende Entwaldung, die Ausdehnung des Eisenbahn- und Telegraphen-Netzes, die Vermehrung der Kohlenstaubs in der Atmosphäre durch die Fabriken und noch viele andere Dinge verantwortlich gemacht, bewegt sich aber mit allen diesen Aufstellungen nur auf ganz hypothetischem Boden. An kosmische Einflüsse, z. B. Vermehrung der Sonnenflecken, kann angesichts dessen, daß die Zunahme der Blitzgefahr nur eine locale ist, nicht gedacht werden. Dagegen hat Horn darauf aufmerksam gemacht, daß nach den 56jährigen Aufzeichnungen der Sternwarte in München die Kurve, welche die Höhe des

[1]) Archiv für Post und Telegraphie. 1890, S. 97; 1892, S. 481. Auszüge in der Elektr. Zeitschrift.

Grundwassers in den einzelnen Jahren angibt, symmetrisch entgegengesetzt ist derjenigen, welche die Größe der Blitzgefahr bezeichnet. Das heißt, steht das Grundwasser nieder, ist die Blitzgefahr größer und umgekehrt. Die Erklärung ist sehr naheliegend. Feuchter Boden gestattet wegen seiner guten Leitfähigkeit einen allmäligen Ausgleich der Elektricität des Erdbodens mit der der Wolken, plötzliche Entladungen (Blitze) werden daher seltener sein. Niedere Grundwasserstände und damit trockener Boden verhindern den allmäligen Ausgleich und befördern die Blitzentladung. Horn weist darauf hin, daß auch noch eine andere Erscheinung entgegengesetzt der Zunahme der Blitzgefahr in Baiern verläuft, nämlich das Wachsthum der Gletscher in unsern Alpen. In trockenen Perioden, in denen die Blitzgefahr wächst, ziehen diese sich zurück, während sie in einer Periode niederschlagsreicher Jahre wieder vorrücken. Angesichts der lückenhaften Statistik wird man die Horn'sche Erklärung, so plausibel sie auch erscheint, doch erst dann als begründet ansehen dürfen, wenn auch entsprechendes Zahlen-Material aus andern Ländern vorliegt. [1])

Eine Bemerkung über die räumliche Verbreitung der Blitzschläge möge hier noch angeführt werden. Karten, in denen die Anzahl der schädlichen Blitzschläge pro Quadrat-Kilometer, also ohne Beziehung zu der Zahl der vorhandenen Gebäude, verzeichnet ist, haben nur einen bedingten Werth. Es ist ja von vorn herein klar, daß in dichtbevölkerten Ländern, wie Sachsen oder den rheinisch-westfälischen Industrie-Bezirken pro Quadrat-Kilometer mehr schädliche Blitzschläge constatirt werden, als auf derselben Fläche in der Eifel oder der Lüneburger Haide, und da im allgemeinen Thäler dichter bewohnt sind als Gebirge, so erwecken die angeführten Karten fälschlicherweise den Schein, als ob Gewitter etwa längs des Rheines oder der Elbe verderbenbringender seien als im Gebirge.

8. Planté's Versuche. [2])

Der französische Physiker Gaston Planté, der bekannte Erfinder der Accumulatoren, stellte mehrere Tausende dieser letztern zu Batterieen zusammen und gelangte so in den Besitz einer Elektricitätsquelle, die

[1]) Weiteres über die vermeintlichen Ursachen der Vermehrung der Blitzgefahr siehe Stimmen von Maria Laach. Jahrgang 1887, Heft I u. II.

[2]) Planté, G., Die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre. Uebersetzt von J. Wallentin. Halle a. S. 1889.

ihm hochgespannte Elektricität in großer Menge lieferte, während die bis dahin gebräuchlichen Elektrisirmaschinen zwar hohe Spannungen, aber nur sehr geringe Elektricitätsmengen zu erzeugen vermochten. Durch die Entladung dieser Batterie gelang es Planté, Erscheinungen hervorzurufen, welche mit den elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre große Aehnlichkeit besitzen. Wenn man den Planté'schen Versuchen auch nicht die Bedeutung zuschreiben kann, die der Autor ihnen zutheilt, so glaube ich doch, auf die hauptsächlichsten derselben hier eingehen zu sollen, damit der Leser sich selbst ein Urtheil über die Tragweite derselben bilden kann.

In den Stromkreis einer Batterie von 1000—1600 Accumulatoren schaltete Planté eine Geißler'sche Röhre und zwei aus Filtrirpapier gebildete Kämme, die mit destillirtem Wasser befeuchtet wurden. Nach Stromschluß blitzte ein Lichtschimmer in der Röhre auf, um sofort wieder zu verlöschen und nach einigen Secunden wieder von neuem aufzuleuchten. Diese intermittirenden Entladungen dauerten bis zur Erschöpfung der Batterie fort. Durch den Wärme-Effect der Entladung wird nämlich nach Planté an der Berührungsstelle der Spitzen Wasser verdampft und in Folge der ungenügenden Leitfähigkeit des trockenen Papiers der Strom unterbrochen. Inzwischen stellt sich durch Nachdringen von Wasser, Verschiebungen oder dergleichen an einer oder der andern Spitze ein Contact her, und die Erscheinung kann wieder beginnen. Diese Erklärung für das Experiment dürfte richtig sein, weniger dagegen die daraus auf die Vorgänge in der Natur gezogenen Analogieschlüsse. Planté glaubt, daß sich die Wolken insofern ähnlich den befeuchteten Papierkämmen verhalten, als sich die einzelnen Wolkentheilchen fortgesetzt gegen einander verschieben und so bald eine besser, bald eine schlechter leitende Strombahn bieten. So könnten sich die in den Wolken enthaltenen entgegengesetzten Elektricitäten nur allmälig in Form von Blitzen an den Stellen ausgleichen, wo die Bedingungen für das Zustandekommen eines Funkens gerade günstig liegen. Continuirliche Entladungen ohne Donner sollen dadurch entstehen, daß längere Zeit hindurch Contact zwischen den Wolken stattfindet. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß sich diese stillen Entladungen auch durch die verhältnißmäßig geringe Hörbarkeit des Donners erklären lassen.

Eingehender sind die Versuche, die Planté auf Anregung Arago's zur Erklärung der immer noch räthselhaften Kugelblitze anstellte. Wenn die positive Elektrode einer aus 200 Accumulatoren bestehenden Batterie in Salzwasser oder verdünnte Säure getaucht wird (reines Wasser ist ein sehr schlechter Leiter der Elektricität), so tritt, sobald die negative Elektrode mit der Flüssigkeit in Berührung kommt, Schmelzung oder

Verflüchtigung des Poldrahtes ein, dabei zeigt sich gleichzeitig eine von dem verdampfenden Metall gefärbte Flamme. Wird der Widerstand der Flüssigkeitssäule vergrößert, so erfolgt die Entladung durch eine Reihe von Funken. Wird dagegen umgekehrt von vorn herein die negative Elektrode in die Flüssigkeit getaucht, und nähert man der Oberfläche der letztern den positiven Draht, so bildet sich am Ende des letztern unter eigenthümlichem Geräusch eine Lichtkugel. Hebt man die positive Elektrode, so wächst die Kugel, bis ihr Durchmesser die Größe von einem Centimeter erreicht, dabei nimmt sie eine drehende Bewegung an, in Folge deren sie sich sogar abplattet. Diese drehende Bewegung kann, ohne daß eine Gesetzmäßigkeit ersichtlich ist, bald in dem einen, bald in dem andern Sinn erfolgen, ja oft wechselt der Sinn der Drehung während des Versuches. Das Licht scheint von dem Punkte auszustrahlen, in dem die Kugel die Oberfläche der in dem Gefäß befindlichen Flüssigkeit berührt. Die zu den bisher beschriebenen Experimenten gebrauchte verdünnte Salzlösung kann auch durch destillirtes Wasser ersetzt werden, doch muß dann wegen der geringen Leitfähigkeit desselben die elektromotorische Kraft der Säule vergrößert werden. Planté wandte eine solche von 800 Accumulatoren an, schaltete jedoch in den Stromkreis noch eine Säule destillirten Wassers ein, um die Stromstärke zu verringern und damit das Schmelzen der Elektrode zu verhüten. Tauchte er nun von vorn herein den positiven Poldraht in das Gefäß mit destillirtem Wasser und näherte die negative Elektrode der Flüssigkeits-Oberfläche, so entstand eine Feuerkugel von einem Durchmesser bis zu einem Centimeter, die ebenfalls eine drehende Bewegung annahm. Wurde die Elektrode etwas gehoben, so erschien die Unterseite der Kugel mit unzähligen blauen Lichtpunkten besäet, jeder dieser Punkte entsprach einem Lichtfaden, deren Vereinigung eben die Lichtkugel bildeten. Die spectral-analytische Untersuchung zeigte, daß die Feuerkugel bestand aus glühender, verdünnter Luft, dem Dampf des Metalles der Elektrode und den Elementen des zerlegten Wassers. Besonders deutlich trat das Spectrum des Wasserstoffgases hervor. Wenn die metallische Elektrode positiv und das destillirte Wasser negativ elektrisch war, so nahm der Funke wieder eine kugelförmige Gestalt an, aber die Mitte war von einem Kegel violetten Lichtes durchsetzt. Daß auch die Elektrode sich verflüchtigt und ihr Dampf die Lichtkugel färbt, kann weiter nicht auffallen; dieser Fall tritt stets ein, wenn ein einigermaßen hochgespannter Strom zwischen Metallspitzen übergeht. Man erhält z. B. recht schön die Spectra der Metalldämpfe, wenn man in die zu diesem Zweck durchbohrten Kohlenstäbe einer Bogenlampe Metalldrähte einsetzt. Als Planté zwei metallische Elektroden anwandte, er-

hielt er ein leuchtendes Sphäroid, dessen Inneres von glänzenden Linien durchsetzt war. Wurde durch Einschalten von Widerstand die Stromstärke vermindert, so verschwand allmälig die Lichthülle, und es blieb schließlich nur noch ein Lichtbogen zurück, wie dies auch nicht anders zu erwarten war. Planté verband ferner die beiden Poldrähte seiner aus 800 Elementen bestehenden Accumulatoren-Batterie mit den beiden Belegungen eines Condensators. Der letztere bestand aus einer Glimmerplatte, die auf beiden Seiten mit Stanniol beklebt war. Ein solcher Condensator, durch die Verbindung mit der Batterie geladen, verhält sich wie eine Leydener Flasche. Weist die Glimmerplatte zufälliger Weise irgendwo eine dünne Stelle oder einen Riß auf, so werden sich die auf den beiden Belegungen angesammelten entgegengesetzten Elektricitäten durch diese Stelle hindurch entladen, ähnlich wie auch das Glas einer Leydener Flasche bei zu starker Ladung derselben durchbohrt werden kann. Aber statt des kurz dauernden Funkens, den eine Leydener Flasche liefern würde, erhielt Planté folgende Erscheinung. Es bildete sich eine kleine, sehr helle Lichtkugel, die sich mit Geräusch in Bewegung setzte und langsam auf der Stanniolplatte eine wellenförmige, unregelmäßige Linie zog; sie folgte offenbar den Stellen geringsten Widerstandes. Längs ihrer Bahn schmolz nicht nur das Stanniol, sondern theilweise auch der Glimmer; gleichzeitig wurde dieser auf dem ganzen Weg der Feuerkugel zerschnitten oder durchbohrt. Noch deutlicher trat die wenigstens scheinbare Aehnlichkeit dieser Entladungserscheinungen mit den Kugelblitzen bei folgendem Versuch hervor. Zwei mit destillirtem Wasser befeuchtete Papierbäuschchen wurden mit den Polen einer Batterie von 1600 Accumulatoren verbunden. Näherte man sie einander, so entstand eine Feuerkugel, welche nach allen Richtungen zwischen den feuchten Oberflächen herumlief, bald stärker, bald schwächer werdend. Sie verschwand erst, als die Batterie nach einigen Minuten entladen war.

Ganz ähnliche Erscheinungen erhielt Lepel, als er Platten von Glimmer, Glas oder Hartgummi, paraffinirtem Papier zwischen die Pole einer kräftigen Influenzmaschine brachte. Merkwürdig ist besonders folgender Versuch. Wurden die Ränder zweier Glasplatten mit nassem Papier belegt, so rissen sich Tröpfchen von der negativen Platte los und wanderten durch eine ungefähr zwei Centimeter breite Luftschicht als bläulich-rothe Kugeln langsam und zischend zur positiven Platte. Ein geringer Luftzug ließ sie unter zischendem Geräusch verschwinden.

Planté zieht aus seinen bisher beschriebenen Experimenten den Schluß, daß die Materie unter der Einwirkung einer Elektricitätsquelle, die große Mengen hochgespannter Elektricität zu liefern im Stande ist,

Kugelgestalt annehme. Ein Kugelblitz würde demnach hervorgerufen durch einen elektrischen Strom, in welchem die Quantität der Elektricität mit hoher Spannung verknüpft ist, während der Blitz die gewöhnliche Zickzackform annimmt, wenn die Menge der Elektricität, also die Stromstärke, eine geringere ist. Die Kugelblitze bestänben demnach aus glühender verdünnter Luft und den von der Zersetzung des Wassers herrührenden Gasen ebenfalls in verdünntem Zustand. Da wir oben nachgewiesen haben, daß der Zickzackblitz auch nichts anderes ist als glühende Luft, so wird gegen diesen Theil der Planté'schen Auseinandersetzungen nicht viel einzuwenden sein. Die Helligkeit der Blitzkugeln erklärt Planté aus der großen Menge der in Betracht kommenden Elektricität, unter Umständen würde die Lebhaftigkeit der Lichtentwickelung auch verursacht werden durch glühende Staubtheilchen, Eisen, Silicium, Kalk. Daß solche Staubtheilchen in der Atmosphäre vorhanden sind und bei der Bildung der Gewitterwolken, vielleicht auch des Hagels, eine Rolle spielen, ist unzweifelhaft, die Annahme aber, daß ihnen auch ein Theil der Lichtentwickelung eines Kugelblitzes zuzuschreiben sei, ist trotzdem nichts mehr als Vermuthung.

Die von der der Zickzackblitze abweichende Farbe der Kugelblitze erklärt Planté durch den reichlich vorhandenen Wasserdampf; überwiegt der aus dessen Zersetzung herrührende Wasserstoff den Stickstoff der Luft, so muß, wie wir oben gesehen haben, die Feuerkugel eine rothe Farbe annehmen; ist der Strom dagegen nicht mächtig genug, um erhebliche Mengen Wasserdampf zu zersetzen, so geht die Färbung in das der verdünnten Luft eigenthümliche Blauviolett über.

Das die Erscheinung der Kugelblitze begleitende Brausen rührt nach Planté von dem raschen Verdampfen des Wassers her, welches durch die Wärmewirkung des Blitzes hervorgerufen wird. Auf diese Weise entsteht auch das bei den Versuchen beobachtete zischende Geräusch. Auffallender Weise war dieses Brausen stärker, wenn die positive Elektrode oberhalb des destillirten Wassers war, als im umgekehrten Fall.

Die Drehbewegung, welche die Kugelblitze manchmal, die bei den Experimenten auftretenden Lichtkugeln in den meisten Fällen zeigten, erklärt Planté durch die Reaction, welche dem Ausflusse der Elektricitätsströmung entspringt. Diese Erklärung erscheint mir nur dann verständlich, wenn man annimmt, daß auch materielle Theilchen als Folge elektrischer Abstoßung aus der Kugel fortgeschleudert werden.

Der Kugelblitz stellt sich dar entweder unter der Form eines einfachen Falles von mehr oder minder zahlreichen Feuerkugeln oder unter der Form einer einfachen Kugel, welche sich langsam bewegt und manchmal lange Zeit sichtbar bleibt. Im ersten Fall glaubt Planté, daß die

Kugelblitze ihren Ursprung in den sogenannten Perlenblitzen haben, von denen ich früher gesprochen und auf deren Erklärung durch Planté ich später zurückkommen werde. Den zweiten, gewöhnlichen Fall, daß eine Feuerkugel sich verhältnißmäßig langsam bewegt, glaubt Planté folgendermaßen erklären zu können: Wenn eine Gewitterwolke, die mit einer großen Elektricitätsmenge geladen ist, in einer geringen Höhe oberhalb der Erdoberfläche hinwegzieht, so kann sich eine Säule oder Trombe von feuchter, stark elektrisirter Luft bilden, welche sichtbar oder unsichtbar ist und als Elektrode dient; diese erzeugt den Abfluß des elektrischen Stromes unter der Gestalt einer Feuerkugel, welche an ihrem Ende erscheint. Da diese Säule sehr beweglich ist, so wird die Feuerkugel selbstverständlich allen Bewegungen der erstern folgen.

Eine zweite Art der Erklärung dieser Kugelblitze geht aus von dem oben beschriebenen Experiment, wo eine Feuerkugel langsam über einen Condensator hinwandert, der gebildet wird durch eine Glimmerplatte mit Stanniolbelegungen. Ein solcher Condensator, nimmt Planté an, könne sich in der Atmosphäre bilden, seine obere Belegung würde dargestellt durch eine feuchte, gut leitende Luftschicht, die untere durch den ebenfalls leitenden Erdboden, als Isolator würde dienen eine dazwischen liegende verhältnißmäßig trockene Luftschicht. Die Möglichkeit der Bildung eines solchen Condensators kann nach Beobachtungen bei Ballonfahrten nicht wohl in Zweifel gezogen werden. Sobald der Funken die isolirende Zwischenschicht durchschlagen hat, so muß nun nach Planté der weitere Ausgleich der beiden getrennten Elektricitäten in Kugelform erfolgen. Reicht die elektrisirte Wolke nahe zum Boden herab, und besitzt die Basis eine große Ausdehnung, so bleibt die Feuerkugel in leitender Verbindung mit der die obere Belegung bildenden Wolke und setzt allein ihren Gang fort, indem sie die isolirende Luftschicht durchwandert und zwar in unregelmäßiger Weise je nach der Aenderung der Dicke und des Widerstandes, welchen dieselbe besitzt. Planté verweist als Stütze für diesen immerhin problematischen Erklärungsversuch, denn es liegt kein Beweis dafür vor, daß die den Kugelblitz entsendenden Wolken besonders weit herabreichen, auf die Erscheinung eines Kugelblitzes, welcher, der Wand eines Schornsteins folgend, dieselbe an der Stelle geringsten Widerstandes durchbohrte. Auf dieselbe Weise erklärt Planté auch das Auftreten von Kugelblitzen im Innern einer Wolke. Befindet sich eine solche der Erde nicht nahe genug, daß die Entladung unter der Form eines Kugelblitzes vor sich gehen kann, so glaubt Planté, daß sich durch Influenzwirkung Lichtbüschel (St. Elmsfeuer) oder Feuerkugeln bilden können; einen experimentellen Beweis dafür, daß sich unter solchen Umständen Feuerkugeln bilden können, gibt es aber nicht.

Es erübrigt noch eine Erklärung der manchfaltigen Formen, unter denen Kugelblitze zu verschwinden pflegen.

„Wenn die isolirende Luftschicht zu dick ist, oder der Zufluß von Elektricität aus der Gewitterwolke sich nicht vergrößert, so hört der Ausgleich der Elektricitäten auf, und die Feuerkugel verschwindet ohne Schallerscheinung ebenso wie in den beschriebenen Experimenten. Wenn anderseits die Intensität des Gewitters zunimmt, oder die elektrische Wolke sich mehr dem Erdboden nähert, so fließen neue Elektricitätsmengen der Oberfläche der isolirenden Luftschicht zu, und es vollzieht sich der Abfluß, anstatt in einer relativ ruhigen und stillen Weise fortzufahren, unter der Kugelform gewaltsam, unter der Form einer eigentlichen Entladung, welche von Donner begleitet ist. Man begreift dann, daß von der Stelle selbst, an welcher der Donner erschien, nach allen Richtungen Blitzlinien ausgehen, welche wellen- oder zickzackförmig sind und die umgebenden Gegenstände treffen." Ob die Schall-Erscheinung von der Explosion der Blitzkugel selbst herrührt, läßt Planté unentschieden. Die Stärke des Donners, mit dem nach den Berichten manche Kugelblitze verschwinden, würde sich erklären durch die große Menge der in's Spiel tretenden Elektricität.

Planté faßt schließlich sein Urtheil über die Kugelblitze folgendermaßen zusammen: „Der Kugelblitz erscheint als eine langsame und partielle Entladung, die entweder direct oder auf dem Influenzweg geschieht, der Elektricität der Gewitterwolke, sobald diese Elektricität in ausnahmsweise mächtiger Menge vorhanden ist und sobald die Wolke selbst oder die elektrisirte Luftsäule, welche sozusagen die Elektrode bildet, sich sehr nahe dem Erdboden befindet und von demselben nur durch eine isolirende Luftschicht von geringer Dicke getrennt ist."

Aehnliche Erscheinungen wie Planté haben andere Forscher erhalten, als sie den von 50 oder mehr Bunsen'schen Elementen gelieferten Strom vermittelst Elektroden von sehr kleiner Oberfläche in verdünnte Säure leiteten. Man wird es hier in der Hauptsache mit Wärmewirkungen des elektrischen Stromes zu thun haben. Ob diese kleinen Lichtkugeln als ein Analogon zu den Kugelblitzen aufgefaßt werden dürfen, erscheint immer noch fraglich. Vor allem kann Planté nicht erklären, wie es möglich ist, daß ein Kugelblitz minutenlang ruhig in der Luft schweben kann. Man müßte zur Erklärung dieses Phänomens annehmen, daß sowohl von der Wolke herab ein leitender Kegel schlauchartig herabhänge, als auch gleichzeitig ein solcher von der Erde aus emporsteige, und das letztere erscheint doch wenig wahrscheinlich. So hübsch die bezüglichen Experimente von Planté auch sind, so wenig sind sie im Stande, alle die Räthsel zu lösen, welche uns die Berichte über die Kugelblitze aufgeben.

Ganz ungenügend erscheint die Erklärung, welche Planté von den Perlenblitzen gibt. Er sieht in denselben einen Uebergang von dem gewöhnlichen Zickzackblitz zur Kugelblitzform und schließt aus seinen Beobachtungen von Perlenblitzen, daß die Blitzkugeln, welche in mehr oder weniger großen Anzahl fallen, von Donnergetöse begleitet sind und unmittelbar verschwinden, als von einem Perlenblitz abstammend betrachtet werden können. Das mag richtig sein, aber man muß dann Kugelblitze der eben beschriebenen Art als wesentlich verschieden betrachten von den Feuerkugeln, die langsam über feuchtem Boden einherziehen. Ganz unklar aber ist es, wenn Planté fortfährt, „diese Bildung der Lichtkörner, welche mit Luftlinien abwechseln, dürfte eine Consequenz des Ausflusses des elektrischen Stromes durch ein ponderables Medium sein und kann entweder mit der Reihe glühender Kugeln, welche ein langer von einem Volta'schen Strom geschmolzenen Metalldraht zeigt, dessen Enden einen Augenblick noch an den Polen der Säule geschmolzen aufgehängt bleiben, oder auch mit den Anschwellungen verglichen werden, welche bei dem Ausfluß jeder Flüssigkeitsader entstehen. Solche Ansammlungen der elektrisirten und leuchtenden Materie dürften natürlich sich langsamer zerstreuen als die Lichtlinie selbst, die sie mit einander verbindet, und auf diese Weise erklärt sich die Fortdauer des beobachteten Blitzes".

Hier fragt es sich denn doch: welches ist dieses ponderable Medium in der Atmosphäre, das sich verhalten soll wie ein geschmolzener Metalldraht? Auch dürfte es doch nicht so ohne weiteres klar sein, daß sich die Ansammlungen der elektrisirten und leuchtenden Materie langsamer zerstreuen sollen als die Lichtlinie selbst, da letztere doch auch von glühender Materie gebildet wird. Mindestens ist unklar, warum diese glühende Materie längere Zeit hindurch Kugelgestalt beibehalten soll.

Daß es Planté dagegen gelungen ist, die Erscheinung der Zickzackblitze und der eigenthümlichen Zeichnungen, die sie auf dem menschlichen Körper hervorbringen, besonders vermittelst seiner rheostatischen Maschine recht hübsch nachzuahmen, habe ich schon an andern Stellen auseinandergesetzt.

9. Blitzableiter.

Der erste Vorschlag zur Errichtung von Blitzableitern ging bekanntlich von Franklin aus. In einem Brief vom 29. Juli 1750 an die Royal Society in London schreibt er, anknüpfend an seine Untersuchungen über das Verhalten von Spitzen gegenüber elektrischen Entladungen:

„Würde die Kenntniß der Kraft der Spitzen nicht den Menschen zum Nutzen gereichen können, wenn man dadurch Häuser, Kirchen, Schiffe und dergl. vor dem Schlage des Blitzes zu sichern suchte? Man müßte anfangen, auf die höchsten Theile der Gebäude aufrecht stehende eiserne Stangen zu befestigen. Diese müßten so scharf als Nadeln gemacht und, um dem Roste vorzubeugen, vergoldet werden. Von dem untern Ende dieser Stangen müßte man außen an dem Gebäude einen Draht bis in die Erde heruntergehen lassen. Bei Schiffen aber müßte dieser Draht an einem der Masttheile herunter und von da in's Wasser geleitet werden. Diese spitzen Stangen würden vermuthlich das elektrische Feuer aus einer Wolke ganz ruhig abführen, ehe dieselbe zum Schlagen nahe genug käme, und würde uns dadurch vor diesem plötzlichen und schrecklichen Unglück in Sicherheit stellen“ [1]).

Wie man sieht, dachte Franklin zunächst an die vorbeugende Wirkung des Blitzableiters. Er hatte sich durch seine Versuche überzeugt, daß elektrisirte Körper bei Annäherung einer Spitze langsam entladen werden, ohne daß es zur Bildung von Funken kommt, und auf ähnliche Weise glaubte er auch eine Gewitterwolke durch seine zugespitzte Stange entladen und so das Entstehen von Blitzen verhüten zu können.

Daß das Ueberspringen eines Blitzes von der Wolke zur Erde nicht vollständig verhindert werden könnte, und daß für diesen Fall der Stange die Aufgabe zufalle, den Blitz unschädlich zur Erde zu leiten, dessen war sich Franklin wohl bewußt. Er schreibt in dieser Hinsicht in einem spätern Brief:

„Die auf Gebäuden errichteten spitzen Stangen, welche mit der feuchten Erde verbunden sind, werden dem Schlage entweder gänzlich vorbeugen, oder, wenn sie demselben nicht zuvorkommen, werden sie ihn demnach dergestalt ableiten, daß das Gebäude keinen Schaden davon leiden kann. Wenn man aber in Europa meine Meinung untersucht hat, so hat man nichts dabei in Betracht gezogen als die Wahrscheinlichkeit, daß die Stangen den Schlag oder Ausbruch abwehren könnten, der andere Theil, nämlich ihr Ableiten eines Schlages, dem sie nicht vorbeugen können, scheint ganz vergessen zu sein, obschon derselbe von gleicher Wichtigkeit und Vortheil ist“ [2]).

Als Franklin seinen ersten Brief schrieb, hatte er selbst noch keinen bezüglichen Versuch gemacht, und so kam es, daß der erste Blitzableiter, wenn man die Vorrichtung, die zunächst keinen unmittelbaren praktischen Zweck verfolgte, so nennen darf, nicht von ihm, sondern von D'Alibard

---

[1]) Meidinger, Geschichte des Blitzableiters, S. 15.
[2]) Meidinger, ebenda.

(siehe S. 7) aufgerichtet wurde, der die Anregung zu diesem Versuch durch die Veröffentlichung des Franklin'schen Briefes empfing.

Merkwürdiger Weise erwartete man von dem Blitzableiter in erster Linie das, was er nur in höchst bescheidenem Maße leisten kann, nämlich die allmälige Entladung der Gewitterwolke. Wahrscheinlich ohne von dem Franklin'schen Vorschlag etwas zu kennen, baute der mährische Canonicus Prokop Divisch eine „Wettermaschine", ein schließlich 130 Fuß hohes Holzgerüst, auf dem ein großes eisernes Kreuz aufgerichtet war. Vom Querbalken des letztern ragten einige hundert Drahtspitzen in die Höhe, mit dem Boden war die Stange durch drei Ketten in Verbindung gesetzt. Divisch glaubte durch diese Vorrichtung die Gegend in weitem Umkreis vor Blitzschlägen sichern zu können. Einen praktischen Werth hatte die ganze Vorrichtung nicht, denn selbst wenn, was hier nicht der Fall war, für genügende Erdleitung gesorgt gewesen wäre, hätte dieses Gerüst doch schließlich nur einen Kreis von höchstens 50 m Durchmesser geschützt und schließlich nicht so viel geleistet als ein paar auf diesen Raum vertheilte Pappelbäume.

Den ersten wirklichen Blitzableiter errichtete Franklin im September 1752 auf seinem Hause, nachdem er einen Monat vorher seinen berühmt gewordenen Versuch mit dem Drachen angestellt hatte. Eine oben zugespitzte Eisenstange ragte neun Fuß über den Schornstein des Gebäudes empor, von der Stange war ein 7 mm dicker Eisendraht nach einem Brunnen geführt.

Dank der Propaganda, die Franklin besonders in seinem Kalender „Der arme Richard" für den Blitzableiter machte, und den Vorträgen seines Freundes, des Arztes Kinnersley, der mit einem von Franklin hergerichteten Apparat an verschiedenen Orten der Vereinigten Staaten Experimente anstellte, verbreitete sich der Blitzableiter in America sehr rasch.

In Europa dagegen ging es mit seiner Einführung viel langsamer. Erst 1760 wurde der erste Blitzableiter auf dem Eddystone Leuchthurm bei Plymouth gebaut, 1769 folgte als erster in Deutschland der Blitzableiter auf dem Thurm der Jacobikirche in Hamburg. Die Ereignisse selbst trugen viel dazu bei, die Abneigung, die sich an vielen Orten gegen die Errichtung von Blitzableitern kund that, zu vermindern. Der Thurm von Siena wurde sehr oft vom Blitze beschädigt, er wurde daher mit einem Ableiter versehen. Im Jahre 1777 stürzte, während viel Volk auf dem Kirchenplatz versammelt war, ein Blitzstrahl angesichts der Umstehenden auf den Thurm und fuhr, ohne Schaden anzurichten, an dem Blitzableiter herab, dieser selbst wies nur unbedeutende Spuren des Durchganges der Blitzentladung auf. Noch auffallender zeigte sich die

Wirkung des Blitzableiters an einer auf dem Rosenberg in Kärnthen gelegenen Kirche des dem Grafen Orsini gehörenden Schlosses. Diese Kirche wurde so oft vom Blitze getroffen, daß man den Gottesdienst während des Sommers aussetzte. 1770 wurde der Thurm durch einen Blitzschlag vollständig zerstört, er wurde wieder aufgebaut, mußte aber schon nach acht Jahren in Folge der vielen Beschädigungen, die er durch Blitzschläge erlitten, wieder umgebaut werden. Bei dieser Gelegenheit wurde er mit einem Blitzableiter versehen, und nun wurde er in den nächsten fünf Jahren nur ein Mal, und zwar ohne Schaden zu nehmen, vom Blitze getroffen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß in Deutschland katholische Geistliche sich eifrig für die Einführung des Blitzableiters bemühten. Unter ihnen ragte hervor der kurpfälzische Geistliche Rath Hemmer in Mannheim, der wegen seiner zahlreichen Schriften über den Blitzableiter sich eines bedeutenden Rufes erfreute. Seine Vorschläge zur Ausbildung der Installateure von Blitzableitern dürften jetzt noch mehr beachtet werden. Mit besonderm Fleiß sammelte Hemmer alle Vorkommnisse, welche den Nutzen des Blitzableiters erkennen ließen. Er führt eine ganze Reihe von Thürmen auf, die früher regelmäßig vom Blitz getroffen wurden, dagegen keinen Schaden mehr erlitten, seitdem sie mit Ableitern versehen waren, so den Leuchtthurm von Genua, den Marcusthurm in Venedig, die Kirche auf dem Hohenpeißenberg u. a. Es würde heute nicht schwer fallen, die Sammlung bedeutend zu vergrößern. Ich will nur ein evidentes Beispiel für die Wirksamkeit des Blitzableiters noch anführen. In den drei ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erforderte der Straßburger Münsterthurm Reparaturen der von Blitzschlägen herrührenden Schäden im jährlichen Betrag von tausend Francs. Die Errichtung eines Blitzableiters machte diesem Ausgabeposten ein Ende.

Oft können Gebäude durch zufällige Umstände mit Blitzableitern versehen sein. Als ein solches Gebäude nennt Lichtenberg den Salomonischen Tempel. Wäre dieser, der doch sehr exponirt lag, während seines tausendjährigen Bestehens ein Mal vom Blitze beschädigt worden, so hätten wir darüber sichere Nachricht. Als Erklärung für den Schutz gegen Blitzschläge führt Lichtenberg folgenden Umstand an [1]). Das mit stark vergoldetem Cedernholz getäfelte flache Dach des Tempels war von einem Ende zum andern mit langen zugespitzten und vergoldeten Stangen von Eisen besetzt. Die Außenseiten des Gebäudes waren gleichfalls in ihrer ganzen Ausdehnung mit stark vergoldetem Holz bekleidet. Endlich waren unter dem

[1]) Weber, Die Blitzgefahr. Nr. 1. S. 18. Berlin, Springer.

Vorhof des Tempels Cisternen vorhanden, in welche das Wasser von den Dächern sich durch metallene Röhren ergoß. Hier ist also ein Ueberfluß von Ableitungen für den Blitz vorhanden gewesen.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Blitzableiter, wie sie in den meisten Fällen construirt werden, einen unbedingten Schutz nicht gewähren. Vielfach hat man ein zu geringes Gewicht auf eine gute Erdleitung gelegt, und die daraus entspringenden Fehler hat man dann der ganzen Einrichtung aufgebürdet und die Vorurtheile, die an manchen Orten gegen die Blitzableiter existiren, durch die Mißerfolge fehlerhafter Anlagen genährt. Franklin verlangte von einem guten Blitzableiter, daß eine möglichst scharfe Spitze vorhanden sei, zweitens daß die einzelnen Theile der Leitung untereinander metallisch verbunden und drittens, daß eine gute Erdleitung vorhanden sei. Weil Eisen- oder Kupferspitzen sich bald oxydiren und dann keine metallische, gut leitende Oberfläche mehr darbieten, hat man bis in die neueste Zeit die Auffangstangen mit aufschraubbaren Platin- oder vergoldeten Kupferspitzen versehen. Man gab diesen Spitzen kegelförmige Gestalt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Vorrichtungen nur die Blitzableiter unnöthiger Weise bedeutend vertheuern. Ihr Nutzen ist schon aus dem Grunde sehr gering, weil der erste Blitzschlag, der vielleicht, ohne bemerkt zu werden, längs der Leitung zur Erde führt, die Spitze schmilzt, so daß fernere Blitze doch keine scharfe Spitze mehr vorfinden. Man nimmt gewöhnlich an, daß eine Auffangstange eine Kreisfläche schützt, die ihre doppelte Höhe zum Durchmesser hat. Auf eine gute metallische Verbindung der einzelnen Theile der Luftleitung ist großes Gewicht zu legen. Verschraubungen genügen nur dann, wenn die sich berührenden Metalltheile gut blank und vor dem Rosten geschützt sind. Vorzuziehen ist die Verbindung durch Schweißen oder Löthen. Die Erdleitungen läßt man gewöhnlich in Kupferplatten endigen. Können dieselben, was vorzuziehen ist, in Wasser gelegt werden, so genügt ein Quadratmeter einseitige Oberfläche, führt die Leitung nur bis in das feuchte Erdreich, so sind die Dimensionen zu verdoppeln. Blanke Kupferplatten dürfen nicht in Brunnen eingeführt werden, deren Wasser zum Trinken dient, weil sich sonst in diesem Wasser giftige Kupfersalze bilden, deren fortgesetzter Genuß, wenn es sich jedes Mal auch nur um minimale Mengen handelt, auf die Dauer schädlich werden kann. Kupferplatten sind darum in diesem Fall zu verzinnen, oder es müssen, was schon der geringern Kosten wegen vorzuziehen ist, an ihrer Stelle verzinkte Eisenplatten angewandt werden.

Was die Details der Ausführung anbelangt, so unterschied man bisher zwei Systeme:

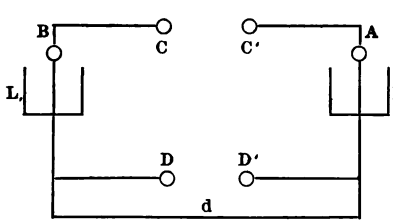
1. das von Gay-Lussac 1823 auf Veranlassung der französischen

Akademie ausgearbeitete. Dasselbe ist dadurch charakterisirt, daß das zu schützende Gebäude mit einer oder wenigen, dafür aber sehr hohen Auffangstangen versehen ist; von diesen führt gewöhnlich ebenfalls nur eine, aber starke Leitung bis herab in das Grundwasser. Der Uebergang in das Wasser oder feuchte Erdreich soll auf möglichst ausgedehnter Fläche stattfinden können;

2. das von Melsens in Brüssel vorgeschlagene System. Eigenthümlich sind demselben mehrere niedrige mit Spitzenbüscheln versehene Auffangstangen; ebenso führt die Luftleitung in vielen, möglichst symmetrisch vertheilten Strängen nach dem Boden. Um eine möglichst gute Erdleitung zu haben, schlägt Melsens vor, die Luftleitung mit den Gas- und Wasserleitungsrohren zu verbinden. Wir werden später sehen, daß diese Verbindung stets nöthig ist, wenn derartige Leitungen in das zu schützende Gebäude eintreten. Das Melsen'sche System bietet dem Architekten manche Vortheile. Hervorspringende Ecken und Erker lassen sich in zuverlässigerer Weise als nach dem Gay-Lussac'schen schützen, und die dünnern Leitungen schmiegen sich den Formen des Gebäudes gut an. Der Preis einer solchen Anlage wird sich allerdings wegen der vielen geforderten Leitungen in den meisten Fällen höher stellen als der einer solchen nach Gay-Lussac'scher Anordnung. Man darf, wenn man auch noch so viele Luftleitungen anwendet, bei den einzelnen Strängen unter eine gewisse Stärke nicht herabgehen, weil sonst Schmelzungen durch den Blitz eintreten.

Indem man bis in die letzte Zeit annahm, daß die Blitzentladung denselben Gesetzen folge wie der galvanische Strom, hat man Blitzableitungsanlagen vielfach unzweckmäßig construirt. Es ist das Verdienst des englischen Physiker Lodge, auf das Unrichtige der bisherigen Vorstellung hingewiesen zu haben. Indem Lodge zeigte, daß man den Nutzen von Blitzableitern in der üblichen Bauart vielfach überschätzt habe, gab er auch gleichzeitig den Weg an, auf dem sich eine Verbesserung derselben erreichen läßt.

Der grundliegende Versuch von Lodge ist folgender:



Auf einem Tisch stehen zwei Leydener Flaschen L, und L„. Die beiden innern Belegungen stehen bei A und B in Verbindung mit den Polen einer Elektrisir-Maschine. Die äußere Belegung verbindet der Draht d, von dem aus Drähte zu den beiden Kugeln D und D' führen. Da die Flaschen mit entgegengesetzten Elektricitäten geladen sind, so werden, wenn die Ladung ein gewisses Maß erreicht hat, Funken zwischen C

und C' überspringen. Gleichzeitig springen, und das ist das Auffallende, solche auch bei D und D' über, obgleich die Elektricität den bequemern Weg durch den Draht d hat. Die Länge der Luftstrecke DD' kann dabei mehrere Centimeter betragen.

Vergrößert man die Entfernung der beiden Kugeln D und D', so werden wir schließlich zu einem Punkt kommen, an dem kein Funken mehr überspringt, so daß die Entladung den Weg durch den Draht wählt. Diese Entfernung, von Lodge die kritische Distanz genannt, hängt ab von der Beschaffenheit und Länge des Drahtes d. Die kritische Distanz erreicht ihren größten Werth, wenn wir d zu einer Spirale winden. Um die auf den ersten Blick merkwürdige Erscheinung zu erklären, daß die elektrische Entladung in Form eines Funken vor sich geht, während ein Weg durch den Draht geboten ist, müssen wir auf ein Princip der Mechanik zurückgehen. Im physikalischen Unterricht pflegt man folgenden Versuch anzustellen. Ein 1 bis 2 m langer Holzstab von einem Quadratcentimeter Querschnitt liegt mit seinen beiden Enden auf zwei ausgespannten Haaren auf. Schlägt man mit einem schweren Hammer möglichst rasch auf die Mitte des Stabes, so zersplittert dieser, während die beiden Haare unbeschädigt bleiben. Wäre der Schlag langsam geführt worden, so wären die Haare zerrissen und der Stab nicht gebrochen. Ein ruhender Körper kann vermöge der ihm innewohnenden Trägheit oder des Beharrungsvermögens nicht plötzlich in Bewegung gesetzt werden; zieht z. B. eine Locomotive einen schweren Zug zu rasch an, so zerreißen die Verbindungsketten und die Wagen bleiben stehen. So können auch in unserm Fall die getroffenen Holztheilchen die Bewegung nicht rasch genug auf die seitlich gelegenen übertragen, sie werden deshalb auseinandergerissen, ohne daß sich die Bewegung auf die Enden des Stabes überträgt. Ein gegen eine offene Thüre oder eine Glasscheibe geschleuderter Stein wird die erstere zuschlagen, die letztere zertrümmern, eine Pistolenkugel dagegen wird in beide ein ihrem Durchmesser entsprechendes glattes Loch schlagen. Bevor die Holz- oder Glastheilchen, dem von der Kugel ausgeübten Druck nachgebend, die Bewegung weiter pflanzten, hat die erstere bereits ihren Weg durch die Thüre bzw. die Scheibe genommen. Spannen wir in der Mündung eines Geschützrohres einen Faden aus, so ist die abgeschossene Kugel nicht im Stande, denselben rasch genug zu zerreißen, und die Pulvergase zersprengen das Geschütz. Selbst noch unbedeutendere Hindernisse als ein ausgespannter Faden können bei der großen Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse (7- bis 800 m pro Secunde) dem Geschützrohr verhängnißvoll werden.

Diesen mechanischen Vorgängen können wir nun die folgenden elektrischen an die Seite stellen. Wenn in einem Leiter ein Strom entsteht,

so erzeugt derselbe in einem parallel dem ersten ausgespannten Leiter im Moment des Entstehens einen auch nur einen Moment dauernden Inductionsstrom. Es ist aber zu dessen Erzeugung Arbeit nothwendig. Daß diese Arbeit eine recht beträchtliche ist, davon kann man sich überzeugen, wenn man eine Drahtrolle, durch die ein constanter Strom fließt, über eine in sich geschlossene rasch hinüber schiebt. Die in der feststehenden Rolle bei der Annäherung der ersten entstehenden Inductionsströme wirken der Bewegung derselben entgegen, und es ist Arbeit nöthig, diese Rolle über die zweite hinüber zu schieben. Nun kann man jeden Leiter in eine Anzahl paralleler Fäden zerlegt denken, der durch jeden Faden fließende Strom inducirt im Augenblick seines Entstehens Ströme in den benachbarten Theilen des Leiters und schafft so durch diese „Selbstinduction" seinem Entstehen selbst ein Hinderniß. Der längere Zeit fließende galvanische Strom wird dieses Hinderniß im Moment seines Entstehens überwinden, und seine Hauptarbeit wird darin bestehen, den von ihm durchflossenen Leiter zu erwärmen. Anders verhält es sich mit einer momentan verlaufenden elektrischen Entladung. Aehnlich wie die rasch dahin fliegende Kugel den Thürflügel nicht in Bewegung setzt, sondern durchschlägt, wozu doch ein größerer Arbeitsaufwand erforderlich ist, so vermag der Elektricitätsstrom den Widerstand, den ein metallischer Leiter vermöge der Selbstinduction seinem momentanen Entstehen entgegensetzt, nicht zu überwinden, und die Entladung vollzieht sich durch die Luftstrecke, ein Weg, den der galvanische Strom nicht wählen würde, ebenso wie der langsam auffallende Hammer nicht den Stab, sondern die ihn unterstützenden Haare zerreißt. Dabei ist noch folgendes zu beachten. Denken wir uns einen Leiter von kreisförmigem Querschnitt, so werden die inducirenden Wirkungen zweier am Ende eines Durchmessers gelegenen Stromfäden auf das Innere des Leiters sich aufheben. Die Elektricität wird also bei ihrem plötzlichen Durchgang längs der Oberfläche des Leiters den geringsten Widerstand durch Selbstinduction finden und sich daher bei der Raschheit, mit welcher der ganze Entladungsvorgang verläuft, nicht die Zeit nehmen, in das Innere zu dringen, sondern sich längs der Oberfläche bewegen. Hertz hat diese Folgerungen aus der Theorie durch Versuche bestätigt. Das Innere des Leiters existirt also für die Entladung gar nicht, sondern vermehrt nur den Widerstand. Um nicht mehr auf diesen letztern Punkt zurückkommen zu müssen, will ich hier gleich erwähnen, daß sich aus diesem Verhalten der Elektricität die Folgerung ergibt, für die Luftleitung der Blitzableiter nicht Stangen oder Drahtseile, sondern breit gedrückte Röhren oder flache Bänder zu verwenden. Da der galvanische Widerstand gegenüber dem der Selbstinduction kaum in Betracht kommt, so ist es unnöthig, als Material für

die Luftleitung das gut leitende Kupfer zu verwenden; es empfiehlt sich vielmehr verzinktes Eisen wegen seines billigern Preises und seiner geringern Schmelzbarkeit.

Die Selbstinduction ist auch die Ursache von Seitenentladungen. Entladet man eine Leydener Flasche durch eine lange, starke Kupferstange, längs deren, aber von ihr isolirt, ein feiner Platindraht geführt ist, so springen von der erstern zum letztern Fünkchen über. Bei Blitzableiteranlagen kann diese Versuchsanordnung in verschiedener Weise realisirt werden, z. B. dadurch, daß der Blitzableiter längs eines Schornsteines heruntergeführt ist — die Rußschicht des Kamins bildet nämlich einen guten Leiter — oder auch dadurch, daß an der Innenwand des Hauses annährend parallel mit dem Blitzableiter Gas- und Wasserleitungsröhren geführt sind. Natürlich muß die Möglichkeit derartiger Seitenentladungen nach Kräften vermindert werden, denn sie bringen stets eine Gefahr für das Gebäude mit, im günstigsten Falle wird nur die trennende Wand durchgeschlagen, es können aber auch von dem Rohrnetz aus selbst wieder Seitenentladungen stattfinden und die sich bildenden Funken können zu Bränden Veranlassung geben. Um Seitenentladungen möglichst zu verhindern, müssen daher alle größern Leitermassen mit dem Blitzableiter in metallische Verbindung gebracht werden. Ein hoher Schornstein, längs dessen ein Blitzableiter zur Erde führt, sollte wegen der Leitfähigkeit des Rußes an seinem obern Ende innen und außen mit Eisenblech beschlagen werden, das durch Metallstreifen mit dem Blitzableiter in Verbindung gesetzt wird. Noch vortheilhafter wäre, wenn die Luftleitung aus mehrern Zweigen bestände, die auf verschiedenen Seiten des Schornsteines herabführten.

Der Anschluß der Blitzableiter an die Gas- und Wasserleitung wird sich auch empfehlen, wenn man von den Gefahren der Seitenentladung ganz absehen will. Der Widerstand, den ein weit ausgedehntes Rohrnetz dem Uebergang der Elektricität von den Röhren zur Erde entgegensetzt, ist außerordentlich klein. Wenn nun die Erdleitung des Blitzableiters aus irgend einem Grund nicht ganz gut functionirt, wird der Blitz von dem Ableiter auf die Gas- und Wasserleitung überspringen, weil diese den bequemern Weg zur Erde bietet. Wegen der guten Erdleitung des Röhren-Systems bringt die Einführung einer Gas- oder Wasserleitung in ein Gebäude ohne Blitzableiter eine Erhöhung der Blitzgefahr mit sich. [1])

In York schlug der Blitz in eine Straßenlaterne, die an einem Hause angebracht war. Wenige Meter davon befand sich das hohe Gerichtshaus, das große Metallmassen enthielt. Trotzdem die Laterne

[1]) Man bemerke hierbei, daß diese Gefahr an und für sich in geschlossenen Ortschaften für Gebäude gewöhnlicher Art gering ist.

also im Schutzbereich dieses Hauses stand, wurde sie wegen ihrer gut leitenden Verbindung mit dem Erdboden vom Blitze bevorzugt.[1])

In bleierne Gasröhren können von dem überspringenden Funken kleine Löcher eingeschmolzen werden, dabei wird sich das ausströmende Gas entzünden. Es empfiehlt sich daher, im Innern von Gebäuden eiserne Gasleitungen zu verwenden.

Was über die Nothwendigkeit des Anschlusses der Gas- und Wasserleitungen an den Blitzableiter gesagt worden ist, gilt mehr oder weniger auch von allen andern im Gebäude enthaltenen größern Metallmassen. Dahin sind besonders zu zählen die Regenrinnen, eiserne Treppen, Träger und Ständer, metallene Thurmspitzen oder Schornsteine. Auch horizontal liegende Metallmassen bilden, wenn sie nicht mit der Erde in leitender Verbindung stehen, eine Gefahr. Denken wir uns über einem Gebäude eine positiv elektrisirte Gewitterwolke, es wird dann durch Influenz-Wirkung die negative Elektricität aller im Gebäude befindlichen Leitermassen von der Wolke angezogen, während die positive Elektricität in die Erde abzufließen sucht. Kann das in Folge mangelnder Leitfähigkeit des Bodens nicht rasch genug geschehen, so strömt sie mit großer Gewalt zurück, sobald die elektrische Spannung der Wolke sich durch einen Blitzschlag vermindert hat, und gibt so Veranlassung zu den wegen ihrer Gefährlichkeit bekannten Rückschlägen. Es springen dabei Funken über, zwischen Gegenständen, die mit der Erde in leitender Verbindung stehen, und höher gelegenen, von dieser isolirten Leitern.

Am 26. Mai d. J. wurden in dem Ort Seckenheim bei Mannheim zwei Kühe durch den Blitz getödtet. Der Stall, in dem dieselben standen, ist etwa 2,75 m hoch. Der Boden ist mit Cementplatten bedeckt. Die Decke ist geweißt und wird getragen von einer starken, eisernen T-Schiene, senkrecht zu dieser liegen in Abständen von etwa einem halben Meter schwächere eiserne Träger. Ein Meter von dem einen Ende des Hauptträgers entfernt ist in die Mauer ein eisernes Rohr eingelassen, aus welchem Wasser in die Tränke eingepumpt werden kann; der Brunnen ist etwa 1,5 m von der Stallwand entfernt. Der Raum über diesem Stall wird zum Trocknen und Aufbewahren von Tabak benutzt und ist daher nur aus Holzlatten erbaut. Das Gebäude ist mit Ziegeln bedeckt und etwa 12—14 m hoch, es ragt nicht über die umgebenden Gebäude hervor. Der ungefähr 12 m lange Stall ist durch nur aus Fachwerk bestehende Wände in einzelne Abtheilungen geschieden. Die beiden getödteten Stück Vieh befanden sich in verschiedenen Abtheilungen

[1]) Ausführlicheres über die Frage des Anschlusses der Gas- und Wasserleitung an die Blitzableiter findet man in der vom Elektrotechnischen Verein herausgegebenen Broschüre: Die Blitzgefahr. Nr. 2. Berlin, Springer.

des Stalles, aber beide unmittelbar unter der großen T-Schiene. Neben der einen der beiden Kühe lagen zwei Knechte schlafend auf einem Bette, sie erhielten einen heftigen Schlag und wurden zur Seite geschleudert, aber nicht verletzt. Auf die Stallthüre scheint ein Seitenstrahl übergesprungen zu sein. Es waren an derselben einige Holzsplitter abgerissen; abgesehen davon ließen sich an dem Gebäude keine Beschädigungen nachweisen. Ich schließe aus diesem Umstand, daß wir es hier mit einem Rückschlage zu thun haben. Während desselben Gewitters schlug der Blitz mehrere Male im Orte ein. Der Unfall in dem Stall wäre wohl vermieden worden, wenn die T-Schiene in leitender Verbindung mit dem nach dem Brunnen führenden Rohr gestanden hätte.

Man könnte aus dem Gesagten den Schluß ziehen, daß auch die in die Häuser eingeführten Telegraphen resp. Telephon-Drähte oder die auf den Gebäuden angebrachten Ständer eine Gefahr mit sich bringen. Dem ist aber nicht so. Im Gegentheil übt das über die Städte hingespannte Netz von Telephon-Drähten eine schützende Wirkung aus: es sind nämlich sowohl die auf den Dächern errichteten Ständer an Blitzableiter angeschlossen, als auch die in die Häuser eingeführten Drähte vor ihrer Einmündung in die Apparate in noch zu beschreibender Weise mit Blitzschutz-Vorrichtungen versehen. Um sich über den Schutz, den die Stadt-Fernsprechnetze gegen Blitzschlag gewähren, zu versichern, ließ die Reichspost-Verwaltung in den letzten Jahren eine Statistik über Blitzschäden anlegen und zwar wurden Aufzeichnungen gemacht an 340 Orten mit Stadt-Fernsprechnetzen und 560 ohne solche. Das Verhältniß der Gefährdung für Gebäude in Orten mit Stadt-Fernsprech-Einrichtung zu der für Gebäude in Orten ohne solche stellt sich auf 1 : 4,6. Zwar ist zu berücksichtigen, daß die Orte ohne Telephon-Netz überwiegend kleinere sind und solche an und für sich schon gefährdeter sind als Großstädte, aber das Verhältniß der Blitzgefahr für ländliche Orte zu dem für Städte ist höchstens 2:1, während wir hier 4,6:1 haben. In den untersuchten Orten wurden im Ganzen 94 Gebäude vom Blitz beschädigt, darunter nur eines, das einen Telephon-Ständer trug. Die Vorsicht wird immerhin erfordern, Telephon-Drähte nicht zu nahe an Rohrleitungen, besonders solche für Gas, heranzuführen. Auf jeden Fall müssen Gasleitungen an solchen Stellen aus Eisen bestehen und nicht aus Blei.

Elektrische Beleuchtungs-Anlagen bringen im Allgemeinen ebenso wenig Gefahr mit sich als die eben besprochenen Leitungen oder mit Blitzableiter versehene Gas- und Wasserleitungen. Eine größere Gefahr wäre nur dann vorhanden, wenn der Blitzableiter des Gebäudes in schlechtem Zustand ist, während die Beleuchtungs-Anlage an andern

Stellen mit bessern Blitzableitern versehen ist. Zur Vorsicht ist daher eine Verbindung der beiden Leitungen durch die noch zu besprechenden Telegraphen-Blitzableiter angezeigt. Für die Annäherung der Drähte an Gasleitungen gilt dasselbe, was ich oben bezüglich der Telephon-Leitungen gesagt habe.

Bäume, welche ein Gebäude überragen, können nicht unter allen Umständen als ein Schutz gegen Blitzschlag angesehen werden. Es ereignet sich nicht selten, daß Blitze vom untern Theil eines Baumes auf ein benachbartes Gebäude überspringen. Es empfiehlt sich daher, besonders wenn die betreffenden Bäume in trockenem Boden stehen, Metallringe um den untern Theil des Stammes zu legen und von diesen eine metallische Verbindung in das feuchte Erdreich oder, wenn das Gebäude einen Blitzableiter besitzt, nach diesem herzustellen.

Fassen wir das Gesagte zusammen: Auf allen erhöhten Punkten des Gebäudes, Schornsteinen, Erkern usw. sind Auffangestangen anzubringen. Dieselben sollen zugespitzt sein, doch sind Platin- oder vergoldete Kupferspitzen nicht nöthig. Zur Ableitung wählt man am besten verzinkte Eisenbänder oder breitgedrückte Röhren. Drahtseile empfehlen sich gar nicht wegen ihrer hohen Selbstinduction und weil sie den Angriffen des Wassers zu viel Oberfläche darbieten. Am vortheilhaftesten werden die Ableitungsstränge auf verschiedenen Seiten des Gebäudes herabgeführt. Pulvermagazine und dergl. sind mit einem möglichst dichten Netz von Leitungen zu überziehen. Scharfe Biegungen sowie das Aufrollen der Leitungsstränge in Spiralen sind möglichst zu vermeiden. Alle größern Metallmassen, auch das Innere der Schornsteine sind metallisch mit dem Blitzableiter zu verbinden. Die Erdplatte ist womöglich in einen Brunnen zu legen. Das Leitungsvermögen einer Blitzableiter-Anlage ist von Zeit zu Zeit einer Prüfung zu unterziehen. Man verbindet den einen Pol einer galvanischen Batterie mit der Auffangstange, den andern mit der Erde; vermittelst eines in die Leitung eingeschalteten Galvanometers läßt sich dann der Widerstand der Anlage bestimmen. In neuerer Zeit ersetzt man auch häufig die Batterie durch einen Inductions-Apparat, das Galvanometer durch ein Telephon, die Bestimmung des Widerstandes geschieht dann nach der Wheatstone'schen Methode. Unbedingt zuverlässig ist diese Prüfungs-Methode nicht. Der Strom, der das Galvanometer oder das Telephon beeinflußt, wird an manchen Stellen noch übergehen, an denen die Blitzentladung einen beträchtlichen Widerstand fände. Das Beste bleibt es immer, sich durch den Augenschein von der tadellosen metallischen Verbindung der einzelnen Theile der Leitung zu überzeugen.

Und nun noch wenige Worte über Blitzableiter zu speciellen Zwecken. Die Telegraphen-Blitzableiter bestehen aus zwei einander gegenüber gestellten, häufig gerieften oder mit Zacken versehenen Platten. Die eine derselben ist mit der Drahtleitung, die andere mit dem Erdboden leitend verbunden. Den beim Telegraphiren gebrauchten Strömen bietet eine Luftstrecke von weniger als einem Millimeter ein unüberwindliches Hinderniß, der Blitz dagegen wird den kürzesten Weg zur Erde nehmen und nicht durch die Apparate gehen. Nur der Form nach unterscheidet sich von dem eben beschriebenen Platten-Blitzableiter der folgende. Zwischen zwei Messingkegeln ist ein metallener Doppelkegel angebracht, der nur durch eine dünne Luftschicht von den beiden Kegeln getrennt ist. Die Messingkegel stehen mit den Hauptleitungsdrähten und den Apparaten in Verbindung, der Doppelkegel mit der Erde. Der Batteriestrom muß den Drähten folgen, der Blitz dagegen wird auf dem nächsten Weg durch den Metallkegel zur Erde fahren.

Schiffe sind Blitzschlägen naturgemäß in hohem Grade ausgesetzt, weil ja ihre Masten gewöhnlich in weitem Umkreis die einzigen hervorragenden Gegenstände sind. Von 1793 bis 1832 sollen nach einer Aufstellung des englischen Arztes Harris 250 Schiffe vom Blitze beschädigt worden sein. Allerdings hatte man schon 1762 angefangen, Schiffe mit Blitzableitern zu versehen, indem man bei einem drohenden Gewitter Ketten von den Mastspitzen in das Wasser herabhängen ließ. Diese Einrichtung erwies sich aber als in hohem Grade unpraktisch. Abgesehen davon, daß Ketten an und für sich schlechte Leiter sind, hingen sie gewöhnlich dann nicht im Wasser, wenn sie nöthig gewesen wären, und störten beim Manöveriren. Erst Harris erfand eine ebenso einfache als praktische Einrichtung. Auf seinen Vorschlag führte man längs der Masten Streifen aus Kupferblech herab, die in metallische Verbindung mit den Kupferplatten der Außenseite der Schiffswand gesetzt wurden. Diese Blitzableiter wurden von 1840 ab wenigstens auf den Kriegsschiffen der meisten Seemächte eingeführt. Auf den modernen Eisenschiffen hat der Blitzableiter keine besondere Bedeutung mehr.

10. Entstehung der Gewitter und begleitende Umstände.

Sehen wir zunächst von allen rein hypothetischen Erörterungen ab und lassen die Entstehung der Gewitter-Elektricität ganz aus dem Spiel, so ergibt sich als Resultat der Erfahrung, daß Gewitter vorzugsweise bei hoher Temperatur und hohem Dampfgehalt der Luft, das heißt bei sogenanntem schwülem Wetter, entstehen. Einer Erhöhung der Tempera-

tur über normalen Stand entspricht daher stets eine Steigerung der Gewitterhäufigkeit. Man pflegt nach dem Vorbild des schwedischen Meteorologen Mohn die Gewitter einzutheilen in Wirbel- und Wärmegewitter. Die erstern sind die Begleiter tiefer barometrischer Minima; sie treten also bei dem Wetter auf, welche diese Minima mit sich bringen, d. h. bei trüber und stürmischer Witterung. Wärmegewitter entstehen in Folge der Ueberhitzung der untersten Luftschichten und in Folge des dadurch bewirkten labilen Gleichgewichts der Atmosphäre.

Ich glaube, daß man diesen Unterschied nur als einen qualitativen gelten lassen kann, denn die Entstehung der Gewitter ist stets, wie im Folgenden gezeigt werden wird, an eine eigenartige Luftdruckvertheilung geknüpft; der Vorderrand des Gewitters scheidet das Gebiet hohen Druckes und niederer Temperatur von einem solchen niedern Druckes und höherer Temperatur; auch die begleitenden Erscheinungen sind bei Wirbel- und Wärmegewittern dieselben, vor allem stellt sich vor dem Gewitter ein längeres Sinken des Luftdruckes ein, während derselbe mit dem Ausbruch des Gewitters rasch zu steigen beginnt. Wir müssen demnach auch bei Wärmegewittern das Vorhandensein einer Depression zugeben, nur tritt dieselbe auf unsern Isobarenkarten sehr wenig oder gar nicht hervor, weil dieselben den Luftdruck nur von 5 zu 5 mm angeben, während bei den Wärmegewittern die Luftdruckdifferenzen in aneinander grenzenden Gebieten viel geringer sind. Wie schwer es ist, die beiden Arten von Gewittern, abgesehen von extremen, oder wie v. Bezold sich ausdrückt, typischen Fällen, von einander zu trennen, geht schon daraus hervor, daß v. Bezold die großen sommerlichen Frontgewitter, die, von einer heftigen Gewitterböe begleitet, in Form eines langen, schmalen Bandes sich senkrecht zu dessen Längsrichtung vorwiegend ostwärts fortpflanzen, zu den Wärmegewittern zählt, während hingegen Prohaska, und ich möchte mich seiner Meinung anschließen, diese zu den Wirbelgewittern rechnet. Ich verstehe demnach unter Wirbelgewittern solche, welche sich an Luftdruckminima anlehnen und in deren Gefolge größere Ländergebiete überziehen, während ich die räumlich eng begrenzten Gewitter, welche ihre Entstehung weniger ausgeprägten localen Depressionen verdanken, wie üblich als Wärmegewitter bezeichne. Es wird sich später zeigen, daß wenigstens die typischen Fälle der beiden Gewitterarten in der zeitlichen Vertheilung ihres Auftretens sich scharf von einander unterscheiden. Die Wirbelgewitter folgen naturgemäß der Zugstraße der barometrischen Minima, und da diese im allgemeinen nördlich von uns liegen, so treten in Deutschland die Wirbelgewitter abgesehen von der Nord- und Ostseeküste gegenüber den Wärmegewittern zurück, doch gibt es eine Zugstraße der Depressionen, welche Süddeutschland berührt. Auf

ihr ziehen namentlich im Frühjahr und Herbst barometrische Minima aus der lombardischen Ebene über die Ostalpen, die Donauländer, Galizien bis hinauf nach Finnland. Diese Depressionen haben sehr häufig heftige Gewitterstürme, Niederschläge und Ueberschwemmungen im Gefolge, und sie verderben, wie der Tourist sagt, gewöhnlich auf längere Zeit hinaus das Wetter.

An einem Beispiel soll hier ein Wettersturz, wie eine Depression mit Wirbelgewittern ihn im Gefolge hat, geschildert werden. [1])

Am Morgen des 25. August 1890 lag nach Ausweis der Karte über dem Norden Europa's tiefer Luftdruck, eine secundäre Depression hatte sich über der oberen Po-Ebene und dem Golf von Genua ausgebildet. Ueber der pyrenäischen Halbinsel befand sich der Luftdruck in langsamem Steigen, und es hatten sich in Frankreich, Schweiz und Süddeutschland tiefe Temperaturen eingestellt, Morgens 7 Uhr 10° bis 12° C, wogegen auf der Ostseite der Depression das Thermometer einen sehr hohen Stand hatte. (Venedig 26°, Triest 27°, Ancona 30° C.) Im Laufe des Tages zog die Depression nordöstlich und lag am Morgen des 26. über Russisch-Polen, von dort erstreckte sich ein Gebiet tiefen Druckes sackförmig über Ungarn zur Adria zurück. Am Nachmittag des 25. erreichte das Temperaturgefälle von SE nach NW über den Ostalpen sein Maximum, in Untersteiermark stieg das Thermometer 2 h. p. bis auf 34° C, wogegen es in Bregenz auf 10°, München 11°, Ischl 14° stand. In der ganzen Grenzzone zwischen dem warmen Südosten und dem kühlen Nordwesten, also längs einer Linie, die sich aus den venetianischen Alpen über Osttirol, Kärnthen, Salzburg und Nord-Steiermark hinzog, tobten während 36 Stunden ungewöhnlich heftige Gewitter. Auch auf der Fortsetzung der Depressionsbahn, in Ober- und Niederösterreich, Mähren, Schlesien, Westgalizien traten solche auf. Die Niederschläge waren am reichlichsten auf der Nordwestseite der Zugstraße, im Gebirge fiel bis auf 900 m herab Schnee. Das Centrum des ausgedehnten Tiefdruckgebietes befand sich am Nachmittag des 25. August über der Provinz Perugia in Italien. Es bewegte sich rasch nach NE, und zwar so, daß es die Gegenden durchzog, in denen das stärkste Temperaturgefälle herrschte. Es hatte auf seiner ganzen Bahn den Ausbruch eines heftigen Sturmes zur Folge, der, wie bemerkt, auf der ganzen Strecke von Italien bis nach Mähren von Gewittern begleitet wurde. Der Sturm bewegte sich mit einer für Gewitterstürme ungewöhnlichen Schnelligkeit. Die Strecke von Pesaro (nordwestlich von Ancona) bis Wien wurde in 5¼ Stunden durchlaufen, was einer Ge-

[1]) Nach K. Prohaska. Meteorol. Zeitschrift 1892. S. 161.

schwindigkeit von 107 Kilometer die Stunde entspricht. Auf der ganzen Strecke, die der Sturm durchlief, richtete derselbe großen Schaden an.

Es möge noch der typische Fall eines Wirbelgewitters geschildert werden, wie dieselben die centralen Theile von Deutschland zu durchziehen pflegen. [1])

Am 16. Juli 1884 lag im Nordwesten der britischen Inseln eine ziemlich tiefe Depression, welche nach der Südwestseite hin durch die Isobare für 760 mm begrenzt wurde. Ueber Frankreich lag eine secundäre Depression, an deren Ostseite überall höhere Temperaturen herrschten, z. B. 8 Uhr Morgens in Sylt 21° C, München und Chemnitz 23°, Vlissingen 25°; um 2 Uhr Nachmittags Sylt 26°, Chemnitz 29°, Kaiserslautern und München 31°, Wien 32° (stets Celsius). Am Abend dieses Tages hatte sich bereits eine zweite secundäre Depression über Deutschland herausgebildet. Am Morgen des 17. Juli lag die Hauptdepression im Norden von Schottland und genau im Süden derselben eine große Zunge niedern Druckes über Frankreich, eine zweite im Osten von Deutschland, südostwärts sich ausdehnend. Es war also die secundäre Depression über Frankreich am Vormittag des 16. in zwei Theile zerfallen, von denen die östliche mit großer Geschwindigkeit über ganz Deutschland hinweg nach ESE fortgeschritten war. Gewitter fanden am 16. in Deutschland statt: 3½ h. Nachmittags in Wiesbaden, 4½ h. p in Kassel, 5 h. p in Wilhelmshaven und Bamberg, 6½ h. p in Hamburg und München, 7½ h. p in Kiel, Magdeburg, Chemnitz; 10 h. p Berlin, 10½ h. p Swinemünde, am 17. Juli 6½ h. Morgens in Neufahrwasser.

Es zeigt sich deutlich ein Fortschreiten der elektrischen Entladung nach ENE, und es fiel die Front der Gewitter mit der Achse der fortschreitenden Theildepression fast genau zusammen; die Temperatur in Deutschland ging erst am 19. erheblich zurück, als die Hauptdepression nach Osten weiterzog, gleichzeitig verwandelten sich die Gewitterregen in ausgiebige Landregen.

Und nun zur Erklärung! Vorausgeschickt muß werden, daß wir für die letzte Ursache der ganzen Erscheinung, das Auftreten der barometrischen Depressionen (Cyclone), überhaupt noch keine Erklärung haben, dagegen können wir uns Rechenschaft geben von den Vorgängen, die sich im Gefolge einer Depression abspielen und zu Gewitterbildung führen. In Folge der großen Temperaturunterschiede an der Erde ist die Luftdruckvertheilung in der Höhe eine andere als in den untersten

[1]) Nach der Darstellung von Sprung, Lehrbuch der Meteorologie, S. 280 u. f.

Schichten; denn in den kalten dichten Luftsäulen nimmt der Luftdruck mit der Höhe rascher ab als in den warmen. Es wird daher in den Grenzstreifen zwischen dem warmen und kalten Gebiet der Wind in den obern Regionen dem Unterwind entgegengesetzt wehen, es wird unten am Erdboden kalte Luft in das warme Gebiet einströmen und die warme feuchte Luft daselbst heben, während in den obersten Regionen ein warmer Wind über die kalten Schichten hinwegzieht. Die Folgen der Mischung der verschiedenen Luftschichten ist eine Abkühlung der warmen Luft, und wenn diese letztere einigermaßen mit Feuchtigkeit gesättigt ist, im Grenzgebiet das Eintreten von Niederschlägen mit Gewittererscheinungen. Diese werden demnach weder im Centrum eines barometrischen Minimums noch eines Maximums auftreten, sondern in den Grenzgebieten zwischen beiden. „Flache, von einer größern Depression aus vorgeschobene Theildepressionen mit kaum erkennbarem Centrum, wie sie sich in den Isobarenkarten als sogenannte Gewittersäcke darstellen, flache Furchen zwischen zwei Maximalgebieten, Rücken oder Zungen höhern Druckes zwischen zwei Depressionen und zwar besonders zwischen flachen ausgedehnten Depressionen sind die Gebiete, in denen bei genügender Isolation die Wärmegewitter ihre Entstehung finden.“ [1])

Man vergleiche mit diesen Sätzen das, was ich im Eingang dieses Abschnittes über die Entstehung der Gewitter gesagt, und man wird finden, daß der Unterschied zwischen Wärme- und Wirbelgewittern nur ein qualitativer ist.

Sohnke hat durch Vergleich der Temperaturangaben von Höhestationen mit den gleichzeitigen Angaben der nächstgelegenen Thalstation gefunden, daß wirklich, wie die Theorie es verlangt, vor Ausbruch eines Gewitters die Temperaturabnahme für 100 m Höhendifferenz 1° C, manchmal sogar darüber beträgt. In neuerer Zeit eigens zu meteorologischen Zwecken unternommene Ballonfahrten haben dieses Resultat bestätigt. Auch Aßmann, dem allerdings nur die geringen in Mitteldeutschland vorhandenen Höhendifferenzen (Harzgebirge, Thüringerwald) zu Gebote standen, fand, daß an 91 % aller Gewittertage die Temperaturabnahme mit der Höhe eine übernormale war. Prohaska allerdings glaubt, daß die Bedeutung des labilen Gleichgewichts-Zustandes für das Zustandekommen von Gewittern überschätzt wird. Er fand an keinem Gewittertag in Krain und Steiermark die Temperaturabnahme mit der Höhe gleich 1° C für 100 m Erhebung; wohl aber beobachtete er umgekehrt, daß zwar labiles Gleichgewicht vorhanden war, aber trotzdem

[1]) v. Bezold, Meteor. Zeitschrift 1892.

keine Gewitterbildung eintrat. Prohaska sieht die Ursache des vor dem Ausbruch eines Gewitters unzweifelhaft vorhandenen aufsteigenden warmen Luftstrome in den an der Grenze eines Tief- und Hochdruckgebietes in den untersten Schichten ostwärts dringenden kalten Luftstromes, während nach v. Bezold, Sohnke und andern dieser seitlich eindringende kalte Luftstrom erst eine Folge des Aufsteigens der überhitzten warmen Luft ist. Eine Entscheidung der Frage, welches von den beiden Phänomenen das primäre und welches das secundäre ist, werden erst weitere Beobachtungen, insbesondere an selbstregistrirenden Instrumenten bringen können.

Gewitterherde sind in Baiern, wie aus den 15jährigen genauen Aufzeichnungen hervorgeht, die sumpfigen Niederungen zwischen Würm- und Ammersee einerseits, dem Gebirge anderseits. Einen zweiten Gewitterherd bildet in Süddeutschland die Rheinebene. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß diese Gegenden leicht einen aufsteigenden warmen feuchten Luftstrom zu Stande kommen lassen.

Mögen wir es nun mit einem Wärme- oder Wirbelgewitter zu thun haben, Vorbedingung für die Entstehung eines Gewitters ist stets das Vorhandensein eines aufsteigenden, warmen, mit Feuchtigkeit gesättigten Luftstromes.

Verfolgen wir nun dessen Weg. Je weiter der Luftstrom in die Höhe gelangt, desto mehr muß seine Temperatur sinken. Nicht nur, daß die ihn umgebende Luft mit zunehmender Höhe kälter wird, er wird sich auch selbst abkühlen müssen; denn mit dem abnehmenden Druck dehnen sich die Luftmassen aus, und diese Arbeitsleistung vollzieht sich auf Kosten der Wärme. Die Abkühlung schreitet mit dem Aufsteigen fort, bis der Thaupunkt erreicht ist, d. h. diejenige Temperatur, bei welcher das vorhandene Wasser nicht mehr in dampfförmigem Zustand existiren kann, sondern sich in Form von Wassertröpfchen niederschlagen muß. Ist dieser Punkt erreicht, so beginnt mit der Condensation des Wasserdampfes die Bildung der Cumuluswolke. Mit der Entstehung dieser hat die weitere Abkühlung des aufsteigenden Luftstromes vorläufig ihr Ende erreicht; die durch die Condensation des Wasserdampfes freiwerdende Wärme bewirkt ein weiteres Aufsteigen der feuchten Luftmassen, und so thürmen sich, wie wir es vor dem Ausbruch eines Gewitters stets beobachten können, die Cumuluswolken immer höher aufeinander.

Die Condensation des Wasserdampfes ist indessen, wie Aitken gezeigt hat, an das Vorhandensein von Staubtheilchen geknüpft. Völlig staubfreie mit Wasserdampf gemengte Luft kann weit unter ihren Thaupunkt abgekühlt werden, ohne daß der Wasserdampf sich in Tröpfchen-

form ausscheidet. Es läßt sich mikroskopisch nachweisen, daß jedes der im Nebel vorkommenden Wassertröpfchen ein winziges Staubkernchen enthält. Wenn in der Atmosphäre die nöthigen Staubkernchen nicht in genügender Zahl vorhanden sind, so wird ebensogut wie in unsern Laboratorien der Fall eintreten können, daß die betreffenden Luftmassen sich übersättigen, d. h. daß der Wasserdampf sich nicht condensirt, obschon die Temperatur unter den Thaupunkt gefallen ist. In Gegenden, wo die Luft mit Staub und Ruß überladen ist, kann ein solcher Zustand nicht eintreten. Die Nebel sind dort häufiger, man denke nur an die berüchtigten Londoner Nebel. Vielleicht erklärt sich durch das eben Gesagte auch der Umstand, daß nach Hellmann Gewitterregen im Westen Berlins häufiger sind als im Osten. Die von West- und Südwest herziehenden übersättigten Luftmassen geben ihr Wasser in Form von Regen ab, sobald sie in den Dunstkreis der Großstadt kommen, um dann von ihrem überschüssigen Wassergehalt befreit, nach Osten weiter zu ziehen.

Völlige Staubfreiheit ist in der Atmosphäre aber niemals vorhanden, so wird sich denn der in dem aufsteigenden Luftstrom vorhandene Wasserdampf condensiren, sei es wenn der Thaupunkt erreicht ist, sei es erst in höhern Schichten des Luftmeeres bei einer Temperatur unterhalb des Thaupunktes. Die condensirten Wassermassen wird der aufsteigende Strom mit sich in die Höhe reißen, bis er dieselben bei dem Fortschreiten der Condensation nicht mehr zu tragen vermag, und das ausgeschiedene Wasser herabstürzt, d. h. das Gewitter zum Ausbruch kommt. Wie die enorme Mächtigkeit der Gewitterwolken zeigt, kann das Wasser weit über seinen Condensationspunkt hinaus in Form von Tröpfchen mitgerissen werden, ja meistentheils wird die Ausscheidung von Niederschlägen erst in Höhen erfolgen, in denen die Temperatur weit unter 0^{0} liegt. Daß auch bei Temperaturen unterhalb des Gefrierpunktes Wasser noch in flüssiger Form in der Atmosphäre existiren kann, ist mehrfach nachgewiesen. Aßmann fand im Januar 1885 auf dem Brocken, daß die Wolken-Elemente noch bei -10^{0} C aus flüssigen Wasserkügelchen bestanden, von Eiskrystallen war keine Spur zu sehen.

Lieutenant Groß gibt in der Beschreibung seiner am 19. Juni 1889 unternommenen Ballonfahrt an, daß die Nebeltheilchen der Wolken auch bei -7^{0} C nicht gefroren waren. „Erst beim Ansetzen an die Kleider und das Tauwerk des Ballons erstarrten sie zu Reif und bildeten um die Instrumente eine Eiskruste von milchigem Aussehen."

Das unter seinen Gefrierpunkt erkaltete Wasser kann sich nicht weiter abkühlen, ohne endlich zu erstarren. Anlaß dazu gibt vielleicht eine seitlich eindringende Luftströmung oder das Herabfallen von Eiskrystallen

aus höhern Schichten der Atmosphäre. Bei dem Erstarren des Wassers wird Wärme frei. Dieselbe bewirkt zunächst eine momentane Steigerung des Druckes, dann aber Ausdehnung der Luftmassen und damit einen neuen Auftrieb. Auf diese Weise glaubt v. Bezold die leicht zu beobachtenden eigenthümlichen Auftreibungen der Gewitterwolke, das Vorschießen neuer Cumulusköpfe, sowie die eigenartigen Bewegungen in der Wolke, von denen ich hier noch einige Beispiele geben will, erklären zu können. Lieutenant Groß berichtet über derartige Erscheinungen an der vorhin genannten Stelle: „9 h 51 trat der Ballon in eine Wolke. Die Temperatur sank schnell unter den Gefrierpunkt herab, die Korbleinen, unsere Uniformen und Bärte bereiften, das nasse Thermometer fror ein, das trockene bedeckte sich beim Schleudern mit einer dicken milchigen Eiskruste. Gleichzeitig wurden wir durch den in der Wolke tobenden Wirbelwind erfaßt, durch den der Ballon, bisher ein Urbild der Ruhe, hin und her geschleudert wurde. Die Nebelschichten der Wolke rasten wild durcheinander um uns herum.“ Bei der Beschreibung derselben Fahrt berichtet Herr Groß ferner: „In der großen Cumuluswolke war, wie ich dies fast stets gefunden, ein wirbelartiger Wind, welcher die einzelnen Theile der Wolke in wilder Jagd durcheinander trieb. Dieser Wirbel ist häufig so stark, daß der Ballon dadurch in geradezu gefährliche Schwankungen gerathen kann. Ich entsinne mich zweier Fahrten, wo wir uns auf den Gondelboden kauerten und krampfhaft an den Gondelleinen anklammern mußten, so stark waren die Schwankungen des Ballons, in welchen der Wind eine Delle eindrückte und eine unheimliche Musik durch sein Sausen hervorrief.“ Ebenso äußert sich Hauptmann Hörnes über eine am 3. September 1888 gegen 4 Uhr Nachmittags ausgeführte Fahrt: „In circa 800 m Höhe dahinschwebend, sahen wir mit drohender Schnelligkeit eine schwarze Wolke uns nacheilen, die uns schon nach wenigen Augenblicken aufnahm und in ein undurchdringliches Grau hüllte. Dabei stieg der Ballon fortwährend über seine Gleichgewichtslage hinaus, von einem Wirbelsturm emporgerissen. Nach ungefähr zwei Minuten Dauer begann die Gondel so stark zu schaukeln, daß wir uns mit beiden Händen an die Haltestricke anklammern mußten, um nicht herausgeschleudert zu werden. Dabei bedeckte sich unser Bart mit dichten Eisnadeln und heftiger Frost stellte sich ein, der unsere Glieder erstarrte. Zum Glück dauerte die ganze Affaire nicht länger als 20 Minuten.“

Aehnliche Beobachtungen machten die Herren Feilitzsch, Finsterwalder und v. Sigsfeld, als sie am 25. Juni 1890 11 Uhr Vormittags von München aufstiegen. „Während der Fahrt waren die atmosphärischen Bedingungen derart, daß eine Reihe auf- und absteigender Luft-

ströme einander ablöste, was sich in lebhafter Cumulusbildung, in vereinzelten Regenschauern und in verschiedenen Vorkommnissen während der Fahrt selbst bemerkbar machte." In einer Meereshöhe von 1400 m durchschnitt der Ballon die untere Wolkengrenze, in der Beschreibung der Fahrt heißt es dann weiter: „Ein düsteres Nebelmeer, durch dessen Lücken grüne Fluren, Straßen und Häuser heraufblickten, wogte im Schatten der Wolkenberge unter uns, in rascher Folge schossen traubig geformte Ballen in korkzieherartigen Windungen empor, die bald wie in Parade still stehen, bald vom Winde zerzaust, in kurzer Frist zerstieben. [1])

Auf die Rolle, welche diese heftigen Bewegungen in der Gewitterwolke bei der Hagelbildung spielen, werde ich später zu sprechen kommen. Hier genügt es darauf hinzuweisen, daß das unter seinen Gefrierpunkt erkaltete Wasser sich zunächst in Eistheilchen verwandelt, diese werden aber geschmolzen sein, ehe sie den Erdboden berühren. Die großen Tropfen, die manchmal beim Ausbruch eines Gewitters fallen, machen vollständig den Eindruck, als ob sie von geschmolzenen Eiskörnern herrührten.

Hat die Niederschlagsbildung in der Wolke einmal begonnen, so wird die aufsteigende Bewegung der Luft vom ersten Centrum aus nach jener Richtung weitergreifen, in welcher labiles Gleichgewicht vorhanden war. So schreitet von einem Centrum aus das Gewitter weiter.

Nach v. Bezold ist es also die bei der Condensation und Erstarrung des Wasserdampfes frei werdende Wärme, welche den Auftrieb der Wolke als Ganzes und die Wirbelbewegung innerhalb derselben bedingt. Ist das richtig, so muß die Temperatur innerhalb der Wolke höher sein als in der sie umgebenden Luft. Ob dem so ist, das ist eine Frage, welche die auch eigens zu meteorologischen Zwecken angestellten Ballonfahrten noch nicht zu lösen vermochten. Einige Beobachtungen scheinen für, andere gegen die v. Bezold'sche Annahme zu sprechen. Mehrfach wurde beobachtet, daß die Atmosphäre unmittelbar über der Wolke wärmer ist, als diese selbst. Es erklärt sich diese Erscheinung durch die starke Reflexion der Wärmestrahlen an der obern Begrenzungsfläche der Cumuluswolke. Man wollte auch schon beobachtet haben, daß Hagelwolken längs eines Berges hinziehen, während auf der Spitze desselben eine Temperatur herrscht, die mehrere Grade über dem Gefrierpunkt liegt. Man glaubte aus diesen und ähnlichen Beobachtungen, den Schluß ziehen zu dürfen, daß innerhalb der Wolke sich Wärme in Elektricität umsetzt, aber erstens können wir uns keine Vorstellung davon machen,

---

[1]) Dieses und die vorangehenden Citate sind entnommen aus „L. Sohnke, Gewitterstudien auf Grund von Ballonfahrten". München 1894.

in welcher Weise dieser Proceß vor sich gehen sollte, und zweitens sind die betreffenden Beobachtungen auch nicht einwandfrei.

Immerhin ist der Umstand, daß schon mehrfach innerhalb einer Gewitterwolke tiefere Temperaturen als außerhalb derselben beobachtet wurden, für Viele die Veranlassung gewesen, die v. Bezold'sche Theorie zu verlassen und der Elektricität eine größere Rolle bei der Bildung der Gewitterwolke zuzuschreiben. So glaubt Mühri das Anschwellen der Cumuli, das Wachsen aus sich selbst heraus durch die gegenseitige Abstoßung der elektrisirten Wassertheilchen erklären zu können. Mit den Wasserbläschen würden auch die Lufttheilchen auseinander getrieben, und die Abkühlung in der Wolke wäre eine Folge der Ausdehnung; daß stark elektrisirte Wassertheilchen sich gegenseitig abstoßen, hat Lord Rayleigh experimentell nachgewiesen. Der Versuch ist leicht zu wiederholen. Es genügt, einem aus einer feinen Spitze ausströmenden Wasserstrahl eine an Wolle geriebene Siegellackstange zu nähern, und der Strahl wird sich in feine Tropfen auflösen. Entfernt man die Harzstange, so fließen die letztern wieder zu schweren Tropfen zusammen. Vielleicht erklärt dieses Experiment auch die Erscheinung, daß unmittelbar nach einem Blitzschlag, also einem Ausgleich der elektrischen Spannung, schwere Tropfen zur Erde fallen.

Die oben erwähnten heftigen Wirbelbewegungen innerhalb der Gewitterwolke auch durch elektrische Abstoßung erklären zu wollen, dürfte meines Erachtens schwer fallen. Prohaska [1]) macht indessen auf eine andere Erklärungsweise aufmerksam, die mir recht plausibel erscheint. Die Condensation des Wasserdampfes sowohl als auch die elektrische Abstoßung der Wasser- oder Lufttheilchen bewirken eine Luftverdünnung innerhalb der Wolke, die Folge davon ist ein seitliches Zuströmen von Luft in radialer Richtung. Die geringste Störung des Gleichgewichts ruft eine rotirende Bewegung hervor, wie wir dieselbe an den Sandwirbeln auf der Erdoberfläche oft genug wahrnehmen können. Hat sich ein solcher Wirbel einmal ausgebildet, so wird die Temperatur und mit ihr die weitere Condensation des Wasserdampfes von den Bewegungen des Wirbels, der Ausdehnung der mit ihm rotirenden Luftmassen abhängig sein. Die Abkühlung in Folge der Ausdehnung kann die Condensationswärme vollständig aufheben, unter Umständen zur Bildung von Hagel Veranlassung geben.

Eine Entscheidung zwischen den verschiedenen Theorieen kann nur die Beantwortung der Frage bringen, ob das Innere der Gewitterwolke

---

[1]) Prohaska, K., Bemerkungen über Gewitter. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Graz. 1894.

wärmer oder kälter als die umgebende Luft ist. Ist das letztere richtig, so fällt damit die v. Bezold'sche Theorie; ist das erstere richtig, so bietet sie die bis jetzt einzige Erklärung des Aufsteigens der Gewitterwolke in die Regionen niederer Temperatur herein.

Ich fasse das Gesagte noch einmal kurz dafür zusammen: Die Entstehung eines Gewitters ist geknüpft an das Vorhandensein eines aufsteigenden, warmen, feuchten Luftstromes. Bei seinem Aufsteigen kühlt sich dieser ab, das Wasser scheidet sich in Bläschen aus, es entsteht die Gewitterwolke, diese kann eine Mächtigkeit von mehrern tausend Meter erreichen. Durch Strömungen innerhalb der Wolke, deren Ursache noch nicht genügend aufgeklärt ist, können die Wassertröpfchen in flüssiger Form in Höhen hinauf gerissen werden, deren Temperatur weit unter 0° liegt. Doch schließlich kann der Luftstrom die mitgeführten Wassermassen nicht mehr tragen, es treten Niederschläge ein, sei es in Form von Graupeln oder der von Regen, und mit den Niederschlägen beginnt das Gewitter. Unaufgeklärt bleibt noch der Ursprung der Gewitterelektricität. Auf eine der vielen Theorieen werde ich in dem folgenden Abschnitt näher eingehen; ich wende mich jetzt zu einer Besprechung des Ganges der meteorologischen Elemente während eines Gewitters.

Vor Ausbruch des Gewitters sinken Luftdruck und relative Feuchtigkeit, und es steigt die Temperatur derart, daß die beiden erstern ein Minimum, und die letztern ein Maximum im Moment des Losbrechens des Gewitters erreichen. Hierauf steigt der Druck und die relative Feuchtigkeit rasch, es fällt die Temperatur und oft erreichen die beiden erstern ein Maximum und letztere ein Minimum am Ende des Gewitters. Der Gang der Temperatur ist also genau umgekehrt wie die der relativen Feuchtigkeit und des Druckes. Eine Ausnahme machen die Nachtgewitter, bei deren Ausbruch auffallender Weise die Temperatur steigt. Die Windstärke ist vor dem Gewitter gering oder beinahe Null, wächst rasch mit dessen Eintritt, erreicht ein Maximum am Ende des Gewitters oder kurz nachher und sinkt hernach wieder rasch. Bei Nachtgewittern sind namentlich in tiefern Schichten der Atmosphäre die Schwankungen der meteorologischen Elemente weniger ausgeprägt als am Tage.

Die ein Gewitter begleitenden Niederschläge fallen, wie bekannt, in tiefern Regionen in der Hauptsache als Regen, im Hochgebirge als Schnee. Selbst im Juni und Juli schneit es in den Alpen bis zu Höhen von 1000 m herab. Oft fällt zuerst Regen, dann Schnee, wodurch bestätigt wird, daß auch in der Höhe den Gewittern hohe Temperaturen vorangehen und niedrige folgen. Ob die Temperatur beim Ausbruch eines Gewitters dadurch herabgedrückt wird, daß die in den obern

Regionen entstandenen Hagelkörner beim Herunterfallen wieder schmelzen, ist zur Zeit noch eine offene Frage.

Nach dem, was oben über die Entstehung der Gewitter gesagt wurde, müssen die Regenniederschläge als eine wesentliche Begleiterscheinung der Gewitter angesehen werden; sie treten dabei in solcher Intensität auf, daß ein einziger heftiger Gewitterregen in Mitteleuropa ein Zehntel bis ein Fünftel der ganzen Jahresregenmenge liefern kann.

Indessen sind schon mehrfach, wenn auch selten, auch in Deutschland Gewitter beobachtet worden, während deren kein Tropfen Regen fiel. Diese Gewitter zeichnen sich meistentheils durch starken Blitzreichthum aus, sie scheinen der Abschluß einer Periode trockenen und sehr heißen Wetters zu sein. Diese letztere Thatsache hat schon zu der Vermuthung geführt, daß der während eines solchen Gewitters in den obern Regionen entstandene Niederschlag in den untern sehr trockenen Schichten sich wieder in Dampf auflöse. Daß derartige Vorgänge thatsächlich schon eingetreten sind, steht fest; ob es auch während der regenlosen Gewitter der Fall war, erscheint fraglich, angesichts des Umstandes, daß der beobachtete Reichthum an elektrischen Entladungen eine solche Intensität der Niederschläge erwarten läßt, daß deren Aufsaugung in den untern Luftschichten wenig wahrscheinlich ist.

Was ich oben über den Gang von Luftdruck und Temperatur während eines Gewitters gesagt habe, ist nur ein anderer Ausdruck für den früher aufgestellten Satz, daß das Gewitter eine Zone niedern Druckes und höherer Temperatur von einer solchen höhern Druckes und niederer Temperatur trennt.

Ferrari, der diese Verhältnisse sehr eingehend untersucht hat, drückt sich folgendermaßen aus: „Jedes Gewitter tritt mit einer kleinen, 1 bis 2 mm tiefen, barometrischen Depression auf, in deren hinterm Theil es verbleibt. Jedem Gewitter entspricht eine kleine thermische Depression, in deren vorderm Theil es sich befindet. Dieses kalte Gebiet ist immer mit einem thermischen Maximum verbunden, welches sich vor ihm befindet. Das Gewitter ist daher da, wo das kalte Gebiet mit dem warmen in Berührung kommt. Das kalte Gebiet nimmt die ganze von dem Gewitter durchzogene Region ein; wenn jedoch das Gewitter fortschreitet, steigt die Temperatur wieder. Die Temperaturdifferenz zwischen der warmen und kalten Zone ist bedeutend, sie kann besonders bei Hagelgewittern bis auf 10^0 C steigen. Jedes Gewitter ist mit einer hygrometrischen Depression verbunden, in deren hinterm Theil es sich befindet."

Bei der geringen Tiefe der Depressionen, welche Gewittern vorangehen, 1 bis 2 mm, muß man sich vor der Annahme hüten, als ob das Auftreten der letztern an besonders niedere Barometerstände geknüpft

wäre, im Gegentheil treten in Deutschland Gewitter vorwiegend an solchen Tagen auf, an welchen der Barometerstand dem normalen sehr nahe kommt. Selten sind sie dagegen allerdings, wenn das Barometer seinen normalen Stand um mehr als 5 mm überschritten hat.

11. Atmosphärische Elektricität und Sohnke's Erklärung der Gewitter-Elektricität.

Franklin hat durch seinen berühmt gewordenen Versuch den Nachweis erbracht, daß die Luftschichten, welche Gewitterwolken umgeben, elektrische Wirkungen ausüben; es läßt sich aber leicht zeigen, daß unsere Atmosphäre stets, nicht nur vor dem Gewitter, mit mehr oder weniger Elektricität geladen ist. Verbinden wir den Knopf des Goldblatt-Elektroskops mit einer isolirten, im Freien aufgestellten Spitze, oder besser Flamme, so zeigt uns das Auseinandergehen der Blättchen das Vorhandensein der Elektricität an. Nähern wir dem Instrument eine geriebene Harzstange, so werden wir in den meisten Fällen die Blättchen wieder zusammenfallen, bei Annäheruug einer an Seide geriebenen Glasstange dagegen wieder auseinandergehen sehen. Das Zeichen der atmosphärischen Elektricität ist also meistens positiv und zwar stets bei heiterm und bewölktem trockenem Wetter. Nach Palmieri ist negative Elektricität der Luft sogar ein Zeichen, daß in der Umgebung des Beobachtungsortes Niederschläge fallen. Doch ist dieser Satz nicht umkehrbar, und man kann daher das Elektroskop nicht, wie schon versucht worden ist, zur Wetter-Prognose verwenden. Die atmosphärische Elektricität hat eine regelmäßige, tägliche und jährliche Periode und erweist sich im hohen Grade abhängig vom Gehalt der Luft an Wasserdampf. Das Maximum der elektrischen Differenz zwischen Luft und Erdboden fällt in die Zeit von 9—10 Uhr Vormittags und ein zweites, etwas niedrigeres zwischen 3 und 6 Uhr Nachmittags, das Minimum tritt ein vor Sonnenaufgang. Diese Kurve flacht sich, wie man aus den Aufzeichnungen auf dem hohen Sonnblick und andern Bergstationen ersieht, in den obern Luftschichten ganz bedeutend ab. Schon auf dem Eiffelthurm sind statt der zwei Maxima nur noch ein einziges gegen Mittag vorhanden. Im Winter ist die elektrische Spannung zwischen Erdboden und Luft viel größer als im Sommer; sie kann an trockenen kalten Tagen einen ganz beträchtlichen Werth erreichen. Bei bedecktem Himmel und besonders bei dem Fallen von Niederschlägen treten Störungen des normalen Ganges der Luft-Elektricität ein, deren Ursache zu ergründen

bisher noch nicht gelungen ist. Ebenso wenig kann man sich Rechenschaft über den Ursprung der Luft-Elektricität geben; die verschiedensten Theorieen sind schon aufgetaucht, einige Forscher dachten an den Verdampfungs-Proceß oder umgekehrt an die Condensation des Wasserdampfes, wieder andere an die Reibung von Luft und Eis oder an Thermoströme. Holtz und Werner Siemens glaubten an eine elektrische Fernwirkung der Sonne; alle Hypothesen haben sich jedoch als unhaltbar erwiesen. Sohnke hat eine Theorie aufgestellt, welche wenigstens die Entstehung der Gewitter-Elektricität befriedigend erklärt, dagegen ist sie meines Erachtens nicht im Stande, eine ausreichende Begründung der Erscheinungen der Schönwetter-Elektricität zu geben. Trotz dieses Mangels und einiger anderer minder erheblichen Bedenken, die sich gegen die Sohnke'sche Theorie erheben lassen, will ich auf dieselbe näher eingehen, da sie sich den übrigen, bei Ausbruch eines Gewitters beobachteten Erscheinungen in befriedigender Weise anschließt.

Sohnke geht aus von der Faraday'schen Entdeckung, daß bei gegenseitiger Reibung von Wasser und Eis ersteres negativ, letzteres positiv elektrisch wird. Der Faraday'sche Versuch wurde von ihm in folgender Form wiederholt. Ein Hahn mit weiter Bohrung schließt ein Gefäß mit verdichteter Luft ab. Wird der Hahn schnell geöffnet, so strömt die Luft plötzlich aus und kühlt sich bei der Ausdehnung ab, in Folge dessen verdichtet sich der beigemengte Wasserdampf zu Tröpfchen, es tritt Nebelbildung ein und zwar, wie früher schon hervorgehoben, um so leichter, je staubhaltiger die Luft ist. Den mit Nebeltröpfchen gesättigten Luftstrom ließ nun Sohnke gegen ein isolirt aufgestelltes Eisstück stoßen. Vermittelst eines metallischen, mit einem Elektrometer verbundenen Auffangekamms, welcher dem Eisstück rasch genähert werden konnte, wurde die positive Elektricität des letztern zu einem Elektrometer geleitet. Die Elektrisirung unterblieb, wenn der Luftstrom keine Wassertröpfchen mit sich führte.

Nun ist, wie ich oben bemerkte, die Entstehung eines Gewitters stets an die Existenz eines aufsteigenden, und ich hätte hinzufügen können, mit Wasserdampf nahezu gesättigten Luftstromes geknüpft. Dies ein Mal zugegeben, läßt sich auch die Elektricitäts-Erregung durch Reibung von Eis und Wassertröpfchen vor Ausbruch eines Gewitters nicht in Abrede stellen. Den obern Rand der Gewitterwolken bilden die Cirrus-Wolken, und ich habe oben darauf hingewiesen, daß nach Aßmann jedem Gewitter das Auftreten eines Cirrus-Schirmes vorangeht. Cirrus-Wolken aber bestehen, wie die Beobachtung der durch sie um Sonne und Mond gebildeten Lichthöfe lehrt, in der Hauptsache aus Eiskrystallen. Bei den verschiedenen Ballonfahrten, die in letzter Zeit zu

meteorologischen Zwecken unternommen wurden, ist zwar die Region, in der Eistheilchen und Wassertröpfchen neben einander existiren, nicht erreicht worden, wohl aber hat man auch im Hochsommer schon in Höhen zwischen 2000 und 3000 m Luftschichten erreicht, in denen die Temperatur erheblich unter 0° lag. Das vorhandene Wasser war also überkaltet. Die Region, in der sich Eis bilden muß, kann nicht mehr hoch über den eben bezeichneten Schichten liegen, denn wenn die Wassertropfen nicht gefrieren, fällt jeder Anlaß zur Wärme-Erzeugung innerhalb der Wolke weg. Dieselbe kühlt sich im Gegentheil bei weiterm Aufsteigen ab, und es wird bald ein Punkt erreicht sein, von dem an der Wasserdampf sich direct in Eis verwandelt. Bei den nachgewiesenermaßen sehr heftigen Bewegungen, die innerhalb der Gewitterwolke stattfinden, ist die von der Theorie verlangte Reibung von Wasser an Eisstückchen hiermit gegeben. Dem entspricht vollkommen auch der äußere Anblick der Gewitterwolken. Der Gipfel derselben ist stets mit einem Cirrus-Schleier umgeben. Die Höhe dieser „falschen Cirri", wie man sie im Gegensatz zu den hoch schwebenden Federwölkchen nennt, ist eine abnorm niedrige. Ihre Bildung erklärt sich, wie eben auseinandergesetzt, durch die Abkühlung der Wasserwolke in Folge des Aufsteigens; man kann aber auch annehmen, daß Wasser an der Oberfläche der aufsteigenden Wolke verdampft und sich wieder zu Frostnebeln condensirt, wie dies im Winter über offenem Wasser geschieht. Die von unten nachdringenden Wassermassen reiben sich an den entstandenen Eiswolken und geben so Veranlassung zur Entstehung von freier Elektricität.

Es schlägt sich aber auch, wie später eingehender dargelegt werden soll, ein Theil des in den Wolken enthaltenen Wassers als Eis auf den schon vorhandenen Eistheilchen nieder, besonders wenn der aufsteigende Luftstrom schon stark überkaltet ist. In Folge ihres auf diese Weise zunehmenden Gewichtes fallen die Eiskörner als Hagel zu Boden und geben durch ihren Fall Anlaß zur Reibung von Eis und Wasser und damit zur Entstehung von Elektricität.

Die Ursache des aufsteigenden Luftstromes sieht Sohnke in dem vor dem Gewitterausbruch vorhandenen labilen Gleichgewicht der Atmosphäre.

Es geht aus dem, was ich oben über die Entstehung der Gewitter gesagt, hervor, daß die von Sohnke gemachten Voraussetzungen fast ausnahmslos erfüllt sind, insbesondere kann an der abnorm niedrigen Lage der Cirrus-Wolken beim Ausbruch eines Gewitters, an dem Nebeneinanderexistiren von Eiskörnern und Wasser und an deren gegenseitiger Reibung kaum gezweifelt werden: ist es doch sogar nicht unwahr-

scheinlich, daß mit jedem Gewitter der Fall von Hagel verbunden ist, wenn dieser sich auch in den untern Luftschichten wieder zu Wasser auflöst. Der von der Sohnke'schen Theorie geforderte aufsteigende Luftstrom ist unzweifelhaft vor jedem Gewitter vorhanden; mag er nun sein Dasein, wie es meistens der Fall sein wird, dem gestörten labilen Gleichgewicht der Atmosphäre oder irgend einer andern Ursache verdanken.

Eingewendet kann, wie ich schon eingangs bemerkte, gegen die Sohnke'sche Theorie werden, daß sie von den Veränderungen des elektrischen Zustandes der Atmosphäre bei heiterm Himmel nicht in genügender Weise Rechenschaft geben kann. [1])

12. Ausbreitung und Form der Gewitter.

Klarheit über diesen Punkt besitzen wir erst, seitdem in einer Reihe von Ländern ein Netz freiwilliger Gewitter-Beobachtungs-Stationen in's Leben gerufen wurde. Den ersten Anstoß hierzu gab Leverrier in Frankreich 1865, die von ihm geschaffene Organisation wurde bald nachgeahmt: in Norwegen, Schweden, Rußland, Belgien, Italien, 1879 in Baiern, 1880 in Sachsen.

In Baiern schuf v. Bezold eine für Deutschland mustergültig gewordene Einrichtnng. Die Beobachter, die sich hauptsächlich aus dem Stande der Lehrer, Geistlichen, Forstbeamten, Technikern recrutiren, tragen ihre Beobachtungen nach einem vorgedruckten Schema auf Postkarten ein und senden diese sofort an die Centralstelle. Auf diese Weise läßt sich das Entstehen und Fortschreiten eines Gewitters genau verfolgen. In den meisten Fällen bilden sich Gewitter gleichzeitig an mehrern Punkten, oft längs einer geraden Linie, oft aber auch an unregelmäßig zerstreuten Orten. Sie ziehen dann von den verschiedensten Richtungen her einem Punkte zu, um sich von diesem aus in einer Richtung weiter zu bewegen. v. Bezold verbindet die Orte, an denen gleichzeitig der erste und ebenso die, an denen gleichzeitig der letzte Donner gehört wurde, durch Isobronten (*βροντή* = Donner) und erhält so Zeichnungen des Gebietes, auf dem gleichzeitig das Gewitter tobte.

Die gewöhnliche Form der gleichzeitig von einem Gewitter überzogenen Fläche ist die eines langen Streifens oder eines Kreis-Sectors.

---

[1]) Als Vorstehendes schon gedruckt war, ging mir eine Arbeit von E. Kircher zu, welche eine der anscheinend schwerwiegendsten Einwendungen gegen die Sohnke'sche Theorie widerlegt.

In den meisten Fällen strahlt das Gewitter von einem Punkt aus, seltener ist das Bestreben mehrerer Gewitter, sich auf einen Punkt zu concentriren. Unter den Gewittern, welche die Form eines Kreis-Sectors haben, gibt es manche, doch wenige, welche eine mehr oder weniger vollständige Kreisfläche überziehen, so daß also das Gewitter strahlenförmig von einem Punkt aus ausgegangen ist. Häufig verlieren solche Gewitter im Fortschreiten ihre Form und verwandeln sich in lange, schmale Streifen, in denen längs einer Mittellinie die größte Intensität herrscht. Diese Streifen stehen senkrecht auf der Fortpflanzungs-Richtung des Gewitters. Die Tiefe eines solchen Streifens beträgt in Süddeutschland im Mittel 37 km; da die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit per Stunde etwa eben so groß ist, beträgt die durchschnittliche Dauer eines Gewitters bei uns etwa eine Stunde, in Italien und den Ostalpen etwas mehr, nämlich $1^1/_2$ Stunden. In Sachsen gewinnen die Gewitter an Dauer mit zunehmender Seehöhe. Die Berge halten die Gewitter also gewissermaßen fest. Auch Börnstein gibt an, daß Gebirge das Herannahen des Gewitters beschleunigen, seinen Abzug verlangsamen. Ein Hinderniß für die Fortpflanzung der Gewitter bilden Gebirge nicht. Ferrari hat festgestellt, daß von Frankreich nach Italien ziehende Gewitter die Alpen vollständig ausgebildet überschreiten. Dasselbe hat Prohaska bezüglich der Tauernkette constatirt. Auffallender Weise scheinen größere Flüsse dagegen von einem Gewitter nicht überschritten zu werden. Viele Gewitter hören vollständig auf, wenn sie sich dem Ufer eines größern Flusses nähern.

Das Gewitter erfordert zu seiner Bildung, wie auseinandergesetzt, einen aufsteigenden Luftstrom. Große Wassermengen sind aber in der heißen Jahres- und Tageszeit kühler als ihre Umgebung, es wird also über ihnen Luft herabsinken, und es fehlt demnach die Bedingung für das Zustandekommen des Gewitters. Wir müssen uns stets vor Augen halten, daß wir das Gewitter nicht auffassen dürfen als ein bestimmtes Phänomen, das sich wie ein festes System durch das Luftmeer hindurch bewegt, ähnlich, wie man früher vom Rhein behauptete, er würde durch den Bodensee hindurchfließen, ohne daß sich sein Wasser mit dem des See's vermische, sondern daß ein Gewitter angesehen werden muß als ein Umformungs-Proceß, der zum Theil durch die vorher bestehenden Verhältnisse geschaffen ist. Ferrari vergleicht ganz zutreffend die Fortpflanzung eines Gewitters mit der einer Welle. Wenn wir einen Stein in das Wasser werfen, so scheinen sich von der getroffenen Stelle aus Wassertheilchen wellenförmig nach allen Seiten weiter zu bewegen. Auf dem Wasser schwimmende Körper belehren uns, indem sie auf der Stelle sich heben und senken, daß hier eine optische Täuschung vorliegt, hervor-

gerufen dadurch, daß ein Wassertheilchen nach dem andern eine auf- und abgehende Bewegung annimmt. Nur die Erscheinung der Wellenbewegung pflanzt sich fort, die materiellen Theilchen verlassen ihre Stelle nicht. Aehnlich pflanzt sich auch ein Gewitter fort, indem es den Anstoß dazu gibt, daß vor ihm, falls die Bedingungen hierzu vorhanden sind, eben die Vorgänge eintreten, die sein Entstehen bedingen.

Wenn ein Gewitter über eine Gegend hinweggezogen ist, so ist es sehr wahrscheinlich, daß bald noch ein zweites denselben Weg einschlägt. Der Zeitraum, der zwischen dem ersten und dem nachfolgenden Gewitter liegt, hat im allgemeinen die Dauer von drei Stunden oder einem Multiplum davon, hauptsächlich kommt die Zahl 24 vor.

Die größere Zahl der Gewitter bleibt auf verhältnißmäßig kleinere Bezirke localisirt, doch lassen sich anderseits auch Gewitter durch ganz Frankreich hindurch, oder von der Rheinpfalz bis nach Oesterreich hinein verfolgen. Man kann daher zwei verschiedene Typen von Gewittertagen unterscheiden; solche, an welchen sich die Gewitterthätigkeit zersplittert und solche, an welchen ein großer Gewitterzug sich bildet, gewöhnlich begleitet von andern Gewittern geringerer Ausdehnung. Im erstern Fall bilden sich kleine Gewitter da und dort, von denen einzelne, wie oben bemerkt, sich einander folgen. Solche Gewitter entstehen fast ausschließlich in den frühen Nachmittagsstunden.

Die Fortpflanzungs-Richtung der Gewitter in Mitteleuropa ist, entsprechend dem Zug der barometrischen Minima und den vorherrschenden Winden, vorwiegend eine west-östliche oder südwest-nordöstliche. Doch wurden z. B. im Jahre 1880 zehn Gewitter beobachtet, die, von Osten kommend, Baiern und Würtemberg durchzogen. Die Ursache scheint zu sein, daß ausnahmsweise dem Mittelmeerbecken angehörige Depressionen ihre Wirkung bis an den Nordabhang der Alpen hin geltend machten, während im allgemeinen Gewitter in unsern Gegenden im Zusammenhang stehen mit Depressionen, die, vom Atlantischen Ocean herkommend, die nördliche Hälfte Europa's von W nach E durchziehen. In den Ostalpen, wo sich die über das Mittelmeer hinziehenden barometrischen Minima fühlbarer machen, liegen die Verhältnisse anders. In Krain und Steiermark überwiegen zu manchen Zeiten sogar die Ostgewitter.

Die folgende Tabelle gibt die Vertheilung der Gewitterhäufigkeit in Procenten nach den acht Kompaßstrichen. [1])

---

[1]) van Bebber, Lehrbuch der Meteorologie S. 256.

Gebiet.	Beobachtungs-Jahre.	N	NE	E	SE	S	SW	W	NW
Frankreich	1865—67	0,9	1,9	2,6	3,2	11,2	44,1	31,2	4,6
Oberitalien	1880—81	8,7	1,1	1,2	0,3	2,0	13,3	56,5	16,9
Mittel- u. Unteritalien		16,1	0,8	0,6	—	—	5,4	55,0	22,1
Baiern	1881—85	5,5	2,9	2,7	4,3	6,5	30,0	35.5	12,7
Wien	1853—84	11,1	9,5	7,5	8,1	9,0	14,2	23,8	16,8
Budapest	1861—70	19,1	8,7	8,2	16,2	12,3	7,2	16,2	12,3
Reichstelegraph.-Gebiet	1882 85	8,1	6,7	7,8	8,1	13,5	20,1	21,0	15,7
Götaland	1871 - 75	3,9	6,6	9,7	10,4	17,4	25,7	20,4	5,9
Svealand		6,6	6,4	9,8	11,3	19,1	20,9	18,1	8,5
Norrland		6,8	8,0	10,8	15,3	22,1	15,4	13,6	8,0

In Baiern kommen, wie man sieht, 65,5, im Reichstelegraphen-Gebiet wenigstens 41,1 Procent aller Gewitter aus W und SW.

Die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Gewitter erweist sich ebenfalls in hohem Grade abhängig von den Bahnen der barometrischen Minima. Diese halten nämlich bestimmte Zugstraßen ein. Sie tauchen auf über dem westlichen Theil des Canals oder über Irland, von dort ziehen sie entweder in nordöstlicher Richtung nach dem Nordende Skandinaviens — es ist dies die von van Bebber sogenannte Zugstraße I — oder sie ziehen in der Hauptsache ostnordöstlich längs der deutschen Nordseeküste oder über Jütland und den südlichen Theil Schwedens nach Finnland.

Nur eine Zugstraße, die V. van Bebber's, führt aus dem Canal über Frankreich nach dem Meerbusen von Genua und Mittelitalien und von dort, scharf umbiegend, über Dalmatien, Ungarn, Galizien, Polen nach Finnland. Von diesen Zugstraßen ist die für uns wichtigste, und abgesehen vom Frühjahr, am stärksten besuchte die Zugstraße I. Bahn V wird von den Depressionen hauptsächlich im Frühjahr eingeschlagen; sie ist die einzige, die nicht nördlich von Deutschland vorbeiführt. Die Frequenz der über das südliche Skandinavien hinziehenden Zugstraße vertheilt sich ziemlich gleichmäßig über das ganze Jahr.

Die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Gewitter nimmt zu mit der Annäherung an eine dieser Depressions-Bahnen. Das läßt sich selbst innerhalb kleinerer Gebiete verfolgen. Die Geschwindigkeit nimmt in Süddeutschland von Norden nach Süden zu, anfangs langsam, gegen die Alpen zu rasch; sie ist im Gebirge etwa 7 km per Stunde geringer als nördlich des Mains, nimmt dagegen nach Mittelitalien hin wieder zu. Da die Depressions-Straßen in den einzelnen Jahren etwas variiren, so ist auch die durchschnittliche Geschwindigkeit der Gewitter in den einzelnen Jahren eine verschiedene. So betrug dieselbe im Mittel für

Süddeutschland im Jahre 1884 42,5, im Jahre 1880 nur 37,5 km per Stunde. In dem Winterhalbjahr von October bis März, in welcher Zeit die Depressions-Bahnen erheblich südwärts gerückt sind, ist auch die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Gewitter größer als im Sommer. In Belgien beträgt nach A. Lancaster die mittlere Geschwindigkeit der Gewitterzüge 45 km per Stunde, die extremsten Fälle sind 65 und 25 km, die mittlere Wind-Geschwindigkeit an der Erdoberfläche während der Gewitter betrug dagegen nur 15 km.

Der Zusammenhang der Lage der Depressions-Bahnen mit der Gewitter-Geschwindigkeit drückt sich auch dadurch aus, daß die aus WSW und W kommenden Gewitter sich bedeutend rascher fortpflanzen als die aus N und NE, und zwar beträgt in Süddeutschland die Geschwindigkeit der aus dem östlichen Halbkreis kommenden Gewitter nur 29,2 km, während die aus dem westlichen kommenden im Durchschnitt eine solche von 39,5 km besitzen.

Entsprechend dem oben Gesagten verschieben sich diese Unterschiede etwas mehr im südlichen Teil der Ostalpen, wenn auch das Hauptresultat, daß die Gewitter aus den westlichen Quadranten sich rascher fortpflanzen, bestehen bleibt. Ja die kleinste, bis jetzt bekannte Geschwindigkeit fand Prohaska mit nur 9,3 km für ein Ostgewitter in Steiermark.

Der tägliche Gang der Fortpflanzungs-Geschwindigkeit zeigt, daß ein Maximum um Mitternacht, ein Minimum um die Mittagszeit besteht. Besonders ausgeprägt ist dieser Gang an der Südseite der Ostalpen. Die Ursache liegt darin, daß die Nachmittags vorherrschenden Wärmegewitter sich langsamer bewegen als die Wirbelgewitter.

Analog dem täglichen Gang ist auch in Süddeutschland einschließlich des Alpengebietes die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit in der kalten Jahreszeit größer als in der warmen.

13. Tägliche und jährliche Periode der Gewitter.

Die meisten Gewitter entstehen, wie früher schon bemerkt, in den ersten Nachmittagsstunden, und die Folge davon ist, daß die Gewitterhäufigkeit eine ausgesprochene tägliche Periode aufweist.

Das Hauptmaximum fällt überall in die Nachmittagsstunden zwischen 3 und 6 Uhr, außerdem besteht noch ein zweites Maximum in den Nachtstunden. In Mitteldeutschland und in Wien fällt dasselbe in die Stunden von 1—2 Uhr, ebenso in Kärnthen, Krain und Steiermark, in Baiern, wenn man nur die Sommergewitter berücksichtigt, in die Zeit von 2—3 Uhr Nachts. In Wirklichkeit dürfte dieses nächtliche Maximum vielleicht noch höher sein, als die Zahlen es erscheinen lassen,

da schwache Nachtgewitter den Beobachtern leicht entgehen. Die geringste Gewitterthätigkeit findet anscheinend kurz vor oder um Mitternacht statt. Wenn es richtig ist, was oben behauptet wurde, daß einige Orte Gewitterherde bilden, so kann die tägliche Periode für alle Punkte nicht die genau gleiche sein. In der That ergibt sich denn auch als eine Folge des vorwiegend westöstlichen Zuges der Gewitter für Süd-West-Deutschland, daß das Gewittermaximum in Baden zwischen 3 und 4 Uhr, in Baiern zwischen 4 und 5 Uhr fällt. Ebenso verschiebt sich auch das abendliche Minimum; das letztere fällt in Baden in die Zeit von 5—6 Uhr, in Baiern in die Zeit von 8—9 Uhr. Aehnlich liegen die Dinge nach Beobachtungen Aßmann's in Mitteldeutschland. Man kann wohl annehmen, daß die große Anzahl von Gewittern in den ersten Nachmittagsstunden bedingt wird durch die kleinen localen Wärmegewitter, welche zu dieser Tageszeit auszubrechen pflegen. Die größern Gewitterzüge, die über mehrere Länder sich erstrecken, müssen eben wegen ihrer langen Dauer sich ziemlich gleichmäßig über den ganzen Tag vertheilen. In Küstengebieten: Norwegen, deutsche Nord- und Ostküste sind die Gewitter in der kalten Tageszeit verhältnißmäßig häufig, weil in diesen Gegenden keine Gewitter entstehen, sondern dieselben nur von weit herkommenden Wirbelgewittern heimgesucht werden. In Schleswig-Holstein treten die meisten schadenbringenden Gewitter zwischen 12 Uhr Mitternacht und 3 Uhr Morgens auf.

Die jährliche Periode der Gewitter mag die nachfolgende Tabelle veranschaulichen: [1])

Gebiet.	Beobacht. Jahr.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	December.
Norwegen, S.-W.-Küste	1871—80	9	2	2	2	4	17	33	28	16	16	8	4
Norwegen, Inneres		2	1	0	0	0	3	10	4	2	2	1	1
London	1807—22	0,0	0,2	0,4	0,4	1,8	1,4	2,0	1,3	0,4	0,1	0,2	0,1
Paris	51 J.	0,1	0,1	0,3	0,8	2,6	3,0	2,6	2,1	1,2	0,6	0,1	0,1
Hamburg	1876—85	0,2	0,0	0,4	0,7	3,3	3,5	6,0	3,4	2,0	0,5	0,3	0,3
Memel	"	0,0	0,0	0,1	0,2	1,6	2,4	3,7	2,3	1,1	1,1	0,0	0,0
Breslau	1856—85	0,1	0,2	0,1	0,9	2,3	3,8	3,8	2,5	0,9	0,2	0,0	0,1
Stuttgart	1792 bis 1854	0,1	0,1	0,1	1,0	3,3	3,9	3,3	3,0	2,8	0,1	0,1	0,0
München	1842—59	0,0	0,0	0,6	1,8	4,2	5,6	5,1	5,0	1,8	4,0	0,1	0,0
Wien	1793 bis 1850	0,2	0,1	0,1	1,1	3,6	4,1	4,3	4,0	1,4	0,2	0,1	0,1
Zürich	90 J.	0,0	0,1	0,2	1,5	2,8	4,5	4,0	4,5	1,3	2,3	1,1	0,0
Rom.	—	Oct. bis März 18,2			7,4	7,2	19,1	17,2	16.5	14,6	—	—	—

[1]) Nach van Bebber, Lehrbuch der Meteorologie.

Wie man sieht, liegt das Maximum der Gewitterhäufigkeit überall in den Monaten Juni und Juli. In London fallen 78 pCt., in Brüssel 74 pCt., in Paris ebenfalls 74 pCt., in Hannover 82 pCt., in Trier 83 pCt., in Breslau 83 pCt., in Stuttgart 76 pCt., in München 70 pCt., in Wien 83 pCt., in Zürich 70 pCt., in Mailand 79 pCt., in Rom nur 59 pCt. aller Gewitter in die vier Monate: Mai, Juni, Juli, August. Wintergewitter sind durchweg außerordentlich selten. Eine Ausnahme machen nur die Atlantischen Küstengebiete im nordwestlichen Europa. Ich habe oben hervorgehoben, daß dort die Gewitter die kalten Tageszeiten bevorzugen, und daß das Auftreten derselben in der kalten Jahreszeit verhältnißmäßig häufig ist. Ja, in Island und im nordwestlichen Schottland übertrifft die Zahl der Wintergewitter sogar die der Sommergewitter. Auf den Farör fehlen die Sommergewitter ganz. Aber auch im Atlantischen Ocean sind die Wintergewitter häufiger als die Sommergewitter, und auch an den Küsten des Mittelländischen Meeres treten die Sommergewitter mehr zurück. Rom weist in der obigen Tabelle den niedrigsten Procentsatz der Sommergewitter auf. Die großen Wirbelgewitter von 8—9 Stunden vertheilen sich in Italien nach Ferrari wie folgt:

April,	Mai,	Juni,	Juli,	August,	September,
9,3	7,9	7,2	2,3	9,2	8,7.

In Mittel- und Nordeuropa treten nach Hellmann Wintergewitter stets in Begleitung von Wirbelstürmen und mit Vorliebe bei Nacht auf, durchziehen zwar rasch große Länderstrecken, aber doch vereinzelter, in mehr unterbrochener Aufeinanderfolge und auf räumlich beschränkterm Gebiet als die Gewitter der wärmeren Jahreszeiten. Sie sind von kurzer Dauer und nur von wenigen Blitz- und Donnerschlägen begleitet, doch zünden erstere wegen der geringen Höhe der sie entsendenden Wolkenschichte häufiger, als dies im Sommer der Fall ist. Gänzlich zu fehlen scheinen in Europa die Wintergewitter längs der Linie, welche sich von Drontheim über Königsberg und Pesth zieht und von da, der Donau folgend, an den Balkan anlehnt.

Ich komme nochmals auf das sommerliche Maximum in Centraleuropa zurück. Bestimmt man die Anzahl der Gewitter für die drei Dekaden jedes Monats gesondert, so bemerkt man, worauf zuerst von Bezold aufmerksam gemacht hat, daß zwei Maxima vorhanden sind wovon das erste auf Ende Juni und Anfang Juli, das zweite Ende Juli und Anfang August fällt. Diese Zweitheilung des Maximums, läßt sich bis nach Sibirien verfolgen.

Das bis jetzt über die tägliche und jährliche Periode der Gewitterhäufigkeit Gesagte gilt natürlich nur für Europa und die angrenzenden

Länder. Auf der südlichen Halbkugel, wo der Sommer in die Zeit unseres Winters fällt, ändert sich dem entsprechend auch die Vertheilung der Gewitter. So fällt in Argentinien und Süd-Brasilien das Maximum der Gewitter in den Januar und März, das Minimum in den Juli. Für die tropischen Gegenden beginnt mit Annäherung der Sonne an den Zenith eine Periode fast täglicher Gewitter. Wenn am Vormittag der Himmel tiefblau ist, kein Windhauch die Luft bewegt und die fast senkrecht auffallenden Strahlen der Sonne fast unerträglich brennen, so erheben sich gegen Mittag Wolken, und kaum hat die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, so bricht das Gewitter los, der vorangehende Wind ist schwach, der Regen aber gießt in Strömen nieder, man spricht nicht ohne Grund von tropischen Regengüssen, und die Blitze folgen so rasch aufeinander, daß der Himmel ein ununterbrochenes Feuermeer zu bilden scheint. Doch die Erscheinung geht rasch vorüber, und jetzt erst kann der vorher von der Hitze gepeinigte Mensch seinen Geschäften nachgehen.

Ein Zusammenhang zwischen Gewitterhäufigkeit und Mondphase ist schon oft behauptet und gerade so oft wieder bestritten worden. Indessen ist durch lange Beobachtungsreihen festgestellt, daß ein allerdings nicht sehr ausgeprägtes Maximum der Gewitter auftritt einige Tage vor und einige Tage nach dem Neumond. Weniger sicher ist das vielfach behauptete Gewitterminimum zur Zeit des Vollmondes. Es sind hier nur solche Beobachtungsreihen zu verwenden, welche die in unmittelbarer Nähe des Beobachtungsortes stattgefundenen Gewitter streng von dem Wetterleuchten trennen; daß letzteres bei hellem Vollmondschein weniger leicht sichtbar ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Auf jeden Fall sind die Unterschiede in der Anzahl der auf die einzelnen Mondphasen entfallenden Gewitter so gering, daß sie sich zur etwaigen Prognose von Gewittern nicht verwenden lassen. Nachstehend gebe ich eine bezügliche Zusammenstellung. [1])

Procentische Anzahl der Gewitter.

Beobachter, Ort und Zeit.	Neumond.	Erstes Viertel.	Vollmond.	Letztes Viertel.
Lüdicke, Gotha 1867—75.	35	37½	12½	15
Köppen Deutschland 1879-83	26	30	20	24
Richter, Grafschaft Glatz 1877—84 . .	33	29	18	20
Hazen, Nordamerica 1884	29/½	27	24½	19
Gruß, Prag 1840—59	27	24	27	22
1860—79	25½	27	25½	22
Meyer, Göttingen.	27	27	22	24

[1]) Meteor. Zeitschrift 1888, S. 115.

Von ältern Beobachtungsreihen stimmt nur eine von Schiaparelli aufgestellte mit den obigen überein.

Neuerdings behauptete E. Renou auf Grund der im Park von Saint-Maur bei Paris angestellten Beobachtungen, daß die Gewitter häufiger sind bei nördlicher als bei südlicher Declination des Mondes.

14. Säculare Periode und Zusammenhang der Gewitter mit der Periode der Sonnenflecken.

Die sehr wichtige Frage, ob die Gewitter auch eine säculare Periode zeigen, läßt sich leider zur Zeit wegen Mangels geeigneter Beobachtungen kaum beantworten. Ich habe schon S. 58 darauf hingewiesen, daß man die Frage nach der Häufigkeit der Blitzschläge trennen muß von der Frage nach der Häufigkeit der Gewitter, da ja Schwankungen in der Intensität der Gewitter gar nicht unwahrscheinlich sind. Für die Untersuchung der Periode der Blitzschläge liegt wenigstens einiges Material vor in den Acten der Versicherungsanstalten; zuverlässige Aufzeichnungen über Gewitter, die sich über eine lange Reihe von Jahren erstrecken, sind dagegen nur wenige vorhanden. Am weitesten zurück geht die Beobachtungsreihe vom Hohenpeißenberg, südlich von München. Es ergibt sich daraus eine beträchtliche Abnahme der Zahl der Gewitter von 1792 bis 1835 und eine langsame Zunahme von da bis in unsere Zeit. Das Minimum der Gewitterthätigkeit im Decennium 1835/44 ist auch durch Beobachtungen in Belgien, Mailand, Prag u. a. sicher gestellt, die behauptete Zunahme dagegen von 1845 bis auf unsere Zeit wird vielfach bestritten, auch von solchen Forschern, die eine Zunahme der Blitzgefahr zugeben. In der That läßt z. B. die nachfolgende Zusammenstellung der Beobachtungen im Parc de Baleine im Departement de l'Allier ein fortdauerndes Anwachsen der Zahl der jährlichen Gewittertage nicht erkennen.

Zahl der Gewittertage in den einzelnen Jahren.

Jahr	Gewitter	Jahr	Gewitter	Jahr	Gewitter
1835	26	1853	29	1871	29
1836	20	1854	26	1872	38
1837	18	1855	36	1873	40
1838	27	1856	26	1874	33
1839	15	1857	36	1875	26
1840	15	1858	31	1876	25
1841	28	1859	43	1877	22
1842	28	1860	32	1878	25
1843	26	1861	27	1879	34
1844	20	1862	34	1880	31
1845	28	1863	35	1881	30
1846	33	1864	25	1882	15
1847	27	1865	36	1883	25
1848	29	1866	42	1884	32
1849	32	1867	40	1885	26
1850	24	1868	45	1886	25
1851	21	1869	23	1887	25
1852	31	1870	25	1888	31

Es ergibt sich aus den mitgetheilten Zahlen auch, wie unzulässig es ist, die Beobachtungsreihe in willkürlich gewählte Perioden von fünf oder zehn Jahren zu zerlegen. So wird man, wie leicht ersichtlich, zu ganz andern Resultaten kommen, wenn man die drei besonders gewitterreichen Jahre 1866/68 zufällig in ein und dieselbe Periode fallen läßt, als wenn man 1863/67 und 1868/72 zusammenfaßt. Frei von Willkür ist folgende Methode: man bildet das arithmetische Mittel aus den Zahlen für fünf aufeinander folgende Jahre und setzt die sich so ergebende Zahl als „ausgeglichene" Zahl für das mittlere der fünf Jahre ein.

So würde sich ergeben als ausgeglichenes Mittel

$$\text{für } 1837 \quad \frac{26+20+18+27+15}{5} = 21{,}2$$

$$\text{für } 1838 \quad \frac{20+18+27+15+15}{5} = 19{,}0$$

$$\text{für } 1839 \quad \frac{18+27+15+15+28}{5} = 20{,}6$$

usw.

Die so aus den Beobachtungen der Sommergewitter in Greenwich erhaltenen Zahlen sind nach der Zeitschrift Nature nachstehend zusammengestellt.

Jahr	Gewitter (Mittel)	Jahr	Gewitter (Mittel)	Jahr	Gewitter (Mittel)
1852	9,6	1865	9,0	1878	17,2
1853	10,2	1866	9,8	1879	16,8
1854	10,4	1867	9,4	1880	15,6
1855	10,6	1868	8,6	1881	13,6
1856	11,4	1869	9,8	1882	13,2
1857	12,6	1870	10,6	1883	11,0
1858	12,2	1871	10,4	1884	10,8
1859	12,4	1872	11,8	1885	10,8
1860	11,2	1873	12,2	1886	11,4
1861	9,4	1874	12,0	1887	13,8
1862	7,8	1875	11,0	1888	13,8
1863	8,6	1876	14,4	1889	16,2
1864	7,6	1877	14,6		

Die Zahlen sprechen nicht für ein fortdauerndes Anwachsen der Gewitterhäufigkeit, ebensowenig die Beobachtungen von Berlin und Genf, auf deren Wiedergabe ich hier verzichte. Aus dem Beobachtungsmaterial ließe sich der Schluß ziehen, daß die Zahl der Gewitter in den einzelnen Jahren beträchtlichen Schwankungen unterliegt.

In Greenwich wurden z. B. in den Jahren 1862, 63, 66, 82, 87 nur je 6 Sommergewitter, 1878 dagegen deren 26 beobachtet. Ich muß dem gegenüber auf das schon Seite 58 zur Erklärung der vermeintlichen Schwankungen Gesagte verweisen. Wegen der räumlich oft beschränkten Ausdehnung der Gewitter werden die Unterschiede in den Zahlen für die Gewitterhäufigkeit auch relativ geringer, wenn man nicht von den Aufzeichnungen einer einzelnen Station ausgeht, sondern diejenigen Tage zusammenstellt, an denen irgendwo in einem Lande Gewitter beobachtet wurden. So schwankte z. B. in Süddeutschland in den 9 Jahren 1880—88 die Zahl der Gewittertage zwischen 119 und 138 im Jahr, in Mitteldeutschland in den 4 Jahren 1881—1884 zwischen 168 (1881) und 155 (1883).

Der Umstand, daß bei Berücksichtigung aller in einem Lande angestellten Gewitter-Beobachtungen die Unterschiede in den Zahlen der Gewitterhäufigkeit für die einzelnen Jahre mehr zurücktreten, läßt es nicht räthlich erscheinen, aus den Aufzeichnungen einer einzelnen Station

weitgehende Schlüsse auf eine säculare Periode zu ziehen. Es tritt dazu noch der weitere Umstand, daß die Kurven an den einzelnen Orten in entgegengesetzter Weise verlaufen. So zeigt sich in Wien ein Maximum der Gewitterthätigkeit zwischen 1837 und 1849, also gerade zu einer Zeit, wo die Beobachtungen vom Hohenpeißenberg und andern Orten ein Minimum aufweisen. Die erwähnten Thatsachen sprechen auch gegen den von Bezold vermutheten Zusammenhang zwischen Gewitterhäufigkeit und Sonnenflecken. Diese letztern weisen eine auffallende kleine Periode von 11 Jahren und eine größere von 55 Jahren auf. Es wurden nach R. Wolf täglich in Mittel beobachtet:

1830	67	Sonnenflecken,
1834	10	„
1837	137	„
1844	19	„
1848	128	„
1856	5	„
1860	95	„
1867	9	„
1870	132	„
1878	4	„
1883	65	„

Der Unterschied der aufeinander folgenden Maxima und Minima ist so bedeutend, daß die 11jährige Periode in die Augen springt. Wolf konnte dieselbe bis 1745 zurückverfolgen. Mit der Periode der Sonnenflecken zeigt die der Nordlichter eine auffallende Uebereinstimmung und zwar in so ausgeprägter Weise, daß man sogar aus der Zahl der beobachteten Sonnenflecken einen Schluß auf das Auftreten von Nordlichtern ziehen kann; die 55jährige Periode tritt bei den letztern sogar noch auffälliger hervor als bei den Sonnenflecken. Da Gewitter und Polarlichter elektrische Erscheinungen sind, so lag es nahe, einen Einfluß der Sonnenflecken auch auf die Gewitterperiode anzunehmen. Von Bezold glaubte eine Uebereinstimmung im Gang der Sonnenfleckenperiode und der Blitzgefahr auch gefunden zu haben. Die kleinen Schwankungen der Blitzgefahr sollten nach ihm einer Periodicität unterworfen sein, so, daß auf jede Sonnenfleckenperiode von 11 Jahren zwei kleinere Perioden der Blitzgefahr treffen, und daß dem Maximum der Sonnenflecken jederzeit ein Minimum der Blitzgefahr entspricht. Blitzschläge und Nordlichter würden sich also, da in fleckenreichen Jahren mit dem Minimum der erstern ein Maximum der letztern zusammentrifft und umgekehrt in fleckenarmen, sich gegenseitig ergänzen. Dieser von v. Bezold aus den Aufzeichnungen in Baiern gezogene Schluß wird

durch die Beobachtungen in Sachsen nur theilweise bestätigt, die Resultate der schweizerischen Beobachtungen widersprechen ganz direct. Immerhin erscheint ein Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Zahl der Blitzschläge als dem Ausdruck der Heftigkeit der Gewitter noch möglich, wenn ich selbst auch das für diesen Zusammenhang vorgebrachte Beweismaterial nicht als zureichend ansehen kann.

Viel weniger wahrscheinlich ist ein Zusammenhang zwischen der Zahl der Gewitter und jener der Sonnenflecken. v. Bezold glaubte aus 29 Beobachtungsreihen europäischer und asiatischer Stationen einen dem Fleckenwechsel entgegengesetzten Gang der Gewitterhäufigkeit nachweisen zu können; desgleichen versuchte er auch eine 25,8tägige Periode der Gewitterthätigkeit übereinstimmend mit der wahrscheinlichen Dauer der Sonnenrotation abzuleiten. Da indessen die Umlaufszeit des Mondes der aus der Verschiebung der Flecken berechneten Dauer der Sonnenumdrehung nahe gleichkommt, so kann eine 26tägige Periode der Gewitterhäufigkeit, wenn sie wirklich existirt, auch durch den Wechsel der Mondphasen bedingt sein. Untersuchungen, von Hamberg in Schlesien angestellt, erwiesen sich den v. Bezold'schen Folgerungen nicht günstig. In einer spätern Arbeit schränkt denn auch v. Bezold seinen Satz dahin ein, daß ein Zusammenhang zwischen Gewitter und Sonnenflecken zwar wahrscheinlich, aber nicht sicher sei. Die v. Bezold'sche Behauptung, daß gewitterreiche Jahre die Folge einer fleckenfreien Sonnenoberfläche seien, bedingt noch keineswegs die Annahme einer unmittelbaren elektrischen Wechselwirkung zwischen Erde und Sonne. Man kann sich die Gewitterhäufigkeit abhängig denken von der Stärke der Sonnenstrahlung, welche ihrerseits von den Sonnenflecken beeinflußt wird. Eine Aenderung der Stärke der Sonnenstrahlung würde sich aber nach Köppen in den verschiedenen Breiten nicht gleichzeitig, sondern nach und nach fühlbar machen. Die Gewitter-Erscheinungen hängen nicht nur von der Temperatur des betreffenden Ortes, sondern auch von dem Zustand der Atmosphäre an weit entfernten, einer andern Zone angehörigen Punkten ab, wie dieses am deutlichsten bei den die Stürme begleitenden Gewittern hervortritt. Auf diese Weise könnte die Thatsache erklärt werden, daß Gewittermaxima und Fleckenminima selten genau zusammenfallen, sondern meist um ein oder zwei Jahre gegen einander verschoben erscheinen, wie denn auch die Kurven der mittlern Jahrestemperatur durchaus nicht der Kurve der Sonnenfleckenhäufigkeit parallel gehen. Berücksichtigt man also nicht nur die Gewitterzahl eines Jahres, sondern bildet, wie oben des weitern auseinandergesetzt, die Mittel aus z. B. fünf Jahren, so können die Aufzeichnungen in Genf, Berlin, Greenwich als eine Stütze der Behauptung v. Bezold's angesehen werden. Es gibt aber auch eine

große Anzahl von Beobachtungsreihen, die gerade den umgekehrten Gang zeigen; so zieht M. Cruls aus den Beobachtungen von Rio de Janeiro den Schluß, daß im Gegensatz zu der Ansicht v. Bezold's das Maximum der Gewitterhäufigkeit auch mit dem Maximum der Sonnenflecken zusammenfalle, und die von ihm gezeichneten Kurven scheinen seine Behauptung zu bestätigen.

Man wird unter diesen Umständen entweder zu dem Schlusse kommen, daß sich in dem Wechsel der Gewitterhäufigkeit mehrere periodische Aenderungen verstecken, oder man wird, und das ist meine Meinung, annehmen müssen, daß sich auf Grund des vorhandenen Materials eine bestimmte Periode der Gewitter überhaupt nicht constatiren läßt.

15. Geographische Vertheilung der Gewitter.

Ehe ich auf die Vertheilung der Gewitter über unsere Erde näher eingehe, muß ich noch die Frage erörtern, ob locale Verschiedenheiten von Einfluß auf die Gewitterhäufigkeit sind, oder ob wir annehmen dürfen, daß die für einzelne meteorologische Stationen gefundenen Zahlen der Gewitterfrequenz auch für das umliegende Gebiet gelten. Wenn man in den preußischen statistischen Jahrbüchern liest, daß die Anzahl der Gewittertage im Jahre durchschnittlich beträgt: in Norderney 11,40, in Lingen 13,06, in Jever 15,23, in Otterndorf 19,19, in Löningen 23,86, in Göttingen 24,05, so wird man geneigt sein, den localen Einflüssen ein bedeutendes Gewicht beizulegen. Man darf aber nicht außer Acht lassen, daß eine zuverlässige Statistik nur erhalten werden kann durch einen Gewitterdienst, wie ihn in Deutschland zuerst v. Bezold 1879 in Baiern organisirte, und wie er dann im Laufe des nächsten Jahrzehntes im übrigen Süddeutschland, Sachsen und Preußen eingerichtet wurde.

Bei der früher üblichen Art der Aufzeichnung sind die Resultate, worauf ich schon wiederholt hinwies, in hohem Grade von der Person des jeweiligen Beobachters abhängig. Wenn z. B. Hamburg im Jahre 1879 22, Altona nur 15 Gewitter meldet, so wird man diesen Unterschied doch nicht allein durch die Verschiedenheit der Lage und des Terrains erklären wollen. Ich möchte mit diesen Bemerkungen nur darauf hinweisen, mit welch' kritischem Auge man statistische Aufzeichnungen betrachten muß. Ich habe schon in dem Capitel „Form der Gewitter" dargelegt, daß der weitaus größere Theil der Gewitter eine sehr geringe Verbreitung besitzt; es kann dies daher rühren, daß ein Gewitterzug mit

einer schmalen Front einhermarschirt oder daß ein an einem Ort entstandenes Gewitter auf einem engen Bezirke localisirt bleibt.

Aus dem Umstand, daß es, wie auf Seite 83 erwähnt, Gegenden gibt, die als Gewitterherde bezeichnet werden können, sowie den Beziehungen zwischen den Zugstraßen der Gewitter und denen der Depressionen können wir a priori ableiten, daß auch innerhalb kleiner Ländergebiete gewitterreiche und gewitterarme Gegenden unterschieden werden können.

Die Zahl der Gewittertage in Baiern beträgt nach dem oben über die zeitliche Vertheilung der Gewitter Gesagten durchschnittlich im Jahr 129, d. h. an 129 Tagen im Jahr werden von irgend einem Ort Baierns Gewitter gemeldet. Die Zahl der Gewittertage für eine einzelne Station überschreitet aber, wie aus der nachfolgenden Zusammenstellung hervorgeht, nirgends 33.

Es beweist diese große Differenz, daß sich ein Gewitter nur über einen verhältnißmäßig geringen Theil Baierns verbreitet.

Die Zahlen der Tage, an denen von irgend einem Punkte des Landes Gewittermeldungen eingetroffen, und der, an welchen eine bestimmte Station ein Gewitter beobachtete, müssen naturgemäß um so mehr von einander abweichen, je größer die in Betracht gezogene Länderstrecke ist. So beträgt die Zahl der jährlichen Gewittertage in Frankreich 310, es gibt also nur 55 Tage im Jahr, an denen nicht in irgend einem Theile Frankreichs ein Gewitter beobachtet wird, während auch in den gewitterreichsten Gegenden des Landes an einer einzelnen Station kaum mehr als 50 Gewitter im Jahr gezählt werden.

Zusammenstellung der jährlichen Gewittertage an einzelnen baierischen Stationen.

(Des Vergleichs halber wurde auch das regenreiche Salzburg hinzugenommen.)

Andechs	27,8	Mittenwald	14,6
Anspach	23,6	München	19,0
Augsburg	22,3	Nürnberg	14,1
Bamberg	32,3	Passau	8,3
Dillingen	12,6	Regensburg	20,8
Freising	22,6	Salzburg	23,7
Hohenpeißenberg	27,0	Tegernsee	30,0
Kempten	13,0	Würzburg	14,1

Eine eingehende Darstellung der Verbreitung der Gewitter über die Erdoberfläche verdanken wir Klossowsky. [1])

Den nachfolgenden Zeilen liegt die von ihm gegebene Zusammenstellung zu Grunde.

Am häufigsten sind die Gewitter in den Tropen, also in den Gebieten, in denen auch die größten Regenmengen fallen. Die größte Zahl Gewittertage (fast 200 im Jahr) hat wohl Bismarcksburg (Togoland) im äquatorialen Africa. In Vivi am Congo wurden 95 beobachtet, Kamerun etwa 100. Nach Süden zu nimmt die Gewitterhäufigkeit in Africa rasch ab, am 20° südlicher Breite nur noch neun im Jahr (zweijähriger Durchschnitt). In America liegt die Zone größter Gewitterhäufigkeit zwischen dem 20 und 22° n. B. (Mexico 138,5, Leon Guanajuato 141 jährliche Gewittertage). Diese Zone erstreckt sich von NW nach SE und reicht im E von Südamerica bis herab zum 25° südlicher Breite, während im Westen dieses Continentes in dem noch in die Tropen fallenden regenarmen Peru überhaupt keine Gewitter vorkommen. In Asien erstreckt sich ein Gebiet intensiver Gewitterthätigkeit vom östlichen Ende des Himalaya durch Indo-China, die Sunda-Inseln bis Neu-Guinea. Diese Zone liegt also vorwiegend nördlich des Aequators. Die Zahl der jährlichen Gewittertage innerhalb derselben ist etwa 100, z. B. Batavia 94,6, Neu-Guinea 97, Palembang (Sumatra) 115,6, Buitenzorg (bei Batavia) 167. Am Nord- und Südrand der Tropen treffen wir in Africa und Asien ausgedehnte Wüstenstriche. Entsprechend der Armuth an Niederschlägen ist in diesen Ländern auch die Gewitterthätigkeit nur unbedeutend. In Kairo entfallen im Durchschnitt 1,4 Gewittertage auf das Jahr; es gibt dort auch gewitterfreie Jahre. In Alexandrien kommen dagegen 3,6, in Port Saïd 4,5, in Beirut 4 Gewitter auf das Jahr. Die Nähe des Meeres scheint hier einen Einfluß auszuüben.

In Asien steigt am Nordrand dieser Wüsten- oder Steppenzone, also im südlichen Rußland, im Kaukasus, am Altai, die Gewitterhäufigkeit wieder rasch an, während sie an der ganzen Nordküste von Africa, auf den Azoren und im Südosten der pyrenäischen Halbinsel immerhin noch sehr gering bleibt. Innerhalb Europa's nimmt im großen und ganzen die Gewitterhäufigkeit von Süd nach Nord hin ab. Dieses Gesetz läßt sich sogar innerhalb verhältnißmäßig kleiner Länder, z. B. Baierns, verfolgen, wo die Zunahme der Gewitter von N nach S hin deutlich wahrnehmbar ist, während in den Alpen allerdings wieder eine

[1]) Klossowsky, Distribution des orages à la surface du globe terrestre. Revue météorologique Vol. III. Odessa 1893.

Abnahme bemerkt wird. Ein Gebiet größter Gewitterhäufigkeit liegt in Illyrien (Janina in Albanien 48,5), auch Italien mit 38 jährlichen Gewittertagen (Rom 42,2) ist noch sehr gewitterreich. An dieses Gebiet schließt sich im Norden und Nordosten ein Gebiet an, in dem 20 bis 30 Gewittertage auf das Jahr fallen, dazu gehören Schweiz (abgesehen vom Gebirge), Süddeutschland, Oesterreich, Ungarn, Serbien, Bosnien, das mittlere Bessarabien und die russischen Gouvernements Podolien, Kiew und Ssimbirsk. Etwas stärker noch ist die Gewitterthätigkeit in Griechenland (31 Gewittertage) und im westlichen Kaukasus (Tiflis 38,2, Suchum-Kale 27,7). Auffallend ist die Abnahme der Gewitterhäufigkeit gegen die Küsten des Schwarzen und Kaspischen Meeres zu,

Nordküste des Schwarzen Meeres	14-15	Gewittertage
Krim	7-10	„
Jalta in Taurien 44° n. B. .	5,3	„
Astrachan	7,5	„
Baku	4,5	„

Auch in Nordwestdeutschland bemerkt man eine Abnahme der Gewitterzahl vom Binnenland nach den Meeresküsten zu. Häpke glaubt, daß die Gewitterhäufigkeit von der Größe der Verdunstung abhänge. Diese nimmt nun ihrerseits mit steigender Temperatur zu, mit zunehmender relativer Feuchtigkeit ab. In der Nähe der Küsten muß demnach die Verdunstung und damit auch die Zahl der Gewitter abnehmen. In Norddeutschland ist die Abnahme der Gewitterhäufigkeit gegenüber dem Süden schon recht bedeutend, nur noch 15—20 Gewittertage gegen 20 bis 25 in Süddeutschland und Schlesien. Eine Zone mit 5—10 Gewittern im Jahr erstreckt sich von Großbritannien über die südliche Hälfte der skandinavischen Halbinsel nach dem Norden Rußlands, eine etwas geringere Gewitterthätigkeit weist aber auch hier Finnland auf. Nordwestlich von der Linie Bergen-Kola (am nördlichen Eismeer) kommen auf das Jahr nur noch 1—5 Gewitter, im äußersten Nordwesten Skandinaviens wird selbst diese Zahl 1 nicht mehr erreicht.

In Island gehören Gewitter zu den Seltenheiten, und weiter nördlich fehlen sie ganz und an ihre Stelle tritt die prachtvolle Erscheinung des Polarlichtes. Im Innern des asiatischen Continentes sind Gewitter häufiger als unter den gleichen Breiten in Europa. Tomsk, Jenisseisk liegen in einer Zone derselben Gewitterhäufigkeit mit Norddeutschland (15—20 Gewittertage). In Barnaul (am Ob), das etwa unter derselben Breite wie Berlin liegt, beträgt die Zahl der Gewittertage noch 23 im Jahr und in Turuchansk am Jenissei, schon fast unter dem Polarkreis gelegen, noch 8,1. Die Gewitterthätigkeit nimmt wieder ab längs der Küste des Stillen Oceans (Wladiwostok, nörd-

lich von Korea 6,3, Nikolaiewsk am Amur 7,4, Japan 7—10). Auch in Nordamerica ist die Abnahme der Gewitterhäufigkeit nach der Meeresküste zu sehr stark bemerkbar. Während in Toronto am Ontariosee die Zahl der jährlichen Gewittertage noch 29 beträgt, vermindert sie sich an der im Mittel 4—5° nördlicher gelegenen Küste Neu-Braunschweigs auf 9,25. Die Abnahme der Gewitterhäufigkeit nach Norden ist bedeutend beträchtlicher als in der alten Welt. In der Nähe des Polarkreises schwankt die Zahl der jährlich beobachteten Gewitter zwischen 0 und 4, in Sibirien unter derselben Breite zwischen 8 und 10.

Klossowsky wirft die Frage auf: „Steht diese Erscheinung vielleicht in Beziehung zu der bekannten Thatsache, daß der Kreis der Polarlichter beträchtlich nach Süden verschoben ist in der westlichen Halbkugel im Vergleich zur östlichen? Gäbe es hier eine Art Compensation zwischen der disruptiven und langsamen Entladung und macht in den höchsten Breiten die Gewitterthätigkeit Platz dem friedlichen Verkehr der elektrischen Eigenschaften?"

Für die südliche Halbkugel liegen nur außerordentlich wenige Zahlen vor. In Blumenau (Süd-Brasilien) wurden in allerdings nur zweijährigem Durchschnitt 90 Gewittertage beobachtet, in Rio de Janeiro dagegen nur 30. Diese letztere Zahl darf als zuverlässig aus einer längern Beobachtungsreihe ermittelt angesehen werden. Ob etwa die Lage an der Küste auch hier die Gewitterzahl herabdrückt? An der Delagoa-Bai entfallen 18,8 Gewitter auf das Jahr. Aus höhern Breiten der südlichen Halbkugel haben wir nur eine einzige Zahl, nämlich von den Falklands-Inseln, wo die Jahressumme der Gewitter 3,9 beträgt.

16. Der Hagel.

Der Hagel kann als eine Begleiterscheinung der Gewitter insofern bezeichnet werden, als Hagelfall stets mit elektrischen Entladungen verbunden ist; ob auch umgekehrt das Auftreten dieser letztern stets an das Fallen von Hagelkörnern geknüpft ist, wie es die früher besprochene Sohnke'sche Gewitter-Theorie verlangt, ist, wenn auch sehr wahrscheinlich, doch noch eine offene Frage. Der Umstand, daß nicht während aller Gewitter Hagel fällt, hat auf die Beantwortung unserer Frage keinen Einfluß, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die meisten der in den obern Luftregionen entstandenen Hagelkörner beim Herabfallen in die wärmern untern Luftschichten schmelzen. Für die Auffassung, daß Gewitter stets mit Hagel verbunden sind, welch letzterer jedoch beim Herabfallen oft wieder schmilzt, sprechen verschiedene Thatsachen, auf die

v. Bezold meines Wissens zuerst aufmerksam gemacht hat. So werden auf hoch gelegenen Stationen viel häufiger Graupeln und Hagel beobachtet, als im Tieflande; ebenso sind Wintergewitter verhältnißmäßig häufiger mit Hagel verbunden als Sommergewitter. Der Regen fällt bei Gewittern in Form großer Tropfen, die vollständig den Eindruck geschmolzener Eiskörner machen. Häufig geht auch der Fall solch schwerer Tropfen dem von Hagelkörnern voraus. Stets treten Hagelniederschläge auf, wenn zwei Gewitter sich kreuzen oder rasch auf einander folgen, vielleicht, wie Hann meint, weil das erste Gewitter die Temperatur so weit herabdrückt, daß die Eiskörner ohne zu schmelzen den Erdboden erreichen können. Gewöhnlich fällt der Hagel bald nachdem der erste Donner gehört wurde, manchmal tritt er während des Gewitterregens auf, selten oder nie folgt er dem Gewitter.

Die eigentlichen Hagelkörner sind mehr oder weniger feste und durchsichtige Eiskörner, von ihnen zu unterscheiden sind die in der Meteorologie als Graupeln bezeichneten, dicht zusammengeballten, kleinen Schneekügelchen. Die kleinern Hagelkörner (Schlossen) führen im Volksmund allerlei Namen (Kiesel, Kitzeböhnche).

Hagelkörner sind meist kugelige Gebilde, oder haben das Aussehen von Krystallen, deren Ecken abgestumpft sind. Die größern bestehen aus concentrischen Schichten, die kleinern pflegen ein faseriges Gefüge zu besitzen. Manchmal erweckt es den Anschein, als ob eine solche Kugel aus radial angeordneten Eisnadeln bestände. Der Kern wird fast durchweg von einer schneeigen Masse gebildet, die äußern Eisschichten sind meistens durchscheinend, die innern opak, oft wechseln aber auch dichte und durchscheinende Massen mit einander ab.

Nicht selten sind Hagelkörner, welche die Form eines Kegels oder Doppelkegels haben.

Manche merkwürdige Formen lassen sich durch die Annahme erklären, daß die ursprünglich kugelförmigen oder conischen Hagelkörner während des Falles zersprungen sind. So wurden schon Hagelkörner beobachtet, welche die Form von Kugel-Segmenten mit einem Oeffnungswinkel von 50° bis 60° hatten. Ein ganz merkwürdiges Hagelkorn fand P. Secchi 1876 während eines Gewitters bei Grotta-Ferrata. Die Zeichnung läßt hinter dem Gebilde eher ein Conglomerat von Quarz-Krystallen als ein Hagelkorn vermuthen. Ganz ähnliche Körner fand Hofrath v. Langen in Pest. In Bezug auf die Größe sind die Hagelkörner bekanntlich sehr verschieden. Von glaubwürdigen Personen sind solche von der Größe eines Hühnereies und bis zu 400 g Gewicht constatirt worden. Die Temperatur der Hagelkörner schwankt zwischen — 0,5 und — 4° C. Die häufig etwas in's bläuliche spie-

lende Farbe der Hagelkörner stammt nach Untersuchungen von A. Montpellier von geringen Beimengungen von salpetriger Säure, die sich ja auch im Regenwasser in kleinen Quantitäten findet. Mehrfach wird erzählt von Sand und kleinen Steinchen, die in Hagelkörner eingeschlossen gewesen sein sollen. Eine ganz merkwürdige Erscheinung beobachtete Lehrer Zeller in Oberdorf bei Salzburg im Mai 1894[1]). Das Unwetter begann mit dem Niederfallen von nassen Schneeflocken, nach einigen Secunden fielen Schlossen von 1 bis 3 cm Durchmesser. Dieselben hatten eine durchsichtige Schale und einen weißen Kern. Mit einer der Schlossen langte ein Abendpfauenauge an, das mit seinen Füßen einige Millimeter tief in das Hagelkorn eingefroren war. Anscheinend leblos, wurde es nach dem Aufthauen wieder recht lebhaft. Der Fall ist um so merkwürdiger, als diese Thiere nur in der Niederung vorkommen.

Ueber die Entstehung der Hagelkörner gehen die Ansichten der Meteorologen noch weit auseinander. Volta sah die Ursache der Bildung von Eiskörnern in verhältnißmäßig niedern Luftschichten in der durch Verdampfung des Wassers bewirkten Abkühlung. Bringt man Wasser durch einen eingeblasenen Luftstrom zum raschen Verdunsten, so kühlt sich in Folge der großen Verdampfungswärme des Wassers ein Theil desselben soweit ab, daß es gefriert. In der Hell'schen Kältemaschine wird hiervon eine praktische Anwendung gemacht. Die Ursache der vorausgesetzten raschen Verdampfung der in den Wolken enthaltenen Wasserbläschen sah Volta in der Sonnenstrahlung, die aber natürlich nur in der obersten Wolkenschicht in diesem Sinne wirken kann.

Marangoni[2]), der in neuerer Zeit die Volta'sche Theorie wieder aufgenommen hat, schreibt die rasche Verdampfung dem heftigen Winde zu, der die Hagelwetter stets begleitet; der Vorgang wäre also ganz analog dem in der Hell'schen Kältemaschine. Um die eigenthümliche Structur der Hagelkörner zu erklären, muß Volta und mit ihm Marangoni eine Reihe von Annahmen machen, deren Richtigkeit zum mindesten nicht bewiesen werden kann. Beide lassen nämlich die Eiskörner zwischen verschiedenen Wolkenschichten eine Zeit lang auf- und abtanzen, ähnlich wie es die Hollundermark-Kugeln oder -Puppen in dem unter dem Namen elektrischer Puppentanz bekannten Schulversuch thun. Wir werden wohl der Wahrheit näher kommen, wenn wir mit den meisten Forschern die Entstehung von Hagelkörnern uns so denken, daß Eisnadeln oder -Körner, die aus höhern, kalten Regionen niedersinken, im Falle mit Wassertröpfchen zusammentreffen. Diese werden sich auf den Eiskör-

[1]) Meteorol. Zeitschrift, 1894. S. 274.

[2]) C. Marangoni, Ueber die Entstehung des Hagels. Meteorol. Zeitschr. 1894, S. 300.

nern niederschlagen und wegen der sehr niedern Temperatur der letztern gefrieren. Es können auch Eiskörner, die in Folge ihrer ungleichen Größe und damit ungleicher Fallgeschwindigkeit zusammentreffen, aneinander backen. Es gelang O. Reynold, auf künstlichem Wege Hagelkörner von 1/2 bis 3/4 Zoll Durchmesser herzustellen, indem er einen Strom gefrorenen Nebels gegen spitze Holzstücke strömen ließ, die sich dann mit Eiskugeln überzogen. Die eigenthümlichen conischen Vorsprünge mancher Hagelkörner sieht Hesehus als eine Folge des raschen Gefrierens an. Bei der Geschwindigkeit des Vorganges kann sich das gefrierende Wasser nicht gleichförmig ausdehnen, es bildet sich eine Kruste von ungleicher Dicke, und wenn diese an schwachen Stellen bricht, so treten die erwähnten Vorsprünge auf. Zur Erklärung der Kugelform des Hagels weist L. Bombini darauf hin, daß verschiedene Stoffe die Eigenschaft haben, sich aus übersättigten Lösungen kugelförmig abzuscheiden. Ebenso bilden sich aus überkalteten Nebeln nach den Beobachtungen Aßmann's niemals Eis- oder Schneekrystalle, sondern nur kleine structurlose Eisklümpchen. Ueberkaltete Flüssigkeiten sind bekanntlich solche, deren Temperatur unter ihren Gefrierpunkt gesunken ist, ohne daß die Masse in den festen Aggregat-Zustand übergeht. Ruhig stehendes Wasser kann bis auf -10° C, unter besondern Umständen sogar bis auf -20° C abgekühlt werden, ohne daß es gefriert. Dieser Vorgang tritt aber sofort ein, wenn das Gefäß, in dem sich die Flüssigkeit befindet, geschüttelt, oder wenn ein Eisstückchen hineingeworfen wird. Auf die Beobachtung Aßmann's und die Thatsache, daß überkaltete Wasserbläschen vor Ausbruch eines Gewitters unzweifelhaft in der Atmosphäre vorhanden sind, gründet v. Bezold eine Erklärung der Hagelbildung, die mir sehr annehmbar erscheint, weil sie keine unwahrscheinlichen Voraussetzungen macht und alle bei einem Gewitter auftretenden Erscheinungen berücksichtigt. v. Bezold nimmt an, daß die überkalteten Wassertheilchen vielleicht in Folge des Herabsinkens von Eistheilchen aus Cirrus-Wolken oder aus irgend einer andern Ursache rasch erstarren. Sie bilden dann, wie Aßmann gezeigt hat, kleine Eisklümpchen. Diese können beim Herabfallen mit andern überkalteten Tröpfchen zusammenstoßen und diese ebenfalls zum Gefrieren bringen. Indem diese Körnchen dabei lose aneinander schmelzen, bilden sie Graupelkörner. Gelangen die letztern in tiefere Regionen, in denen die Wassertheilchen eine dem Gefrierpunkt nahe liegende Temperatur besitzen, so werden sie sich mit Hüllen klaren Eises überziehen, auf welchen sich bei einem abermaligen Auftrieb, wie er bei den in sich stark bewegten Gewitterwolken (S. 85) wohl häufig vorkommt, abermals solche überkaltete Tröpfchen anlegen. Das nun schwerer gewordene Hagelkorn

wird von neuem herabsinken und sich abermals mit klarem Eis überziehen. Auf diese Weise entsteht der trübe, milchige Kern mit den ihn umgebenden concentrischen Schichten, wie man ihn bei Hagelkörnern findet. Bei heftigem Aufeinanderstoßen bereits gebildeter Hagelkörner kann in Folge der Erniedrigung des Schmelzpunktes durch Druck an der Berührungsstelle ein momentanes Schmelzen und Wiedergefrieren eintreten, und es entstehen auf diese Weise durch Zusammenwachsen die häufig beobachteten höckerigen Gestalten der Hagelkörner.

Die oben entwickelte Theorie setzt heftige Luftströmungen in der Hagelwolke voraus. Selbst wenn man die v. Bezold'sche Theorie der Gewitterbildung, als deren Consequenzen sich derartige Luftströmungen ergeben, nicht annehmen will, wird man angesichts der starken Windstöße, die Hagelwetter begleiten und dem zerfetzten Aussehen der Hagelwolken immerhin annehmen müssen, daß heftige Bewegungen der Atmosphäre bei der Entstehung des Hagels mit thätig sind. Genauere Aufschlüsse über den viel discutirten Punkt lassen sich erwarten durch Beobachtungen, die innerhalb der Hagelwolke angestellt sind. Aus leicht ersichtlichen Gründen liegen deren nich allzu viele vor. Vielleicht schaffen die neu errichteten Observatorien auf hohen Bergen (Säntis, Sonnblick, Montblanc) auch in dieser Frage Klärung. Vorläufig dürfte es nicht uninteressant sein, hier einen Bericht von Professor Lecoc über ein Hagelwetter, das er am Puy de Dôme beobachtete, wiederzugeben.[1])

„Am 2. August im Jahre 1835 befand ich mich gegen Mittag am Puy de Dôme. Der Himmel war klar, der Wind kam von West. Wolken entstiegen den Gipfeln des Mont Dore bei Südwind, den ich erst gegen ein Uhr Nachmittags spürte. Bei dem Vorhandensein der beiden Winde sah ich den bevorstehenden Hagel voraus. Es bildeten sich in der Höhe leichte Wolken mit Westwind und in der Tiefe Wolken in kleinen Gruppen, die sich aufeinander zu stürzen schienen, sie bildeten große, schwarze, dicke Cumulus, welche die Winde kaum zu treiben vermochten. Der niedrigste Theil verlängerte sich, eine große Protuberanz bildend, dann fiel ein deutlich umgrenzter Wasserstrom nieder. So erleichtert, nahm die Regenwolke ihren Lauf, und dieses Phänomen wiederholte sich im Laufe einer Stunde mehrmals. Mittlerweile hatte sich in der Höhe ein ausgebreiteter gleichmäßiger Vorhang von Wolken gebildet. Der Südwind trieb sehr schnell unter diesem Vorhang weiße Wolken einher; ein Wind, der am Puy de Dôme gewaltig und äußerst kalt wurde. Die niedrigste Schichte der Wolke war aus sehr großen Cumulus gebildet, welche in verschiedenen Entfernungen mit dem Südwind zogen. Sehr starke Blitze zuckten von einem Cumulus zum andern, so daß es manchmal schien, als ob sie die ganze Strecke vom Puy de Dôme zum Mont Dore durchliefen, aber nicht ein einziger Blitz schlug zwischen den untern Haufenwolken und dem darüber befindlichen Wolkenvorhang über. Hierauf sehe ich den Hagel von den Cumulus auf die Erde stürzen und vor mir, in 50 m Entfernung, vorüberziehen. Die Wolke, die ihn ausstreute, hatte eine gezahnte Einfassung und zeigte in dieser selbst eine wirbelnde Bewegung, die sehr schwer zu beschreiben ist. Es schien, als wäre jedes Hagelkorn von einer elektrischen Abstoßung weggejagt.

[1]) Nach einem Referat in der Meteorol. Zeitschr. 1894, S. 307.

Einige flüchteten sich unterhalb, andere nach oben, endlich zerstoben die Körner nach allen Seiten, aber der untere Südwind trieb sie alle nach Norden. Nach fünf oder sechs Minuten dieser außerordentlich starken Bewegung, die nur an der vordern Einfassung der Wolke stattfand, hörte der Hagel auf, und die Wolke führte gegen Norden den Regen fort, der aber nicht den Boden erreichte. Sodann beleuchtete ein riesiger Blitz, der den Gipfel des Puy de Dôme traf, die ganze untere Seite der Wolke.

Ich hielt es für klug, mich nach dem Puy de Goules zu wenden, wo ich um drei Uhr war. Es waren noch die zwei Schichten der Wolken vorhanden, und der starke und äußerst kalte Südwind brachte eine schwere Hagelwolke, in die ich fünf Minuten eingehüllt verblieb. Die Hagelkörner waren zahlreich, groß wie Haselnüsse, rund oder oval, gebildet aus durchsichtigen und undurchsichtigen Schichten. Die Körner hatten alle eine große horizontale Geschwindigkeit, sie schienen aber abgelenkt von einer Anziehung des Berges. Eine große Anzahl Körner traf mich, ohne mir weh zu thun; sie fielen schnell. Ich hörte deutlich das Sausen der Körner, eigentlich ein wirrer Lärm, gebildet durch eine Anzahl verschiedener Geräusche, die man nur der Reibung der Körner gegen die Luft zuschreiben konnte."

Die Hagelwolken scheinen im allgemeinen niedrig zu schweben. Von hohen Bergen herab sieht man häufig unter sich die Wolken, welche die Thäler mit Hagel überschütten. Anderseits beobachtete Saussure Hagelfall auf dem Col du Geant in einer Höhe von 3400 m, und Boussingault in den Anden einen solchen in der Höhe von 6000 m. Man kann übrigens aus der dunkeln Farbe und verschiedenen andern Anzeichen den Schluß ziehen, der auch durch die Beobachtungen im Hochgebirge bestätigt wird, daß Hagelwolken zwar im allgemeinen in geringer Höhe über dem Erdboden wegziehen, selbst aber eine Dicke von mehreren 1000 m erreichen können. Die Wucht, mit der Hagelkörner aufzufallen pflegen, macht nicht den Eindruck, als ob dieselben aus geringer Höhe kämen. Schieferplatten und Fensterscheiben werden vollkommen glatt durchgeschlagen, so daß, wer die Ursachen der Beschädigungen nicht kennt, geneigt wäre, auf eine Geschoßwirkung zu schließen.

Eigenthümlich ist den Hagelwolken ein merkwürdiger röthlich-gelber Farbenton.

Ein Hagelschlag dauert gewöhnlich nur mehrere Minuten, höchstens eine Viertelstunde, doch genügt diese kurze Zeit, um die Erde Decimeter hoch und mehr mit Eisstücken zu überschütten. Am 7. Juni 1894 ging in Wien kurz vor 7 Uhr Morgens ein Hagelwetter nieder, das zwar nur einige Minuten dauerte, aber von anderm Schaden, den es anrichtete, abgesehen, etwa eine Million Fensterscheiben zerschlug. Noch am Nachmittag hatten manche Straßen ein winterliches Aussehen, und der Verkehr war stundenlang durch Eishaufen gestört. Im Centrum der Stadt wurden 43,5 mm Niederschlag gemessen, das entspräche einem Centner Eis pro Quadratmeter, und dabei sind diese Zahlen auf jeden Fall noch zu niedrig, da die Eisstücke wegen der großen Wucht, mit der sie fielen, aus dem Trichter des Regenmessers wieder herausſprangen.

Wenn man von allen ein Gewitter begleitenden Erscheinungen sagen kann, daß sie bis vor kurzem ein Räthsel für den Meteorologen, ein Schrecken wenigstens für viele Menschen gewesen, so gilt dies in besonders hohem Grade für den Hagel. Der vom Hagel angerichtete Schaden wird in Frankreich auf 40 Millionen Francs pro Jahr geschätzt, und er wird in Deutschland kaum geringer sein. Er beträgt in Norddeutschland sechs bis neun vom Tausend des versicherten Werthes.

Es könnte unter diesen Umständen auffallend erscheinen, daß wir über die in das Gebiet der Hagelstatistik gehörigen Fragen: Vertheilung der Hagelwetter nach Zeit und Ort, Zugsrichtung usw. noch nicht genügend unterrichtet sind. Aber bis in die letzte Zeit hinein diente als Unterlage für das Studium der einschlägigen Fragen fast ausschließlich das Material der Hagelversicherungs-Anstalten, und es ist klar, daß hierbei eben nur die Hagelschläge berücksichtigt werden konnten, welche Schaden an landwirthschaftlichen Producten anrichteten. Fast ganz außer Betracht blieben die winterlichen Hagelgewitter und diejenigen Hagelschläge, die im Gebirge, über großen Waldflächen, Seen und andern nicht angebauten großen Flächen niedergingen.

In Mitteldeutschland sind nach den Beobachtungen in den Jahren 1880—84 durchschnittlich 4½ pCt., in Süddeutschland im Durchschnitt der Jahre 1880—88 8 pCt. aller Gewitter mit Hagel verknüpft. Außerordentlich hagelreich erscheint das französische Vogesen-Departement, dort entfallen im Durchschnitt der Jahre 1880—87 auf das Jahr 61,7 Gewitter, darunter 20,9 mit Hagel, im Juni und Juli trifft dort auf zwei Gewitter ein Hagelwetter. Nach Beobachtungen in Sachsen ist die Blitzgefahr bei mit Hagel verbundenen Gewittern größer als bei solchen ohne Hagel.

Der Gang der Hagelschlagshäufigkeit fällt im großen und ganzen, wie nicht anders zu erwarten, mit dem der Gewitterhäufigkeit zusammen, doch sind im Winter Gewitter in den Vormittagsstunden häufiger von Hagel begleitet, während im Sommer das Maximum der Hagelniederschläge wie das der Gewitter in die Zeit von 3—6 Uhr Nachmittags fällt. In der jährlichen Vertheilung der Hagelniederschläge macht sich in Süddeutschland in so fern eine Abweichung von der der Gewitter bemerkbar, als das Maximum des Hagelfalls auf Ende Mai trifft, während die Gewitterhäufigkeit in dieser Zeit nur ein secundaires Maximum zeigt, und die Hauptgewitterthätigkeit im Juli stattfindet. [1])

Im Westen Europa's fällt das Maximum früher als im Osten. Der Unterschied macht sich schon innerhalb der Grenzen Süddeutschlands

---

[1]) Horn, Beobachtungen der meteorologischen Stationen in Baiern 1888, S. 53.

bemerkbar, er wird noch auffälliger, wenn man Frankreich und den östlichen Theil des europäischen Rußland vergleicht, im erstern Lande fällt das Maximum schon in den März oder April, im letztern in den Juni oder Juli.

Das Maximum des Hagelfalls spaltet sich wie das der Gewitterthätigkeit in zwei Theile. In Süddeutschland fallen die Maxima auf Ende Mai und Ende Juli, im Canton Zürich auf Mitte Juli und Anfang August. In Italien liegen die beiden Maxima ziemlich weit auseinander, das erste fällt in den Mai, das zweite auf Ende Juli.

An den Meeresküsten sind entsprechend der Zunahme der Wintergewitter auch die Hagelfälle im Winter häufiger.

Auf der südlichen Erdhälfte fällt der eigentliche Hagel vorwiegend im December und Januar, Graupel- und Hagelfälle im Gemisch dagegen treten mit Vorliebe auf in dem dortigen Spätwinter und Frühjahr, also in der Zeit vom August bis November.

Der säculare Gang der Hagelhäufigkeit fällt mit dem der Gewitterthätigkeit zusammen. Gewitterreiche Jahre, wie z. B. 1889 und 1890, sind auch reich an Hagelfällen und umgekehrt. Analog den nicht sehr bedeutenden Schwankungen der Gewittertage schwankt auch die Anzahl der Tage mit Hagelniederschlägen in Süddeutschland während der neun Jahre 1880—88 nur zwischen 53 und 70. Die Schwankungen in den Hagelschäden sind dagegen viel größer. In Würtemberg wurden verhagelt 1886 0,14 pCt. des angebauten Landes, 1872 dagegen 2,27 pCt., in Baden 1868 1,22 pCt., 1882 dagegen 8,61 pCt. Prof. Fritz [1]) hat den Nachweis versucht, daß das Maximum der Hagelniederschläge in die sonnenfleckenreichsten Jahre fällt. Da, wie oben bemerkt, der Gang der Hagelhäufigkeit dem der Gewitterthätigkeit entspricht, so steht die Behauptung von Fritz im Widerspruch mit dem von v. Bezold aufgestellten Satz, wonach Gewittermaxima und Sonnenfleckenminima zusammenfallen sollen.

Da die frühern Aufzeichnungen von Hagelwettern, auf die Fritz sich stützt, noch lückenhafter sind als die der Gewitter, so will ich auf die Wiedergabe der von Fritz entworfenen Kurven verzichten, obwohl dieselben seine Behauptung recht gut zu bestätigen scheinen. Ich glaube, daß auch die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Hagelfall erst auf Grund genauerer Aufzeichnungen über den letztern beantwortet werden kann.

Der Hagel fällt vorwiegend in langen schmalen Streifen, die durch eine Regenzone getrennt sind. Einer der bekanntesten Fälle ist jener des

[1]) Fritz, H., Die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie. Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. 68. Leipzig 1889.

berühmten Hagelwetters, welches Frankreich und Holland am 17. Juli 1788 auf einer Länge von 1000 Kilometer durchsetzte; es pflanzte sich gleichzeitig in zwei Streifen fort, welche fast parallel von Südwest gegen Nordost gerichtet waren. Der erstere, schmälere hatte eine mittlere Breite von 10 Kilometer. Der zweite, südlichere, eine solche von 13,5 Kilometer; die beiden Streifen waren durch eine Zone, in der es nur regnete, von 23 Kilometer mittlerer Breite getrennt. Die Geschwindigkeit des Gewitters war 55 Kilometer in der Stunde. Der in Frankreich angerichtete Schaden wurde auf 24 690 000 Francs geschätzt.

In Baiern konnten Hagelwetter mit geringer Frontentwickelung von der hessischen bis zur böhmischen Grenze verfolgt werden, ebenso in Oesterreich von Salzburg bis weit hinein nach Ungarn. In der kältern Jahreszeit verbreitet sich der Hagel anscheinend über größere Flächen als im Sommer, wo er dichter fällt.

Man hat vielfach dem Walde einen Einfluß auf die Hagelbildung zugeschrieben, in so fern als einige waldreiche Gegenden für gefährdeter, andere dagegen für geschützter hielten. Schon dieses Auseinandergehen der Meinungen zeigt, daß der Einfluß des Waldes auf die Hagelfälle nicht besonders deutlich ist.

Genauere statistische Erhebungen in Baden, Würtemberg und Baiern, sowie in einzelnen Theilen Frankreichs und der Schweiz haben in der That ergeben, daß der Wald weder auf die Entstehung von Hagelwettern einen Einfluß ausübt noch bereits entstandene von ihrer Richtung ablenkt.

Auch die Lage an einem Wasserlauf bedingt keine wesentliche Erhöhung oder Verminderung der Hagelgefahr. Die orographischen Verhältnisse scheinen dagegen nach den Untersuchungen von Cl. Heß [1]) in der Schweiz wohl einen Einfluß auszuüben. Aus seiner Zusammenstellung der in den Jahren 1883—91 bei der schweizerischen meteorologischen Centralanstalt eingelaufenen Hagelmeldungen zieht der Verfasser unter anderm folgende Schlüsse:

1. Zur Hagelbildung sind diejenigen Thäler der Voralpen und im Jura disponirt, welche durch eine westöstlich gelagerte Gebirgskette gegen Süden abgeschlossen sind.

2. Föhnthäler (Thäler, in denen Föhnwinde häufig sind) sind zur Hagelbildung weniger disponirt, als andere Thäler.

3. In den Thälern sind die Hagelwetter häufiger, als auf den anstoßenden Bergen; Bergrücken können Hagelschläge hindern, in Riesel umwandeln oder in Regen überführen.

[1]) Cl. Heß, Die Hagelschläge in der Schweiz in den Jahren 1883—91. Programm der thurgauischen Cantonsschule 1893—94. Frauenfeld.

4. Wenn ein Gewitterzug gegen eine querstehende Bergkette heranzieht und dieselbe überschreitet, so ist auf der Vorder- oder Angriffsseite die Hagelbildung häufiger, als auf der Rückseite.

5. Flußthäler, welche in der Richtung der Gewitterzüge ansteigen und abschließen, begünstigen die Hagelbildung.

Ein weiterer Satz von Heß, daß in Sümpfen und Seethälern Hagelfall häufiger ist als im baumreichen Culturland, dürfte darauf zurückzuführen sein, daß nach den früher erwähnten Untersuchungen von v. Bezold solche Gegenden die Bildung von Gewittern überhaupt befördern. Einige andere hier nicht angeführte Sätze von Heß scheinen mir des Beweises noch zu bedürfen. Im allgemeinen gilt betreffs der Vertheilung der Hagelwetter wie bezüglich ihrer Fortpflanzungsrichtung und Geschwindigkeit das über die Gewitter Gesagte. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit schwankt zwischen 13 und 156 km in der Stunde; sie ist um so größer, je intensiver der Hagelfall ist. In heißen Gegenden treten die Hagelwetter, wie nicht anders zu erwarten, etwas mehr zurück, ohne daß sie jedoch irgendwo ganz fehlen. In Westindien z. B. beträgt die durchschnittliche Zahl der Hagelfälle nur noch 0,05 bis 0,2. In dem Küstengebiet zwischen Algier und Bona fallen auf das Jahr noch durchschnittlich acht Hageltage, am Rande der Sahara nur noch einer, dagegen wurden am Tanganyika-See im Durchschnitt von allerdings nur zwei Jahren drei Hagelfälle pro Jahr beobachtet.

17. Gewitterprognose.

Wir werden auch für die Prognose zu unterscheiden haben zwischen den mehr localen Wärmegewittern und den großen Wirbelgewittern, die sich an Depressionen anschließen. Für die Voraussage der letztgenannten Gewitter gilt alles, was über die Vorherbestimmung der Cyklonenbahnen überhaupt gesagt werden kann. Die untrüglichsten Hülfsmittel sind Wetterkarten mit Zuhülfenahme localer Barometerbeobachtungen.

Zeigt die Karte ein Minimum über Schottland an, so wird man aus dem Gang des Barometers erkennen, ob dasselbe die Zugstraße I oder V einschlagen wird, in welch letzterm Falle uns trübes Wetter droht. Zeigen die Isobaren die früher besprochene Form der Gewitternasen oder Gewittersäcke, so sind Gewitter wahrscheinlich; auch die Existenz einer unbeweglichen Depression deutet auf solche hin. Wem Wetterkarten nicht zur Verfügung stehen, der kann das Herannahen einer Depression in vielen Fällen voraus bestimmen durch Beobachtung des Zuges der Cirrus-Wolken. Natürlich wird dieses Hülfsmittel auch dazu dienen können,

die voraussichtliche Bahn eines auf der Karte verzeichneten Minimums zu bestimmen.

Näheres über die Vorhersage der Gewitter durch Beobachtung von Wind und Wolken findet man in dem Werk von Ralph Abercromby, Das Wetter. Deutsch von Dr. J. M. Pernter. Freiburg, Herder 1894.

Hervorgehoben sei nur eine eigenthümliche Wolke, deren Auftreten mit Sicherheit auf das Ausbrechen eines Gewitters innerhalb der nächsten 24 Stunden schließen läßt. Es ist dies eine schmale, langgestreckte Cirrus-Wolke, aus der thurmartige Erhebungen hervorragen, sie kann nicht wohl mit einer andern Wolke verwechselt werden. Weitere Fingerzeige für die Gewitterprognose liefert der Abschnitt 10; aus ihm kann man z. B. entnehmen, daß ein rasches Sinken der relativen Feuchtigkeit, die ja leicht mit den jetzt ziemlich verbreiteten Klinkerfueß'schen Hygrometern bestimmt werden kann, ebenfalls die Entstehung eines Gewitters in Aussicht stellt. [1])

Bekannt ist, daß manche Thiere durch ihr Benehmen ein bevorstehendes Gewitter anzeigen sollen. Die Behauptung, daß in einem Gefäß mit Wasser gehaltene Blutegel oder Roßegel vor Ausbruch eines Gewitters in ein unruhiges Zucken gerathen, kann ich auf Grund von Versuchen, die ich selbst als Gymnasiast anstellte, bestätigen. Ueber andere hierher gehörige Sätze, daß z. B. Bienen vor einem Gewitter zum Stechen geneigter sind, muß ich angesichts der widersprechenden Behauptungen es dem Leser überlassen, sich durch eigene Beobachtungen ein Urtheil zu bilden. Eine Bauernregel behauptet, daß auf schneereiche Winter gewitterreiche Jahre folgen. Im laufenden Jahre scheint diese Prophezeiung in Erfüllung zu gehen.

[1]) Siehe auch Troska, Die Vorherbestimmung des Wetters. Köln, J. P. Bachem.

Die Märchen Clemens Brentano's.

Von

Dr H. Cardauns.

Köln, 1895.

Commissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Inhalts-Uebersicht.

Seite.

Vorbemerkung 1

1. Die Entstehung 3

Brentano als Märchenerzähler S. 3. Die italienischen Kindermärchen S. 3. Briefwechsel mit den Gebrüdern Grimm, Runge, Zimmer S. 4. Die Rheinmärchen S. 6. Eingreifen Böhmer's S. 7. Gescheiterte Editionspläne (1826—27) S. 8. Herausgabe des „großen Gockel" S. 12. Weitere Editionspläne S. 14. Böhmer und Guido Görres S. 15.

2. Die Quellen und ihre Benutzung 16

Die Görres'sche Ausgabe S. 16. Verhältniß zu Carlo Gozzi S. 18. Basile's Pentamerone S. 19. Madame de Villeneuve S. 20. Das Wunderhorn S. 21. Sonstige Vorlagen S. 22.

3. Die kleinern „italienischen Märchen" 22

Liebseelchen S. 22. Schnürlieschen S. 23. Witzenspitzel S. 24. Myrthenfräulein S. 25. Klopfstock S. 26. Rosenblättchen S. 27. Hüpfenstich S. 28. Dilldapp S. 30. Komanditchen S. 31.

4. Das Gockelmärchen 32

Die Grundlage der ältern Fassung S. 32. Umbildung der italienischen Vorlage S. 33. Die Alektryomantie des Prätorius S. 35. Aenderungen der ersten Fassung S. 37. Der „große Gockel" S. 38. Verhältniß zum Tagebuch der Ahnfrau S. 46.

5. Das Märchen von Fauserlieschen Schönefüßchen 49

Basile's Dragone S. 50. Der „große Mißgriff" des ersten Theiles S. 51. Die drei übrigen Abschnitte S. 54. Die ältere Fassung S. 57.

6. Das erste Rheinmärchen 59

Das Local-Colorit S. 59. Die Sage vom Rattenfänger und König Hatto S. 61. Die Loreley-Sage S. 63. Inhalt des Märchens vom Müller Radlauf S. 69.

7. Das Märchen von dem Hause Haarenberg 72

Inhalt der Rahmenerzählung S. 72. Das Mondenschein-Märchen S. 73. Der Cisiojanus S. 74. Fragment einer Erweiterung S. 77. Die Töchter der vier Elemente S. 78. Die Lieder S. 80.

8. Das Märchen vom Murmelthier 81

Die französische Vorlage S. 82. Verwerthung derselben S. 85. Die Polemik gegen Voß S. 86. Die Benutzung des Wunderhorn S. 89. Das Märchen vom Schneider Siebentodt S. 89

Schluß-Ergebniß 90

Beilagen 93

I. Erinnerungen der Frau v. Ahlefeld S. 93. II. Zwei Briefe Arnim's S. 100. III. Die ältere Fassung des Märchens vom Fanferlieschen S. 103. IV. Bruchstück aus einer Bearbeitung des Märchens von dem Hause Staarenberg S. 113.

Vorbemerkung.

Die Märchen Clemens Brentano's haben das Schicksal des Mannes getheilt, der sie schuf: Das Urtheil bewegt sich auf allen Stufen zwischen fast rückhaltloser Bewunderung und bitterster Kritik. Die einen haben sie als Meisterwerk gepriesen, die andern sind kalt oder verächtlich an ihnen vorübergegangen.

Ueberschätzung wie Abfertigung sind zum guten Theil auf denselben Grund zurückzuführen: Mangelnde Kenntniß. Es liegen Aeußerungen vor, die sich eigentlich nur unter der Annahme erklären lassen: Derjenige, der sie that, hat von den Märchen kaum etwas gelesen, als den unvermeidlichen Gockel, und auch den nur in der veränderten Gestalt, welche der bereits alternde Dichter ihm gegeben hat. Aber auch wo man eine gewissenhaftere Lectüre annehmen muß, kommt man selten über den Eindruck hinweg: Die Betrachtung ist eine äußerliche geblieben; sie hat die Märchen genommen, wie sie gedruckt vor uns liegen, als ein fertiges Litteratur-Denkmal, ohne sich viel um ihre Entstehung zu kümmern. Es blieb im ganzen bei der allgemeinen ästhetischen Würdigung, während die Detail-Untersuchung fast nie über Anfänge hinaus gedieh.

In dieser Hinsicht erstreben die folgenden Zeilen die Ausfüllung einer Lücke. Sie beanspruchen nicht mehr zu sein als ein Versuch. Es wird der Kritik ein leichtes sein, zu zeigen, daß ich viel weiter hätte kommen können, daß die Geschichte der Märchen, der Nachweis der Quellen, die Erklärung der persönlichen Anspielungen unvollständig ist. Manches wichtige Hülfsmittel mag unbenutzt geblieben sein. Zur Entschuldigung darf ich wohl geltend machen, daß ein erheblicher Theil der Litteratur von auswärts bezogen werden mußte. Ohne die zuvorkommende Unterstützung, welche ich bei den Bibliotheks-Verwaltungen

nicht nur von Köln, sondern auch von Bonn, Berlin, Frankfurt a. M, Göttingen und München fand, wäre selbst dieser Versuch nicht zu Stande gekommen.

Am meisten bedauere ich den fast vollständigen Mangel der handschriftlichen Grundlage. Es war längst bekannt, daß die Märchen nicht aus einem Guß sind, daß sie in zwei Gruppen zerfallen, die allerdings durchaus nicht immer scharf geschieden wurden, daß Brentano in verschiedenen Perioden an seinem Werk geändert und manche Stücke sehr stark umgearbeitet hat. Wer dieses Verhältniß vollständig klar stellen will, ist natürlich auf die Beschaffung eines möglichst vollständigen handschriftlichen Materials hingewiesen. Leider haben umfassende Nachforschungen nur zu einem bescheidenen Ergebniß geführt. Eine kleine Anzahl von Original-Concepten zu den Märchen, neben einigen Liedern ein einziges Prosastück, das aber schließlich gar nicht in das betreffende Märchen aufgenommen wurde, hat sich zu Frankfurt a. M. in Janssen's Nachlaß gefunden, in den sie ohne Zweifel durch Böhmer gekommen waren. Herr Professor Pastor in Innsbruck hat mir die Benutzung derselben freundlichst ermöglicht. Ihm verdanke ich auch die Kenntniß eines von Böhmer angelegten Heftes: „Nachrichten und Urtheile dritter Personen über Clemens Brentano", welches neben Notizen und Abschriften von Böhmer's Hand auch einige Original-Briefe enthält. Erst im letzten Augenblick hat sich die lange vergeblich gesuchte Abschrift der „italienischen Märchen" gefunden, die Böhmer 1831 anfertigen ließ. Während des Druckes konnte ich noch mit bestem Dank von ihr Gebrauch machen. Sie enthält eine bisher ungedruckte ältere Fassung des Fanferlieschen, für den Text der übrigen Märchen kommt sie nur an wenigen Stellen in Betracht: abgesehen von einigen brauchbaren Varianten deckt sie sich mit den von G. Görres veröffentlichen Texten [1]).

Nicht berücksichtigt habe ich die wenigen Märchen Brentano's, welche außerhalb der beiden großen Cyklen liegen, so nicht das unbedeutende

[1]) Eingebundener Folioband, 177 numerirte und am Schluß neun nicht numerirte Blätter, von erstern einige (zwischen den einzelnen Märchen) nicht beschrieben. Auf dem Titelblatte (mit dem Stempel: „Aus der Bibliothek von Johannes Janssen") von Böhmer's Hand: „Märchen von Clemens Brentano (darunter anscheinend von der Hand des Copisten: „Abgeschrieben 1831"). 1) Liebseelchen, Folio 2. 2) Mirthen-Fräulein 12. 3) Witzenspitzel 20. 4) Rosenblättchen 28. 5) Hüpfenstich 36. 6) Dilldapp 46. 7) Fanferlieschen 58. 8) Fünf Söhne 90. 9) Gockel und Hinkel 116. 10) Commanditchen 158". Auf der Innenseite des vordern Deckels hat Böhmer seinen Namen eingetragen. Hier und da hat er im Text Correcturen gemacht, ein Blatt vollständig neu geschrieben. Im übrigen ist die Abschrift von ein und derselben eleganten Hand. Sie enthält eine Menge Fehler, für die eingestreuten Verse ist wiederholt Raum gelassen. Das Fragment Schnürlieschen und die sämmtlichen Rheinmärchen fehlen, obwohl es feststeht, daß noch ein zweiter Band mit Abschrift der letztern da war. Vgl. Janssen, Böhmer's Leben II, 233.

Fragment: „Die Rose“ [1]). Daß dieses „grenzenlos zerflossene“ [2]) Bruchstück die Euryanthe-Fabel behandelt, ist schon früher hervorgehoben worden [3]). Vielleicht benutzte Brentano dabei einen deutschen Auszug aus der französischen Fabel, der 1779 unter dem Titel: „Das Veilchen“ erschien [4]).

1. Die Entstehung.

Die Freude an der Märchen-Dichtung läßt sich bis in Brentano's früheste dichterische Zeit zurück verfolgen — bei einer dichterischen Persönlichkeit wie die seinige wäre es wunderbar, wenn es anders wäre. In seinem „verwilderten“ Erstlingswerk, dem 1801 bis 1802 erschienenen, aber schon früher geschriebenen Roman Godwi, begegnet uns schon als „Zauberin von Bacharach“ die Loreley, die er später dem Helden des Rhein-Märchens zur Mutter gab. Aus der Zeit seines Aufenthaltes in Weimar (1803) hat viele Jahre später Charlotte von Ahlefeld geb. Seebach, die Freundin seiner ersten Frau, erzählt: „Zuweilen erzählte er uns Märchen, die er erfand und die wirklich so reizend waren, daß man ihm gern Stunden lang zugehört hätte“ [5]). Diese Liebhaberei hat er sich bewahrt und vielen Kindern damit Freude bereitet. „Da Sie so liebe Kinder haben sollen,“ schrieb er am 21. Januar 1810 an den Maler Runge, „so erzählen Sie ihnen von einem Manne mit schwarzen Haaren, der sich darauf freut, ihnen vielleicht ein Mal allerlei Märchen zu erzählen und Liedchen zu singen“ [6]). Und 1816 an den Buchhändler Reimer: „Ich habe es (das Manuscript der Rheinmärchen) vielen Kindern vor Jahren gelesen, und sie fragen mich noch oft danach“ [7]).

Die erste Spur eines Märchenbuches finde ich in einem Briefe Brentano's an Arnim vom 23. December 1805: „Ich denke auf Michaelis, wenn's zuschlägt, die italienischen Kindermärchen für deutsche Kinder zu bearbeiten; Mohr (der Heidelberger Verlag Mohr und Zimmer, in dem 1806 Des Knaben Wunderhorn erschien) will's nehmen, ich will womöglich die kleinen Bilderchen selbst dazu

---

1) Brentano's gesammelte Schriften V, 257.

2) So Cl. Arsten (Hemsen) in den bemerkenswerthen Aufsätzen über Brentano in den Blättern für litterarische Unterhaltung, 1852, S. 1207.

3) Von Max Koch, Arnim Brentano Görres I, S. CLI (146. Bd. von Kürschner's deutsche National-Litteratur).

4) In der (Berliner) Bibliothek der Romane, 8. und 9. Band, die sich wieder auf die Pariser Roman-Bibliothek bezieht.

5) Diese überaus lebhaften und anschaulichen Erinnerungen an das Zusammensein in Weimar sind unten abgedruckt unter Beilagen I.

6) Hinterlassene Schriften von Ph. O. Runge (Hamburg 1841) II, 399. Brentano's gesammelte Briefe (Bd. VIII. und IX. der Werke) I, 143. — 7) Ges. Briefe I, 193.

kritzeln“ [1]). Ohne Zweifel ist unter den „italienischen Kindermärchen“ der Pentamerone Basile's zu verstehen, welcher für die größere Hälfte der Märchen Brentano's mehr oder weniger als Vorlage diente. Genauer werde ich dieses Verhältniß später erörtern; hier sei nur festgestellt, daß von den beiden großen Märchen-Cyklen Brentano's dieser auf italienischer Vorlage beruhende der ältere, wenigstens früher fest geplant gewesen ist, als der Cyklus der Rheinmärchen. Ob der Plan schon damals oder wann er ausgeführt wurde, ist nicht sicher festzustellen.

1809 correspondirte er mit den Gebrüdern Grimm wegen Material für eine Märchen-Sammlung. „Der Clemens kann die Sammlung von den Kindermärchen herzensgern haben,“ schrieb Jacob Grimm an Wilhelm am 16. August [2]), „und es wäre schlecht, wenn wir seine Güte durch so (!) Kleinigkeiten nicht erkennen wollten, wenn er auch anders damit verfährt, als wir es im Sinn hatten.“ Die Meinungsverschiedenheit bezog sich jedenfalls auf die Frage, ob bei einer solchen Sammlung das philologische oder das dichterische Moment, die treue Wiedergabe oder die freie Behandlung des überkommenen Stoffes den Vorrang besitze. Wie bekanntlich schon beim Wunderhorn, war Brentano auch hier nicht ängstlich, und 1813 hat er sich über die kurz vorher erschienenen Grimm'schen Märchen ziemlich abfällig geäußert: „Dergleichen Treue, wie hier in den Kindermärchen, macht sich sehr lumpicht“ [3]). Sehr scharf kommt Jacob Grimm auf diesen Punkt in einem Briefe von 1815 (a. a. O. S. 480) zurück: „Die Erdichtung des Stoffes in Romanen und Liedern ist immer sündlich und führt zu nichts. Es thut mir leid, wenn ich z. B. an Clemens' Märchen denken muß, worin er aus den unschuldigen, einfachen vorgefundenen Sätzen der Volkssage unerlaubte Progressionen und Potenzirungen ziehen wird, die noch so so geistreich und gewandt sein mögen.“

Allem Anschein nach war Brentano damals noch mit den „italienischen Märchen“, wenn auch nicht ausschließlich, beschäftigt. „Ich wollte,“ schreibt J. Grimm in dem schon erwähnten Brief vom 16. Aug. 1809, „daß ich ein Mal die italienische Märchensammlung (ich glaube Conti degli conti oder mille conti) von Clemens einsehen könnte, was ich nie hier (in Kassel) konnte, weil sie seine Frau immer hatte und, ich glaube, übersetzen wollte, oder gehen diese Uebersetzungen auch in seinen Kindermärchenplan ein? Ich glaube fast.“ Und umgehend

---

[1]) R. Steig, Achim v. Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, S. 156.

[2]) Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausg. von H. Grimm und G. Hinrichs. Weimar 1881, S. 150.

[3]) Steig a. a. O. 309.

antwortet Wilhelm aus Halle 19. Auguſt (a. a. O. 153): „Clemens iſt nun ernſthaft Willens, Kindermärchen herauszugeben, wozu er auch einige von den däniſchen aus meiner Ueberſetzung bearbeiten will. Ein Hauptbuch iſt die kleine italieniſche Sammlung, die er hat.“ Auch auf mündliche Quellen verwieſen ihn die gefälligen Brüder. „Beweg doch den Clemens,“ ſchreibt Jacob am 3. Sept. 1809 (a. a. O. 160), „daß er vor der Herausgabe ſich ja recht viel mündlich erzählen läßt, da ſteckt noch das meiſte und das beſte. Wär denn niemand anders in Marburg geſchickt, mit der (märchenerzählenden) Frau einen beſſern Verſuch zu machen? Sonſt mag der Clemens lieber hinreiſen, die Quelle iſt es gewiß werth.“ Und Wilhelm antwortet am 18. Sept. (a. a. O. 170): „An Brentano hat ſie (die Frau) 6 bis 8 (Märchen) erzählt, der einzelne Worte aufgeſchrieben und vermeint, ſie nicht zu vergeſſen, wie es nun geſchehen.“

Juni 1810 „ſammelte“ Brentano „Kindermärchen“, die Zimmer in Heidelberg drucken ſollte. Damals ſchrieb er dem Maler Runge: „Ihr trefflich erzählter Machandelboom und Buttje werden auch dabei ſein, wenn Sie es erlauben, und Sie theilen mir wohl noch mit, was Sie ſonſt haben in geſunder Zeit. Wenn ich fertig bin, ſende ich Ihnen das Manuſcript; ich denke es in klein Folio oder groß Quart drucken zu laſſen mit deutlichen großen bunten Bildern in Holzſchnitten. Vielleicht macht Ihnen ein Mal die Sache Freude und Sie zeichnen einige Bilder dazu“ [1]). Bekanntlich finden ſich in Brentano's Märchen die beiden von Runge herrührenden Stücke nicht, und auch ſonſt iſt ein directer Zuſammenhang mit der Grimm'ſchen Märchenſammlung, in der ſie bekanntlich ſtehen, nicht nachzuweiſen.

Noch ein Jahr ſpäter ſtand er bezüglich des Drucks mit dem Verleger Zimmer in Correſpondenz [2]). Mit ſeiner Kaſſe ſcheint es damals ſchwach beſtellt geweſen zu ſein. „Können Sie mir die 89 Gulden noch erlaſſen, bis Sie vielleicht die Kinder-Märchen von mir drucken? Ich bin wirklich jetzt ſo arm, daß ich gewöhnlich des Tags nur ein Mal eſſe, Frühſtück und Abendbrot ſind abgeſchafft, und ich rauche rohen Landtabak à 8 Gr. das Pfund . . . Die Kupfer kann ich Ihnen ſehr wohlfeil und ausgezeichnet gut liefern, da ich ſie ſelbſt unter Schinkel's Direction unentgeltlich zeichnen werde, und ſie in einer ſehr leichten und wohlfeilen Manier hier (in Berlin) von meinem Freunde Wittig könnte radiren laſſen, der dieſe Manier, die den Steindruck an Effect übertrifft, jetzt erfunden hat. Dieſe Kupfer nun, die dem Buche

---

[1]) Runge, Hinterlaſſene Schriften II, 415. Geſammelte Briefe I, 161.

[2]) Brief an Zimmer vom 6. Juni 1811. Johann Georg Zimmer und die Romantiker, herausg. von Heinrich W. B. Zimmer (Frankfurt a. M. 1888), S. 193.

einen besondern Werth geben, würden Sie selbst sehr wenig kosten, ich aber will höchstens sechs Thaler für den Bogen, wenn Ihnen das nicht zu viel scheint, und ich würde es Ihnen von Herzen ganz umsonst geben, wenn ich nicht so viel müßte zu verdienen suchen, daß ich etwa jährlich die Pension für die Hulda (seine Stieftochter, das Kind Sophie Mereau's) erschwingen kann, da ich wirklich in einer merkwürdig kleinen Einnahme stehe." Später haben sich bekanntlich seine Verhältnisse sehr gebessert, wenn er auch nie recht mit dem Geld umzugehen lernte. Ungeachtet der bescheidenen Ansprüche hat Zimmer das Geschäft nicht gemacht. Als er 1818 in Worms mit Brentano zusammentraf und ihm einen Collegen vorstellte, der den Dichter ebenfalls für einen Buchhändler hielt, meinte Brentano doppelsinnig: „Nein, ich bin einer von denen, welche die Buchhändler zu Grunde richten" [1]). Sehr anerkennend äußert sich über seine damalige Arbeit an den Märchen Arnim in einem Brief an Jean Paul [2]) vom 1. Januar 1811: „Seit drei Jahren, daß Brentano hier lebt und seit er seiner fatalen Ehe (mit Auguste Busman) entschlüpft ist, arbeitet er Romanzen und Märchen mit einer Liebe und einem Fleiße, daß sie einst als ein dauerndes Denkmal seines seltenen Geistes und seiner manchfaltigen Studien bestehen werden."

Etwa um dieselbe Zeit wird die Ausarbeitung der Rheinmärchen begonnen haben. Zum ersten Mal werden sie sicher erwähnt in dem umfangreichen Schreiben, das Brentano am 26. Februar 1816 an den Buchhändler Reimer in Berlin richtete [3]). Er schickte demselben das Manuscript, wie er es „vor fünf Jahren flüchtig niedergeschrieben" habe, und verhandelt mit ihm über den Druck, den auch drei andere Verleger zu übernehmen bereit seien. Er habe Tieck einen Theil in Prag vorgelesen, „er hatte viele Freude daran". Dann wird der Plan entwickelt, wobei die vier Rhein-Märchen (Von dem Rhein und dem Müller Radlauf, Von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf, Vom Murmelthier und vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag) genau unterschieden werden [4]). „Soweit ist das Manuscript fertig, welches ich immer, so lange es das Interesse des Verlegers erlaubt, fortsetzen kann und will. Es folgen dann abwechselnd christliche, jüdische, und aller Stände Märchen, kürzer und größer, wie es die Muse

---

[1]) Zimmer a. a. O. 339. — [2]) Angeführt bei Steig 360. — [3]) Ges. Briefe I, 193 ff.

[4]) Nicht genau stimmt allerdings der angegebene Umfang von etwa acht, zwölf, vier und zwei Druckbogen. In der G. Görres'schen Ausgabe umfassen die vier Stücke 153, 192, 54 und 45 Druckseiten. Wahrscheinlich ist der Unterschied durch spätere Umarbeitungen zu erklären. Schon dem Brief an Reimer waren „die ersten Bogen (des „Manuscriptes der Einleitungs-Fabel") einer etwas reinern Bearbeitung" beigelegt, „die doch auch noch Feile bedarf".

gibt. Viele Kinder können durch kleine Lieder und Sprüche oder auch kleine rührende historische Ereignisse ausgelöst werden (aus der Gefangenschaft beim König Rhein, der die ertrunkenen Mainzer Kinder nur gegen Märchen freigibt); kurz, der Plan bietet einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtung dar, und kann eine ganze poetische Kinderwelt umfassen. Zugleich nimmt er alle Leser der Tieck'schen Märchen und die Verehrer der Undine (Fouqué's) in Anspruch, ohne doch je die Geschlechtsliebe auf eine Art zu seinem Gegenstande zu machen, welche ganz aus der kindlichen Sphäre träte." Dann folgen noch eingehende Bemerkungen über den Plan, „das Buch durch Schinkel'sche Zeichnungen zu verschönern" [1]).

Es ist weder zur Ausführung der Schinkel'schen Bilder, noch zu der beabsichtigten Fortsetzung gekommen. Der zweite Band der G. Görres'schen Ausgabe, sowie die beiden letzten Märchen des ersten Bandes (Witzenspitzel und Myrthen-Fräulein) zeigt nicht eine Spur, welche auf eine Eingliederung in den Cyklus der Rheinmärchen hindeutet, und wenn Brentano nach vielen Jahren davon sprach, „das alte Gockelsmärchen" („das Märchen von Gockel und Hinkel in seiner ursprünglichen Gestalt") unter die „Märchen vom Rhein" zu stellen [2]), so war das wohl nur eine vorübergehende Idee. Seiner Grundlage nach gehört es entschieden zu den „italienischen Kindermärchen", und wird mit diesem schon 1806 oder bald nachher entstanden sein.

Noch im Sommer 1816 hat Brentano, anscheinend über den Druck der Rhein-Märchen, mit der Maurer'schen Buchhandlung in Berlin verhandelt. Am 30. Juni (oder Juli, sehr undeutlich geschrieben) schreibt ihm Dr. Vetter [3]), der Mitbesitzer derselben: „Ist das Kupfer schön, d. h. so außerordentlich schön, wie Sie es mir beschreiben, so wage ich die 25 Thaler wohl noch daran. Sonst liebe ich solche Schutzbriefe nicht, 's gibt nur (folgt ein unleserliches Wort) Kundschaft. Also unter der Bedingung nur; denn der Preis verlockt mich nicht. Kolb hat andere Ansichten als ich . . . Sobald ich Aushängebogen erhalte, empfangen Sie dieselben. In welcher Zeit kann das Kupfer abgeliefert werden? Der Druck darf darum nicht verspätet werden."

---

[1]) Nicht erreichbar war mir ein Aufsatz von H. Müller, W. Kaulbach's junge Ehe (Voss. Zeitung 1891, Sonntagsbeilage 29–30), in welchem von Bildern zu den Märchen die Rede ist. — [2]) Gesammelte Briefe II, 360.

[3]) Ueber seine Verbindung mit Brentano vergl. F. W. Gubitz, Erlebnisse (Berlin 1868) II, 144. Das Datum könnte auch 1826 gelesen werden, aber aus dem Inhalt des Briefes ergibt sich klar, daß Brentano damals in Berlin war (Vetter bedauert, daß Brentano ihn nicht persönlich aufgesucht habe), und das trifft wohl für 1816, nicht aber für 1826 zu. Original mit Aufschrift „Herrn Brentano" im Böhmer-Janssen'schen Nachlaß.

Damit reißt der Faden etwa auf ein Jahrzent ab. Schon im folgenden Jahre vollzog sich in Brentano's Seele der gewaltige Umschwung, der aus dem zerfahrenen Schöngeist einen frommen Christen machte. Zwar hat er sich auch jetzt vom dichterischen Schaffen nicht vollständig abgewendet [1]), und manche seiner vollendetsten kleinern Schöpfungen stammen gerade aus der zweiten Periode seines Lebens; aber den Mittelpunkt seines Wesens bildete doch nicht mehr die Kunst, sondern Werke der Liebe und der Buße für das Vergangene. In erschütternden Worten hat er es oft ausgesprochen, daß er mit Grauen an die wilden Jahre vor seiner Umwandelung zurückdenke. Leider hat diese Stimmung sich nicht nur auf Dinge erstreckt, deren er sich wirklich zu schämen hatte; schwer haben darunter auch Dichtungen gelitten, aus denen er bei ruhigerm Seelenzustande reine Meisterwerke hätte schaffen können. Die harmlosen Märchen blieben davon nicht ausgeschlossen. „In seltsamer Verblendung mißachtete er diese Dichtungen, die den Reichthum seines Gemüths und seiner Phantasie so glänzend entfalteten" [2]). Selbst hier hat es eines sehr kräftigen Anstoßes von außen bedurft, um seine Gleichgültigkeit zu überwinden. Daß er dem Gedanken der Veröffentlichung widerstrebend näher trat, ist das Verdienst Johann Friedrich Böhmer's.

1823 hatte Brentano nach vieljährigem unstäten Leben wieder seinen Aufenthalt in seiner Vaterstadt genommen, und bald verband ihn mit dem großen Frankfurter Historiker eine innige Freundschaft, bei welcher diese beiden so grundverschiedenen Menschen gleichmäßig gegeben und empfangen haben [3]). Als Brentano im Frühjahr 1825 nach Koblenz reiste, ließ er Böhmer die Märchen zurück, der seine helle Freude daran hatte [4]). Noch vor Schluß des Jahres begann er, sie im Hause des Bürgermeisters Thomas vorzulesen, erbot sich, die Herausgabe zu besorgen und ließ die Thomas'schen Kinder eine Bittschrift an den Dichter richten [5]). „Wollen Sie selbst mit der Herausgabe nichts zu thun haben, was ich aus Ihren bisherigen Aeußerungen schließen muß, so erbiete ich mich zu jedem dabei nöthig werdenden Dienst. Aber erklären Sie nur wenigstens, daß Sie die Herausgabe zulassen oder doch sich nicht darum

---

[1]) Zu weit geht das Urtheil Grisebach's (das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung 138): „Im Todesjahre Goethe's (1832) hatte Brentano der Poesie bereits lange den Rücken gekehrt und sich in Thun und Denken ganz einer überirdischen Muse zugewandt."

[2]) Arsten in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1852, S. 1207.

[3]) Sehr schön schildert das Verhältniß Janssen, Böhmer's Leben, Briefe u. kleinere Schriften I, 102 ff.

[4]) Ebend. II, 156, Böhmer an Pfarrer Schulz, 17. Mai 1825.

[5]) Böhmer an Brentano, 10. December 1825. Ebend. 157.

bekümmern wollen, was aus Ihrem Manuſcript wird. Haben Sie aber beſondere Wünſche, ſo machen Sie mich mit denſelben bekannt."

Es wäre am beſten geweſen, wenn Brentano ſich wirklich „nicht darum bekümmert", ſondern ſeinem treuen „Urkundio-Regeſtus" unbeſchränkte Vollmacht ertheilt hätte. Alle Zeichen ſprechen dafür, daß wir die Märchen dann bald und theilweiſe in beſſerer Geſtalt bekommen haben würden, als jene, in der ſie ſchließlich erſchienen ſind; an Eifer und Geſchmack für dieſe Aufgabe fehlte es Böhmer wahrlich nicht. Vielleicht hätte uns der kritiſche Archivar auch vieles über die Entſtehung und Geſchichte der Märchen verrathen, was wir jetzt mühſam ermitteln müſſen. Statt deſſen hat der unentſchloſſene Dichter ihn mit endloſen Bedenken und Aenderungen gequält; als er ſtarb, war faſt alles noch ungedruckt, und die Herausgabe iſt in andere, gewiß nicht geſchicktere Hände gerathen.

Zunächſt ließ Brentano den Freund länger als ein halbes Jahr auf Antwort warten. „Sie haben," ſchrieb er erſt am 3. Juli 1826[1]), „alle Urſache, mich des Stillſchweigens anzuklagen, aber was ſollte ich ſchreiben auf die kindlichen Suppliken (der Thomas'ſchen Kinder) um den Druck der Märchen? Etwas Gedrucktes haben wollen iſt auch eine Täuſchung. Wenn man fertig iſt, dann iſt man klüger und wirft es hinweg und höhnt es. Wäre noch etwas für die Armen mit zu gewinnen, aber man hat nur Ekel, Aerger, Langeweile, beſchämende Complimente, beſchimpfende Recenſionen, und der Buchhändler hat das Geld davon, und man befindet ſich auf Generationen in der Leute Maul. Uebrigens ſind die Märchen ſehr obenhin geſudelt; ich ſelbſt aber vermag dergleichen nicht mehr zu überarbeiten, denn ich müßte mich auf eine unerlaubte, ja ſündhafte Weiſe zurückſchrauben. Das einzige, was mich bewegen könnte, wäre, ſo der hieſigen (Koblenzer) Armenſchule ein Vortheil daraus erwüchſe; ich ſelbſt verlange nichts dafür und davon. Wir müßten darüber reden, mein Name müßte wegbleiben uſw."

Das klang wenig ermuthigend, und anſcheinend wurde jetzt abſichtlich zu einem etwas gewaltſamen Mittel gegriffen, um die Sache in Fluß zu bringen: Am letzten Tage des Jahres 1826 erſchien in der Frankfurter Zeitſchrift Iris ein kleines Stück des Märchens vom Rhein und vom Müller Radlauf, und kurz darauf das „Myrthen-Fräulein", eines der „italieniſchen Kinder-Märchen". Am Ende eines am 5. Febr. 1827 abgeſchloſſenen, etwa vier Wochen früher begonnenen Briefes[2]) beſchwert ſich Brentano bei Böhmer bitter über dieſe Veröffentlichung, die er

[1]) „An einen jüngern Freund", natürlich Böhmer. Geſammelte Briefe II, 142.
[2]) Geſammelte Briefe II, 174.

„mit einem mich wunderlich ergreifenden Ekel" vorgefunden habe. „Ich kann nicht sagen, wie mich das innerlich verletzte. Ich ersuche Sie daher dringend, sich das Manuscript zurückgeben zu lassen und diese Mittheilungen in der Iris ein für alle Mal zu verhindern. Es ist mir bei diesem Anblick eine Empfindung innerlich klar geworden, wie so ganz anders mein Gefühl sein muß, als das anderer Menschen. Es war mir, als sehe ich mich am Pranger einer dünnen, weltlichen, leeren Eitelkeit. Ich nehme es hin für meine Thorheit, solche Sünden der Langeweile mitgetheilt zu haben. Ja, wäre es noch für die verhungernde, verfrierende Armuth, daß man es erlitte; aber so geht alles seinen Weg; anfangs eine Supplik, das Zeug zu drucken, und dann mit dem Quark in den Quark!" [1]) In einer Anmerkung ist beigefügt: „Dieser Abdruck mit einer von fremder Hand vorgesetzten Einleitung war unbefugter Weise erfolgt." Brentano hat niemanden direct angeklagt, aber zwischen den Zeilen wird man lesen dürfen, daß Böhmer selbst oder Diez den Druck veranlaßt hat, um eine vollendete Thatsache zu schaffen.

Böhmer hat sich nicht abschrecken lassen. Vermuthlich hat er Brentano an dem einzigen Punkt gefaßt, an dem ihm beizukommen war, nämlich an seiner Wohlthätigkeit. Schon am 16. Februar gab Brentano widerwillig die Druckerlaubniß [2]). „Das unnütze Zeug gehört nicht mehr mein, sondern der hiesigen (Koblenzer) Armenschule, für deren Vortheil es Herr Diez will drucken lassen . . . Ich war bereit, Herrn Diez 200 Gulden für die Armen zu geben, wenn er es nicht drucken lasse, er bittet aber darum, und meint für seine Schule etwas mehr zu verdienen. Ich bin niemand so viel schuldig als ihm, ich gebe mich gern für seine Armen preis." Nach Erwägungen über Format, Auflage, Papier ꝛc. heißt es weiter mit einer übertrieben bescheidenen, aber doch nicht ganz unzutreffenden Selbstkritik: „Aber, mein Gott! es ist ja mehr dabei zu thun; der Stil ist so nachlässig, und einzelne Partieen sind gewiß unaussprechlich schlecht. Ich erinnere mich oft des Ekels bei den letzten Vorlesungen. Ist es wohl möglich, daß Sie das Manuscript durchlesen und ohne das mindeste Vorurtheil was gar zu ledern gedehnt ist, selbst zusammenziehen, oder wo Sie es nicht vermögen, es von einem andern Freund thun lassen? . . . Besonders flehe ich dringend, alles, was im mindesten ein reines Herz verletzen könnte, doch je zu vernichten, damit nicht mehr Schuld auf mich komme. Es wäre . . . eine Leichenbereitung und Balsamirung für ein Product,

---

[1]) Vergl. auch das Fragment eines Briefes Brentano's an seinen Freund Diez in Koblenz, dem er mittheilt, der Abdruck in der Iris habe ihn „sehr verletzt". Mitgetheilt von G. Görres im Vorwort zu den Märchen S. L.

[2]) Gesammelte Briefe II, 175.

das todt in die Welt geht, Almosen zu sammeln . . . Ich ersuche Sie auch, Capitel, Abtheilungen, Ueberschriften, Erklärungen, Absätze im Text, wenn es nöthig, Noten dazu zu schreiben, und überhaupt wie mit einem Todten umzugehen . . . Der Titel könnte sein: »Märchen, nachlässig erzählt und mühsam hingegeben von Clemens Brentano. Als Almosen für eine Armenschule erbeten, geordnet und herausgegeben von milden Freunden«. Und dann weiter die Untertitel. Gott sei gedankt, das wäre gethan!" Kurz darauf wiederholte er die Bitte, „ja das Manuscript sehr prüfend durchzusehen und alles auszumerzen, was irgend jemand betrübt. Ich meine, im Märchen vom Murmelthier muß eine sinnliche Amplification eines Nachtigallenliedes vernichtet werden und einige Sticheleien auf Voß und sonst in allen Märchen, was nur im mindesten einen Menschen ärgern kann. Ich habe nur noch dunkele Begriffe davon" [1]).

Böhmer trug sich damals mit weitern Editions-Plänen, zunächst bezüglich der dramatischen Werke Brentano's, und hatte sich zu diesem Zweck an dessen Schwester Bettina, die Frau Achim von Arnim's gewendet, der noch manche Manuscripte seines alten Herzensfreundes Clemens in Händen hatte. Arnim antwortete am 27. Februar 1827 ausweichend. Den Grund seiner Zurückhaltung gibt er in einem Briefe an Bürgermeister Thomas vom 27. April an: „Ich kenne Herrn Dr. Böhmer gar nicht, eben so wenig sein Verhältniß zu Clemens. Daß ihm dieser Manuscripte anvertraut hat, welche schon hier (in Berlin) von ihm zur Herausgabe bestimmt waren, wie die Märchen und Romanzen (zu den Märchen sind schon Kupfer radirt durch Hensel, die zu benutzen wären), das berechtigt mich eigentlich nicht, ihm Manuscripte auszuliefern, die in vieler Hinsicht Anstoß geben könnten, ohne daß er es selbst überall ahndet, weil er die Local-Verhältnisse nicht kennt, unter denen sie entstanden" [2]).

Leider konnte Brentano sich nicht entschließen, die Herausgabe nun auch wirklich den „milden Freunden" zu überlassen. Noch im September 1827 hatte Böhmer Hoffnung. „Mit den Romanzen," schrieb er an Amsler [3]), „bin ich bei Brentano übel abgefahren, nun will ich es wieder ein Mal mit seinen Märchen versuchen, die ich sammle, ordne und abschreiben lasse: Erquickung im ernsten Tagewerk. Alle, die sie kennen lernen, sind entzückt davon." Dann aber ließ sich Brentano das Manuscript der Märchen, wenigstens theilweise, zurückgeben, und am 4. November 1827 [4]) freut er sich, daß Böhmer es ihm noch länger überlassen will; „ich ge-

---

[1]) An Böhmer 5. März 1827. Ges. Briefe II, 182. — [2]) Beide Briefe abgedruckt in Beilagen II. — [3]) Janssen, Böhmer I, 145. — [4]) Brentano's ges. Briefe II, 183.

denke in Mußestunden daran zu flicken. Vieles ist gar zu roh und wirr." Es ist beim „Flicken" geblieben. Kurz darauf klagt Böhmer [1]): „An den Märchen verändert er noch immer, und deshalb wird noch nichts gedruckt." Am vorletzten Tag des Jahres [2]) hat er Brentano „den fehlenden Anfang der Märchen" geschickt und eindringlich um das Druck-Manuscript gemahnt. Das ist, so viel wir wissen, auf lange Zeit das letzte Wort, das über die schon so weit gediehene Angelegenheit zwischen den beiden Freunden gewechselt wurde. Der Grund, daß es nichts gab, wird wohl nur in Brentano's ewigen Bedenklichkeiten und seiner krankhaften Scheu vor der Oeffentlichkeit zu suchen sein. Später (frühestens 1829) klagt Böhmer in einem Brief an Rückert [3]): „Der Verfasser will nun ein Mal nichts davon drucken lassen, was selbst mir leid thut, der ich doch das Manuscript habe, da es mir unbequem ist, mich durch dessen Zerfetztheit und Unleserlichkeit durchzuarbeiten." Als Böhmer 1835 Brentano auf seinen Wunsch ein Verzeichniß der in seinen Händen befindlichen Manuscripte gab, ist von Herausgabe der nach den Titeln aufgeführten Märchen keine Rede [4]). Vorsichtiger Weise hat er den Freund „schönstens gebeten", ihm doch die Romanzen (vom Rosenkranz) und Märchen zu lassen — er hatte wohl noch nicht das „Flicken" vergessen.

Das ewige Zaudern und Wiederabspringen hat neben der lächerlichen auch eine ernste Seite: Der Druck eines Buches war für den einst so unternehmungslustigen und übermüthigen Clemens wirklich eine Qual. Er fürchtete sich davor, wie andere Leute etwa vor einer schweren Operation. „Sein Grauen vor der Presse," schreibt eine scharfe Beobachterin, „war fast klösterlich." An anderer Stelle citirt sie von ihm den Ausspruch: „Wenn ich etwas von mir gedruckt sehe, ist mir's ein Schmerz; so ungefähr als wenn Eine dadurch, daß sie einen schönen Tanz gelernt hat, ihre Ruhe, ihre Unschuld verlor und ihn nun zum Vergnügen aufführen muß" [5]). Drastisch tritt seine totale Unbeholfenheit in praktischen Dingen in der Correspondenz mit Böhmer hervor, die dem Erscheinen des Gockel (1838) vorausging. Ende 1836 bittet er den auch jetzt wieder dienstwilligen Freund, ihm einen Verlags-

---

[1]) An Hübsch 17. Nov. 1827. Janssen II, 166. — [2]) Ebend. 168. — [3]) Janssen I, 147.

[4]) 22. Febr. 35. Janssen, II, 233. Das Verzeichniß (mit einigen Lese- oder Druckfehlern) der Märchen ist vollständig, nur fehlt das Schnürlieschen, das aber auch eine Ausnahmestellung einnimmt. Vgl. unten S. 23. An die Spitze der italienischen Märchen stellt Böhmer richtig die Rahmenerzählung Liebseelchen, ebenso wie die in der Vorbemerkung (vgl. oben S. 2) beschriebene Abschrift, die er 1831 anfertigen ließ.

[5]) Emma von Niendorf, Aus der Gegenwart (Berlin 1844), Frühlingstage mit Clemens Brentano S. 4. 15.

Contract aufzusetzen [1]). Noch ehe der Brief abging, hörte er, daß Maximiliane Pernelle in München, welche ihm die Steine für die ersten Bilder gezeichnet hatte, an der Cholera gestorben sei. Er hat dem wackern Mädchen, von dem er in knappen Sätzen ein hübsches Bild entwirft, aufrichtig nachgetrauert, um so aufrichtiger, als er nun einen neuen Zeichner suchen mußte, was ihm ein entsetzliches Stück Arbeit war. „Ich habe mir die Beine abgelaufen . . . Ich habe keine Freude bis jetzt, sondern viel Kummer mit dem Zeug gehabt, und wünsche, es nie eingegangen zu sein" [2]). Als Böhmer sich zum Entwurf des Contracts bereit erklärte [3]), kam als Antwort ein Jammerbrief über „die unglückselige Herausgabe des Gockel" [4]). „Sie wollen den Contract noch zu Stande bringen vor der Abreise. Um Gotteswillen thun Sie es und helfen mir armen Schelm aus diesem fatalen Handel . . . Sechs Blätter ließ ich zeichnen und mußte sie alle verwerfen. Das waren nun 90 Gulden verloren und sehr viele Zeit." Jetzt kostet jedes Blatt 25 Gulden statt 15, und an einen „großen Schnurrbart und Künstler, der mir meine mühseligen Erfindungen aus lauter Freundschaft, Kindlichkeit, und Poesie, und Glück meines Umgangs, theils miserabel aufgezeichnet," muß er gar 300 Gulden bezahlen. Will der Verleger Schmerber sich nicht auf eine andere Grundlage einlassen, „so lasse ich die ganze Pastete liegen und alles künftige dergleichen auch . . . Ich bitte Sie, machen Sie den Handel gleich in Ordnung, denn ich fühle mich ganz zerdrückt von dem Zeug". Böhmer bedauerte den geplagten Dichter und vertröstete „auf besseres Wetter" [5]), aber Clemens war ganz auseinander. Er wiederholte die alten Klagen, nur der Ertrag für die Armen habe ihn verführt, nun „fällt das verlorene Honorar für die Armen und ein verlorenes halbes Jahr und unsäglicher Verdruß und Kummer auf mein Herz! Ich bin von all der Zerrerei ganz in all meiner andern Thätigkeitsfassung zerrüttet. So habe ich denn für alle meine Hingabe nichts, als hinaus auf den Markt gestoßen zu sein — es ist mir das alles zum Speien" [6]).

Böhmer behandelte „den armen Schelm" mit unerschütterlicher Ruhe. Am 14. April schickte er ihm den mit dem Verleger Schmerber abgeschlossenen Vertrag nebst guten Lehren [7]) und ging gleich nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise zu Schmerber, bei dem Brentano

---

[1]) An Böhmer 29. Nov. 1836. Gesammelte Briefe II, 349.
[2]) An Böhmer 15. Januar 1837. Gesammelte Briefe II, 352.
[3]) 12. Febr. 37. Janssen II, 243.
[4]) Brentano an Böhmer 27. Februar 37. Gesammelte Briefe II, 358.
[5]) An Brentano 2. März. Janssen II, 245.
[6]) An Böhmer 9. März. Gesammelte Briefe II, 360. — [7]) Janssen II, 247.

mittlerweile seine Klagen angebracht hatte. „Ich bitte Sie, nicht so kleinmüthig und mißmuthig zu sein, das ist ja unmännlich“ [1]). Welchen Erfolg diese Mahnung hatte, zeigt die meines Wissens noch ungedruckte Antwort [2]): „München, den 15. Juli 1837. Liebster Böhmer [3])! Gott sei für Ihre gesunde Heimkehr gedankt! Guido Görres hat seit acht Tagen übernommen, die Besorgung für die Steindrucke usw. auszuführen, denn ich gehe darüber vor Aerger zu Schanden, und kann gar nichts nöthigeres mehr thun. — Er hat die Bedingung gemacht, daß ich mich gar nicht mehr darum bekümmern soll. Haben Sie doch die Güte, ihn durch ein paar Zeilen zu fragen, denn ich rede nicht mehr davon. Gezeichnet ist alles — zwei Steine sind zu drucken — einer zu revidiren! — Mir legen Sie ein Zettelchen bei. Lebt Frau Willemer noch? — Ludwig Grimm, sagen Sie, liege auf den Tod! Das wäre wieder beklagenswürdig! Pernelle [die Zeichnerin der ersten Bilder], die Dedicatorin [Marianne Willemer, welcher das Gockel-Märchen gewidmet wurde] todt und der Schriftsteller ist's am Ende auch! auf dem St. Eduard's Stuhl [4])! Ich schreibe mehr, wenn ich für Runge's Zeichnung danke, dies ihn höchster Eile. Ihr Clemens.“ Erst als „das unselige Märchen“ glücklich erschienen war, sprach er ruhiger über den „vielen Verdruß“, den er bei dieser „Kinderei“ ausgestanden [5]), und später vermochte er über eine „scharfsinnige“ Kritik seines „kindischen Märchens“, trotz seiner in demselben Briefe zu Tage tretenden tieftraurigen Stimmung, mit gutem Humor zu scherzen [6]).

Ungeachtet all seiner Bekümmerniß hatte Brentano sich in demselben Briefe an Böhmer, in welchem ihm „alles zum Speien“ war, zur Herausgabe der Rhein-Märchen bereit erklärt [7]). „Herr v. Schwind, nach meiner Ueberzeugung der ausgezeichnetste Künstler, der hier (in München) lebt, außer Cornelius und Schnorr, hat sich erboten, Zeichnungen dazu zu machen und zugleich zu radiren.“ Aber erst im Herbst 1839, nach einer mehr als zweijährigen Unterbrechung des brieflichen Verkehrs, für welche mir die Erklärung fehlt, kam Böhmer darauf zurück [8]). Der gutmüthige Gelehrte erbot sich wieder zum Abschluß des Verlags-Vertrages, und Brentano griff zu [9]). Er wünschte Veröffent-

---

1) An Brentano 8. Juli. Ebend. 254.
2) Abschrift in Janssen's Nachlaß. — 3) Diese beiden Worte durchstrichen.
4) Anmerkung: „Tagebuch der Ahnfrau!“
5) An eine jüngere Freundin 21. Januar 1838. Gesammelte Briefe II, 370.
6) An seinen Bruder Georg 27. Nov. 38. Ebenda 372.
7) 9. März 1837. Gesammelte Briefe II, 360.
8) An Brentano (28. October 1839). Janssen II, 285.
9) An Böhmer 13. November 1839. Gesammelte Briefe II, 375.

lichung in einzelnen Bändchen, „vorerst das Märchen vom Rhein allein“ (d. h. das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf) mit Skizzen von Steinle, den Böhmer dafür „anbetteln“ möge, dann „der Hans von Starenberg“ [1]) usw. Böhmer antwortete „imperatorisch, um kurz sein zu können“, mit ganz andern Vorschlägen, schlug Gesammtausgabe der Märchen vor, vorläufig ohne Bilder und in Verbindung mit andern Aufsätzen und Gedichten Brentano's, und drängte um Ablieferung des Manuscriptes, an dem, „wie Sie selbst sagen, nicht viel geändert werden darf“ [2]). Auch von Uebertragung des Verlags an Hurter in Schaffhausen war die Rede, was sich aber zerschlug, da Schmerber sich wieder bereit erklärte [3]). Jedoch Brentano blieb bei der Herausgabe in einzelnen Bändchen; schon das zweite Rhein-Märchen könne er „unmöglich jetzt ordnen, ohne zusammen zu brechen“ [4]). Und dann ist die Sache eingeschlafen. Als Schmerber starb, hat Böhmer nochmals die Uebertragung des Verlags an Hurter angeregt, aber in einer Form, welche seine eigene Hoffnungslosigkeit erkennen läßt, den Widerstand des kränklichen Dichters zu überwinden: „Wenn Sie nicht wollen, so seien Sie über die Anfrage nicht böse, denn ich bin doch jetzt einer Ihrer alten Freunde“ [5]). Und an Hurter schrieb er: „Clemens Brentano ist hier. Von Ihnen spricht er Gutes, doch durfte ich, was ich ihm mit aller Vorsicht wegen den Märchen sagen wollte, nicht aussprechen“ [6]). In Brentano's eigenen Briefen der letzten Jahre von Anfang 1840 bis zu seinem Tode (28. Juli 1842) werden die Märchen mit keinem Wort mehr erwähnt.

Aber auch nach dem Tode des Freundes hat Böhmer den schon so oft gescheiterten Plan wieder aufgenommen und die Herausgabe der Märchen durch Guido Görres in dankenswerthester Weise unterstützt. Er machte ihn aufmerksam [7]), daß die erste Fassung des Gockel-Märchens wahrscheinlich nur noch in seinen (Böhmer's) Händen sei. Noch in dem Jahre, in welchem die Märchen erschienen, stellte er fest [8]), daß Görres außer dem ältern Gockel auch das bereits 1827 gedruckte Myrthen-Fräulein fehlte; daß die beiden schönen Stücke noch Aufnahme fanden, ist wohl ausschließlich ihm zu verdanken [9]). Als endlich die zweibändige

---

[1]) Wohl Druckfehler. Der Special-Titel in der G. Görres'schen Ausgabe lautet: „Das Märchen von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf.“ Allerdings kommt auch ein Hans von Staarenberg darin vor, aber doch nicht als Titelheld.

[2]) 18. November 1839. Janssen II, 286. — [3]) Böhmer an Hurter 9. Januar 1840. Ebend. 293. — [4]) An Böhmer Januar 1840. Briefe II, 378. — [5]) Böhmer an Brentano 25. Januar 1841. Janssen II, 310. — [6]) 27. October 1841. Janssen 328. — [7]) 17. August 1844. Janssen 387. — [8]) 4. Februar 1846. Ebend. 431. — [9]) Für den Gockel hat dies Görres (Vorwort zur Ausgabe der Märchen S. LII), ausdrücklich anerkannt.

Ausgabe bei Cotta erschien, widmete er ihr eine Reihe kritischer Bemerkungen[1]). Bald darauf[2]) schickte Görres ihm „den einst geliehenen Band Clemens Brentano'scher Märchen" zurück. Offenbar handelt es sich um das handschriftliche Exemplar Böhmer's, die 1831 gefertigte Abschrift der „italienischen Märchen"[3]). „In dem Märchen-Band," schreibt er, „geben Sie mir das Fanfer-Lieschen viel schöner, als Sie es dem Herrn J. G. Cotta gegeben haben. Das ist wohl besondere Freundschaft, wofür ich besondern Dank schuldig bin. Uebrigens hat sich jetzt auch der Urgockel in der Urschrift gefunden." Der Dank für die besondere Freundschaft ist eine ironische Kritik, daß Görres die jüngere der ältern Fassung vorgezogen hatte[4]).

2. Die Quellen und ihre Benutzung.

Brentano hatte testamentarisch die Ueberantwortung der Manuscripte seiner Märchen an Guido Görres angeordnet, „damit dieser die Herausgabe nach seinem Ermessen besorge". Der Ertrag sollte, nach Abzug eines Honorars für den Herausgeber, zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden[5]). Das Interesse der Armen — das einzige Motiv, welches ihn überhaupt an den Druck hatte denken lassen — hat er mit dieser Bestimmung über den Herausgeber trefflich gewahrt, denn Görres nahm keinen Pfennig. Er betrachtete „seine Mühewaltung einerseits als eine Ehrenpflicht seiner Dankbarkeit gegen den dahingeschiedenen Freund," und „anderseits hätte er sich geschämt, hinter seinem Beispiel zurückzubleiben und das Geringste von diesem Almosen der Barmherzigkeit für sich in Anspruch zu nehmen."[6]) Ein schöner Zug, aber der Litterarhistoriker kann doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Ausgabe in andere Hände gelegt worden wäre. Wer das anmuthige „Vorwort zur Erinnerung an den Dichter dieser Märchen" liest, der muß sich sagen, daß es so ziemlich alles vermissen läßt, was man von dem Vorwort zu der Ausgabe eines nachgelassenen Litteratur-Denkmals erwartet. Auf mehr als einem halben hundert Seiten gibt Görres Beiträge zu einem Charakterbild, aber den Märchen ist nur ein bescheidener Bruchtheil gewidmet, und auch hier steht neben der knappen ästhetischen Würdigung wieder die liebevolle Erinnerung an die Person des Dichters im Vorder-

---

[1]) An Guido Görres 21. Februar 1847. Janssen 472. — [2]) An Görres 7. Mai 1847. Ebend. 486. — [3]) Vergl. Vorbemerkung oben S. 2. — [4]) Vergl. auch Böhmer an Görres 21. Februar 47. Janssen 472. — [5]) Vorwort zu den Märchen S. V.
[6]) Ebend. VII.

grund. Was er über die Zeit ihres Entstehens sagt, ist ungenau [1]), von den beiden Gruppen, in welche die Märchen zerfallen, scheint er keine Ahnung gehabt zu haben. Bezüglich der handschriftlichen Grundlage und der bei der Ausgabe befolgten Grundsätze erfahren wir fast nichts. Wir hören, daß Böhmer eine Abschrift anfertigen ließ, die auch von Görres benutzt wurde, daß Brentano zwei Märchen (Gockel und Fanferlieschen) umgearbeitet hat, während „die übrigen mehr oder minder noch in ihrer ursprünglichen Gestalt, ja zum Theil nicht einmal zu Ende geführt sind". Genaueres über dieses „mehr oder minder" erfahren wir nicht und ebensowenig, ob und welchen Gebrauch Görres von der Befugniß gemacht hat, die Ausgabe „nach seinem Ermessen" zu besorgen. Zufällig wissen wir durch Böhmer, daß er an einer einzelnen Stelle geändert hat [2]), an wie viel andern noch, würde ganz im Dunkeln bleiben, wenn nicht eine Vergleichung des Görres'schen Textes mit der Abschrift der italienischen Märchen von 1831 zeigte, daß er fast nichts geändert hat. Er wußte, daß „die Märchen manchen Beitrag zu seiner (Brentano's) eigenen Lebensgeschichte enthalten, wir erinnern nur an Kommanditchen und den armen Ladenpeter", aber auf diese Andeutung hat er sich beschränkt, den litterarischen Anspielungen ist er überhaupt nicht nachgegangen, und bezüglich der Quellenfrage begnügt er sich kaum glaublicher Weise mit dem Sätzchen: „Der Grund seiner Dichtung ruhte auf ältern Märchen." Derartigen kritischen Kleinigkeiten Beachtung zu schenken, lag eben nicht in der Art des liebenswürdigen Dichters, und man soll ihm die Unterlassung nicht so übel nehmen. Brentano selbst hätte es ihm gewiß nicht übel genommen; hat er doch auf dem Titel des Gockel-Märchens bemerkt: „Nacherzählt von Clemens Brentano," aber es nicht für der Mühe werth gehalten, zu sagen, wem er es nacherzählt hat. Vermuthlich hat er dabei gar nicht an seine italienische Vorlage, sondern nur an die ältere Form gedacht, die er selbst einst dem Märchen gegeben. Anfänglich sollte auf dem Titel der Märchen sogar stehen: „Nachlässig erzählt und mühsam hingegeben" [3]). Die eingehenden Anmerkungen zu seiner „Gründung Prag's" zeigen, daß er es früher mit solchen Dingen genauer nahm; auch den „Romanzen vom Rosenkranz" hätte er wohl manches von den Scholien beigefügt, mit welchen sie nach seinem Tode erschienen. Später aber waren ihm die Jugendwerke, theils mit Recht, theils zu Unrecht, entweder gleichgültig oder ein Gegenstand des Abscheus, und kamen für ihn höchstens als Mittel zum Zweck in Betracht, Geld für seine Armen daraus zu machen. Von ihm durfte Görres volle Indemnität

[1]) Er nimmt (Vorwort XLVIII) allgemein etwa 1811 als „die Zeit der ersten Dichtung" an und bezieht sich dafür auf den Brief an Runge 1810. Vgl. oben S. 5.

[2]) Janssen II, 472. — [3]) Brief an Böhmer 16. Febr. 1827. Briefe II, 175.

voraussetzen, als er anstatt einer Ausgabe ein schönes Lesebuch für große und kleine Kinder drucken ließ.

Die Forschung kann natürlich die Frage nicht umgehen: Welches sind denn „die ältern Märchen", auf denen „der Grund seiner Dichtung ruhte"? Ist doch die Antwort ein Hauptmoment der Erkenntniß, welche Stellung sie in der Litteratur einnimmt. Und da ergibt sich die merkwürdige Thatsache: Der romantische Dichter, der nach Marianne Willemer's drastischem Ausdruck „nicht von sich sagen konnte: ich besitze Phantasie, sondern die Phantasie besitzt mich", hat gerade in einem der phantastischsten seiner Werke sich oft eng an ältere Vorlagen angeschlossen. Eine Reihe derselben soll im Folgenden nachgewiesen werden, aber dieser Nachweis beansprucht durchaus nicht, vollständig zu sein. Im Gegentheil bin ich überzeugt, daß der in seiner Jugendzeit auf allerhand Nebenwegen der Litteratur so bewanderte Sammler noch manches curiose Buch benutzt und ausgeschrieben hat, das mir entgangen ist.

Vorab ein Wort über einen Autor, den Brentano in den Märchen auffallender Weise nicht benutzt hat. Zu der Lieblingslectüre seiner frühern Jahre gehörten bekanntlich die Komödien Carlo Gozzi's, deren Märchenstoffe um die Wende des Jahrhunderts wiederholt in deutscher Bearbeitung erschienen[1]). In seiner schon erwähnten Kritik der G. Görres'schen Ausgabe hat Böhmer auf Gozzi in auffallender Weise hingewiesen. Schon vorher, als Görres in den historisch-politischen Blättern Erinnerungen an Brentano veröffentlichte, schrieb ihm Böhmer[2]): „Sie haben in den Aufsatz etwas viel von der sonstigen Litteratur hineingebracht. Ob Clemens wohl so viel davon gewußt haben mag? Von einem gewiß mehr, als Sie sagen (das weiß ich von ihm selbst), von Gozzi nämlich. Das hätte etwas mehr ausgeführt sein dürfen, denn es schützt ihn zugleich bei vielen davor, für einen Nachfolger Tieck's gehalten zu werden." Und später[3]), nach dem Erscheinen der Märchen, am Schluß anderer Ausstellungen: „Den Gozzi, den Gozzi hätten Sie auch erwähnen sollen!" Jeder wird daraus schließen[4]), daß Böhmer Gozzi zu den Vorlagen der Märchen rechnete, wenn er es auch nicht gerade ausdrücklich sagt, und es war mir eine wirkliche Enttäuschung, als ich bei Durchsicht der Gesammt-Ausgabe Gozzi's keine Spur eines Zusammenhanges entdecken konnte. Nachträglich habe ich mich mit

---

[1]) Gozzi's Schauspiele in's Deutsche übertragen von Werthes. Bern 1795. C. Gozzi's Märchen, nachgebildet von Streckfuß. Berlin 1805. — [2]) 17. August 1844. Janssen II, 387. — [3]) Böhmer an Görres 21. Febr. 1847. Janssen II, 472.

[4]) Auch Diel-Kreiten, Cl. Brentano II, 12, scheint dies gethan zu haben. Bei Diel, Cl. Brentano's Ausgewählte Schriften I, Einl. S. XXIII wird Gozzi direct als Quelle genannt.

einem Leidensgenossen[1]) getröstet, der schon früher festgestellt hatte: „In der ganzen Zahl seiner Märchen ist nur ein einziges winziges Motiv auf den Dichter der Fiabe (Gozzi) zurückzuführen."

Richtig dagegen hat Böhmer hervorgehoben: „In der Vorrede fehlt die Erwähnung, daß Clemens Brentano aus dem Basile schöpfte, den er damals wohl allein in Deutschland kannte und zu schätzen wußte"[2]). Gemeint sind die „italienischen Kindermärchen", von denen er schon 1805 spricht[3]), nämlich der Pentamerone overo lo cunto de il cunti des im 17. Jahrhundert lebenden neapolitanischen Grafen Giovanni Battista Basile, von welchem er eine Ausgabe von 1749 besessen haben soll[4]). W. Grimm bezeichnete 1809 als „Hauptbuch" für Brentano's Kindermärchen „die kleine italienische Sammlung, die er hat"[5]). Später (1813) äußerte Brentano über das Buch: „Dergleichen Treue, wie hier in den (Grimm'schen) Kindermärchen, macht sich sehr lumpicht, und der dort so sehr gepriesene Basile in seinem Pentamerone oder Cunto delli cunti, der als Muster aufgestellt wird, zeigt sich nichts weniger als also treu, da er die Märchen nicht allein in einen erzählenden Rahmen gefaßt, sondern sie auch mit allerlei eleganten Reminiscenzen und Petrarchischen Versen bespickt"[6]). Seltsamer Weise ist dieses Abhängigkeitsverhältniß sehr wenig beachtet worden. Die Ausgabe der Grimm'schen Märchen von 1856, welche ein Jahrzehnt nach der Gesammt-Ausgabe der Märchen Brentano's erschien, nimmt im kritischen Apparat nicht einmal von deren Erscheinen, geschweige denn von dem Verhältniß zu Basile Notiz. Ganz dasselbe gilt von der deutschen Ausgabe Basile's[7]), Diel-Kreiten[8]) hat nur kurz auf die Benutzung hingewiesen, Köster[9]) erwähnt nur die Benutzung der Rahmen-Erzählung Basile's in Brentano's Liebseelchen, und Max Koch[10]) wiederholt lediglich die Angaben von W. Grimm und Böhmer. In der ganzen ausgebreiteten Brentano-Litteratur ist meines Wissens niemand näher auf diese Frage eingegangen, und der einzige, der eine genauere Vergleichung angestellt hat, ist

---

[1]) A. Köster, Schiller als Dramaturg (Berlin 1891) S. 225.

[2]) An G. Görres 21. Febr. 1847. Janssen II, 472. — [3]) Vgl. oben S. 3.

[4]) Grimm, Kinder- und Haus-Märchen (3. Aufl. Göttingen 1856) III, 290, Anmerkung. Irre ich nicht, so befindet sich das Brentano'sche Exemplar jetzt im Besitz des Hrn. Dr. Lieber zu Camberg.

[5]) Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm 153.

[6]) Steig, Achim von Arnim u. Clemens Brentano 309.

[7]) Basile's Pentamerone, übersetzt von Felix Liebrecht (Breslau 1846, 2 Bändchen). Vgl. besonders II, 317, Anmerk. u. 336.

[8]) Cl. Br. II, 12. — [9]) Schiller als Dramaturg 225.

[10]) Arnim Brentano Görres, herausg. von Max Koch (Kürschner's Deutsche National-Litteratur Band 146) I, CXLIX.

Dr. Lieber gewesen. Am 13. Februar 1884 hielt derselbe in Köln einen kritisch wie ästhetisch gleich werthvollen Vortrag über Brentano's Märchen, in welchem das Verhältniß Brentano's zu Basile einen Hauptpunkt bildete. Die von Böhmer angedeutete Spur, führte er aus, sei nicht verfolgt worden. Basile habe seinen Plan (50 Märchen in der Form der Rahmen-Erzählung) ausgeführt, während Brentano den Faden verliere und schließlich nur noch Bruchstücke biete. Die Fabel sämmtlicher Stücke, mit einziger Ausnahme des Rhein-Märchens, sowie eine Menge von Einzelheiten habe Brentano von Basile entlehnt [1]).

Treffend hat dieser Vortrag — ich spreche hier aus der Erinnerung, da derselbe nicht veröffentlicht worden ist — die Behandlung Basile's durch Brentano charakterisirt. Man darf wohl sagen: Der deutsche Dichter hat hier Perlen aus dem Koth gezogen. Basile hat unglaublicher Weise sein Buch „Erzählungen für Kinder" genannt. Sogar die deutsche Uebersetzung [2]), welche den italienischen Text zwar ohne Auslassungen wiedergibt, aber doch „so viel als möglich gemildert" hat, strotzt von Schmutz in geschlechtlicher Beziehung. Brentano hat aus dieser Kloake überwiegend die anständigen Stücke herausgegriffen, und wo er bedenkliche benutzte, das Anstößige entfernt. Möglich, daß die Görres'sche Ausgabe noch einiges beseitigt hat, aber wenigstens im allgemeinen spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Brentano hier wie bei den Rhein-Märchen die Behandlung der Geschlechtsliebe innerhalb der kindlichen Sphäre gehalten hat [3]). Niemand, der ohne Kenntniß des Sachverhalts diese reinen, duftigen Schöpfungen liest, würde auch nur ahnen können, auf welchem Grunde sie stehen. Von seinem italienischen Vorgänger hat Brentano den Gang der Erzählung und zahlreiche Einzelheiten entnommen, aber die Verwerthung des überkommenen Stoffes ist meistens eine durchaus freie, wie später genauer dargelegt werden soll.

Lediglich einer zufälligen Erwähnung verdanke ich die Kenntniß einer französischen Vorlage. Der Apparat zu Grimm's Märchen von der Frau Holle, dessen Motiv in Brentano's Murmelthier wiederkehrt, enthält Verweisungen auf eine Reihe verschiedener Fassungen, von welchen diejenige, welche aus den Contes der Madame de Villeneuve citirt wird, sich auf den ersten Blick als auf's engste verwandt mit dem Brentano'schen Märchen herausstellt [4]). Das französische Original erschien 1740—41 (à la Haye, aux dépens de la Compagnie) in fünf besonders paginirten Theilen unter dem Titel: La jeune Americaine et

---

[1]) Kölnische Volkszeitung 1884, Nr. 45, I. Blatt.

[2]) Liebrecht II, 324, 332. — [3]) Vgl. oben S. 7. — [4]) Kinder- und Haus-Märchen (1856) III, 40.

les contes marins. Par Madame de *** [1]). Auf der Fahrt von Frankreich nach America erzählt die Schiffsgesellschaft sich Märchen. Zum Wort kommen nur zwei, welche die Gelegenheit aber auch gründlich ausnützen: Fräulein de Chon braucht für ihr langweiliges Feen-Märchen La Belle et la Bête zwei Bändchen (abzüglich der Einleitung 342 allerdings kleine Seiten), und Herr de la B. hat für seine Nayades sogar drei ganze Bändchen nöthig. Ob Brentano das Original vor sich hatte, kann ich nicht sicher entscheiden, da ich Original und Uebersetzung zu verschiedenen Zeiten einsehen mußte und dadurch eine genauere Vergleichung unmöglich war. Wahrscheinlicher ist mir, daß er die auch bei Grimm erwähnte Uebersetzung benutzte: „Die junge Americanerinn, oder Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meere. Aus verschiedenen Sprachen übersetzt." Der erste und zweite Theil, auf den es hier allein ankommt (der dritte und vierte Theil, Ulm 1768, enthält für uns bedeutungslose orientalische Märchen), erschien „Ulm, bey Albrecht Friedrich Bartholomäi, 1765." Nach der „Vorrede des Uebersetzers" „sind gegenwärtige zween Theile ein französisches Original, und wie die sehr kurze Vorrede sagt, ist ein Frauenzimmer die Verfasserinn davon . . . Die Verfasserinn läßt die Gesellschaft auf dem Schiffe nach der Reihe herum erzählen: da nun aber erst zwo Personen aufgetreten sind, und wir die Fortsetzung von ihrem Werke nicht haben, um zu wissen, wer weiter an die Reihe kömmt, so werden wir die künftigen Erzählungen nur hinter einander her setzen, ohne sie einer gewissen Person in den Mund zu legen." Der erste Theil enthält Seite 1—30 die breitspurige Einleitung, dann folgt 30—231 „Die Schöne und der Drache". Den Rest des ersten (S. 232—358) und den ganzen zweiten Theil (S. 3—348) füllt die unendliche Erzählung „Die Wasser-Nymphen oder Wasser-Nixen", welche Brentano den bei weitem größten Theil des Stoffs für sein anmuthiges Märchen vom Murmelthier geliefert hat. Die französische Vorlage ist allerliebst mit einer Reihe anderer Motive verwebt.

Starke Anleihen hat Brentano ferner bei sich selbst gemacht. In erster Linie ist hier das von ihm und seinem Freund Arnim herausgegebene Wunderhorn zu nennen. Der erste Theil desselben erschien 1806, also etwa um dieselbe Zeit, in welcher Brentano die Bearbeitung der „italienischen Kinder-Märchen" plante [2]), der zweite und dritte Theil

---

[1]) In dem mir vorliegenden Exemplar (Kgl. Bibl. zu Göttingen) ist der Name richtig Villeneuve ergänzt. Sehr eingehend handelt über die Dame die Histoire littéraire des femmes françoises (tom. IV. Paris 1769), p. 188—263.

[2]) Vgl. oben S. 3.

1808. In beiden Märchen-Cyklen ist diese epochemachende Sammlung nebst den angehängten Kinder-Liedern verwendet, bald in ganz kurzen Entlehnungen oder nur Andeutungen, bald durch Uebernahme umfangreicher Stücke. Auch eigene Gedichte Brentano's finden sich wiederholt sowohl in den Märchen, als unabhängig von denselben in seinen Gesammelten Schriften. Leider erlaubt der sehr bescheidene Apparat der Ausgabe der letztern keine bestimmten Schlüsse, ob der Abdruck dem Manuscript der Märchen entnommen ist oder eine besondere handschriftliche Grundlage hat. Das Einzelne muß auch hier der Behandelung der einzelnen Märchen vorbehalten bleiben, desgleichen die zahlreichen kleinern Griffe, die Brentano in den Schatz der deutschen und ausländischen Litteratur that. Da haben Goethe und Voß, Claudius und Gerhardt, Arnim und Hölderlin beigesteuert, Shakespeare und Johannes Prätorius, der Verfasser der ungeheuerlichen Alectryomantya, auch wohl Grimm'sche Märchen und allerhand Sagen, bei welchen sich genauer Anschluß an eine bestimmte Fassung nicht nachweisen läßt. Zum Theil sind diese Entlehnungen eng mit litterarischen Strömungen und auch mit persönlichen Beziehungen des Dichters verknüpft, alles Dinge, die hier nur vorläufig angedeutet werden können.

3. Die kleinern „italienischen Märchen".

Auf etwa 30 Seiten des ersten und 200 des zweiten Bandes enthält die Görres'sche Ausgabe außer zwei Fragmenten sieben Märchen, meist von kleinem Umfang, deren Grundlage weit überwiegend Basile's Pentamerone bildet. An die erste Stelle gehört als „Rahmenerzählung" „Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen". Es entspricht Basile's Einleitung [1]). Der Gang der Fabel ist genau derselbe. Bei Basile hat der König von Buschthal (Brentano „Schattenthalien") eine Tochter Zoza, die er durchaus zum Lachen bringen will. Der letzte, erfolgreiche Versuch wird im wesentlichen übereinstimmend geschildert. Bei Basile will eine alte Frau sich auf dem ölgetränkten Schloßhof ein Töpfchen füllen, ein Page wirft es entzwei, daran knüpft sich ein arger Schimpf-Dialog und der Fluch der Alten, Zoza solle den Prinzen Thaddäus von Rundfeld (Prinz Röhropp bei Brentano) nur erlösen können, wenn sie binnen drei Tagen den an seinem Grabe

[1]) Deutsche Ausgabe von Liebrecht I, 1—15. Nichts zu schaffen hat mit diesem Märchen das Thier-Idyll „Rothkehlens Liebseelchen's Tod und Begräbniß," wie Koch (Arnim Brentano Görres) CLI Anmerkung anzunehmen scheint. Das hübsche Gedicht ist wiederholt gedruckt, so Gesammelte Schriften I, 434.

aufgehängten Krug voll weine. Bei Brentano tritt als Verwünscherin die curiose Mademoiselle Zephise de Pimpernelle auf, die sich von zwei französischen Tanzmeistern in einer Sänfte herbeitragen läßt; letztere bringt der Page mit Schnupftabak zum Niesen, so daß die ganze Gesellschaft übereinander purzelt. Frei erfunden ist diese Carricatur französischer Ziererei schwerlich, aber nachweisen konnte ich in der französischen Bellettristik nur den Namen [1]). Basile's Zoza besucht, ehe sie die Reise zu dem verwunschenen Prinzen antritt, drei Feen, die ihr eine Nuß, eine Kastanie und eine Haselnuß schenken; Liebseelchen ist auf der Reise freundlich gegen drei alte Mütterchen und bekommt drei goldene Nüsse. Die Erlösung des Prinzen durch das weinende Liebseelchen, die List der bösen Mohrensklavin, die durch Liebseelchen's Einschlafen an ihrer Stelle den Prinzen gewinnt, die Geschenke, welche die schwarze Betrügerin von Liebseelchen verlangt, die Puppe, welche die Sklavin verrathen will, wenn sie ihr nicht Märchen erzählen läßt, das alles ist so eng verwandt, daß es sich nicht verlohnt, die kleinen Abweichungen im einzelnen zu erwähnen. Nun geht das Erzählen los. Die zehn Weiber des Pentamerone erzählen allesammt an fünf Tagen, Brentano will zehn Tage lang je fünf Märchen erzählen lassen, hat aber den von Basile vollständig eingehaltenen Plan nicht durchgeführt. Nach den Schlußworten: „Jungfer Elsesinger aber erzählte," verschwindet jede Spur der Rahmenerzählung, alle auf Basile fußenden Märchen sind vollkommen unabhängig nebeneinander gestellt, so daß Görres den Zusammenhang vollständig übersah und zwei zu diesem Cyclus gehörige Stücke in den ersten Band einstellen konnte, während er den zweiten mit „Liebseelchen" eröffnete. Auch die Strafe der bösen Russika und Liebseelchen's Vermählung mit dem Prinzen fehlt.

An den Schluß des ersten Bandes hat Görres das Fragment „Schnürlieschen" gestellt, obwohl es auf's engste mit „Liebseelchen" zusammenhängt und vielleicht nur der Anfang einer Erweiterung dieses Märchens ist. Der lustige König und seine betrübte Tochter, ebenfalls Liebseelchen genannt, stehen ja hier wie dort an der Spitze, und Mamsell Zephise la Marquise de Pimpernelle fehlt auch nicht. In dem Böhmer'schen Verzeichniß der Märchen von 1835 [2]) ist das Fragment Kommanditchen aufgeführt, das Fragment Schnürlieschen dagegen fehlt. Vielleicht darf man annehmen, daß es erst später geschrieben ist. Es in die erste Periode Brentano's zu setzen (vor seiner Umkehr), verbietet schon die

[1]) In den Féeries nouvelles par le comte de Caylus (Cabinet des Fées t. XXIV, p. 247 ff.) findet sich ein Märchen La princesse Pimpernelle et le prince Romarin, das aber nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Märchen Brentano's hat.

[2]) Janssen II, 233.

ſtarke religiöſe und melancholiſche Färbung. Daß es Fragment geblieben iſt, braucht man kaum zu bedauern. Wäre das ganze kurz angebundene „Liebſeelchen“ in dieſer Weiſe erweitert und verbreitert worden, ſo würde es ungenießbar geworden ſein [1]). Daß das Fragment ſchon von Brentano Schnürlieschen genannt wurde, bezweifle ich ſehr, denn die arme junge Dame iſt ja ſchon vor Schluß des Fragments an ihrem Corſet geſtorben, und die Geſchichte fängt doch erſt an. Ohne Zweifel iſt die Figur des Schnürlieschens im Anſchluß an peinliche Jugend-Erinnerungen entſtanden, denn ſchon in ſeinem Godwi [2]) hatte ſich Brentano beſchwert: „Man band mir und meiner Schweſter, die in eine Schnürbruſt gezwängt war, die Ellenbogen hinten zuſammen“, und Emma v. Niendorf läßt ihn bezeugen, daß „Bettina ungeſchnürt war, ohne Stecknadeln“ [3]).

Wenden wir uns zu den beiden italieniſchen Märchen des erſten Bandes, ſo iſt über „Witzenſpitzel“ [4]) nicht viel zu ſagen; es iſt ziemlich genau der Corvetto Baſile's [5]). Corvetto ſteht im Dienſte des Königs von Breitenfluß, der ihm auf Rath der neidiſchen Höflinge ſchwere Arbeiten aufbürdet. Daß der König das ſprechende Roß bekommen, um die Königin Flugs zu gewinnen, ſteht bei Baſile nicht. Als Corvetto das Pferd ſtiehlt, verfolgt ihn der wilde Mann mit einer Meerkatze, einem Silberbären, einem Löwen und einem Wärwolf; eine Liſt gebraucht er bei dem Diebſtahl nicht, während Brentano die ver-

---

[1]) Zu allem Ueberfluß hat Brentano noch an eine weitere Erweiterung gedacht, wie das folgende Concept (in Böhmer-Janſſen's Nachlaß) zeigt:

Schnürlieschen einzuſchnüren, das thut nun nicht mehr Noth,
Sie kann ſich doch nicht rühren, Schnürlieschen iſt ja todt.
Princeß, Sie exzuſiren (!), Sie ſtellt, weil ich's verbot,
Sich jemals aufzuſchnüren, Aus Eigenſinn ſich todt.
Ich weiß, ſie hat vollendet, Ich habe ſie geſehn,
Wie ſich ihr Geiſt gewendet, Zur Mutter hinzugehn.
Gewiß, die liebe Seele, Schwebt ſchon vor Gottes Trohn (!)
Und hat für ihr Gequäle Schon einen vollen Lohn.
Sie liegt mit ſchiefer Kehle, Iſt das edukation?
Daß ihr die Schnürbruſt fehle, Sah ich beim Eintritt ſchon,
Sie liegt mit bloßer Kehle, Sie bitte um Pardon.
Bei Gott ja wird ſie bitten Für ſie, Mademoiſell,
Sie hat genug gelitten Um's Kräutlein Pimpernell.
Fi donc, welch' grobe Sitten, Schnürlieschen, du Rebell,
Der Schnürriem iſt zerſchnitten, Das iſt kein Bagatell.

Dieſe Reimerei iſt offenbar eine Ausführung der Unterhaltung zwiſchen Liebſeelchen und der Marquiſe Pimpernell, welche Märchen II, 606 nur mit einigen Sätzen angedeutet iſt.

[2]) Original-Ausgabe II, 110. — [3]) Aus der Gegenwart S. 88. — [4]) Görres'ſche Ausgabe I, 463—474. — [5]) Liebrecht I, 345—354.

schiedenen Kniffe behaglich ausmalt. Bei der zweiten Probe muß er dem Riesen die prächtigen Tapeten stehlen, bei Brentano die schönen Kleider, wobei er in seinem Uebermuth auch noch die Bettdecke mitgehen läßt. Die dritte Aufgabe ist beiderseits ganz ähnlich erzählt. Ueberhaupt stehen beide Fassungen sich sehr nahe, bis in Kleinigkeiten hinein, auch wörtliche Anklänge fehlen nicht.

Weit stärker sind die Verschiedenheiten im „Myrtenfräulein", das Basile's „Heidelbeerzweig" entspricht[1]). Eine Bäuerin aus Miano bekommt statt des ersehnten Kindes einen Heidelbeerzweig, den sie sorgfältig in einem Blumentopf pflegt. Der Sohn des Königs, der auf der Jagd vorüberkommt, läßt sich das Bäumchen schenken, in welchem eine Fee wohnt. Der Prinz will sie zu seiner Gemahlin machen. Als er wieder zur Jagd reiten muß, übergibt er die Pflege des Bäumchens seinem Kammerdiener und befestigt an der Spitze eine Schnur mit einem Glöckchen, bei dessen Klang die Fee erscheinen wird. Aber die neun „lüderlichen Weibsbilder" des Prinzen schöpfen Verdacht und dringen durch einen unterirdischen Gang in sein Zimmer ein. Jede pflückt ein Blatt des Bäumchens, als die Jüngste die Spitze abbricht, ertönt das Glöckchen, die Fee erscheint, wird zerrissen, und jede nimmt sich ein Stück der Leiche mit, nur die Jüngste ist mitleidig und begnügt sich mit einer Locke. Der Kammerdiener flieht, nachdem er die Reste in dem Topfe geborgen hat, die ermordete Fee wächst auf's neue mit dem Bäumchen, sie erscheint dem Prinzen wieder, das Geheimniß wird enthüllt, der Prinz heirathet sie und läßt die Weiber in eine Kloake werfen, nur die Jüngste wird verschont und mit dem Kammerdiener verlobt.

Aus dem mit schmutzigen Schilderungen und Ausdrücken roh und gemein erzählten Stoff hat Brentano sein Märchen rein und lieblich herausgearbeitet. Trotz dem engen Anschluß an die neapolitanische Fabel werden alle bedenklichen und widerlichen Züge derselben vermieden. Aus der sinnlichen Fee wird eine zarte Blumenelfe, aus Basile's verlumptem Königssohn ein richtiger Märchenprinz, aus den Dirnen werden „neun böse Fräulein", die lüsternen Liebesscenen sind in glücklichster Weise umgezeichnet — nichts läßt mehr ahnen, aus welchem Sumpf Brentano diese Perle herausgeholt hat. Ganz vortrefflich passen in die Gesammtstimmung die melodischen kleinen Lieder, in denen wir wiederholt Anklänge an andere Dichtungen Brentano's finden. An

---

[1]) Liebrecht I, 28. Märchen I, 477—495. Die Görres'sche Ausgabe folgt wörtlich dem ersten Druck in der Iris. Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen. Frankfurt a. M., Jahrgang 1827, Nr. 12 (S. 46) ff.

den prächtigen Rheingruß des Müllers Radlauf [1]) erinnert sowohl der Gesang des Myrthen-Fräuleins wie der des Prinzen [2]), und in letzterem begegnen wörtlich einige Verse aus dem Zwiegesang im vierten Auftritt der „Lustigen Musikanten", einem der melodischsten Lieder, die Brentano je gesungen hat [3]).

Auf die Rahmenerzählung vom Liebseelchen folgt in der Görres'schen Ausgabe „Das Märchen von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen" [4]). Zu Grunde liegt Basile's Märchen „Die fünf Söhne" [5]), welches aber nur das trockene Motiv geliefert hat. Pacione hat fünf einfältige Jungen. Sie lernen dieselben fünf Künste, wie die Klopfstock-Kinder. Bei der Rückkehr berichten sie ganz trocken über ihre Lehrzeit. Bei Tisch geht der jüngste Sohn, der Vogelsprache-kundige Menecuccio, hinaus und hört von einem Vogel, „daß ein wilder Mann die Tochter des Königs von Tiefschlund geraubt und sie auf einen Felsen gebracht hat". Die Erlösung der Prinzessin Ciama ist wieder ganz knapp erzählt; sie bleibt bei der Flucht todt, wird von Ghiacuccio wieder zum Leben erweckt, der König spricht sie dem Vater zu und die Söhne „erhalten eine reiche Belohnung an Geld".

Es ist eine unschuldige, aber nüchterne Geschichte, ohne einen Hauch von Poesie. Brentano's Märchen, flott und gewandt erzählt, reich an echt poetischen Zügen, von frischem Humor durchweht, steht dazu in sehr angenehmem Gegensatz. Manches allerdings ist mißlungen, so das ziemlich läppische Lied der Prinzessin Pimperlein [6]), die albernen Wortverdrehungen ihres Narren [7]) und das Schlaflied, das die gefangene Prinzessin dem Riesen Knarratschki singt [8]). Manches hat Brentano fast sicher nicht frei erfunden, wenn ich auch keine bestimmte Quelle anzugeben vermag; dahin rechne ich die Erzählung des Apothekers Pinkepank, von dem Meerfräulein mit dem schönen Reim-Dialog zwischen Margaris und Korali, sowie den seltsamen Adlerschwur [9]). Das schöne Abendlied „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!" in fünf zehnzeiligen Strophen [10]) ist identisch mit dem „Schall der Nacht" im ersten Band des Wunderhorn, und „Das Vogel-ABC", von dem der sterbende Klausner spricht [11]), ist eine Reminiscenz an „Das Federspiel-ABC mit Flügeln", mit dem

---

[1]) Märchen I, 2. „Es singt den Wolkenschafen der Mond ein Lied."

[2]) Märchen I, 484, 485, 486. Entwürfe zu beiden auf zwei Blättern im Janssen'schen Nachlaß.

[3]) Schriften II, 243. Beide Lieder vereinigt stehen Schriften II, 441.

[4]) Märchen II, 33—101. Ein Nachdruck erschien in Lindemann's Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. 2. Serie, 2. Lieferung, S. 132. (Freiburg 1871).

[5]) Liebrecht II, 212—220.

[6]) Märchen II, 71. — [7]) Ebend. 73. — [8]) Ebend. 91. — [9]) Ebend. 50, 58, 90. — [10]) Ebend. 45. — [11]) Ebend. 83.

der Kinderlieder-Anhang zum Wunderhorn beginnt. Das Lied „Nun ruhen alle Wälder" stammt aus Paul Gerhardt's Geistlichen Liedern und Psalmen (1653).

„Klopfstock" hat das besondere Wohlgefallen Rückert's erregt, der 1829 in Frankfurt Brentano's Bekanntschaft machte. Er gerieth etwas mit ihm aneinander, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, sich über das Märchen freundlich zu äußern. Er habe es in Ems vorgelesen, schrieb er an Böhmer, und es dann seinen Buben mitgebracht, „für die es eigentlich gemacht schien, da ihrer auch fünf sind und ich ein armer, abgebrannter Schulmeister". Ueberall habe er mit dem Märchen große Ehre eingelegt. „Du darfst versichert sein, daß damit kein litterarischer Mißbrauch getrieben wird; meine Buben wollen es weder heraus-, noch aus den Händen geben, bis es zerlesen und verlesen ist [1]).

Enger als irgend ein anderes Märchen schließt sich „Rosenblättchen" [2]) an die Vorlage, Basile's Küchenmagd [3]), an. Der Baron von Dunkelwald hat eine junge Schwester Cilla, die mit ihren Gespielinnen über einen Rosenstock springt. Als sie im Sprung ein abgestreiftes Blatt verschluckt, wird sie Mutter eines Kindes namens Lisa. Mehrere Feen geben dem Kinde ihren Zauberseegen, eine aber verwünscht es, daß es mit sieben Jahren sterben solle, weil die Mutter vergißt, ihm den Kamm aus dem Haar zu ziehen. Als der Fluch sich erfüllt, schließt Cilla ihr Kind in sieben Cristallkisten ein und läßt sich sterbend von ihrem Bruder versprechen, das Zimmer, in dem es steht, niemals zu öffnen. Aber seine böse Frau findet die herangewachsene Jungfrau; als sie dieselbe an den Haaren emporreißt, fällt der Kamm heraus, sie erwacht, wird zur Küchenmagd gemacht und mißhandelt. Als der Baron ein Mal verreist und bei allen Hausbewohnern fragt, was er ihnen mitbringen solle, wünscht Lisa sich eine Puppe, ein Messer und ein Stück Bimstein; vergesse er den Wunsch, so solle er auf der Rückreise den ersten Fluß, den er antreffe, nicht überschreiten können. So geht es auch, der Baron muß umkehren und sein Versprechen erfüllen. Nun erzählte Lisa der Puppe ihr trauriges Schicksal und droht ihr mit dem geschliffenen Messer, bis sie erklärt, sie habe alles verstanden. Eines Tages hört der Baron zu, wie Lisa der Puppe wieder ihre Geschichte klagt, er erkennt sie als Nichte an, besorgt ihr einen guten Mann und schickt seine böse Frau fort. Die Berührungen mit den Märchen vom Dornröschen und Schneewittchen liegen auf der Hand. Brentano hat die „Küchenmagd", unter Milderung einer Inconvenienz, großentheils wörtlich übersetzt. Neu eingefügt hat er den treuen Prinzen

[1]) Janssen, Böhmer I, 145. — [2]) Märchen II, 237—53. — [3]) Liebrecht II, 238—245.

Immerundewig, der sich aus Liebe zu Rosalina, der Schwester des Herzogs von Rosmital, in einen Rosenstock verwandelt und durch die Vereinigung des Blättchens mit Rosalina der Vater des Rosenblättchens wird. Den Rath gibt ihm „seine Muhme", die Frau Nimmermehr, welche eine große Zauberkünstlerin war; sie ist auch „das alte Zauberweib", welches Rosalina das Rosenreischen bringt, und aus Aerger, weil man sie warten läßt, Rosenblättchen verwünscht, bringt aber schließlich in Gestalt der Puppe wieder alles in Ordnung.

Für einen großen Theil des „Baron von Hüpfenstich" [1]) ist Basile's „Floh" [2]) Vorbild gewesen. Der König von Hochberg wird von einem Floh gebissen, er füttert ihn mit dem Blut seines Armes, und nach sieben Monaten ist das Thier größer als ein Hammel. Der König läßt ihm die Haut abziehen und verspricht demjenigen, „wer da wüßte, von was für einem Thier das Fell sei, die Tochter des Königs zur Frau". Alle sind auf dem Holzwege, bis „ein wilder Mann" auf die rechte Spur kommt: „Die Haut des Großmeisters der Flöhe." Der König hält der entsetzten Porziella eine schöne lange Rede vom Worthalten, und sie wird von ihrem wilden Freier in den Wald geschleppt. Dort findet sie „das Haus inwendig mit Knochen von Menschen, die er aufgefressen, überall tapeziert. Zum Frühstück gab's Erbsen und zum Abendbrod Bohnen mit Schnecken," als besondere Leckerbissen bringt er ihr „Viertel geschlachteter Menschen". Dann geht er auf die Wildschweinjagd und will von ihr seine Vettern mitbringen, um Hochzeit zu halten. Zufällig kommt eine alte Frau vorüber, Porziella gibt ihr zu essen, und sie kommt am andern Morgen mit ihren Söhnen wieder, denen sie eine Lobrede hält. Bei der Flucht legt Mase sich mit dem Ohr auf die Erde und hört den wilden Mann kommen. Nardo speit auf den Boden, und es entsteht ein Seifenmeer, so daß der Verfolger umkehren und einen Sack mit Kleien holen muß. Cola wirft ein Stückchen Eisen auf die Erde, und es wächst ein Feld von Scheermessern, worauf der wilde Mann sich zu Hause in Eisen steckt. Micco läßt aus einem Spahn einen Wald wachsen, den er mit seinem Jagdmesser umhaut. Petrullo spritzt einen Schluck Wasser auf den Boden, aber er schwimmt über den See. Ascaddeo macht aus einem Stein einen Thurm, in dem die Flüchtlinge sich bergen, und als der wilde Mann eine Winzerleiter holt und hinaufklettert, wird er von Ceccone erschossen. Nun schneiden sie ihm den Kopf ab und werden von Porziella's Vater reich belohnt.

Diese harmlose, nichts weniger als kunstvolle Geschichte hat

---

[1]) Märchen II, 257—292. — [2]) Liebrecht I, 66—67.

Brentano zu einer Märchen-Novelle erweitert, die an sprudelndem Humor ihres Gleichen sucht. Von seinen eigenen Märchen ist keines so aus einem Guß. Mag er nun außer Basile noch andere Vorlagen benutzt oder ihn mit freier Phantasie ergänzt haben, jedenfalls ist die Verschmelzung tadellos gelungen. Allerliebst ist gleich zu Anfang die drollige Schilderung des braven Königs Haltewort und der Geburt seines Töchterchens Willwischen, welches, „neugierig, wie es auf der Erde aussähe," eine Woche zu früh „der Frau Mutter vom Himmel herab entgegenhüpft" und nun von der guten Frau Woche sieben Tage lang nebst ihren sieben Jungen genährt wird. Als ihre Zeit um ist, schickt sie dem König „den Hüpfenstich, den verzauberten Floh", durch dessen Begnadigung König Haltewort in die Möglichkeit kommt, sein der todten Gemahlin gegebenes Versprechen zu halten und an Willwischen Mutterstelle zu vertreten. Beißt ihn der Floh, so ist das grade so gut, als wenn das Mädchen zu trinken bekäme. An sich ist der Scherz ja nicht sehr ästhetisch, aber er ist so gemüthlich durchgeführt, daß er Reflexionen gar nicht aufkommen läßt. Haltewort's Unterhaltungen mit dem sich vorzüglich entwickelnden Hüpfenstich, die Schilderung der wachsenden Prätensionen des letztern, seine Costumirung und sein gewandtes Benehmen als Edelknabe seiner „Schwester Willwischen" — denn auch er ist „von Königlichem Geblüt" — sein Avancement zum „Husaren-Obristen", die Verschwörung des Rittmeisters Zwickelwichs und der andern „zurückgesetzten Offiziere", die Entführung der Prinzessin, die Gefangennehmung Hüpfenstich's durch seine eigenen Husaren und sein spurloses Verschwinden, als man ihm die Haut abzieht — das alles ist toll und übermüthig, aber in seiner Art vortrefflich.

Und dasselbe läßt sich, wenn auch nicht so unbedingt, von der Schilderung des „privatisirenden Menschenfressers" Wellewatz sagen, der die Flohhaut erkennt und Willwischen mitnimmt. Die Scenen im Walde und auf dem Wellewatz'schen „Schloß Knochenruh" sind, wenn man will, etwas roh, aber die gute Laune hilft dem Dichter über die Schwierigkeit hinweg. Auftritte, wie der Besuch der Frau von Euler bei Willwischen, sind von drastischer Komik. Ein wohlgelungener Einfall Brentano's ist es dann, als Retter in der Noth die gute Frau Woche nebst ihren Söhnen Montag, Dinstag usw. auftreten zu lassen, die auf der siebentägigen Flucht abwechselnd die Führung übernehmen. Der erste hat eine blaue Jacke an „und sang recht handwerksburschenmäßig vor den andern hin:

Willwischen! Liebstes Willwischen mein!
Wann werden wir wieder beisammen sein?
Am Montag!"

Bekanntlich wendet sich der alte Gassenhauer sonst an „Laurentia, schönste Laurentia mein," wie auch an anderer Stelle [1]) bei Brentano zu lesen steht. Die Künste der sieben Wochenkinder sind viel ergötzlicher erzählt als bei Basile, dessen Märchen überhaupt fast nur den Faden für die zweite Hälfte des „Hüpfenstich" bildet. Das Postlied des Wellewatz (S. 288) stimmt wörtlich mit den ersten Zeilen eines alten Gedichtes, „Auf dem Postwagen", überein, nur daß hier die Gedanken eingespannt werden sollen, bei Brentano aber Willwischen [2]). Ganz unabhängig von Basile's „Floh" ist der Schluß, wo Hüpfenstich als „ein schöner, großer, gebackener Husar von Butterteig" auf die Tafel gesetzt wird, als Willwischen „ein tüchtiges Stück aus ihm herausbeißt", sich in einen „wunderschönen Prinzen" verwandelt und die neugierige Prinzessin heirathet; hier hat Brentano wohl Basile's „Pintosmalto" [3]) vorgeschwebt, der zweifellos im Märchen vom Komanditchen benutzt ist. Willwischen's Klage: „O mein Hüpfenstich! Sie haben einen guten Mann in Butter gebacken, und mir war er mehr," ist eine Travestie von Matthias Claudius' Gedicht „Bei dem Grabe meines Vaters," die Brentano sich hätte versagen können. Das ist aber auch die einzige wirkliche Geschmacklosigkeit, die er sich in dieser ausgelassenen Humoreske zu Schulden kommen läßt.

Nicht so glücklich ist das komische Moment verwerthet in dem „Märchen von dem Dillda pp, oder Kinder und Thoren haben das Glück bei den Ohren" [4]). Man sollte ihm nicht ansehen, daß es nicht auf einer deutschen Fassung des Märchens vom Tischleindeckdich, sondern wieder auf Basile [5]) beruht, dessen Schlußmoral „den Kindern und Narren steht der Himmel bei" in Brentano's Nebentitel wiederkehrt. In dem „wilden Mann" des Neapolitaners hat Frau Masella in Maregliano sechs unverheirathete Töchter und einen dummen Sohn Anton, den sie fortjagt. Er kommt zu einem Zwerg mit einem dicken Kopf (bei Brentano ein großes Ungeheuer), dessen Diener er wird. Die drei Geschenke: Tischlein (oder Tüchlein) deck dich, Eselein streck dich, Knüppel aus dem Sack, die dreimalige Einkehr des dummen Jungen bei dem nichtsnutzigen Wirth, die schmerzliche Enttäuschung, die Anton-Dilldapp mit der Production seiner Geschenke bei der Mutter erlebt, und die Rache, die er beim dritten Mal an dem Wirth nimmt, sind aus dem deutschen Märchen hinlänglich bekannt. Brentano ist Basile ziemlich genau, mitunter wörtlich gefolgt, besonders hat er starke An-

[1]) Im erweiterten Gockel-Märchen, Schriften V, 212.

[2]) Vgl. F. M. Böhme, Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert (Leipzig 1895) S. 462.

[3]) Liebrecht II, 168 ff. — [4]) Märchen II, 501—527. — [5]) Liebrecht I, 15 ff.

leihen an Schimpfwörtern gemacht. Das Ganze liest sich weit lustiger als die Vorlage, und neu hinzugekommen ist die nationale Tendenz. Die drei Schwestern, Andrienne, Saloppe und Kontusche, Schneiderinnen wie die Mutter Schlender, kommen durch Mademoiselle Chemisegrec, Pellerine usw. aus der Mode, Dank „den fatalen Franzosen, die bei uns regieren," und als vollends eine Schildwache unsern Dilldapp mit Qui vit (!) anruft, wird er so erbost, daß er durch Anwendung des Knüppels „die Franzosen in Lauf bringt". Manche Einzelheiten sind ganz artig, aber die sprühende Laune des „Baron Hüpfenstich" wird bei weitem nicht erreicht. Der lange gereimte Dialog zwischen Dilldapp und seiner Mutter mit den ewigen Wortverdrehungen (S. 502) ist eine vielfach wörtlich folgende Umbildung des Gedichtes: „Wir verstehen sie nicht" im dritten Band des Wunderhorn, wo die Unterhaltung sich zwischen einem Schneider und seinem bösen Weibe abspielt. Bei der Wahl des Namens seines Helden hat ihm vielleicht eine Stelle in den „Schmieden" im zweiten Band des Wunderhorn vorgeschwebt: „Drei Knappen wie Rappen im Schlagen diltappen."

In den Kreis der „italienischen Märchen" gehört auch das große Fragment „Komanditchen" (II, 531—583), von dem man es wieder nicht erwarten sollte. Offenbar besteht es ja großentheils aus Jugenderinnerungen. Hier „hat Brentano den Kinderpalast (in dem als Ritterburg eingerichteten Kaffeefaß Vaduz) beschrieben; den vom guten Ladenpeter erzählten Streich, Syrup in ein Häringsfäßchen zu packen, hat er selbst als Lehrbursche gemacht. Auch die Verspottung der kaufmännischen Speculationen ist ein Nachklang aus seiner eigenen Lehrlingszeit" [1]). Es würde kaum der Mühe werth sein, den persönlichen Anspielungen nachzugehen; auch die genaueste Interpretation würde dem Leser dieses weitschweifige Bruchstück nicht schmackhafter machen. Daß wir die ursprüngliche Fassung vor uns haben, ist ganz ausgeschlossen. Erwähnt wird das „Komanditchen" 1835 von Böhmer, vier Jahre nachdem das Fragment Aufnahme in die Böhmer'sche Abschrift die „italienischen Märchen" gefunden hatte; vielleicht war es ursprünglich kein Fragment, sondern lag abgeschlossen in kurzer Fassung, im Stil der übrigen italienischen Märchen, vor. Es ging später verloren, und nur das umgearbeitete Fragment blieb erhalten, während beim Gockel zwei vollständige Versionen und in einem andern Falle (Liebseelchen und Schnürlieschen) sowohl das vollständige Original wie das Fragment der Umarbeitung erhalten blieben. Die erste Fassung dürfte, abgesehen von der Einleitung, da angefangen haben, wo das Fragment beinahe

[1]) Max Koch a. a. O. 33.

aufhört; denn erst gegen den Schluß (S. 574), wo der Kaufmann Seeligewittibserben und Compagnie der spröden Tochter ärgerlich sagt: „Wenn dir keiner recht ist, so back dir einen," beginnt die Uebereinstimmung mit dem Pintosmalto Basile's [1]): Betta, die Tochter eines Kaufmanns, will sich nicht verheirathen. Schließlich „begann sie aus Mandeln und Zucker, vermischt mit Rosenwasser und Wohlgerüchen, einen großen Teig zu kneten, worauf sie demselben die Gestalt eines wunderschönen Jünglings verlieh". Küchengeräth usw. hat sie sich durch ihren Vater von der Messe mitbringen lassen [2]). Komanditchen's hübsches Lied, mit dem das Fragment abbricht, begegnet mit der Ueberschrift „die berühmte Köchin" wörtlich in den gesammelten Schriften (II, 465).

4. Das Gockelmärchen.

„Das Märchen von Gockel und Hinkel," wie es „in seiner ursprünglichen Gestalt" [3]), oder „Gockel, Hinkel und Gackeleia", wie es in der spätern Bearbeitung heißt, liegt uns in zwei verschiedenen Fassungen vor [4]). Die Erörterung muß natürlich mit der ältesten Version beginnen, obwohl dieselbe erheblich später wie die jüngere bekannt geworden ist.

In der „herzlichen Zueignung", durch welche Brentano den „großen Gockel" (die spätere, erweiterte Fassung) dem „liebsten Großmütterchen", d. h. seiner Freundin Marianne v. Willemer, widmete, hat er über die Grundlage des Märchens eine seltsame Andeutung gemacht: „Du fragst mich, was meine leibliche Großmutter oft gefragt: »Woher hast du nur alle das wunderliche Zeug?« — Ich antworte: »Ach, es ist nicht weit her.« — Die Grundlage von dem Hahn und dem Ringe hörte ich als Knabe von einem wälschen Chocolademacher krähend erzählen." Ich möchte diese Angabe nicht, wie es anderswo geschehen ist, ernst nehmen. Möglich ist es ja, daß Brentano in seiner Jugend einmal das italienische Märchen *gehört* hat, aber ehe er es bearbeitete, hat er es auch *gelesen*, und der „wälsche Chocolademacher" wird wohl nur eines

[1]) Liebrecht II, 168—178.

[2]) Eine lange Reihe dieser Bestellungen („Gerstenzucker, Rosinen, Rosenöl, Maibutter, indianisches Vogelnest, silbernes Küchenbrett usw.") hat Brentano sauber auf ein Quartblatt (in Janssen's Nachlaß) aufgezeichnet. Darunter ist ein Häuschen mit zwei rauchenden Schornsteinen gemalt. Auf der Rückseite stehen Entwürfe zu einem Lied im „Myrthenfräulein".

[3]) Märchen II, 105—233. Wiederholt bei Diel, Cl. Brentano's Ausgewählte Schriften II, 327, und bei Max Koch, Arnim Brentano Görres II, 339.

[4]) Abgesehen allenfalls von den beiden eng zusammengehörigen Märchen Liebseelchen und Schnürlieschen. Vergl. oben S. 23.

der scherzhaften Citate sein, die uns in seinen Märchen häufiger begegnen.

Hauptquelle des Gockel ist Basile's „Hahnenstein“ [1]). Minec' Aniello in Schwarzloch ist arm geworden und besitzt nur noch einen verkrüppelten Hahn. Er verkauft ihn an zwei häßliche Zauberer. Als er ihnen denselben nach Hause trägt, hört er sie in der Diebessprache von dem Zauberstein sprechen, den der Hahn in seinem Kopfe (nicht Kropfe) habe. Er nimmt mit seinem Hahn Reißaus, findet den Stein, wünscht sich das Alter von achtzehn Jahren und einen prächtigen Palast, worauf ihm der König seine Tochter Natalizia zur Frau gibt. Nun verfertigen die geprellten Zauberer „eine Puppe, welche vermittels eines Uhrwerkes Musik machte und tanzte“. Pentella, Aniello's Tochter, läßt sich bethören, schmeichelt ihm den in einen Ring gefaßten Stein ab, die Zauberer verschwinden mit demselben und befehlen ihm, daß er alle Wünsche Aniello's zerstöre. Als dieser gerade beim König ist, wird er wieder ein alter Mann und fortgejagt. Er hört von Pentella den Grund des Unglücks, macht sich auf die Suche und kommt in das Mäusekönigreich Tiefloch, wo er als Spion der Katzen vor König Nagerich gebracht wird. Nachdem er sein Schicksal erzählt, beruft Nagerich die ältesten Mäuse zur Rathsversammlung. Die Mäuse Knabberich und Springerle haben in einem Wirthshause gehört, wie „zwei Leute, die von Krummfingerstadt kamen,“ den Aniello gespielten Streich erzählten, und als Aniello ihnen eine Last Käse und Pökelfleisch verspricht, führen sie ihn nach Krummfingerstadt. Der Zauberer Ghiemarone legt den Ring niemals ab, jedoch in der Nacht nagt Knabberich ihm so lange am Ringfinger, bis er den Ring abstreift, Springele läuft damit fort, Aniello verwandelt die zwei Zauberer in Esel, setzt sich auf den einen, beladet den andern mit den gewünschten Artikeln, liefert die Ladung in Tiefloch ab und kommt noch schöner als früher nach Schwarzloch zurück; hier wird er vom König und Natalizia freundlich empfangen und läßt die Esel von einem Felsen herabstürzen.

Es ist ein ganz gewöhnliches Märchen, das uns Basile da erzählt, aber in der Umdichtung hat Brentano — einige Einschränkungen vorbehalten — ein Kunstwerk geschaffen. Anfangs spielt das neapolitanische Motiv nur in einzelnen Andeutungen hinein, und aus der trockenen romanischen Novelle wird ein duftiges deutsches Waldbild, wie unsere Litteratur nicht viele besitzt. Wer die erweiterte Original-Ausgabe von 1838 mit ihren mangelhaften Umrißbildern durchblättert, muß bedauern, daß nicht die „ursprüngliche Gestalt“ einen echten Künstler als Illu-

[1]) Liebrecht II, 3—11.

strator gefunden hat — das wäre ein echtes Volksbuch geworden. Die schemenhaften Figuren des Italieners nehmen hier Fleisch und Bein und Charakter an: Gockel, der stolze biedere Raugraf von Hanau, sein Weib, die Gräfin von Hennegau, das naschhafte neugierige Töchterchen Gackeleia; selbst der Stammhahn Alektryo, bei Basile ein ordinaires Thier, wird in seiner Art ein Charakter, ein Träger der Handlung mit menschlichen Gefühlen. Als Staffage der deutsche Wald mit dem verfallenen Stammschloß und seiner bunten Vogelwelt. Wunderbar anmuthig ist die Schilderung der Ankunft der Raugrafenfamilie in dem alten Castell, gipfelnd in dem lieblichen Abendlied: „Wie so leis' die Blätter wehen," das mit Ausnahme des Refrains auch in Brentano's Gesammelten Schriften (I, 459) steht [1]). In der ersten Nacht treten die beiden Mäuse Basile's auf, aber nicht mehr Knabberich und Springerle, abgesehen von der Sprache nichts weiter wie Mäuse, sondern auf's feinste individualisirte Figürchen, Prinz Pfiffi und Prinzeß Sissi auf der Brautreise, deren poetische Ansprachen an den schlafenden Gockel wahre Cabinetsstückchen sind.

Als Gockel von dem Weg zum Fluß zurückkehrt, über welchen er das Mäusepaar geworfen hat, begegnen ihm die beiden „Zauberer" des Basile, die sich bei Brentano in „ein paar (eigentlich drei) alte Juden, große Naturphilosophen und Petschierstecher" verwandelt haben. Hier schließt der Dichter sich zum ersten Mal enger an Basile an. Daß er die betr. Stelle des „Hahnensteins" sehr glücklich erweitert habe, kann man nicht behaupten. Die breiten Verhandlungen über den Verkauf des Hahns, besonders die gezwungenen Interpretationen der auf Alektryo bezüglichen Familienprophezeihung, würde man gern kürzer lesen, und man freut sich, wenn der ehrenvolle Tod Alektryo's und das Gericht über seine Feinde uns wieder auf den Boden des poetischen Vogelmärchens zurückführt. Die in der Gerichtssitzung eingestreuten Verse enthalten wiederholt Erinnerungen an die Kinderlieder des Wunderhorns [2]) und der schönen Leichenrede Gockel's auf den ritterlich mit dem Grafenschwert getödteten Alektryo liegt sogar eine eigene Quelle zu Grunde. Eine Andeutung über dieselbe hat Brentano im „Großen Gockel" gegeben. Die Leichenrede lautet hier buchstäblich so wie in der kürzern Fassung, einschließlich des am Schluß Beigefügten „usw.", dann aber erfahren wir

[1]) Er hat es auch componirt. Bei Emma v. Niendorf, Aus der Gegenwart, S. 90 singt er „die Melodie des Abendliedes aus Gockel, wie er sie ursprünglich erdachte. Ich habe viele Melodien erdacht, sagte er, aber immer nur auf der Straße oder wenn ich traurig bin".

[2]) Man vergleiche die Verse Alektryo's, der Schwalbe und des Rothkehlchens (Märchen 152—154) mit dem Federspiel (Kinderlieder 5. 8).

weiter, daß Gockel „noch unaussprechlich vieles Erbauliche, Moralische ꝛc. anbrachte," bis die Sache dem thierischen und menschlichen Auditorium langweilig wird: „Weil der größte Theil der Rede aus Coleri Haushaltungsbuch und aus Gesneri Vogelbuch usw. herrührte, zogen sich die Vögel nach und nach zurück, und da er nun gar noch allerlei Abergläubisches von der Alektryomantie, einer Art zauberischen Wahrsagerei vermittels der Hahnen, und von dem Hahnenei, woraus die Basilisken entstehen, vorbrachte, ward Frau Hinkel auch etwas unruhig" [1]). Es handelt sich hier um einen Citatenscherz: die Rede ist wirklich zum guten Theil entnommen aus der Alektryomantia, seu Divinatio magica cum gallis gallinaceis peracta etc. per Joannem Praetorium (Francof. et Lipsiae 1680). In dieser Mischung von abstruser Gelehrsamkeit und wüstem Aberglauben wird z. B. S. 35 die Frage aufgeworfen: „Warum die Alten den Hahn auf's Collegium und in's Abc-Buch gesetzt." Nämlich

„Gleich wie die Hanen in der Nacht
Auff Morgenstunden haben acht
So sollen Studenten diese Zeit
Fleißig anfangen ihre Arbeit."

Weiter erfahren wir, daß „die alten Deutschen in ihren Heerzügen Haanen mit zu führen pflegen haben. Vielleicht sich der Wachsamkeit und Tapfferkeit zu befleißigen. . . . Der Sinnreiche Bildhauer Phidias hat auf der Minervae, oder Bilde der Krieger-Göttinn (sic Idomeneus, qui a sole habebat principium, in clypeo gallum gallinaceum ferre solitus; quia haec avis soli fuit sacra. Pausan. l. 5) einen Haan gemachet . . . Der Haan ist dem Kriges Gott Mars geopffert worden. Gleicher Gestalt ist der Haan dem Aesculapio, Mercurio, der Sonnen und dem Monde zugeeignet" (S. 37). Vgl. auch S. 44: Gothi gens pugnacissima in curribus suis habebant gallos, quasi pro insignibus, aut symbolo pugnacitatis. Deinde ad distinguendas horas: hos gallos a curribus transtulerunt ad turres. An anderer Stelle ist von der Antipathia leonis cum cantu galli die Rede (S. 11), von dem Ursprung des rex serpentum basiliscus aus einem Hahnenei (S. 41, worauf aber nur in den oben erwähnten Zusätzen im „Großen Gockel" Bezug genommen wird). Sogar den pathetischen Schlußsatz der Leichenrede: „Ja, wie mehr als ein Hahn ist ein Hahn, da sogar ein gerupfter Hahn noch den Menschen des Plato vorstellen konnte!" hat Brentano dem alten Prä-

[1]) Schriften V, 89. Neben der Kabbala haben die drei Juden sich auch mit „der großen Alektryomantie" beschäftigt. Ebend. 62. Die Basilisken-Sage erwähnt Brentano in seinen Anmerkungen zur Gründung Prags (Schriften VI, 441) mit dem Citat: Praetorii Alectryomantya.

torius (S. 16) zu verdanken: Plato ubi definiverat hominem hunc in modum: Homo est animal bipes sine plumis, Diogenes Cyvicus gallum nudatum pennis in eius scholam invexit hac voce: hic est Platonis homo. Die unmittelbar vorhergehende Gelehrsamkeit von „dem Hahn des Mycillus, der sich seinem Herrn selbst als die Seele des Pythagoras vorstellte, die incognito krähte," konnte ich bei Prätorius nicht entdecken. Vermuthlich hat Brentano für die Leichenrede noch andere Hülfsmittel benutzt; die „Hühner, welche Liebe fühlen" und denen „auch ein gutes Herze nicht fehlt", stammen natürlich aus Schikaneder's Libretto zu Mozart's Zauberflöte.

Der Rest des Märchens bietet dem Commentator wenig Stoff. Eine andere Quelle als Basile scheint nicht mehr benutzt zu sein [1]), und auch er bietet nur die allgemeinen Anhaltspunkte für den Gang der Handlung; wörtliche Anlehnungen wie in so manchen andern Märchen kommen nicht vor. Ganz frei verfährt Brentano mit dem fremden Stoff, und was dort ohne Verbindung nebeneinander liegt, erscheint hier kunstvoll verknüpft: Die Wunder des Ringes Salomonis (Basile's Hahnenstein), die „tanzende Puppe" und die Prinzessin Sissi, Gackeleia's Dummheiten, ihr Besuch in der Mäusestadt, die Wiederentwendung des Ringes, bei der ihr die braven Mäuse helfen (während bei Basile Minec' Aniello selbst den Ring zurückholt und seine thörichte Pentella nur eine Nebenfigur ist), alles ist so hübsch in einander gearbeitet, daß man auch bei Kenntniß Basile's kaum noch an ihn denkt. Die Hofscenen sind vielleicht etwas über das Maß ausgedehnt, sonst aber kann Alt und Jung die anmuthige Erzählung mit ihren durchweg graciösen Versen und ihrem sonnigen Humor mit ungetrübter Befriedigung lesen. Ebenso originell wie kindlich im guten Sinne ist endlich der Schluß: Gackeleia's unbewußter Wunsch, den sie nach der Vermählung mit Kronovus ausspricht, geht in Erfüllung: „In demselben Augenblicke waren alle Anwesenden in lauter schöne, fröhliche Kinder verwandelt, die auf einer grünen Wiese um den Hahn herumsaßen, der ihnen die Geschichte erzählte, worüber sie dermaßen in die Hände patschten, daß mir meine Hände noch ganz brennen; denn ich war auch dabei, sonst hätte ich die Geschichte niemals erfahren." Man hat von Brentano einmal gesagt, er sei „im guten und bösen Sinne des Wortes bis in sein hohes Alter

[1]) Das schöne Lied der Mäuse „Kein Thierlein ist auf Erden" (Märchen II, 221) steht auch Schriften I, 454, nur fehlen hier die beiden Schlußstrophen, die nur im Munde der Mäuse einen Sinn haben. Der räthselhafte Vers, mit welchem Gockel seine Tochter durchprügelt (S. 198: „Fitze, fitze, Domine, Thut die ganze Woche weh!«) ist wohl nur eine Spielerei, auf einer Berliner Erinnerung beruhend: Noch in den sechsziger Jahren gab es in Berlin einen Ladenbesitzer, der den Namen Vicedomine führte.

ein Kind" geblieben [1]); in seiner wilden Jugend war er recht oft ein böses, aber als er noch in jungen Jahren den Gockel schrieb, ist er ein gutes gewesen.

Ganz „in seiner ursprünglichen Gestalt" besitzen wir dieses Märchen nicht. Auf dem oben erwähnten Brief des Dr. Vetter vom Sommer 1816 hat Brentano in kleiner feiner Schrift Entwürfe zu dem Abendlied („Wie so leis' die Blätter wehen") und zu den Reden der beiden Mäuse an den schlafenden Gockel geschrieben, sowohl unter den Brief als auf die freien Seiten. Daß es sich wirklich um Entwürfe und nicht um die Umarbeitung schon vorhandener Gedichte handelt, zeigt schon eine flüchtige Durchsicht: Es sind zum Theil abgebrochene Worte und Sätze, vieles durchstrichen und durch andere Wendungen ersetzt, und zahlreiche Stellen sind bei weitem nicht so gefeilt, wie in der schon bekannten Gestalt. Natürlich sind diese Aufzeichnungen jünger als das Datum des Briefes. Wann sie entstanden, muß ich dahingestellt sein lassen. Es liegt ja nahe, die Entstehung bald nach dem Empfang des Briefes anzusetzen; andererseits wissen wir zwar, daß Brentano in jener Zeit an die Herausgabe der Rheinmärchen dachte, aber für Arbeit an den italienischen Märchen fehlt jeder Anhaltspunkt. So wird wohl an die zwanziger Jahre zu denken sein, als Böhmer ihn mit den Märchen drängte.

Ein guter Kenner Brentano's [2]) glaubt: „Dem jüngern Geschlechte, das den Romantiker schon halb vergessen hatte, war Brentano 1838 in voller Dichterkraft gegenüber getreten." Wenn sich dieser Satz auf die 1838 erschienene ausführliche Fassung des Gockelmärchens [3]) bezieht — und nach dem Zusammenhang ist etwas anderes kaum anzunehmen — so ist er bei einem sonst so berufenen Beurtheiler um so unverständlicher, als derselbe an anderer Stelle [4]) der ältern Fassung „entschieden den Vorzug" gibt. Ein anderer Kritiker, der sich allerdings gern in Kraftausdrücken ergeht und speciell über Brentano wunderliche Dinge zum Besten gegeben hat [5]), ist entgegengesetzter Meinung: „Die meisten (?) Erzählungen

---

[1]) Angeführt von M. Koch CLI. — [2]) M. Koch CXLVIII.

[3]) Gockel, Hinkel, Gackeleia. Märchen, wiedererzählt von Clemens Brentano. Frankfurt bei Schmerber, verbunden mit den „Blättern aus dem Tagebuch der Ahnfrau". 40 Jahre später erschien zur Säcularfeier der Geburt des Dichters die „Neue Ausgabe mit 15 bildlichen Darstellungen getreu nach dem Original". Regensburg. Weitere Ausgaben: Gesammelte Schriften V. Nach dieser Ausgabe ist im Folgenden citirt. — Kleine prosaische Schriften. Frankfurt a. M. 1862. — Herausgegeben und eingeleitet von E. Grisebach, Berlin 1872. — Reclam's Universal-Bibliothek Nr. 450. — Benziger's Familien-Bibliothek 5 Serie, Nr. 9—10. Einsiedeln 1890.

[4]) Koch CLI.

[5]) R. Gottschall, Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts (4. Aufl. 1875) I, 445.

und humoristischen Aufsätze Brentano's machen den Eindruck, als ob ein reicher Mann seine Juwelen absichtlich in einen Kehrichthaufen vergrübe. Man lese das Märchen Gockel, Hinkel und Gackeleia (1838), um diese an Aberwitz grenzende Ausspinnung eines kindischen Einfalles in ganzer Ausdehnung zu genießen. Es gemahnt uns dabei an eine mit einem Durcheinander von Kalenderbildern austapezierte Dorfschenke. Wie klar und bedeutungsvoll erscheint die alte treuherzige Thierfabel neben diesen sonderbaren Arabesken, wo Menschengesichter und Thierleiber so chaotisch verschlungen sind, daß man das Thier fängt, wenn man den Menschen haschen will und umgekehrt!" Man streiche die Hyperbeln fort, aber der Gedanke ist richtig. Daß Brentano in demselben Jahre, in welchem er seine herrliche Legende von der h. Marina, vielleicht die vollendetste seiner sämmtlichen Dichtungen, schrieb, den „großen Gockel" drucken lassen konnte, ist eines der vielen Räthsel, die uns dieser seltsame Mann aufgibt. Dort wunderbare Schönheit und feinste Abrundung der Composition wie der dichterischen Form, hier die abenteuerliche Verunstaltung des eigenen Werkes, die Formlosigkeit auf dem Gipfelpunkt, keine Bearbeitung eines in seiner Art vollendeten Jugendwerkes, sondern eine vielfach fast unerträgliche Erbreiterung, und zum Ueberfluß die Verquickung zweier absolut verschiedenartiger Stoffe — eines echten Kunstmärchens mit der ästhetisch schlechtesten aller Schöpfungen Brentano's, dem unglücklichen Tagebuch der Ahnfrau.

So weit ich sehe, ist in dem „großen Gockel" der Text der „ursprünglichen Gestalt" nahezu vollständig und wörtlich aufgenommen, aber durch eine Unzahl äußerlicher Einschachtelungen auf das Doppelte bis Dreifache auseinander gezogen [1]) Die Einleitung, Gockel's Ankunft in seinem Stammschloß, ist bis auf einige Varianten identisch (Märchen 105—109, Schriften 19—22). Die kurze Notiz über die Zerstörung des Schlosses durch die Franzosen (Märchen 109) ist ergötzlich erweitert (Schriften 22), aber den langen Excurs über den König Eifrasius und Gockel's Verabschiedung als Hühnerminister von Gelnhausen nebst den zum Theil zweifelhaften Wortspielen (Schriften 23—28) möchte man gern entbehren, und die „hinreißenden Stellen großer Dichter," d. h. die ganz deplacirten Kinderreime erst recht [2]). An der Wanderung, dem Empfang im Schloß und der Rettung des Mäusepaares in der ersten Nacht ist wenig geändert, abgesehen von einigen Einschiebseln, die keine Verschönerung bilden, aber auch nicht störend wirken (Märchen 110—129, Schriften 28—46). Auch die ausführliche Schilderung der ersten Einrichtung im

[1]) Der Ausgabe der ältern Fassung bei M. Koch, Arnim Brentano Görres II, 239 ist ein Theil der Abweichungen der erweiterten Fassung beigefügt.

[2]) Der erste (S. 23) steht auch im Anhang zum Wunderhorn 22.

Schloß und die neue Episode, Gockel's Zusammentreffen mit dem Postillon kann man sich trotz ihrer Breitspurigkeit noch gefallen lassen, und bei dem an Alektryo geübten Verrath, dem Verkauf des treuen Stammhahnes an die drei Petschierstecher und deren Ueberlistung durch Gockel hält Brentano sich ziemlich genau an die ursprüngliche Fassung. Einige überflüssige Gelehrsamkeit der drei Herren muß man allerdings mit in den Kauf nehmen (Märchen 130—146. Schriften 47—63).

Mit der nächtlichen Leichenfeier für die von den Katzen ermordete Gallina und ihre Küchlein sowie mit Alektryo's Familienchronik geht das Unglück an. Brentano war hierfür ursprünglich mit ein paar Seiten ausgekommen, was auch vollkommen genug war; jetzt ist etwa das Zehnfache daraus geworden (Schriften 63—78). Bei der Leichenfeier tritt zum ersten Male die Verwandtschaft mit dem „Tagebuch der Ahnfrau" hervor, und zwar sogleich in langweiligster Art. Seitenweise muß man sich durch eine sentimentale Kräutersymbolik durcharbeiten, welche Brentano's frommer Sinn und seine Vorliebe für die barmherzigen Schwestern nicht kurzweiliger macht. Den „adeligen Fräuleinsverein von lauter Pflanzen und Kräutern, welche der Gräfin Hinkel von Hennegau namensverwandt waren," mit seinen wunderlichen Namen (Märchen 67) kann man auch im Tagebuch (67) in Gestalt von Ordensgespielinnen der Ahnfrau wiederfinden. Hüben und drüben wiederholt sich bis zur Erschöpfung der geheimnißvolle Vers: „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit," den man so eifrig commentirt hat, ohne zu beweisen, daß Brentano sich dabei wirklich etwas Bestimmtes dachte. Das eingestreute Wiegenlied Gackeleia's (66) ist aus zwei Stücken der „Kinderlieder" zusammengeflickt [1]), auch der Grabgesang: „Nun folg' mir zur Kapelle" (64) ist sicher anderswoher entlehnt. Und haben wir die Wanderung durch den Krautgarten glücklich überstanden, so kommen wir aus dem Regen in die Traufe: Alektryo regalirt uns ein halbes Dutzend Seiten mit Versen, die nach Inhalt und Form gleich abstoßend sind. Es ist eine wahre Erquickung, wenn nach diesen Verirrungen der alte Text wieder in seine Rechte tritt, die malerische Gerichtsscene über Alektryo's Verräther und Mörder (Märchen 148—161, Schriften 78—90). Ohne einige Arabesken geht es freilich wieder nicht ab: Die früher namenlosen fünf Jungen der Katze Schnurrimurri werden mit den Namen Gog, Mack, Benack, Magog und Demagog geschmückt — man braucht wirklich kein Verehrer der Demagogie und des Freimaurer-Ordens zu sein, um das nicht sehr sinnig zu finden. Auch muß Alektryo (S. 81) noch einen neuen Singsang anstimmen,

[1]) Anhang zum Wunderhorn 60 und 61.

der durch das Citat „Ha heia, popeia, ſchlag's Gickelchen todt“ [1]) nicht ſchöner wird.

Das Wunder, das Gockel in der nächſten Nacht durch den Ring Salomonis vollbringt, die Verjüngung des alten Ehepaars, der neue Palaſt in Gelnhauſen und ſeine verlockende Einrichtung iſt in der urſprünglichen Faſſung nicht gerade kurz, aber anmuthig geſchildert (Märchen 161—169). Jetzt wird weit mehr als der doppelte Raum (Schriften 90—106) in Anſpruch genommen. Das Hauptcontingent entfällt auf die — neuen Waſchtiſche, ganz beſonders auf die Toiletten-Neceſſaires, über deren Verhältniß zu den zwiſchen König Salomo und der Königin Balkis von Saba ausgetauſchten Geſchenken wir auf das eingehendſte unterrichtet werden. Verſe ſind wieder in Menge eingeſchachtelt. Befremdet lieſt man (S. 94) die Verbindung des Ahnfrau-Gedichtes (O Stern und Blume, Geiſt und Kleid) mit dem aus dem Volksmärchen bekannten Verſe vom „Bäumlein, rüttel dich und ſchüttel dich“. Aus dem hübſchen Volkslied „Nachtigall, ich hör' dich ſingen“, das ſchon im erſten Band des Wunderhorn ſteht, ſind (S. 98) drei Strophen entnommen. Die folgende Morgenſcene und das neue luſtige Leben in Gelnhauſen ſind nahezu identiſch erzählt (Märchen 169—179, Schriften 106—113), nur iſt die Huldigung der Bürger von Gelnhauſen (S. 109) weiter ausgeführt.

In wahrhaft ungeheuerlicher Weiſe iſt die Scene (Märchen 178 bis 184) breitgetreten, in welcher der eine von den drei „Petſchierſtechern“ Gackeleia durch eine Puppe beſticht, für ihn den Ring Salomonis zu ſtehlen. In einer zehn Seiten füllenden Reimerei beſchreibt der Petſchierſtecher die ſechszehn verſchiedenen Puppenkleider, und nicht viel weniger Raum wird auf den ſcharfſinnigen Beweis verwendet, es ſei „Keine Puppe, ſondern nur Eine ſchöne Kunſtfigur“. Großentheils wieder in Verſen. Das wunderlichſte Stück dieſer ſelbſt für Brentano ungewöhnlich barocken Epiſode iſt (S. 134) die Verbindung der „Kunſtfigur“ mit „den Worten des großen Abulfeda“:

> In's Inn're der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
> Zu glücklich, wenn ſie nur die äuß're Schale weist.
> Zum Kern der Kunſtfigur, zu wiſſen, wie ſie ſpeist,
> Dringt jener Frevler nur, den in die Naſ' ſie beißt.

Mit dieſer Albernheit hätte Brentano ſowohl den Leſer wie Haller und Goethe verſchonen dürfen. Bemerkenswerth iſt, daß bei ihm die Faſſung der beiden erſten Zeiten eine Miſchung aus der Haller'ſchen Sentenz und der Goethe'ſchen Variante iſt [2]). Zur Abwechslung wird

[1]) Aus den Kinderliedern 66.
[2]) Vgl. Büchmann, Geflügelte Worte (18. Aufl. 1895) S. 118.

auf der folgenden Seite die „Kunſtfigur“ mit dem Knuſper-Vers aus dem Märchen von Hänſel und Gretel zuſammengeſpannt.

Das Eierfeſt in Gelnhauſen und die auf demſelben erfolgende Kataſtrophe (Märchen 185—191, Schriften 140—149) ſind wieder ſtark erweitert. Die Perſiflage des übertriebenen Hofweſens iſt nicht ſchlecht, fällt aber vollſtändig aus dem Rahmen des Kindermärchens heraus. Auch perſönliche Erinnerungen dürften hineinſpielen, namentlich iſt die Sängerin Signora Agatha Gaddi gewiß nicht bloß eine freie Erfindung; eine ſolche würde Brentano kaum derartig mit den Haaren in die Erzählung hineingezogen haben. Auch das Poſtlied (S. 140) iſt ältern Datums, wie ſchon bei dem Märchen vom Baron von Hüpfenſtich [1]) nachgewieſen wurde.

Die Beſtrafung Gackeleia's, ihre Flucht, die Rückkehr der Eltern in das Stammſchloß, und die Wiederherſtellung deſſelben durch den wunderwirkenden Ring hat Brentano ſo gut wie unverändert beibehalten (Märchen 191—209, Schriften 149—164). Erſt mit der Erzählung Gackeleia's, wie ſie den Ring wieder gewonnen, beginnt von neuem das alte Syſtem; es wird ſo ausgiebig durchgeführt, daß wieder weit über das Doppelte herauskommt (Märchen 209—229, Schriften 164—203). Den meiſten Raum beanſprucht die Beſchreibung der Nacht, die Gackeleia in der Stadt der Mäuſe zubringt. Ein Theil iſt ganz hübſch im kindlichen Tone beſchrieben, aber mehr und mehr wird es von allerhand Anſpielungen und gelehrtem Kram überwuchert. Die drei Schlafliedchen (S. 166 f.) ſind mehr oder minder genau wieder den Kinderliedern entnommen [2]); das ſchöne Lied „Kein Thierlein iſt auf Erden“ wird (S. 177) wiederholt, aber dahinter noch ein Mal (179) in überflüſſiger und wenig geſchmackvoller Weiſe variirt. Kurz dahinter begegnet in Gackeleia's Erzählung eine Reminiscenz an Hölderlin. Ohne daß im Druck die dichteriſche Form erkennbar wäre, werden ihr die Diſtichen „Die Nacht“ mit ganz geringen Veränderungen in den Mund gelegt [3]):

Jetzt auch kommt ein Wehen und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unſerer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die ſchwärmeriſche, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erſtaunende dort, die Fremdlingin unter den Menſchen,
Ueber Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

Es war ein Lieblingsgedicht des Dichters. Schon 1810 ſchreibt er an den Maler Runge, Hölderlin's Elegie an die Nacht gehöre zu den

[1]) Vgl. oben S. 30. — [2]) Anhang zum Wunderhorn, S. 61, 68.
[3]) Schon Griſebach, Die deutſche Litteratur ſeit 1770 (4. Ausg. Berlin 1887) S. 246 hat die Entlehnung bemerkt.

Schöpfungen, die ihn „immer tief gerührt" hätten, und in einem 1816 geschriebenen Briefe an Luise Hensel steht die Elegie in metrischer Form[1]). Später (S. 201) wird noch Schiller's Hymnus an die Freude für die schönen Träume des Petschierstechers in wenig erfreulicher Weise verwerthet. Dazwischen stehen allerhand krause Dinge; die fünf bösen Kinder der Katze Schurrimurri tauchen höchst überflüssiger Weise noch ein Mal auf, und die Marquise Marmotte, die edle Moschusratte Piloris und der Hofredner Musculus werden uns mit der größten Gründlichkeit vorgestellt.

Und nun kommt das schlimmste. Nach Gackeleia's Erzählung ist die Geschichte eigentlich aus, und für den Abschluß, Heirath, Verwandlung der Hochzeitsgesellschaft in Kinder usw. hat Brentano ursprünglich noch nicht vier Seiten (Märchen 229—233) gebraucht; jetzt hat er es auf mehr als ein halbes Hundert (Schriften 203—256) gebracht. Die unglaublichsten Dinge und Personen hat er in diese Schlußscene gewaltsam hereingezogen, vornehmlich um die Verbindung mit dem „Tagebuch der Ahnfrau" herzustellen. Zu dem wiedererweckten Hahn Alektryo kommt seine Gallina, der Ahnherr Ur-Gockel beginnt zu sprechen; nun darf auch der Geist der „Frau Ur-Hinkel von Hennegau" nicht fehlen, der mit „drei schneeweiß gekleideten Klosterjungfrauen" erscheint, während bei ihrem Sarg „die Erscheinung von acht altfränkisch gekleideten Jungfrauen steht" und alle in Procession erscheinen, denen sie im Leben Gutes gethan. Nun hält Gackeleia eine Rede auf die Ahnfrau, Gockel erzählt von ihr eine lange Geschichte, die uns glücklich noch eine Generation weiter zurück zum Erbgrafen von Vaduz führt. Ferner werden wir mit den „gräflich Hennegau'schen Hühner- und Menschensatzungen" und den „Pflichten der Klosterfrauen von Lilienthal" bedacht, bekommen eine Vorlesung über „die sogenannten Hennegau'schen Docka-Daumen oder Gnaden-Daumen", die uns mit „einem römischen Kaiser Curio und dessen Weib Docka" bekannt macht, müssen die „Leichenübertragung des ältesten armen Kindes von Hennegau" nebst den curiosen Functionen der acht „ersten Ordensgespielen" Ornithogalia, Osterluzia usw. über uns ergehen lassen und bekommen dabei noch einen langen Excurs in den Kauf über „jene alte Frau mit einer blauen Schürze, welche bei allen Processionen und Leichenzügen zuletzt kommen muß" — im Märchen Fanferlieschen spielt diese interessante Dame eine große Rolle. Als nach der „Leichenübertragung" die „vortreffliche Mahlzeit" aufgetragen wird, schneit plötzlich „eine großmächtige breite Schottländerin" in die Gesellschaft, „die sehr honorable Counteß Samsonia Molle Gothol, Meisterin

[1]) Gesammelte Briefe II, 139, 217.

von St. Eduard's Stuhl", die vom „Oberhof-Osterhas" [1]) in einer langen, schlechterdings unsinnigen Rede vorgestellt wird und auch dann noch räthselhafter Weise einen sehr erheblichen Raum beansprucht. Eine Erquickung in diesem schalen Zeug bildet, allerdings nur stellenweise, das Wunschgedicht (S. 245), durch welches Gackeleia die ganze Tischgesellschaft in Kinder verwandelt. Da klingt, wenn auch nicht ungetrübt durch Kindereien, noch ein Mal der echt kindliche und echt dichterische Ton hindurch, um dann wieder einer geschraubten Symbolik Platz zu machen. Letztere beherrscht auch das Schlußgedicht, dessen schönste, aber auch fast allein schöne Stelle, das Abendlied „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", bekanntlich nicht von Brentano, sondern von seiner Freundin Luise Hensel stammt.

Man [2]) hat das erweiterte Märchen als „einen Abglanz seiner neuen Geistesrichtung" bezeichnet. Das ist es auch, aber ein trauriger, und es wäre ungerecht, ihn als den vollständig adäquaten Ausdruck dieser Richtung zu betrachten. Auch nach seiner Rückkehr zur Kirche und bis in seine letzten, durch Krankheit und seelische Verstimmung so vielfach getrübten Jahre hinein hat Brentano manchen Beweis geliefert, daß die poetische Kraft und die Beherrschung der Form ihm nicht verloren gegangen war. Hier aber muß man beides schmerzlich vermissen. Der „große Gockel" ist eine litterarische Verirrung, die sich erklären, aber nicht rechtfertigen läßt. Das Schöne an ihm ist alt, und das Neue ist mit seltenen Ausnahmen nicht schön [3]). Nicht ganz möchte ich den

[1]) Dieses Unglücksthier soll noch weiteres Unglück angerichtet haben: Angeblich wurde in ihm „ein hochadeliger Gelegenheitsdichter am Wiener Hofe persiflirt" und „aus diesem Grunde die spätere Fassung des Märchens in Oesterreich verboten". Diel, Cl. Brentano's Ausgewählte Schriften II, 608. Ebendort wird erzählt, „das (schon in der ersten Fassung begegnende) Großei des Ordens des goldenen Ostereis mit zwei Dottern" sei „in Preußen mißfällig vermerkt" worden; „Christian Brentano, der damals auf dem Marienberg bei Boppard wohnte und als Verfasser angesehen wurde, erhielt plötzlich eine Ausweisung von preußischem Gebiete."

[2]) Grisebach, Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung (Leipzig 1891) 138, Anm.

[3]) Auch Baur in der eingehenden Besprechuug der Märchen findet, daß der Gockel „durch die Umarbeitung zwar um einzelne tiefere Beziehungen, witzige Einfälle und poetische Schönheiten bereichert, seiner kindlichen Unbefangenheit, Einfachheit und befriedigenden Abrundung aber theilweise beraubt wurde". Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Litteraturen, herausg. von Herrig und Viehoff, 2. Jahrg. (1847), 3. Band S. 202. — Ganz übereinstimmend spricht Arsten (Blätter für litter. Unterhaltung 1852, S. 1207) von der „ursprünglichen, einfachern und reinern Fassung". In der doppelten Bearbeitung des Gockel findet er „ein schlagendes Beispiel, wie der Dichter durch gekünstelte Ausführung und Ausschmückung oft seinen besten Einfällen geschadet hat. . . . So haben wir auch in dieser seinem Ingenium so gemäßen Sphäre zu klagen, daß er durch eigensinnige Ausgelassenheit die Harmonie der Grundelemente zerstörte".

Verdacht ausschließen, daß die unmäßige Breite einigermaßen durch den Wunsch beeinflußt war, mehr Bogenhonorar für seine Armen herauszuschlagen. Das würde seinem Herzen Ehre machen, aber die ästhetische Wirkung hat schwer darunter gelitten. Weit mehr haben jedenfalls andere Momente eingewirkt. Der Dichter ist hier vor dem Menschen ganz zurückgetreten. Clemens Brentano will hier kein poetisches Kunstwerk schaffen, sondern er schreibt ganz aus persönlichen Stimmungen und Erinnerungen heraus, ohne jede Rücksicht auf die Consequenz, daß ausgedehnte Partieen, denen er seine Seele einhauchte, dem ihm und seinem Freundeskreise ferner stehenden Leser als absolutes Räthsel oder als absoluter Unsinn erscheinen mußten. Ohne Zweifel hat eine seiner Freundinnen, Margaretha Verflassen [1]), mindestens in erster Linie den „großen Gockel" im Auge gehabt, wenn sie über Brentano's Märchen schrieb: „Wie viel Schwermuth und Schmerz bergen doch diese bunten Farbenspiele von Scherz und Ironie, ich erkenne ihn auf jeder Seite wieder." Bezüglich des Tagebuchs der Ahnfrau hat er selbst erklärt, „daß er aus dem Leben von Bekannten manche Züge einwebte, die eben durch ihre Wahrheit rührend sind" [2]), und auf das nachdrücklichste hat er dieses Vorherrschen des persönlichen Momentes betont in der „herzlichen Zueignung" des Gockel an Marianne Willemer, einer Zueignung, die in ihrer glücklichen Mischung von Geist und Gemüth mehr werth ist, als alle Erweiterungen des Gockel und das Tagebuch der Ahnfrau zusammengenommen. „Zürne mir nicht, wenn du das meiste in diesem Märchen als das deine wieder erkennest; wo sollte ich denn alle die artigen Verkleidungen und sieben Sächelchen her haben, als aus dem reizenden Glasschränkchen in deiner Stube? . . . Aus deiner großen Galerie ausgeschnittener Bildchen habe ich den größten Theil der artigen Figürchen, welche ich hier, gleich dir, in scherz- und ernsthafter Combination zu einem Bilderbuche zusammengeklebt habe, und zwar von dir für dich . . . In vielen Zügen wirst du dich gewiß gern wiederfinden, z. B. in allen den Fahnen bei dem Leichenzuge des armen Kindes von Hennegau; denn ich selbst habe ja schon solche Fahnen aus deinen Händen den Armen gegeben" [3]). Dann kommen allerhand Andeutungen über die Grundlage des Märchens [4]), über die Gründe seines Interesses für Gelnhausen und das Ländchen Vaduz, das er „von Jugend auf seines curiosen Namens wegen gar lieb gehabt", von dem er auf dem Speicher des elterlichen Hauses „in der Einsiedelei eines leeren Zuckerfasses" so viel Schönes geträumt, bis ihn der Buchhalter Schwab über

[1]) Brief an Malchen Hassenpflug vom 10. März 1845. Vgl. Grisebach a. a. O. 140.
[2]) Emma v. Niendorf, Aus der Gegenwart S. 16.
[3]) Zueignung S. 4. — [4]) Vgl. oben S. 32.

die Lage des Lichtenstein'schen Reiches aufklärt und die Frau Rath (Goethe's Mutter) ihn über die niederschmetternde Enttäuschung trösten muß.

Man wird sich zu hüten haben, diese Plaudereien sämmtlich als baare Münze aufzunehmen. Die prächtigen Dinge z. B., die er der tröstenden Frau Rath in den Mund legt, sind sicher so ziemlich das Gegentheil einer stenographisch genauen Wiedergabe[1]). Selbst die scheinbar ganz directe und persönliche Anspielung auf die Wohlthätigkeit Marianne Willemer's erweckt Bedenken. Wenn die Procession bei dem Leichenzug der Ahnfrau „an weißen Stäben schimmernde Fahnen" trägt — „diese Fahnen aber bestanden aus nichts anderem, als aus Hemden, Strümpfen, Röcken, Wämmsern und besonders aus vielen allerliebsten kleinen Kindermützchen, welche (sie) mit eigenen Händen verfertigt hatte, um die Armen damit zu bekleiden" [2]) — so hat Brentano dabei zunächst wohl an einen andern Engel der Barmherzigkeit gedacht, an Johanna Dietz, die „liebe Freundin", die im gleichen Jahre starb. In dem lieblichen Nachruf, den er ihr widmete, auch einem Beweise, daß er noch immer ein Dichter war, ist die Anlehnung an die angeführte Stelle ganz unverkennbar:

Wenn sie dann zum Garten gehet,
Weh'n die Hemden aller Wegen,
Die den Armen sie genähet,
Ihr vom Blumenzaun entgegen.
O! wie wird sie freundlich lächeln,
Wenn um sie als Siegesfahnen
All' die Armenkleider fächeln,
Deren Zahl sie kaum kann ahnen.

Scherz ist es zweifellos, wenn es in der Zueignung (S. 16) heißt: „Vergebens wirst du dich, außer in Schottland, nach der großen, breiten Schottländerin umsehen, welche am Schlusse einen so derben Schatten über alle die Artigkeiten auswirft". Bei der „breiten Counteß", die er „als Ballast in das Märchen" gesetzt zu haben versichert, hat ja eine andere Freundin, Emilie Linder, als Vorbild gedient[3]). Hier wie an andern Stellen der „Zueignung", die man überhaupt nur mit größter Vorsicht als biographische Quelle benutzen sollte, spielt der Dichter Versteckes, aber dabei bleibt durchaus bestehen, daß überall hinter den neuen

[1]) Beispielsweise trage ich Bedenken, die Warnung vor den „Kunstfiguren", welche die Frau Rath dem jungen Clemens im Frankfurter Theater ertheilt, als wirkliche Begebenheit und Grundlage des im Gockelmärchen so breit ausgesponnenen Motivs von der Puppe und der Kunstfigur aufzufassen.

[2]) Gockelmärchen, Schriften V, 217.

[3]) Vgl. Diel-Kreiten II, 482, wo auch noch andere schätzbare Andeutungen.

Figuren des erweiterten Märchens lebendige Personen stehen, auch wenn der Dichter sich den Spaß macht, uns auf die falsche Spur zu locken. Daß Brentano selbst für Statisten Modelle hatte, zeigt der offenbar *nicht* auf Täuschung berechnete Brief an seinen Bruder Georg, in dem er sich über die scharfsinnige Ausdeutung einer Nebenfigur lustig macht[1]).

Das eigentliche Unglück aber für das Gockelmärchen ist die Verbindung mit dem „Tagebuch der Ahnfrau" geworden. In der Zueignung (S. 17) theilt Brentano mit — und hier wird er im Ernst sprechen —, die Blätter aus dem Tagebuch seien „flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener Chronica (des fahrenden Schülers), welche ich noch nicht in die harmonische Haltung mit dem Tone derselben gebracht hatte, die ich aber zu meiner eigenen Belustigung mit der Geschichte der Ahnfrau verwebte". Die Entstehung der „Skizzen" würde also in die Zeit zwischen 1803 (erster Entwurf) und 1818 (erster, abgekürzter Druck der Chronica[2]) zu setzen sein, und ein vergleichender Blick auf die Chronica genügt, um zu wissen, daß diese Skizzen etwas ganz anderes gewesen sein müssen, als das, was wir heute als „Tagebuch der Ahnfrau" besitzen: Wer so einfach und anmuthig erzählt, wie der Verfasser der Chronica, der liefert nicht im selben Rahmen ein so unglaublich verworrenes und sentimentales Product wie das Tagebuch. Dieses *kann* nur aus viel späterer Zeit stammen, und die einfachste Annahme ist, daß es in seiner jetzigen Gestalt gleichzeitig mit der erweiterten Form des Gockelmärchens geschrieben worden ist. Ich muß gestehen: das Urtheil eines sonst gewiß berufenen Kritikers[3]), das Tagebuch sei „im großen und ganzen eine der tiefsinnigsten, poesiereichsten, reinsten und lieblichsten Dichtungen Brentano's, in welcher die ganze Scala der Gefühle mit einer großartigen Meisterschaft durchlaufen und alle Elemente einer echten und gesunden Poesie auf das herrlichste vertreten sind," ist mir fast noch unverständlicher, als das Tagebuch selbst. Tiefsinn, Poesie, Reinheit und Lieblichkeit sind ja vorhanden, aber eingewickelt in ein form-, stil- und oft auch sinnloses Beiwerk, bei welchem selbst eine milde Kritik um das Wort „abgeschmackt" kaum herumkommt. Es gibt tiefsinnige Dichtungen, deren Geist erst durch Scholien sich erschließt, und die deshalb nicht minder Kunstwerke sind; hier aber wird kein Scholiast der Welt den Leser zur Idee eines Kunstwerks führen.

Man hat davor gewarnt[4]), Märchen und Tagebuch gesondert zu betrachten. „Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die erste Fassung (des Gockel) als wirkliches Märchen der spätern vorzuziehen ist. Frei

[1]) Briefe II, 373. — [2]) Diel-Kreiten I, 185.
[3]) Diel-Kreiten II, 483. — [4]) Ebenda 478.

von allen persönlichen Anspielungen, künstlerisch gedacht und einfach durchgeführt, bildet sie ein feines poetisches Ganze, das weder über den kindlichen Horizont hinausragt, noch auch durch kindische oder allzu phantastische Auswüchse den Genuß des Erwachsenen stört. . . . Aber seit der ersten Durchführung dieser eben so schönen als dem Märchen zuständigen Grundidee (»der wahrhaft religiösen Grundidee, daß christliche Liebesthätigkeit und ein frommer, kindlicher Sinn über alle Reichthümer und Herrlichkeiten der Welt gehen«) waren viele Jahre vergangen, des Dichters Geist hatte manche Wandlungen und Kämpfe durchgemacht, und es mußte ihm daher scheinen, als ob jenes Thiermärchen seines jetzigen religiösen Standpunktes nicht mehr würdig sei. Er wollte Menschenleben und eigentliche Seelenschilderung. So kam er denn auf den Gedanken, das Märchen bloß als Einleitung zu einer andern Geschichte aufzufassen und es darnach umzugestalten und zu erweitern. Statt wie früher mit der Trauungsscene zu schließen, läßt der Dichter eine neue Hauptgestalt erscheinen, welche die bisherigen Geschicke der handelnden Personen geleitet hat, und deren volle Geschichte erst das rechte Licht über alle erzählten Ereignisse wirft. Die Geschichte dieser Ahnfrau bildet also einen nothwendigen Abschluß des Märchens. . . . Würde man das Märchen und Tagebuch nicht als ein Ganzes auffassen, so müßte natürlich das Urtheil über ersteres sehr ungünstig ausfallen, weil es nicht bloß zu keinem endgültigen Abschluß kommt, sondern auch eine Menge der verschiedensten Motive enthält, die, nur zur Hälfte entwickelt, die Aufmerksamkeit des Lesers zerstreuen, sein Interesse aber keineswegs befriedigend lohnen. Anders . . . wenn man . . . die beiden Dichtungen in ihrer Gesammtheit betrachtet. Der Charakter des Kindermärchens verliert sich freilich, dafür aber erweitert sich der Hintergrund der Erzählung zu einer menschlich wahren, lebhaft ergreifenden und rührenden und dennoch wunderbar phantastischen Bilder- und Gedankenwelt, die den Leser unmerklich mit dem Duftschleier umspannt, der zwischen dem Märchen-, Legenden- und Chronikenton unbestimmbar schwebt, und ihn so, jeder prosaischen Wirklichkeit völlig entrückt, gänzlich in ihre Zauberkreise gebannt hält. Aber unsere Zeit ist zu unruhig und skeptisch, als daß, wie Vilmar bemerkt, die tiefe Innigkeit und Einfalt dieses »Märchens« das rechte Verständniß bei den Mitlebenden hätte finden können."

Ich fürchte, daß dieser Mangel an Verständniß sich nicht auf die Mitlebenden beschränken wird. Seit dem Erscheinen des Gockel ist über ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem ist das Verständniß jedenfalls nicht gewachsen, und auch einem spätern, weniger unruhigen und skeptischen Geschlecht wird es nicht anders ergehen; so lange es nicht

darauf verzichtet, an Dichtungen künstlerische Anforderungen zu stellen, wird es die kritischen Bestandtheile der vorstehenden liebevollen Würdigung als richtig anerkennen, aber aus denselben die umgekehrten Schlüsse ziehen.

Ihr Grundirrthum liegt in dem Satz: „Es mußte ihm scheinen, als ob jenes Thiermärchen seines jetzigen religiösen Standpunktes nicht mehr würdig sei.“ Warum denn? Enthielt es denn nicht eine „wahrhaft religiöse Grundidee?“ Entsprach es etwa nicht der ernsten Mahnung, mit der das Tagebuch der Ahnfrau schließt:

Was reif in diesen Zeilen steht,
Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
Das soll kein Kind betrüben?

Wer Brentano's wilde Jugend, wer seine glühende Sinnlichkeit kennt, der kann sich nur wundern, daß er trotzdem und alledem in dieser Jugendschöpfung nicht nur die reverentia puero debita nicht vergaß, sondern sogar eine „wahrhaft religiöse Grundidee“ dichterisch gestaltete. In den Romanzen vom Rosenkranz hat er nur die letztere Forderung erfüllt, die erstere vielfach verletzt, im Gockel, den er eben für Kinder schrieb, erfüllte er die eine wie die andere. Unter allem, was er vor der gewaltigen Umwälzung seines innern Menschen geschrieben, war kaum etwas, dessen er sich so wenig zu schämen brauchte.

Wenn er sich dennoch schämte, wenn er im spätern Alter nicht nur „die geschminkten Toilettensünden“ seiner Jugendperiode, sondern auch das Reinste und Harmloseste rücksichtslos verwarf, wenn ihn der unerwartete Abdruck einer so zarten Schöpfung wie das „Myrthenfräulein“ mit einem ihn „wunderlich ergreifenden Ekel“ erfüllte und ihm das Gefühl erweckte, als stelle man ihn „ohne Hosen auf den Markt“ [1]), so vermag ich darin keine Wirkung seines veränderten „religiösen Standpunktes“ zu entdecken, sondern nur eine Erscheinung der seelischen Krankheit, die ihn in wechselnden Formen durch den größten Theil seines Lebens begleitet hat. „Das furchtbare Verhängniß seiner innern Ruhelosigkeit“ [2]) ist auch dann nicht von ihm genommen worden, als der innerlich zerrissene, vielleicht dem Wahnsinn zutreibende Mann nach dem festen Anker des Glaubens der Kinderjahre, der Buße und der werkthätigen Liebe griff. Dieser Schritt hat ihn gerettet, aber ihm nicht dauernd das innere Gleichgewicht verschafft, das ihm von Natur aus ungewöhnlich erschwert und durch eine Reihe toller Jahre vollends zerstört war.

Er blieb der ruhelose „Pilger“, und während er sich fest an das nach den schwersten innern Kämpfen wiedergefundene Zeichen der Er-

[1]) Briefe II, 174, 175. — [2]) Steig, Arnim und Brentano S. 110.

lösung klammerte, erschien ihm düster alles, was vor dem Zeitpunkt der Erlösung lag. In dem demüthigen Bewußtsein, einen Theil seines Lebens vergeudet zu haben, verlor er die Unterscheidung: der Gedanke an alles, was er in seiner ersten Periode geschrieben, wurde ihm zur Qual, und mit der Reue, die er über das Schlechte empfand, ging zusammen die Geringschätzung des Guten. Es ist unmöglich, an der Aufrichtigkeit des herben Urtheils zu zweifeln, das er über seine unschuldigen Märchen ausgesprochen hat, des Widerwillens, mit dem er sich nur zu wohlthätigen Zwecken und auf dringendes Zureden seiner Freunde an die Durchsicht der alten Manuscripte machte. Das ist wahrlich nicht der geeignete Gemüthszustand für die Bearbeitung von Schöpfungen, die Jahrzehnte vorher entstanden waren — die Folgen sind danach gewesen.

Am schlimmsten sind diese Folgen dort geworden, wo er den Versuch machte, zwei so grundverschiedene Dinge wie Gockel und Tagebuch der Ahnfrau mit einander zu verbinden. Schon im ersten Entwurf, der vermuthlich im ganzen den Charakter der Chronica des fahrenden Schülers trug, wäre das ein schweres Stück Arbeit gewesen: Märchen und Chronik paßten eben nicht zu einander, weder im Stil noch im Inhalt, und als das Tagebuch vollends seine heutige Gestalt annahm, wurde die Schwierigkeit zur Unmöglichkeit. Hier war eine Verschmelzung ebenso ausgeschlossen wie zwischen Wasser und Feuer. Rein äußerlich wurde die Verbindung hergestellt, und die Ahnfrau-Motive schwimmen im Märchen wie Oeltropfen im Wein. Im Tagebuch hat Brentano sich selbst in der Figur des schreibenden Bübleins eingeführt, aber das Urtheil über letzteres: „Es macht sein Sach wieder gut“ [1]), kann man nicht auf sein dichtendes Urbild anwenden. Die Umarbeitung des Gockel war eine Versündigung, die Brentano an einem eigenen Kunstwerk beging. Leider ist es nicht die einzige gewesen.

5. Das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen [2])

ist unter den „italienischen“ Märchen der Görres'schen Ausgabe weitaus das größte und übertrifft auch den Gockel (d. h. in der ursprünglichen, nicht in der erweiterten Gestalt) noch etwa um die Hälfte. Aber es

[1]) Tagebuch, Schriften IV, 142.

[2]) Das Märchen „Fanferlieschen Schönefüßchen“ im (Frankfurter) Rheinischen Taschenbuch 1851 (S. 353—379) ist ein „in prägnantester Kürze zusammengedrängter und so weit möglich in des Dichters eigenen Worten abgefaßter Auszug“ aus der bekannten umgearbeiten Fassung. Der Verfasser des Auszugs hat (ebend. S. XVIII) dem Stich nach

gehört zu denjenigen, welche Brentano einer gründlichen Umarbeitung unterzogen hat und ist ursprünglich viel kürzer gewesen. Eine directe Vergleichung wie beim Gockel ist hier ausgeschlossen, da die Handschrift der ersten Fassung zwar zweifellos auch nach dem Erscheinen der Görres'schen Ausgabe noch in Böhmer's Händen gewesen ist, aber trotz aller Nachforschungen weder in Böhmer's Nachlaß noch anderswo zu ermitteln war. Um das Alte und Neue zu sondern, sind wir also hier auf ein mehr oder minder hypothetisches Beweisverfahren angewiesen.

Einen festen Anhaltspunkt gewährt hier zunächst ein Vergleich mit der italienischen Vorlage, dem kurzen Märchen vom Drachen (il dragone) in Basile's Pentamerone [1]). Dem König von Hohenufer wird, als er mit seiner Gemahlin auf einem Lustschloß weilt, von einer Zauberin der Thron geraubt. Eine hölzerne Bildsäule erklärt ihm, er könne den Thron nicht wieder erlangen, bevor die Zauberin das Leben verliere. Aus Rache raubt er allen Frauenspersonen, die aus seiner Stadt kommen, Ehre und Leben. Auch die schöne Porziella fällt in seine Hände; als er sie erstechen will, läßt ein Vogel eine Wurzel auf seinen Arm fallen, und er beginnt zu zittern, so daß ihm die Waffe entfällt. Der Vogel ist eine dankbare Fee, welcher Porziella die Ehre gerettet hat. Der König läßt jetzt Porziella in eine Giebelstube einmauern, aber der Vogel bringt ihr ein Messer, sie gräbt damit durch den Fußboden ein Loch zur Küche, wird von dem Vogel ernährt und bekommt einen Sohn Miuccio. Als derselbe herangewachsen ist, läßt er sich an Stricken in die Küche hinab und wird Edelknabe und Günstling des Königs. Die Königin aber haßt ihn und sucht ihn durch unerfüllbare Wünsche zu verderben. Zuerst verlangt sie, Miuccio solle drei Schlösser in die Luft bauen; auf den Rath des Vogels verfertigt er sie aus Pappendeckel, und drei Greife halten sie schwebend. Dann soll er die Zauberin blenden, was eine Schwalbe durch Koth besorgt; die Zauberin tödtet sich selbst, und der König bekommt sein Reich wieder. In einiger Entfernung von dem Lustschloß wohnt ein Drache, Zwillingsbruder der Königin, der mit ihr zusammen sterben wird, aber sie kann wieder lebendig werden, wenn man sie mit dem Blute des Drachen bestreicht. Miuccio bekommt, als er zum Kampf mit dem Drachen ausziehen will, von dem Vogel ein Schlafkraut und zerhackt den schlafenden Drachen. Auch die Königin stirbt, nachdem der König ihr versprochen hat, er werde sie

---

Steinle's allerliebster Zeichnung einige Bemerkungen beigegeben. Bei der Art, mit welcher er hier sein freigeisterisches Glaubensbekenntniß an den Mann bringt oder nach eigenem Ausdruck sich „zuvor die rationalistischen Stiefel abkratzt", kann man sich nur wundern, daß er an dem Fanferlieschen überhaupt Geschmack gefunden hat.

[1]) Liebrecht II, 51—67.

durch das Blut des Drachen wieder zum Leben erwecken. Aber der Vogel warnt Miuccio, der König hört alles, versöhnt sich mit Porziella, und der Vogel verwandelt sich in ein schönes Mädchen, welches Miuccio heirathet.

Eine Vergleichung des Märchens mit dem Text Basile's ergibt zunächst die auffällige Thatsache, daß auf den ersten 70—80 Seiten Basile fast gar nicht benutzt wird. Die Einführung einiger Personen und die Absetzung des bösen Königs — das sind die einzigen Berührungspunkte. Dieser Theil verlangt also eine gesonderte Betrachtung.

Der „König von Hohenufer" wird bei Brentano zum König Jerum von Sandalia, alias Skandalia mit der Hauptstadt Besserdich. Aus der ungenannten „Zauberin" des Italieners wird „die betagte betugte Jungfer Fanferlieschen". Bei der Namengebung hat die Fee Fanferluche Pathe gestanden, welche in der Babiole der Madame d'Aulnoye[1]) begegnet; übrigens hat sie mit Fanferlieschen eben so wenig Verwandtschaft wie Basile's nur flüchtig angedeutete Zauberin. Ohne Zweifel hatte Brentano bei der eingehenden Charakteristik Fanferlieschen's ein lebendes Modell. Vielleicht gibt schon die bis in's Unglaubliche ausgemalte Scene einen Fingerzeig, in der Fanferlieschen für die verwundete Bärin eine Salbe bereitet (S. 299—305). Bei Aufzählung der Ingredienzien begegnet der geistreiche Vers „Fissel Fassel Linum"; bei Brentano's tändelnder Manier brauchte man sich nicht zu wundern, wenn er bei dem Worte „Linum" nicht bloß an die Wortbedeutung (Lein, Flachs), sondern auch an den Umstand gedacht hätte, daß er seine Freundin Luise Hensel, geboren zu Linum im Kreise Teltow, vertraulich Lieb-Linum nannte[2]). Dazu stimmt vollkommen der Schluß des Märchens. Fanferlieschen nimmt Abschied von dem alten Schäfer: „Kennst du mich noch? wir sind beide alt geworden". Er aber erinnert sich der Zeit, wo er ihr seine Liebe gestand und sie ihn abwies, da sie „nur ein guter Geist" sei; „liebe Gott, das ist gescheidter, also sprachst du und zogst weiter". Der Hinweis auf den gemeinsamen Aufenthalt in Berlin, auf Brentano's vergebliche Werbung um Luise Hensel's Hand und seine bald darauf erfolgte Bekehrung ist klar. Natürlich kann diese Stelle erst bei der Umarbeitung des Märchens entstanden sein. Die Prinzessin Ursula von Bärwalde, die wir zunächst als Bärin kennen lernen, ist Basile's Porziella. Der Name Bärwalde paßt einerseits zu Ursula (kleine Bärin), anderseits erinnert er an das Ländchen Bärwalde bei Jüterbogk, wo Achim v. Arnim's Schloß Wiepersdorf[3]), noch heute Arnim'scher Familienbesitz, lag. Der freundliche Vogel in Basile's

[1]) Cabinet des Fées 3. Band. — [2]) Diel-Kreiten, Clemens Brentano II, 474.
[3]) Vgl. Steig S. 6.

Dragone endlich kehrt in der Familie Neuntödter wieder, mit dem Unterschied, daß es sich dort um eine Fee in Vogelgestalt, hier um ein zur Strafe verwandeltes Menschenpaar handelt.

Im übrigen scheint der erste Theil frei erfunden zu sein, aber man möchte Brentano gern den größten Theil seiner Erfindung schenken. Die Geschichte fängt damit an, daß der böse Jerum am Abend vor dem Todestag seines braven Vaters Laudamus nach seinem Jagdschloß Munkelwust reitet, um der Trauerfeier aus dem Wege zu gehen. Als er an dem Thier-Erziehungs-Institut „der verdienstvollen Jungfer Fanferlieschen" vorbeikommt, schießt er aus reiner Bosheit der Bären-Prinzessin Ursula durch's Ohrläppchen, dessen Verband die Kleinigkeit von fünf Druckseiten in Anspruch nimmt. Nun beginnt die Vorgeschichte (305—326). Wir lernen Jerum's Großmutter kennen, hören von der Geburt seines Vaters Laudamus und dem gleichzeitigen Erscheinen seiner Milchschwester Fanferlieschen, begleiten Laudamus auf seinen Reisen und erhalten endlose, zum Theil in abgeschmackte Verse gekleidete Mittheilungen über Fanferlieschen's Sandalia und Femoralia, d. h. über ihre Pantoffeln und ihre Schürze. Eigentlich sollen die beiden sich heirathen, aber durch ein merkwürdiges Mißverständniß führt Laudamus anstatt der guten Inhaberin der Sandalia Femoralia die nichtsnutzige Prinzessin Scandalia Immoralia heim, die nach der Geburt des Erbprinzen mit dem Ruf „O Jerum" stirbt und dadurch dem noch nichtsnutzigern Jungen zu seinem Namen verhilft. Fanferlieschen hilft Laudamus mit Schürze und Pantoffeln fleißig sein Land regieren, gründet daneben ein Institut für adelige Waisen, und als Jerum zur Regierung kommt, beschäftigt sie sich mit der Erziehung von allerhand Thieren.

Endlich geht die Geschichte weiter, und nach fernern 40—50 Seiten (326—370) sind wir glücklich 24 Stunden vorwärts gekommen. Mit der größten Sorgfalt wird die Toilette der Instituts-Thiere für die Trauerfeier und dann diese selbst beschrieben. Dann hält Fanferlieschen eine unendliche Ansprache an das versammelte Volk von Besserdich. Mit einer Ausdauer, welche nur durch die Geduld der Zuhörer und — Leser übertroffen werden kann, schildert sie das herrliche Kinderfest in ihrem Menschen-Institut, welches der selige Laudamus durch ein fürstliches Geschenk von Hirsenbrei, verbunden mit seiner persönlichen Theilnahme, zu verherrlichen pflegte; dann aber will der böse Jerum die Kinder aus der Welt schaffen, um ihre Güter einzuziehen; er läßt aus der „Apotheke zum großen Orient für Civilisation, Aufklärung und Menschenbeglückung und Preßfreiheit" giftiges „Successions- oder Erbschafts-Pulver" holen und beauftragt den Kammerherrn von Neuntödter, damit das Hirsenmus zu bestreuen. Da aber tritt der Geist des Laudamus dazwischen,

der dem Kammerherrn eine gründliche Vorlesung über „die Verletzung des Reichsgrundgesetzes, Artikel Hirsenmus“ hält und durch „Metamorphosenzimmet“ die bedrohten Kinder in Thiere, den Kammerherrn mit Gemahlin in zwei Neuntödter verwandelt. Glücklicherweise kommt Jerum nicht dahinter, denn ein räthselhaftes „altes Weib mit der blauen Schürze, das immer bei jedem Leichenzug hinten zuletzt geht und mit den Kindern hinausging, weil sie alle sterben sollten“, hat in der Stadt eine merkwürdige Geschichte rundgetragen: „Herr von Neuntödter solle mit allen den Kindern auf der silbernen (Hirsenmus-) Schüssel das Wasser hinunter nach dem Orient gefahren sein, um eine Colonie anzulegen.“ Daß die guten Besserdicher und auch der böse Jerum diese Mär glauben, ist selbst in einem Märchen etwas stark. Nachdem die Frau mit der blauen Schürze den Bericht Fanferlieschen's bestätigt hat, läßt letztere den Jerum für seine Uebelthaten absetzen, übernimmt selbst die Regierung, verwandelt „alles hohe anwesende Horn-, Wollen- und Federvieh in die hoffnungsvollsten Ritter und Fräulein“ und läßt die glücklichen Paare schaarenweise copuliren. Der Schnupfen, den sie zwischen dem Regierungs-Antrittsfest und der allgemeinen Hochzeit durchmacht, wird uns mit liebevollstem Eingehen auf den interessanten Stoff genau beschrieben.

Dieser ganze erste Theil ist ein einziger großer Mißgriff. Kaum hier und da, als Oase in der Wüste der Langeweile und des gequälten Humors, ein gemüthliches Genrebild, ein treffendes Witzwort. Auch wenn uns nicht ausdrücklich bezeugt wäre, daß Brentano das „Fanferlieschen“ stark umgearbeitet hat[1]), würde aus innern Gründen dieser Schluß sich aufdrängen. Die jetzt vorliegende Fassung kann unmöglich eine Jugendarbeit sein. Das ist nicht mehr der Brentano, der „unbekümmert um künstlerische Rücksichten auf seinen Stoff losgeht und das Ganze klipp und klar herauszubringen sucht“[2]), sondern der alternde Dichter, der 1827 nicht aufhören kann, an seinen Märchen zu „flicken“ und zehn Jahre darauf den prächtigen Gockel so gründlich verdorben hat. Unter den zahlreichen Versen, in denen der Singsang von Sandalia und Femoralia eben so unermüdlich wie ermüdend sich breit macht, befinden sich wohl die schlechtesten, die Brentano jemals geschrieben hat, und das Lieblingsrequisit des Märchen-Erzählers, die zwischen Mensch und Thier schwankenden Figuren, hat er nirgendwo ungeschickter verwendet. Gottschall's scharfes Urtheil über diese „sonderbaren Arabesken“[3]) scheint mir viel mehr auf „Fanferlieschen“ als auf den Gockel zu passen. Vermuthlich bilden, ganz wie beim „großen Gockel“ und dem Tagebuch

[1]) Vgl. oben S. 16. — [2]) M. Koch 130. — [3]) Vgl. oben S. 38.

der Ahnfrau, zahlreiche persönliche Beziehungen den Schlüssel zu so vielen Stellen, die sonst lediglich kindisch erscheinen. Tief aus dem Herzen heraus geschrieben ist Fanferlieschen's Kirchhofslied (S. 328); es macht den Eindruck, als habe Brentano es vor einem Bilde des Gekreuzigten oder der schmerzhaften Mutter gedichtet und erst später mit der unvermeidlichen Schürzen- und Pantoffeln-Einleitung in das Märchen gezwängt. Das nächste, total verschiedene Gedicht (S. 331) ist ein plastisches Augenblicksbild von der Frankfurter Messe. Bei den Namen der in Thiere verwandelten und dann rückverwandelten Kinder (S. 365, 368) ist eine Menge deutscher Adelsgeschlechter in Mitleidenschaft gezogen. Vereinzelt begegnen auch litterarische Anspielungen und Anleihen. In dem Verzeichniß der Verse, mit denen Jerum's „Ehrenlied" nicht anfängt (S. 299), ist das Fastnachtsliedchen Havele Hane im Kinderlieder-Anhang zum Wunderhorn benutzt. Der „verrückt gewordene Uhrmacher Namens Bogs", nach dessen Anweisung Fanferlieschen ihre sympathetischen Uhren verfertigt (309), ist natürlich ein Doppelgänger des Uhrmachers BOGS, dessen „wunderbare Geschichte" Brentano und Görres einst vereint geschrieben hatten, den Namen des Helden aus den Anfangs- und End-Buchstaben ihrer eigenen Namen zusammensetzend. Der Schuster in dem „Terzett", welches unbegreiflicher Weise die Schuhmachermeister-Wittwen vor dem erkälteten Fanferlieschen anstimmen (S. 363: „Es war einmal ein Schuhmachergesell usw.") ist ein Vetter des Zimmergesellen im zweiten Band des Wunderhorn, der dem jungen Markgrafen ein Haus baut — in dem Märchen macht er der Markgräfin ein Paar schneeweiße Schuhe. Das bei der Regierungs-Antrittsfeier gesungene „Nationallied" (S. 359: „Koch Thee, Lieschen! Tritt auf dein Füßchen") finde ich in der Erzählung Schelmuffky's in Arnim's drei Erznarren [1]) erwähnt, wo von „allerlei gemeinen Tänzen, Gavotte, Kikebusch, Quadrille und koch Thee Lowischen" die Rede ist. Von den „sanften Liedern" (ebend.) ist das erste („Ach Schwester, die du sicher dich auf den Aesten wiegst") Sattler's „Klagende Nachtigall" [2]). Die Fassung des zweiten („Als ich auf meiner Bleiche das linke Bein entzwei") ist vollkommen unsinnig: Es ist der erste und letzte Vers der ersten Strophe eines Liedes aus J. A. Hiller's komischer Oper „Die Jagd", Text von Chr. Fel. Weiße, „Als ich auf meiner Bleiche ein Stückchen Garn begoß" [3]).

Mit der Verlegung der Scene tritt der Wechsel ein. Sobald Ursula von Bärwalde und der abgesetzte Jerum, der nicht mehr in

---

[1]) Werke XII, 95. — [2]) Vgl. Böhme, Volksthüml. Lieder der Deutschen S. 121.
[3]) Böhme 139.

Besserdich, sondern auf seinem Jagdschloß Munkelwust haust, in den Vordergrund treten und das unglückliche Fanferlieschen, dieses verzeichnete Mittelding zwischen Fee und alter Jungfer, zur Nebenfigur wird, nimmt die Erzählung einen ganz andern Charakter an. Basile wird Führer, allerdings nur für die rohen Umrisse (die Mädchenopfer, die Jerum dem „hölzernen Götzen Pumpelirio Holzebocke" bringt, dessen Prophezeihung, daß Fanferlieschen erblinden müsse, die Heirath Jerum's mit Ursula, die Freundschaft Ursula's mit dem Vogel Neuntödter, der sie rettet, als Jerum auch sie erstechen will, und die Einmauerung der unschuldigen Ursula), und im nächsten Abschnitt (S. 370—399) schreitet die Handlung rasch in scharf umrissenen Bildern fort.

Allerdings kommt man nicht zum ungemischten Genuß. Bei der Schilderung, wie Ursula die Werbung Jerum's annimmt und Besserdich verläßt, fällt Brentano noch einmal in den alten Ton zurück. Die Schilderung der Nacht, welche Ursula, den Bräutigam erwartend, in der Gesellschaft der von ihm ermordeten Mädchen verbringt, enthält eine Reihe echt dichterischer Momente; sie wäre vortrefflich, wenn die zahlreichen Verse nicht oft gar so gezwungen wären. Packend ist bei aller Bizarrerie die Einmauerungs-Scene, bei welcher Jerum's Werkzeuge erschlagen in dasselbe Grab stürzen, das sie für Ursula gegraben. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie ihre Qualität als Freimaurer nebst den Namen Mac und Benac (den sie mit zwei Katzen im erweiterten Gockel theilen) erst der spätern Umarbeitung verdanken, und daß die sämmtlichen freimaurerischen Reden und Verse in der ursprünglichen Fassung fehlten; aber auch jetzt noch macht der Dialog zwischen den beiden Verbrechern einen ganz andern Eindruck, als das endlose Geschwätz des ersten Theiles. Die „Frau mit der blauen Schürze" ist dies Mal nicht ungeschickt verwerthet: Benac vermißt sie, als er Ursula zum Grabe zu tragen vermeint, und dann erscheint sie, um ihn selbst zum Grabe zu geleiten. Ihr Lied (S. 339): „Alle Menschen müssen sterben" ist ein Kirchenlied von J. G. Albinus [1]), auch das andere (Dein Ende stell' dir stündlich vor) dürfte auf älterer Vorlage beruhen. Die erste Strophe des von Mac und Benac gesungenen Liedes „Laßt uns, ihr Brüder! Weisheit erhöhn" (S. 397) stimmt wörtlich mit einem Freimaurerlied von W. H. v. Dalberg überein, die weitern Strophen sind verschieden [2]).

Das Idyll des dritten Theiles, Ursula's Leben im Thurm von Munkelwust (S. 400—449), ist der beste Abschnitt des Märchens. Gewiß wäre er noch besser, wenn er halb so groß wäre, und ohne Zweifel hat in der ersten Fassung eine Menge Detailmalerei gefehlt,

[1]) Knie, Geistesblitze (Paderborn 1887) 815. — [2]) Böhme, Volksthüml. Lieder 225.

aber es ist eine einheitlich durchgeführte Episode, an der man sich erfreuen kann, und namentlich die Phantasie unschuldiger Kinder wird von diesem gemüthlichen Stillleben, von der Einrichtung des Thurmgemachs, von dem Verkehr der einsamen Frau mit den Vögeln, von der Taufe und Erziehung des kleinen Ursulus vollkommen befriedigt werden. Neben Basile's knapper Erzählung schwebte dem Dichter natürlich die Genovefa-Sage vor, in der ja die Freundschaft der Thiere für die Verfolgten und Unschuldigen so anmuthig hervortritt; sie wird auch gelegentlich erwähnt, doch begegnen keine directen Anklänge an das schöne Volksbuch. [1]) Wie weit die stark hervortretende religiöse Färbung erst nachträglich aufgetragen ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Ganz wird sie auch in der ersten Fassung nicht gefehlt haben, dafür war sie bei dieser Genovefa-Episode zu selbstverständlich, und als der mittlerweile fromm gewordene Dichter die Ueberarbeitung vornahm, konnte er gerade hier in einer Weise vorgehen, die so recht seiner neuen Geistesrichtung entsprach. Daher die Harmonie, die dieser Theil auch jetzt noch besitzt. Das der Genovefa-Legende fehlende humoristische Element wirkt durchaus nicht störend. Einmal klingt dazwischen die Erinnerung an ein religiöses Lied durch, das er im December 1816 schrieb, in der Zeit des Uebergangs von der Verzweifelung zum gläubigen Hoffen: Der „Engel in der Wüste" [2]), der dort den Verschmachtenden erquickt, ist hier zu der Jungfrau geworden, welche der im Traum durch die Wüste wandelnden jungen Mutter erscheint und sie mahnt, ihrem Kindchen die Nothtaufe zu geben (S. 435). Dem Wiegenlied Ursula's (S. 442) liegen zwei Kinder-Lieder aus dem Anhang zum Wunderhorn zu Grunde [3]). (Da oben auf dem Berge, Da rauscht der Wind — Vöglein auf der Wiege, Singst so klare Züge.)

Ueber den Rest des Märchens (S. 449—497) ist wenig zu sagen. Weit stärker als bisher tritt hier in einer langen Reihe von Einzelheiten die Verwandtschaft mit Basile zu Tage: Das Entweichen des Knaben Ursulus aus dem Thurm, seine Stellung als Günstling seines Vaters Jerum, die drei Proben, welche die böse Königin ihm auferlegt, die Blendung Fanferlieschens, der Tod des Götzen und seiner Schwester — alles und noch manches andere findet sich bei dem Neapolitaner klar vorgezeichnet. Vollständig neu ist das auch hier stark hervortretende religiöse Gefühl — wie viel davon auf Rechnung der Umarbeitung zu setzen ist, muß dahingestellt bleiben, nur der Schluß ist, wie schon er-

[1]) Vgl. die Historie von der h. Pfalzgräfin Genovefa im ersten Band von Simrock's Auserlesenen deutschen Volksbüchern.

[2]) Schriften I, 384.

[3]) Original-Ausgabe S. 60, 89.

wähnt, bestimmt spätern Ursprungs. Immer wieder bedauert man, daß der Verlust der ältern Fassung den Vergleich unmöglich macht[1]).

*

Durch ein seltsames Zusammentreffen erhalte ich die Correctur des vorstehenden Abschnitts an demselben Tage, an dem mir auch die in der Vorbemerkung beschriebene Böhmer'sche Abschrift von 1831 zugeht. Die aus derselben gewonnenen Ergebnisse kann ich um so eher in der Form eines Nachtrages folgen lassen, als sie in der Hauptsache die aus innern Gründen gezogenen Schlüsse bestätigen.

Ohne Einschränkung gilt dies für den ersten Theil (Abschrift Bl. 58—61^{v}). Die ersten 75 Druckseiten der Görres'schen Ausgabe (295 bis 370) schrumpfen in der Handschrift auf noch nicht acht Seiten zusammen. Die Vorgeschichte ist auf ein paar Worte beschränkt, etwas ausführlicher ist die Trauerfeier und Fanferlieschen's Rede an's Volk behandelt. Die Sandalia-Femoralia-Reimereien fehlen vollständig. Fanferlieschen ist eine „außerordentlich kluge Hexe", allerdings eine gute, und statt der Bärin Prinzessin Ursula von Bärwalde erscheint die Ziege Prinzessin Ziegesar von Boxtehude. Im übrigen verweise ich auf den Abdruck (Beilagen III). Jedenfalls haben wir hier eine ältere Fassung vor uns, jedoch habe ich selbst hier Zweifel, ob nicht schon Aenderungen aus späterer Zeit anzunehmen sind. Der Stil bei der Schilderung der Trauerfeier weicht stark von der vorausgehenden ganz knappen Erzählung ab, und fast mit Sicherheit weist auf die Verkoppelung zweier Redactionen ein kleiner culinarischer Widerspruch hin: bei dem Kinderfest essen die Kinder bald Hirsenmuß, bald Reisbrei. Letzterer dürfte zuerst auf dem Küchenzettel gestanden haben; später zog Brentano das Hirsenmuß vor, vielleicht nur um einen Reim für den Königsnamen Laudamus zu finden. Ich vermuthe sogar, daß auch dieser Namen von ihm erst später erfunden wurde: bei der ersten Erwähnung in der Abschrift hat der alte König überhaupt keinen Namen.

Keinesfalls liegt die Fortsetzung in der ältesten Gestalt vor. Unmittelbar ergibt sich dies gleich aus den ersten Zeilen, in denen plötzlich, ohne jede Ueberleitung, die Prinzessin Ziegesar durch Ursula von Bärwalde ersetzt wird. Erklärlich ist das nur unter der Annahme: Brentano hat schon vor 1831 (Datum der Abschrift) eine Umarbeitung gemacht, in welcher die Bärin an die Stelle der Ziege trat; aber entweder hat er versäumt, die Umarbeitung auch für den ersten Theil vorzunehmen,

[1]) Auch Baur (in Herrig's und Viehoff's Archiv 3. Bd., S. 203) „bedauert sehr, daß nicht auch das Fanferlieschen in der Urgestalt gerettet ist". Vgl. auch Arsten in den Blättern für litterar. Unterhaltung 1852, S. 1207.

oder — wahrscheinlicher — der Abschreiber hat Stücke der ersten und der zweiten Fassung verbunden.

Der zweite Theil steht in der Abschrift (Bl. 61v—69v) der gedruckten Fassung (Görres S. 370—399) erheblich näher, ist aber bei weitem nicht so lang; der Abschied Ursula's von Fanferlieschen (S. 372 bis 374) ist kurz zusammengefaßt, die nächsten Scenen (S. 375—391) stimmen fast genau, aber der Rest ist in der Abschrift mit wenigen Sätzen abgemacht. Von der „Frau mit der blauen Schürze" und den freimaurerischen Anspielungen enthält sie keine Spur.

Aehnlich ist das Verhältniß beim dritten Theil (Abschrift 69v—74v, Görres S. 400—449). Zunächst ist die Uebereinstimmung ziemlich genau, nur fehlen in der Abschrift wieder alle Sätze, die sich auf die „Frau mit der blauen Schürze" und die beiden Freimaurer Mac und Benac beziehen, und das Leben Ursula's im Thurm ist nicht entfernt so im einzelnen ausgemalt. Starke Erweiterungen hat der Umstand veranlaßt, daß Brentano nachträglich Lania, das Weibchen des Neuntödters, als tröstende Freundin der einsamen Prinzessin einführt, während sie in der Abschrift noch fehlt. So kommt es, daß einem ausgedehnten Abschnitt des Drucks (S. 411—428) in der Abschrift (Bl. 73v) nur wenige Zeilen entsprechen. Auch die häusliche Einrichtung des Thurmgefängnisses, die Taufe und Erziehung der kleinen Ursulus sind im Druck auseinandergezogen.

Im vierten und letzten Theil ist die Flucht des Ursulus aus dem Thurm noch stark erweitert (Abschrift Bl. 74v—76v, Druck S. 449 bis 461), der ganze Rest ist identisch (Abschrift 76v—89v, Druck S. 461 bis 497). Daß auch dieser Rest eine Umarbeitung des ursprünglichen Textes darstellt, wurde schon oben aus innern Gründen nachgewiesen; jetzt tritt noch hinzu, daß auch hier die Heldin einen andern Namen trägt als in der Einleitung des ältesten Textes, wie sie uns die Abschrift aufbewahrt hat.

Aehnlich wie beim Gockel, aber noch klarer und instructiver, treten also auch beim Fanferlieschen mindestens drei Bearbeitungen hervor: Erster kurzer Text, nur erhalten in der Einleitung der Abschrift; zweiter Text, erhalten in dem Rest der Abschrift, also spätestens 1831 entstanden; dritter Text, der Görres'sche Druck, dessen Zusätze erst nach 1831 entstanden sein könnten. Vermuthliche Entstehungszeit ist für den zweiten Text die zweite Hälfte der zwanziger Jahre, in der Brentano ja erwiesenermaßen mit der Bearbeitung der Märchen beschäftigt war, für den dritten Text das Ende der dreißiger Jahre, die Periode, in der er auch den Gockel zum letzten Mal erweiterte. Auch die „Frau mit der blauen Schürze" weist darauf hin.

Das ästhetische Urtheil wird bezüglich der letzten Erweiterungen des Gockel und des Fanferlieschen verschieden sein. Beim Gockel betrachte ich die Erweiterung von 1837 einfach als ein Unglück, beim Fanferlieschen ist zu unterscheiden: die maßlose Ausdehnung des ersten Theiles ist ein schwerer Fehler, die Ausmalung der Thurmscenen dagegen angemessen. Der Grund ist klar: hier schrieb Brentano erweiternd in demselben Stil, in dem auch der zweite Text geschrieben war, und welcher zu seiner religiösen Grundstimmung paßte, während die Verbindung mit dem Tagebuch der Ahnfrau ein fremdartiges Element in das schöne Gockelmärchen hineintrug.

6. Das echte Rheinmärchen.

Ein ganz anderes Ergebniß, als bei den „italienischen", hat die Untersuchung bei den „Rheinmärchen": Dort überall eine deutlich erkennbare, wenn auch noch so stark umgedichtete Vorlage, hier in der Hauptsache, so weit ersichtlich — eine Einschränkung, die ich allerdings betonen möchte — freie Erfindung oder doch die freieste Behandlung und Verbindung älterer Motive, die lediglich als Anhaltspunkte gedient haben. Wohlverstanden gilt dies nur von den Rheinmärchen im engern Sinne, also von den beiden eng verbundenen Erzählungen vom Müller Radlauf und vom Hause Staarenberg[1]), nicht von dem nur äußerlich in den Rahmen der Rheinmärchen eingeschobenen Märchen vom Murmelthier.

Wir haben oben (S. 6) gesehen, daß Brentano etwa 1811 die Ausarbeitung der Rheinmärchen begann, aber der Grundgedanke, die Verherrlichung des herrlichsten der deutschen Ströme, geht ohne Zweifel viel weiter zurück, noch über das Jahr 1802 hinaus, in welchem der in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre stehende Dichter mit seinem geliebten Arnim eine Rheinreise machte[2]). Ich weiß nicht, ob die Angabe[3]): „während dieses Aufenthaltes am Rhein, in Rüdesheim im Anblick des Binger Lochs, soll zuerst die Idee zum Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf dem Dichter aufgegangen sein," auf ein positives Zeugniß zurückgeht; vielleicht ist es nur eine Combination, aber

---

1) Märchen I, 1—355. Diel, Cl. Brentano's ausgewählte Schriften II, 73—324. In den Anmerkungen S. 606 bemerkt Diel zu dem Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf: „Einzelne in der Görres'schen Ausgabe vorkommende sinnstörende Fehler konnten wir mit Hülfe eines Exemplares aus der ehemaligen Bibliothek J. F. Böhmer's corrigiren und somit den ursprünglichen Text des Manuscriptes herstellen." Vielleicht ist darunter der verschwundene andere Band der Abschrift von 1831 zu verstehen.

2) Vgl. Steig 34. — 3) Diel-Kreiten 138. Max Koch a. a. O. 41.

eine kaum abweisbare: dafür ist der tiefe Eindruck, den diese fröhlichen Wandertage in der Gesellschaft des Herzensfreundes auf Brentano machten, zu manchfaltig und deutlich bezeugt. Schon im Godwi (1801) geht „Maria", d. h. Brentano, an den Rhein und schreibt[1]): „Vorige Nacht saß ich oben bey dem Schlosse der Gisella (der Brömserburg) und sah unter mir den Rhein und in der dunkeln Fluth den Mond und die Gestirne abgespiegelt und von den schäumenden Wellen gegen die Felsen geworfen, als würden sie zertrümmert." Wiederholt gedenkt er im „Frühlingskranz", den viele Jahre später seine Schwester Bettina aus ihren und des Bruders Briefen wand, jener seligen Tage, wo „der Frühling so schön war, der Rhein trug mich so gastfrei, Arnim hat mich so lieb"[2]). Er schwärmt von dem „herrlichen Abendschein über dem Rhein und vergißt nicht „den alten Bettler, der hier in der alten Ruine vom Schloß der Gisela Brömserin wohnt, das dicht am Rhein steht"[3]) — dorthin hat er die Mühle des Müllers Radlauf versetzt. Malerisch beschreibt Bettina[4]) die beiden Freunde: „Wie ich ihr (der Günderode) die Beschreibung machte von euch zwei, wie Armin so schlampig in seinem weiten Ueberrock, die Nath im Aermel aufgetrennt, mit dem Ziegenhainer, die Mütze mit halb abgerissenem Futter, das neben herausſah, du so fein und elegant, mit rothem Mützchen über deinen tausend schwarzen Locken, mit dem dünnen Röhrchen, einen lockenden Tabaksbeutel aus der Tasche" ꝛc.

Sie haben es beide nicht vergessen. Acht Jahre später hat Arnim in der letzten Novelle des Wintergartens[5]) von der Rheinreise geschwärmt, bei der Brentano mit seiner Guitarre „in fröhlichen Liedern zum ersten Mal die Gegend ihm ausgedeutet", und Brentano hat ihr im ersten Rheinmärchen ein schönes Denkmal gesetzt: Als „die Sonne eben ihre ersten Strahlen in den Rhein niedersinken ließ, der wie ein fließendes Gold zitterte," als „man an der Felswand das ganze Haus der Frau Lureley hinauf bis an den blauen Himmel sah," da „zog oben ein Schifflein und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andere traurig mit schwarzen Haaren"[6]). Es sind dieselben, wenn auch mit veränderter Haarfarbe, von denen Brentano Anfang 1803 in einem Brief an Arnim singt: „Es setzten zwei Vertraute Zum Rhein den Wanderstab, Der Braune trug die Laute, Das Lied der Blonde gab"[7]). Beide wecken im Wechselgesang das Echo am Hause der Frau Lureley. Das Lied des Schwarzen (Am Rheine fahr ich hin und her)

---

[1]) Godwi II, 441. — [2]) Clemens Brentano's Frühlingskranz. 2. Ausg. (Berlin 1853), S. 251. — [3]) Ebend. 51, 52. — [4]) Ebend. 255. — [5]) Werke XII, 243.
[6]) Märchen I, 146. — [7]) Steig, S. 66.

steht zum Theil in anderer Form auch im Frühlingskranz (S. 261) [1]; das Lied des Braunen (Die Sonne geht auf, Wonne, Wonne still in Schauern) ist aus dem „Morgengruß“ (erschien 1805 in Reichardt's Berliner Musikalischen Zeitung) und Arnim's Gedicht „Der freye Dichtergarten“ in der Tröstеinsamkeit entnommen [2].

Der Erinnerung an diese von Jugendlust und reiner Freundschaft verklärte Zeit verdankt die Rheindichtung eine Reihe von Kunstwerken edelster Art. Einige der prächtigen Lieder zum Lobe des Rheines, welche das Rheinmärchen beleben und meistens dem Helden desselben, dem Müller Radlauf, in den Mund gelegt sind, gehören zu Brentano's besten Schöpfungen, und man kann sich nur wundern, daß sie nahezu verschollen sind. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, sind sie wenigstens zum Theil ursprünglich ohne Zusammenhang mit dem Märchen gedichtet worden, denn mehrere von ihnen finden sich auch in etwas anderer, von der Beziehung zum Märchen losgelöster Form vor. Gleich der wundervolle Gruß Radlauf's an den geliebten Strom („Nun gute Nacht! mein Leben, du alter, treuer Rhein!“) steht wörtlich sowohl im Märchen (I, 2) als in den Werken (II, 436). Desgleichen die schwungvollen Chöre und Einzellieder des rothen und des weißen Main und ihrer Nebenflüsse, der „vielen schönen Nymphen, ihrer Gespielinnen, Geliebten und Bräute“ [3] („Himmel oben, Himmel unten, Stern und Mond in Wellen lacht“). Dagegen sind die beiden Lieder Radlauf's bei der Rückkehr zum Rhein in doppelter Fassung vorhanden: das eine („Wie klinget die Welle“, Märchen I, 154) kehrt (Werke II, 439) unter dem Titel „Heimathsgefühl“ wieder, doch fehlt hier die auf Radlauf's Mühle bezügliche siebente Strophe; die fünf ersten Strophen des andern (Märchen I, 332: „Weiß ich gleich nicht mehr, wo hausen“) decken sich wörtlich mit der „Rückkehr an den Rhein“ (Werke II, 86), aber die drei letzten in den Gang des Märchens einschlagenden Strophen fehlen. Bei dieser Gelegenheit sei angefügt, daß das Lied Ameleya's (Märchen I, 42: „Da drunten am treulieben Rheine“) eine Umdichtung von „Müllers Abschied“ im Wunderhorn ist; an den Eingang desselben Gedichtes („Da droben auf jenem Berge“) erinnert auch Radlauf's Antwort: „Da droben auf jenem Schlosse“.

Die Rheinlandschaft bildet im „Müller Radlauf“ den Hintergrund einer Erzählung, bei welcher drei Sagenstoffe eng ineinander verwebt erscheinen: Die Rattenfänger-, Hatto- und Loreley-Sage. Die erste hat

---

[1] Fast unleserliche Concepte, die dem Text im Frühlingskranz näher stehen, fand ich in Janssen's Nachlaß auf einem Theaterzettel aus dem Prairial X. — [2] Vergl. Steig 115 und Pfaff, Tröstеinsamkeit XLIX. — [3] Märchen I, 128. Werke II, 430.

Brentano von der Weser an den Rhein verpflanzt, die zweite fand er dort vor, die dritte hat er wenigstens in der Hauptsache selbst geschaffen.

Die Rattenfänger-Sage schwebte Brentano vermuthlich in der Fassung des kleinen Gedichtes vor, das er selbst im ersten Band des Wunderhorn veröffentlicht hatte. Dort finden sich die Hauptzüge übereinstimmend: Der Wundermann ersäuft die Ratzen und Mäuse von Hameln in der Weser, der Rath will ihm sein Wort nicht halten, er wird verfolgt, statt belohnt, und rächt sich, indem er „wohl einhundert schöne Kind" zusammenpfeift und in das Wassergrab lockt. Auch die Gelegenheit zur Rache wird hier und dort gleichmäßig gewählt: „Die Stadt, von solcher Noth befreiet Im großen Dankfest sich erfreuet, Im Betstuhl saßen alle Leut, Es läuten alle Glocken weit," womit die Schilderung Märchen I, 60 ff. zu vergleichen ist. An die Stelle des Raths von Hameln tritt der böse König Hatto von Mainz, der Rattenfänger spaltet sich in mehrere Personen: Radlauf, dem der König schon ein Mal sein Wort gebrochen hat, ruft mit der vom Vater Rhein ihm geschenkten Pfeife die Mäuse herbei, läßt sich aber von dem treulosen Hatto das kostbare Instrument ablocken, und dieser läßt durch den Bettelvogt die Mäuse in den Rhein pfeifen. Die Rolle des Rächers übernimmt dann Radlauf's Stiefbruder, der Prinz Mausohr von Trier; zuerst bekommt er eine Rohrpfeife, deren Ton die Mainzer Kinder in den Rhein folgen müssen, wobei leider auch seine zukünftige Schwägerin Ameleya ertrinkt; als dann Hatto neue Frevelthat begeht, pfeift ihm sein in den Rattenkönig verwandelter Vater die zum Kriegszug gegen Mainz erforderlichen Nagethiere zusammen.

Der Grund der Verbindung der Rattenfänger- mit der Hatto-Sage liegt auf der Hand: Die Mäuse hüben und drüben bilden das Bindeglied. Ob von den zahllosen Versionen der tief in's Mittelalter zurückreichenden Fabel, welche erst im 15. Jahrhundert, soweit erkennbar, in Mainz localisirt und an den Namen des dortigen Erzbischofes Hatto geknüpft wurde [1]), eine bestimmte Brentano vorgelegen hat, weiß ich nicht zu sagen. Vermuthlich hat er sich nur an die allgemein bekannten Grundzüge des beliebten Stoffes gehalten. Nicht benutzt ist jedenfalls ein kurz vorher (1791) in zwei Bänden anonym erschienener werthloser Roman „Hatto von Mainz", in dem sich nur die kurze Notiz findet, Hatto sei von den Mäusen gefressen worden. Brentano hat dann das Mäuse-Motiv ausgesponnen und eng mit Radlauf's Familiengeschichte verschlungen — Beziehungen, die erst im Haus Staarenberg ihre Er-

1) Vergl. hierüber die Nachweise von A. Kaufmann (Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein XIX, 48) und Will (Pick's Monatsschr. für rhein.-westfäl. Gesch. I, 208).

klärung finden. Da erscheint sein von der Loreley zur Strafe für Neugier und Wortbruch in den „Rattenkönig" verwandelter Vater Christel von Staarenberg, sein Bruder Prinz Philipp, das „Weißmäuschen", seine Stiefbrüder die Prinzen Rattenkahl und Mausohr[1]) von Trier, die Ratte wird zum Trierischen, die Katze zum Mainzer Wappenthier, und neben dem Mäusethurm wird die Burg Katzenellenbogen sowie die rheinischen Schlösser Katz und Maus nicht vergessen.

Und nun die Loreley! Noch immer wird darüber hin und hergeredet, ob er diese klassische Figur der rheinischen Sagenwelt „erfunden" habe oder nicht. In der bestimmtesten Weise versichert Stramberg[2]): „Die Romanze von der Lore Lay hat er in Jena gedichtet. In der bittersten Stimmung entwarf er das Bild einer Nixe[3]), die vom grausigen Felsen herab die Freier herbeilockt, den rheinischen Sagenkreis um ein Volksmärlein erweiternd, von dem das Volk nichts wußte." Damit kann nur die erste Brentano'sche Fassung der Sage, die in dem Roman Godwi (1801) erschienene Ballade „Zu Bacharach am Rheine Wohnt eine Zauberin" gemeint sein, aber der Zauber liegt nur in ihren Augen, sie ist „nur ein unglückliches Menschenkind"[4]) und nichts weniger als eine Nixe. Anscheinend sind Stramberg die beiden Balladen von Brentano und Heine durcheinander gerathen, und bei einer solchen Ungenauigkeit wird man auf sein ganzes Zeugniß nicht viel Werth legen. Das Urtheil Grisebach's[5]), Brentano's Loreley-Lied sei „kein Volkslied, sondern formell und inhaltlich eine freie Erfindung; aus dem einzigen gegebenen Motiv des Lore Lay-Felsens hat Brentano diese, übrigens an so manche ähnliche anklingende Sage hervorgezaubert," wird sich auf Böhmer's Versicherung stützen: „daß er die Lorelei auf keiner andern Grundlage als den Namen Lurlei erfunden habe, hat mir Clemens Brentano gesagt"[6]). Hier haben wir es mit einer eigenen Erklärung des Dichters zu thun, welche zu beanstanden kein Grund vorliegt, so lange nicht positive Gegenbeweise vorliegen. Rehorn[7]) freilich glaubt: „Die Vergleichung mit der später von A. Schreiber vorgetragenen ganz abweichenden Erzählung ergab die Wahrscheinlichkeit, daß Brentano mit

---

[1]) Dabei ist Brentano (Märchen I, 68—69) die Genealogie durcheinander gerathen: Er läßt Mausohr auf der Mäusethurm-Insel das Grab „seiner rechten Eltern" besuchen, während auf der folgenden Seite richtig „Mutter und Bruder" steht.

[2]) Rhein. Antiquarius II, 1, 112.

[3]) Vielleicht denkt Stramberg dabei an Brentano's Beziehungen zu Sophie Merau, die er gelegentlich eine schöne Hexe nannte. Vgl. Steig 78.

[4]) So richtig F. Rehorn, Die Lurleisage, in den Berichten des freien deutschen Hochstifts 1891, Seite 391. — [5]) Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung (1891) S. 144. — [6]) Janssen, Böhmer III, 379. — [7]) A. a. O. 390.

Anlehnung an gewisse Elemente der Sage vielleicht aus einer verblaßten Erinnerung eine neue Erzählung in freier Umgestaltung geschaffen habe. Von Brentano als dem Erfinder der Lurlei-Sage zu reden, ist schon darum irrig, weil aus seiner Dichtung die von Heine und andern Dichtern vorgetragene spätere Sage sich unmöglich entwickeln konnte." Ueber den zweiten Theil dieses Urtheils später, für den erstern vermisse ich die Begründung.

Erst neuerdings hat man den Versuch gemacht, jenen positiven Gegenbeweis zu erbringen. Im Vorwort zu seinen „Rheinischen Liedern" [1]) erzählt Hermann Bender, auf dem Speicher über dem Kelterhause seines Onkels Bender zu Rhens, das zu einem aus der Familie Mazza stammenden Hause gehörte, habe er ein altes Buch „mit gelblich braunen verschnörkelten Schriftzügen" gefunden: „Ich sah vor mir eine Aufzeichnung der alten Fischersage von der Ley der Lore, geschrieben von meinen Vorfahren, und unterzeichnet »Mazza« mit der Jahreszahl 1650; darunter waren 150 Jahre später einige auf die Sage und das Echo bezughabende Bemerkungen gesetzt mit der Unterschrift »J. Görres«. Die Mutter Josephs von Görres, eine geborene Mazza, und die Mutter meines Vaters waren Schwestern. Die Aufzeichnung von 1650 gibt die Sage in einer Gestalt, welche an die Dichtung Brentano's erinnert; letzterer hat jedoch ebensowenig wie später Heine den tiefpoetischen Schluß der Sage benutzt, und die vielverbreitete Meinung, er habe die Sage erfunden, ist ganz irrig . . . Auf mich machte jene Handschrift einen mächtigen Eindruck. Ich sah vor mir das Antlitz der holden Fey und hörte ihre Stimme überall, im Walde und im Garten des Gasthauses zum Königsstuhl, wo am Rhein der verfallene Thurm steht. Hier war ein Gefängniß der ehemals befestigten Stadt; in diesem Thurme saß die Lore gefangen, die Ankunft des Bischofs erwartend, der ob ihrer Schuld entscheiden sollte. — Dort sang ich das Lied von der schönen Lore."

Die Sache scheint klar: Alte Aufzeichnung, unterschrieben und datirt, aufgefunden am Ort, an dem die Sage spielt, durch Vererbung und verwandtschaftliche Beziehungen schließlich in die Hände des glücklichen Finders gerathen. Die Beweiskette ist geschlossen, es fehlt kein einziges Glied als — die Handschrift und das, was darin steht.

Denn hierüber schweigt das Vorwort Bender's. Abgesehen von den angeführten Sätzen, beschränkt er sich auf die Mittheilung, die von ihm gefundene Aufzeichnung lasse die Sage in Rhens spielen, woraus er schließt, die Sage könne in dieser Gestalt spätestens am Ende des

[1]) Köln u. Leipzig 1894, S. VI.

14. Jahrhunderts entstanden sein. Es ist schmerzlich zu bedauern, daß er auch nicht eine Zeile aus dem Text „der alten Fischersage“ anführt, und nicht einmal mittheilt, wo die alte Handschrift sich jetzt befindet. Ein Urkundenbeweis, bei dem die Urkunde nicht vorliegt — dem rheinischen Dichter mag es überflüssig erschienen sein, die Einleitung zu seinen Liedern mit so trockenen Dingen zu beschweren, aber die nüchterne Kritik kann nicht auf dieselben verzichten, und so lange ihr die Urkunde nicht vorliegt, muß sie das Referat über dieselbe unter Vorbehalt aufnehmen.

Wenn Bender uns sagt, daß „jene Handschrift einen mächtigen Eindruck auf ihn machte“, und daß er an Ort und Stelle das Lied von der schönen Lore schrieb, so liegt die Vermuthung nahe, daß er dasselbe in thunlichstem Anschluß an seinen Fund dichtete. Und nun vergleiche man Brentano's „Loreley“ von 1801 mit Bender's „Lied von der schönen Lore“, gedruckt 1894[1]): Der Hauptunterschied ist, daß jene aus 25 und dieses aus 34 Vierzeilern besteht. Versmaß, Personen, Führung der Handlung, fast alles und jedes ist identisch von Anfang bis zu Ende, und an einer Reihe von Stellen ist sogar der Wortlaut derselbe. Die Zeile „Zu Bacharach am Rheine“ eröffnet bei Brentano die erste, bei Bender die dritte Strophe; hier wie dort schlingt Lore die Männer in „Liebesbande“ und wird „vor geistliche Gewalt“ geladen; dort wie hier liegt der „Zauber“ in ihren Augen, sie „will sterben wie ein Christ“, und bevor sie „in's Kloster geht“, will sie „noch einmal sehen nach meines Liebes Schloß“ („noch einmal schauen das Schloß des Liebsten mein“). Das sind, wohlgemerkt, nur die sofort in die Augen springenden wörtlichen Anklänge.

Gegenüber der sonstigen Identität fallen die Abweichungen der beiden Balladen kaum in's Gewicht. Bender bezeichnet den von Brentano eingeführten Bischof als denjenigen von Köln, und verlegt die Verhandlung des geistlichen Gerichts nach Rhens, das in territorialer Beziehung zum Kölner Stift gehörte. Aber nicht zum Kölner Bisthum, und der Historiker wird nicht verfehlen anzumerken, daß ein zu Rhens gehaltenes geistliches Gericht über ein Mädchen von Bacharach ein Unding sei, da beide Orte im Bisthum Trier liegen; indessen, in einer „alten Fischersage“ — man sieht freilich nicht ein, inwiefern Bender's Lied von der schönen Lore eine Fischersage sein soll — mag ein solcher Lapsus passiren. Sonderbar ist auch der Bender eigenthümliche Umstand, daß der Bischof sich bei Lore erkundigt, weshalb sie „auf jenem Fels am Rhein bis tief in die Nacht hinein zu den Saiten sang“, denn

[1]) Rheinische Lieder S. 25 ff.

vorher ist von dieser Extravaganz mit keiner Silbe die Rede gewesen; fast möchte man annehmen, der Dichter habe hier die Situation der Heine'schen Loreley-Ballade copirt und irrthümlich den Lore-Felsen in die Nähe von Bacharach versetzt; später liegt er richtig bei St. Goar, aber dann fehlt jede poetische Erklärung, weshalb das Bacharacher Kind stundenweit auf die andere Rheinseite geht — die schöne Lore hätte das in der Nähe ihres Wohnortes bequemer haben können. Bender wirft Brentano vor, er habe „eben so wenig wie Heine den tiefpoetischen Schluß der Sage benutzt". Worin besteht denn dieser Schluß eigentlich? Daß Lore in den Rhein springt, kann man bei Bender wie bei Brentano lesen, und wenn jener uns dahinter mittheilt, man sehe auch heute noch „die Jungfrau in hellem Mondenschein hoch oben auf dem Stein sitzen", so ist das, mit einer kleinen Aenderung in der Tageszeit, Heine's „schönste Jungfrau", die „dort oben im Abendsonnenschein sitzet". Kurz, abgesehen von ein paar Kleinigkeiten, enthält Bender's Lied von der schönen Lore nichts, was nicht schon bei Brentano und nebenbei bei Heine zu lesen war, und daß ersterer sein mitunter sklavisch nachgeahmtes Vorbild war, ist geradezu mit Händen zu greifen. Aus einer gemeinsam benutzten Vorlage läßt sich die innige Verwandtschaft der beiden Balladen nicht erklären; ohne die Mittheilungen Bender's über seine Handschrift würde jeder Kritiker unbedingt zu dem Schluß gelangen, er habe lediglich eine Amplification des Brentano'schen Gedichtes mit einer Heine'schen Zuthat geliefert; manche ganz moderne Züge, die bei ihm wie bei Brentano identisch begegnen, können weder 1650 noch früher entstanden sein — kurz, bevor der Text der „Fischersage" in authentischer Form vorliegt, muß man den Bender'schen Angriff auf die Originalität der Brentano'schen Dichtung auf sich beruhen lassen.[1])

[1]) Vorstehendes war bereits geschrieben, als Hr. H. Bender, bei dem ich wegen des Verbleibs der Handschrift angefragt hatte, mir eingehend zu antworten die Freundlichkeit hatte. Hr. B. schickt eine längere Erklärung voraus, weshalb er lange Zeit das Mazza-Bender'sche Haus in Rhens nicht besucht habe und also nicht in der Lage gewesen sei, die Handschrift wieder einzusehen. Dann heißt es weiter: „Es war eine alte rheinische Chronik, die ersten Bogen fehlten, am Schlusse waren von dem gleichen rauhen Papier freie Bogen eingebunden und auf den beiden Innenseiten des letzten Bogens stand die Handschrift: Eine Fischersage, ein artig Märlein von der Lore. Das Buch war damals schon in schlechter Verfassung, und einzelne Stellen der Handschrift wurden, nachdem dieselbe gereinigt, befeuchtet, um die Schrift lesen zu können. Die Abschrift ist von der Hand meines verstorbenen Onkels und muß noch vorhanden sein. (Folgen Vermuthungen über den Verbleib der Handschrift sowie der Abschrift.) In meiner Dichtung habe ich Worte und Wortverbindungen sowie Redewendungen der alten Handschrift beibehalten, habe nichts zugefügt, aber auch nichts ausgelassen; ich habe nur gerundet und etwas Musik hinein gebracht." Ich sehe keinen Grund, wegen dieser Mittheilung ein Wort an meinen kritischen Bemerkungen zu ändern. Die „Vermuthung", daß B. sein Lied „in thunlichstem An-

In den Märchen — die Unterſuchung muß hier über den „Müller Radlauf“ hinausgreifen — hat Brentano den Stoff der Sage ſehr erheblich erweitert. Im „Müller Radlauf“ erſcheint Loreley noch nicht perſönlich; wir lernen ſie nur aus dem Bericht des „alten Waſſermanns“ in der tadellos poetiſchen Schilderung des Schloſſes kennen, in welchem der Vater Rhein wohnt und die ertrunkenen Mainzer Kinder behütet. Neben dem Bette des Stromgottes „war eine große und runde Oeffnung mit einem goldenen Gitter umgeben; es führten Stufen hinab, und unten ſah man rings eine Menge Bogengänge nach allen Seiten hinlaufen“, aus denen vielfarbiger Glanz hervorſchimmert:

An dieſem wunderbaren Ort
Da ruht der Nibelungen Hort . . .
Die ſieben Bogengänge führen
Zu ſieben reinen gold'nen Thüren,
Die ſieben Treppen dann berühren.
Und dieſe Treppen auf ſich winden,
Bis ſie in einem Saal verſchwinden,
Dem ſieben Kammern ſich verbinden.
Im Saal auf ſiebenfachen Thronen
Sitzt Lureley mit ſieben Kronen,
Rings ihre ſieben Töchter wohnen.
Frau Lureley die Zauberinne
Iſt ſchönes Leibs und kluger Sinne,
Hoch hebt ſich ihres Schloſſes Zinne.
Von innen aus der Maßen fein,
Von außen ſchroff ein Felſenſtein,
Umbrauſet von dem wilden Rhein.
Sie iſt die Hüterin vom Hort,
Sie lauſcht und horchet immerfort,
Und höret ſie ein lautes Wort,
Singt, thut ein Schiffer einen Schrei,
So ruft die Töchter ſie herbei
Und ſiebenfach ſchallt das Geſchrei
Zum Zeichen, daß ſie wachſam ſei. [1])

Man ſieht, das „unglückliche Menſchenkind“ der erſten Faſſung iſt verſchwunden, an ſeine Stelle iſt die ſchöne und kluge Waſſerfee getreten, „eine Tochter der Phantaſie“, wie der Waſſermann weiter erzählt, der Widerhall iſt ihr Vater, Echo, Accord und Reim ihre Geſchwiſter, ſieben Töchter helfen ihr den Hort der Nibelungen hüten. Wunderſchön iſt

ſchluß an ſeinen Fund dichtete“, wird ausdrücklich und in präciſeſter Form beſtätigt. Von einem Einfluß des Brentano'ſchen Gedichtes auf ſein eigenes ſagt er kein Wort — die weitgehende Uebereinſtimmung wird dadurch nur noch befremdlicher. Eine Erörterung der verſchiedenen möglichen Erklärungen (irrthümliche Altersbeſtimmung der Handſchrift uſw.) hat gegenwärtig keinen Zweck — die Handſchrift iſt nun einmal nicht da.

[1]) Märchen I, 141.

hier die Stelle beim Marner, daß „Der Nibelungenhort liegt in dem Lurlenberge", mit der frei geschaffenen Figur der Rhein-Nixe verbunden; diese „Verbindung steht einzig da unter den Dichtungen; keinen andern Dichter hat bisher dieses fruchtbare Motiv gelockt" [1]). Mit gemüthlichem Humor gedenkt der Wassermann der „vier alten Greise", die noch wissen, wer dem Rhein diesen Schatz geschenkt (Hagen, Docen und die beiden Grimm):

„Willst einen um den Schatz du fragen,
So werden alle vier dir sagen,
Daß sie ihn nicht in Rhein getragen.
Und werden drei von ihnen sterben,
So wird der viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben."

„In harmloser Weise, aber recht witzig hat sich Brentano über die eifrigen Bestrebungen der beginnenden Germanistik lustig gemacht" — man versteht nicht recht, weshalb im selben Athem dieser Scherz doch wieder ernst genommen und beigefügt wird: „Es waren ihm also doch nur »Scherben«, aus denen sich zur Noth ein buntes nettes Allerlei recht gut zusammen leimen ließ, die man aber schließlich doch wieder wegwarf." [2])

Wiederum neue Züge zeigt das Loreley-Bild im „Märchen vom Hause Staarenberg": Das Antlitz der Rhein-Nixe gewinnt jetzt menschliche Züge. Der Müller Radlauf, der im Schwarzwald seine verzauberten Ahnen gefunden, fährt im Sturm über den See: „Ich wendete meine Augen nach dem Fels, da sah ich eine wunderschöne junge Frau sitzen; ganz schwarz ihr Röcklein, weiß ihr Schleier, blond ihre Haare und in tiefster Trauer; sie weinte heftig, und kämmte ihre langen Haare . . . Das Schiff ward mitten in den Strudel geworfen . . . und das ganze Boot wurde von dem Strudel hinab geschlungen." [3]) Der Vergleich mit Heine's Loreley, die auf der „Spitze des Berges" sitzend „ihr goldenes Haar kämmt" und mit ihrem Singen bewirkt, daß „die

[1]) So Rehorn a. a. O. 391. Ob die Lesung „Lurlenberg" richtig ist, darauf kommt es hier nicht an. Ein sagenumwobener Ort war die Gegend der Loreley jedenfalls gegen Ende des Mittelalters. In der Beschreibung des Rheinlaufes (13. Elegie des 3. Buches der Amores, Nürnberger Ausgabe 1500, 4°. Fol. 54) erwähnt Conrad Celtes eine Stelle unterhalb Bacharach, wo der Strom reißenden Laufes durch ein gewundenes Thal fließt; tiefe Höhlen, in welchen Waldgeister (silvicolae dei) wohnen, werfen den Schall zurück, und man erzählt, ein Theil des Rheinwassers nehme von hier ab unterirdische Wege, um anderswo in starken Quellen wieder hervorzutreten.

[2]) So Pfaff in der Ausgabe von Arnim's Trösteinsamkeit S. XXVII. Auch Baur (in Herrig's und Viehoff's Archiv 3. Bd., S. 198) hätte es Brentano „gern erlassen, wenn er die ernsten Gelehrten eine etwas sonderbare Figur machen läßt".

[3]) Märchen I, 186.

Wellen Schiffer und Kahn verſchlingen", drängt ſich förmlich auf. Wer iſt hier Vorbild, wer Nachahmer? Hat Heine, bei dem wir ſo manche zweifelloſe Anklänge an Brentano finden [1]), die Märchen direct oder indirect im Manuſcript gekannt, als er, lange vor deren Druck, ſeine Loreley dichtete, oder hat Brentano dieſe Stelle erſt nachträglich dem Manuſcript eingefügt?

Auf dem Grunde des Sees findet Radlauf die Loreley mit ihren ſieben Töchterlein. Sie gibt ſich ihm als ſeine Mutter zu erkennen, aber erſt nach ſeiner Rückkehr an den Rhein erzählt ſie ihm ihre Geſchichte [2]). Als ſie „bei der Staarenberger Waſſerfrau erzogen wurde", hat ſie Chriſtel von Staarenberg kennen und lieben gelernt, und nach einem Probejahr im Laacher See darf ſie ſein Weib werden. Aber er darf nicht wiſſen, wer ſie iſt; darum „entleiht ſie Kleidung und Ausſehen von einem heſſiſchen Bauernmädchen, die ich auf meiner Reiſe im Walde Erdbeeren ſuchen ſah, und die an einem Brunnen, in dem ich übernachtete, heftig über ihre böſe Stiefmutter weinte". Das iſt die Hirtin Murmelthier im gleichnamigen Märchen, die nicht ohne ein gefülltes Körbchen Erdbeeren nach Hauſe kommen darf. Vermuthlich ſpielt hier eine Jugenderinnerung des Dichters mit, der Gedanke an „das wunderſchöne Erdbeermädchen", von dem er in einem Briefe an Arnim (Anfang 1805) ſpricht [3]). Unerkannt und unter der Bedingung, daß er nicht nach ihr forſche, läßt ſie ſich von Chriſtel heimführen — ſein Wortbruch und die Strafe iſt nur eine neue Form der Sage von der Nixe Meluſine, die Brentano wohl nicht erſt durch Tieck's Bearbeitung kennen zu lernen brauchte.

Eine Jugenderinnerung dürfte ferner bei dem Namen, aber auch nur bei dem Namen des Müllers Radlauf mitgeſpielt haben: Johann Gottlieb Radlof, „dieſer dürre Schatzmeiſter der deutſchen Sprache", von deſſen Anweſenheit in Heidelberg Brentano Ende 1805 in einem Briefe an Arnim berichtet [4]); mitgewirkt bei der Namengebung hat natürlich auch das Rad, das Mainzer Wappen, das der treue Müller als König von Mainz annimmt. Den Namen ſeiner Braut, „Amaleia traut", enthält die Liſte von Mädchen-Namen in dem Gedicht „Große Wäſche" im erſten Band des Wunderhorn.

Die ſpärlichen Anhaltspunkte, die Brentano in der deutſchen Sage vorfand, hat er mit einer Fülle phantaſtiſcher Erfindung umgeben. Als der „junge fromme Müllerburſche" Radlauf auf dem Damm ſeiner

---

[1]) Vgl. beſonders Keiter, Heinrich Heine. (Köln 1891) S. 44.

[2]) Märchen I, 339. — [3]) Steig, 125. — [4]) Steig 155. Vereinzelt heißt er auch im Märchen „Radlof".

Mühle bei Rüdesheim steht[1]), kommt von oben das Mainzer Königspaar mit seiner Tochter Ameleya gefahren, von unten aber die Königin von Trier mit ihrem Sohn Rattenkahl, der Ameleya heirathen soll. Gerade bei Rüdesheim begegnen sich die beiden Schiffe; die Mainzer Staatskatze springt auf das Trierer Schiff, um die Staatsratze von Trier zu fangen[2]), und es gibt einen großen Streit, bei dem das Trierer Schiff im Binger Loch zu Grunde geht und Ameleya und die Mainzer Krone in's Wasser fallen. Radlauf fischt beide auf, verspeist mit der Prinzessin seinen Staar, den schwarzen Hans, der sich mit einer Haarnadel Ameleya's ersticht und selbst dieses eigenthümliche Begräbniß verlangt hat, worauf beide zu einander in großer Liebe entbrennen. Sie ziehen zusammen nach Mainz und wollen den geizigen König beim Wort nehmen, der dem Retter seiner Tochter deren Hand und dem Finder der Krone die Nachfolge versprochen hat, aber Hatto nimmt Ameleya in Empfang und läßt dem Müller die Thüre vor der Nase zuschlagen. Auf den Rath des Vater Rhein geht Radlauf zum Bingerloch und schneidet sich eine Rohrpfeife, deren Ton den Rattenkönig und sein Volk herbeilockt. Nachdem er die Königin von Trier und ihren Sohn auf der Insel im Bingerloch begraben, zieht er gen Mainz und pfeift dem meineidigen König die Mäuse auf den Hals, bis dieser ihm alles verspricht, was er haben will; er ist aber so vertrauensselig, daß er seine Pfeife ausliefert, worauf Hatto die Mäuse in den Rhein pfeifen läßt und Radlauf in's Gefängniß wirft. Dort kommt der Rattenkönig zu ihm, läßt sich die Ohren zuhalten, um die Pfeife nicht zu hören, und entflieht mit ihm durch einen unterirdischen Gang. In seiner Mühle findet Radlauf das Testament des schwarzen Hans und reist in den Schwarwald, um den letzten Willen des Todten zu erfüllen.

Auf die falsche Nachricht, Hatto habe die Königin von Trier und den Prinzen Rattenkahl henken lassen, übernimmt die Rolle des Rächers

---

[1]) Der Anfang des Märchens ist mit kurzer Einleitung zuerst gedruckt in der Frankfurter Iris vom 31. December 1826 (S. 1242). Leider steht mir von der sehr selten gewordenen Zeitschrift nur ein unvollständiges Exemplar der Frankfurter Stadt-Bibliothek zur Verfügung, in welchem die Hälfte der betr. Nummer fehlt. Das erste Blatt enthält nur ein ganz kleines Stück des Märchens, bis zur zweiten Strophe des ersten Rheinliedes (Märchen S. 2). Die Uebereinstimmung mit der Görres'schen Ausgabe ist vollständig, nur lautet die vierte Zeile der ersten Strophe des Rheinliedes: „Schon im klaren Sternenschein", was bei Görres, dem Metrum entsprechend, in „Klar im Sternenschein" abgeändert ist.

[2]) Zu der komischen Abhandlung über die Entstehung der Wappen aus den „Hof- und Leib-Thieren" (S. 7 ff.) mag man die Spöttereien über „das heraldische Thiervolk" am Hof zu Darmstadt vergleichen, welche Bettina im Königsbuch der Frau Rath Goethe in den Mund legt. M. Koch, Arnim Brentano Görres II, 455.

Rattenkahl's kleiner Bruder Mausohr. Von einem als Schulmeister fungirenden Storch erhält er eine Pfeife, deren Klang alle Kinder folgen müssen, und während die Mainzer einen Dankgottesdienst für die Erlösung von der Mäuseplage halten, pfeift er ihre Kinder in den Rhein. Bei dem Versuch, ihr Pathenkind Ameleychen zu retten, ertrinkt auch Ameleya. Im Bingerloch findet er den Rattenkönig, der ihm das Grab seiner Mutter und seines Bruders zeigt, und bringt die Leichen nach Trier, wo er zum König gewählt wird.

Während die Mainzer um ihre Kinder trauern und mit der Hungersnoth kämpfen und durch den geizigen König vollends zur Verzweifelung gebracht werden, bereitet sich die Rettung vor im Haus der Eltern des kleinen Ameleychen, des Fischers Petrus, den Hatto mit andern Hungernden in's Kornhaus gesperrt hat, und seiner frommen Frau Marzibille. Werkzeuge der Rettung sind die kleinen Spielgenossen Ameleychen's, Weißmäuschen und Goldfischchen. Jenes holt von Trier den Prinzen Mausohr herbei, der mit einer gewaltigen Armee von Ratten und Mäusen Mainz von Hatto befreit und mit seinen Proviantcolonnen der Hungersnoth ein Ende macht; Hatto muß abziehen, läßt sich von seinen „Freimaurern" auf der Insel im Binger Loch den Mäusethurm bauen; als ihn aber die Königin mit der Staatskatze verläßt, wird der Thurm vom Rattenkönig erstürmt und der böse Hatto aufgefressen.

Unterdessen ist Goldfischchen den Rhein hinuntergeschwommen und gelangt im Geleit der Brüder Main und ihrer vierzehn Nixen in das prächtige Wasserschloß jenseits des Binger Lochs, wo die Prinzessin Ameleya und die ertrunkenen Mainzer Kinder wohlbehalten beim Vater Rhein wohnen. Dort erzählen die Main-Nymphen ihre Märchen, und als sie nichts mehr wissen, wird Goldfischchen mit der Botschaft nach Mainz zurückgeschickt: Für ein Märchen erhält Radlauf seine Braut, und jede Mainzer Mutter, die ihm folgt, bekommt ihr Kind zurück, „bis sie alle droben sind". Mit Radlauf's Rückkehr und seiner Ausrufung zum König von Mainz schließt die Rahmenerzählung „von dem Rhein und dem Müller Radlauf".

Gewiß haben wir es hier nicht mit einem Mustermärchen zu thun, dafür ist das Ganze viel zu unruhig. Allerhand Geister, Menschen mit Fleisch und Blut, Menschen mit thierischen Emblemen, wirkliche Thiere, die aber sprechen können, und Menschen, die in Thiere verwandelt sind, wirbeln bunt durcheinander. Es fehlt nicht an echtem Humor. Manche Einzelheiten sind von hinreißender Schönheit, ganz besonders sind die Scenen im Rheinschloß in Zeichnung und Colorit trefflich gelungen, dazwischen aber auch eine Menge barocker Einfälle, wie die wunderliche

Küchenzettel-Unterhaltung zwischen Radlauf und Ameleya (S. 25), mehr oder minder schwer verständliche Anspielungen, mißlungene Gedichte, bei denen der Reim das einzig Poetische ist und die durch den Abstand gegenüber tadellosen Liedern doppelt befremdlich wirken. Die schlimmste Partie ist die durch sieben Capitel (S. 54—123), nahezu die Hälfte des Ganzen, ausgesponnene Episode vom Prinzen Mausohr, und in ihr wiederum ist die Schilderung der „tapfern Soldaten" (S. 110 ff.) ein Muster, wie man Märchen nicht schreiben soll; für Kinder ist dieser gesuchte Witz ein Buch mit sieben Siegeln, und der Erwachsene wird möglichst rasch darüber hinweglesen. Wenn irgendwo, möchte man in diesen Capiteln an spätere Zuthaten glauben; dazu dürfte beispielsweise der Scherz über die Freimaurerei gehören, die nachweislich im Gockel und im Fanferlieschen erst nachträglich eine Stelle fand. Erschwert wird das Verständniß des Ganzen in hohem Grade noch durch den Umstand, daß die engen Beziehungen, in welchen viele der menschlichen und thierischen Figuren zu einander stehen, vollständig im Dunkeln bleiben. Die Aufklärung bringt erst das folgende Märchen.

7. Das Märchen von dem Hause Staarenberg.

War schon im „Müller Radlauf" die Handlung verwickelter und figurenreicher, als Charakter und Zweck des Märchens es eigentlich wünschen lassen, so gilt dies erst recht von Radlauf's Bericht über die Geschichte seines Hauses. Meines Wissens ist die Composition dieses Märchens einzig in ihrer Art: ich kenne kein anderes, in welchem eine Erzählung, die bereits in eine Rahmenerzählung eingeschoben ist, ihrerseits wieder den Rahmen für andere Erzählungen bildet. In den beiden ersten Capiteln schildert Radlauf, wie er seine Ahnherren und deren Frauen findet, in den folgenden läßt er seine fünf Ahnfrauen ihre Schicksale erzählen, und die erste Erzählung derselben bildet in gewissem Sinne wieder den Rahmen für die vier übrigen.

In den beiden verhältnißmäßig knappen Einleitungs-Capiteln (S. 163—205) ist der Märchenton gut getroffen. Mit den Gebeinen des „schwarzen Hans", seines zum Staar gewordenen Bruders, im Schwarzwald angekommen, trifft Radlauf zuerst seine Vatersschwester, die „Wurzelgrete"; sie führt ihn zu seinem Großvater, ihrem Vater Kohlengockel, beim Kantzenveitel und Grubenhansel sind wir bereits in der dritten und vierten Generation von der Vatersseite. Diese Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht, die auch sonst im deutschen Märchen

vorkommt, ist mit gemüthlichem Humor flott und lebendig beschrieben[1]). Ein echtes Märchenbild ist auch die Nacht, die Radlauf in der Mühle am Staarenberger See verbringt: sie sieht seiner Mühle am Rhein ähnlich wie ein Ei dem andern, aber als er nach alter Gewohnheit die Klingel zieht, um zur Arbeit zu wecken, erwachen die zwölf Mühlburschen als alte Männer, die vierzig Jahre geschlafen haben, nachdem sie an der Loreley gefrevelt. Als die verwünschten Knappen ihn und die drei Ahnherren über den See rudern, geht das Schiff an dem Felsen unter, auf dem die Loreley sitzt. In der Tiefe empfängt ihn Frau Loreley mit ihren sieben Töchterlein und führt ihn zu dem Saale, in welchem die drei Ahnherren sitzen, bei ihnen der älteste, Damon der Schäfer, dem, wie Barbarossa, der silberweiße Bart durch den Tisch gewachsen ist. Nachdem Radlauf, der erste aus dem Staarenberger Geschlecht, der dem Weibe seiner Liebe fest sein Wort gehalten, erschienen ist in der Burg der Väter, ist der auf dem Hause lastende Fluch gesühnt: singend neigen die vier Greise das Haupt zum ewigen Schlummer. Nun erscheinen ihre Frauen, Mondenschein, Edelstein, Phönix Federschein und Feuerschein, die mit je sieben Fräulein die wortbrüchigen, endlich erlösten Gatten zur letzten Ruhestätte geleiten. Als die vier ersten Fürsten von Staarenberg, Damon der Schäfer, Johannes der Bergmann, Veit der Vogler und Jacob der Köhler begraben sind, gibt Frau Loreley sich Radlauf als seine Mutter zu erkennen; der Zauber ist gebrochen: am See steht wieder das Staarenberger Schloß, und die wieder in Menschen verwandelten Staare begrüßen jubelnd den Fürstensohn; nachdem er die Mutter gebeten, den zwölf Knappen zu verzeihen und sie ihm als Begleiter zum Rheine mitzugeben, entläßt sie ihn liebevoll.

Auf der Heimreise zum Rhein belauscht Radlauf die vier Ahnfrauen, während sie ihren Jungfrauen die Geschichte ihrer Liebe und ihres Leides berichten. Die Erscheinung der ältesten, der Frau Mondenschein, ist eine der lieblichsten Scenen der sämmtlichen Märchen. Mit unnachahmlicher Anmuth schildert der Dichter den Abend am See, an dem „Frau Mondenschein über die Gipfel der Bäume daherwandelte; die Zweige, die sie berührt, schimmerten mit silbernem Glanz und die Nachtigallen begannen in den Büschen zu singen. Als die wunderbare Frau mit ihren Gespielen auf den Grashalmen und Blumenkelchen hinwandelte, erwachten die Heimchen, die Quellen murmelten traulich und

[1]) Wenn (S. 170) Kautzenveitel singt: „Ich bin erst hundert Jahre alt, unschuldig und nichts weiter," so macht er eine Anleihe bei Claudius, dessen Phidile erzählt: „Ich war erst sechszehn Sommer alt, unschuldig und nichts weiter." Vgl. Böhme, Volksthüml. Lieder 123.

das Echo zitterte das träumende Luſtgeräuſch wieder.“ Die ſieben Mägdlein bewachen und ſchmücken den Tanzplatz der Mondelfen — wer einen Blick in Shakeſpeare's Sommernachtstraum (2. Aufzug, 1. und 2. Scene) wirft, wird nicht zweifeln, daß Titania und ihre Elfen hier als Vorbilder gedient haben; ſelbſt wörtliche Anklänge fehlen nicht.

Als die ſieben Mägdlein ſingend ihres Amtes gewaltet, beginnt der Tanz, und dann erzählt Frau Mondenſchein den Geſpielen, „was ſie ſchon vierhundert Jahre lang ſo traurig macht“. Es iſt eine lange Geſchichte (S. 212—260), deren breitſpurige, bizarre Manier im befremdlichſten Gegenſatz zu der duftigen Einleitung ſteht. Nur der Anfang, die Begegnung Mondenſchein's mit dem ſchönen Schäfer Damon auf der Bergwieſe, iſt noch im frühern Stil gehalten. Dann beginnt die Phantaſie des Dichters die gewagteſten Sprünge. Das Liebespaar wird durch einen plötzlich entſtehenden Strom verhindert[1]), die Bergwieſe zu verlaſſen und flüchtet in eine von Staaren bewohnte Höhle. Damon nährt ſich von Staaren-Eiern und ißt auch das „Schickſals-Ei“ der Staarenkönigin Aglaſter (Elſter)[2]). Dieſe iſt troſtlos über die That des „tölpelhaften Schäfers“, der „mit dieſem Ei den künftigen Regenten des Staarenvolkes vernichtet hat“, aber das Staarenvolk läßt ſich von Mondenſchein bereden, Damon zu gehorchen, „mit welchem ſich dieſes Schickſals-Ei verbunden hat“, denn dann wird Mondenſchein ſie in Menſchen verwandeln und ſie ſollen „Weizen und Korn bauen und Weinbeer eſſen“. Die erzürnte Aglaſter ruft den Ciſiojanus herbei. Den Namen dieſes auf mehrern Druckſeiten mit peinlichſter Genauigkeit beſchriebenen wunderlichen Herrn hat Brentano den hexametriſchen Gedenkverſen entnommen, in denen mittelalterliche Verskünſtler die Feſte zuſammenzuſtellen pflegten: Cisio (= Circumcisio Domini) und Janus ſtehen ſtets an der Spitze. In der Begleitung dieſes Kalendermanns erſcheint das nicht minder wunderliche Aderlaßmännchen — eine Verbindung, die ſich aus den Vorſchriften über das Aderlaſſen erklärt, mit denen das Mittelalter und auch die ſpätere Zeit den Kalender zu ſchmücken pflegte[3]). Anſcheinend hat das Aderlaßmännchen irgend eine Rolle in der Brentano'ſchen Familien-Tradition geſpielt, wenigſtens wird es gelegentlich auch von Bettina erwähnt[4]).

[1]) Dieſen Zug hat Brentano wohl dem dritten Capitel der Fouqué'ſchen Undine entnommen. — [2]) Sollte ihn bei der Wahl des Namens nicht die Erinnerung an den Pfarrer von Aglaſterhauſen bei Mosbach beeinflußt haben, den er 1806 als einen ſeiner Contribuenten zum Wunderhorn erwähnt? Steig a. a. O. 160.

[3]) Vgl. z. B. Alberdingk-Thijm, Kalender en Gezondheidsregels, Gent 1893.

[4]) In Bettina's Königsbuch erzählt die Frau Rath: „Da fiel mir der Thürklopper ein von unſerm Aderlaßmännchen, dem Herrn Unſer“ ꝛc. M. Koch, Arnim Brentano Görres II, 451.

Mit wachsendem Erstaunen liest man den tiefsinnigen astrologischen Vortrag, welchen Cisiojanus, „der treueste Diener“ des Staarenbergischen Hauses, „Resident und Geschäftsträger desselben bei den hohen himmlischen Häusern und dem Thierkreis des Herrn Sternenreichs“, in der Staarenhöhle über „die geheime, treulose, intrigante Politik des Mondhofs“ hält. Da die Gestirne die Gefahr angedeutet haben, daß durch die Nachkommen der Prinzessin Aglaster „ein gänzlicher Umsturz des königlichen Hauses erfolgen könne“, ist auf Grund eines Familienraths-Beschlusses Aglaster „in einen Staarenvogel mit Beibehaltung königlicher Würde verwandelt und einem melancholisch gewordenen Forstjunker Picus de Mirandola Hochdero königlichen Hauses anvertraut“ worden. Leider hat „dieser ausgezeichnete, nur etwas überspannte Mann“ sich gegen alles Erwarten in Aglaster verliebt und sich aus Zuneigung zu ihr ebenfalls in einen Staar verwandelt. Um weiteres Unheil zu verhüten, wird er „von einem königlichen Kammerjäger“ erschossen, aber das Schicksals-Ei ist schon gelegt, und damit es wenigstens nicht ausgebrütet werden kann, leitet der Kammerjäger den Bergstrom vor den Eingang der Staarenhöhle. Nun aber hat der Schäfer Damon das Ei und mit ihm das Schicksal verschluckt. Frau Aglaster ist durch diese Enthüllungen tief entrüstet, sie verdammt den Stamm des Schäfers „mit ernstem Fluch zu Staarenart“ mit „Neugier und Sucht nach Glanz, Leichtsinn und Plauderei“, und spießt sich an einer Lanzette auf, die Cisiojanus im Munde trägt. Kaltblütig fährt dieser in seinem Vortrag fort, gibt in einer Menge von schlechten Versen Prophezeiungen über die Schicksale des Hauses Staarenberg zum besten, Mondenschein verwandelt ihn in eine Katze, welche die verstorbene Frau Aglaster auffrißt, und „das Aderlaßmännlein ritt auf der Katze als Courier nach Hause, die Nachricht zu melden; erhielt aber ein so schlechtes Trinkgeld, daß er später Leib-Chirurg beim hinkenden Boten und endlich gar Blutigel geworden“.

Diese Cisiojanus-Scene, die selbst dem wohlwollenden Guido Görres einen milden Tadel [1]) abzwang, ist ein abschreckendes Beispiel, wohin Brentano gerieth, wenn er seinen Schrullen die Zügel schießen ließ. Die Hauptschuld an der Verirrung wird wohl irgend ein alter Kalender tragen, welcher namentlich für einen Theil der Prophezeihungen des Cisiojanus die Quelle gewesen sein wird. Ohne Zweifel ist Brentano aber, wenn auch nur in ganz loser Verbindung, einer ältern Sage gefolgt. Schon in Ovid's Metamorphosen (XIV, 320) begegnet uns Picus, der Sohn des Saturn, Gatte der Nymphe Canens, der

[1]) Märchen, Vorwort LIII.

Tochter der Venilia und des Janus. Auf der Jagd sieht ihn Circe, die Tochter des Sol, als er sie verschmäht, berührt sie ihn mit einem Stabe, und er wird in einen Specht, seine Begleiter in sonstige Thiere verwandelt. Daß Brentano diese Stelle kannte, wissen wir von ihm selbst[1]). Die Aehnlichkeit ist bei allen Abweichungen unverkennbar. Daß der italienische Philosoph Picus von Mirandola in diese seltsame Gesellschaft gerieth, hat er natürlich nur seinem Namen zu verdanken. Seine angebliche „Preisschrift von der Einheit der vier Elemente" (Märchen I, 231) wird eine Reminiscenz an seine Abhandlung De ente et uno sein.

Es fällt mir schwer, anzunehmen, daß diese über 20 Druckseiten füllende Cisiojanus-Scene vollständig schon im ersten Entwurf des Märchens gestanden habe, der ganze Rest der Erzählung der Frau Mondenschein (S. 240—60) füllt nicht ein Mal diesen Raum. Mit ausschweifender Phantasie, aber nicht ohne Humor, wird der Besuch Mondenschein's und ihres Bräutigams Damon bei ihrem Vater, dem Mondmann, und dessen Mutter geschildert, die über dem Thierkreis wohnt und gerade „einen alten Kometenschweif auskämmt". Der Mondmann ist sofort mit dem irdischen Schwiegersohn einverstanden, der ihm die Sterne hüten soll, die Alte aber will von „solch einem Vagabunden, Poeten, Landstreicher, so einem Schäfer" nichts wissen, geräth mit den vier Elementen, die zu einem Spielpartiechen kommen, über die Mesalliance in einen ernstlichen Streit und wünscht ihnen, daß alle ihre Töchter ebenfalls Mißheiraten thun. Damon und Mondenschein werden ein glückliches Paar auf der Burg Staarenberg, aber er muß schwören, ihr nicht nachzuforschen, wenn sie ihn jedes Mal beim letzten Viertel des Mondes verläßt. Ungetrübt bleibt ihr Glück, bis Damon durch Vermittlung seines Söhnchens Johannes die Frau Erde kennen lernt, die in einer Krystallhöhle mit dem Affen Trismegistus Schach spielt. „Dieser war ein ehemaliger Spion des Cisiojanus bei dem Forstjunker Picus in der Staarenhöhle gewesen, und war ganz im Bunde, Damon und seine Nachkommen irre zu führen." Trismegistus weckt in Damon die Neugier, was sein Weib während seiner Abwesenheit treibe; er sieht Mondenschein, wie sie sich im Lichtsee reinigt, und wird von ihr verflucht: „Gehe hin zur Erde, dein Bart halte dich dort fest, bis ich ihn dir wieder löse."

Mit dem Grundgedanken des Märchens von der schönen Melusine, deren Gemahl sie verliert, weil er sie zur verbotenen Zeit sucht, sind hier andere Vorstellungen verbunden. Mondenschein, die Tochter des

[1]) Anmerkungen zur Gründung Prags, Gesamm. Schriften VI, 434.

Mondmannes, die mit Pfeil, Bogen und Hunden die Sternenheerde gegen den großen und kleinen Bären beschützt (Märchen I, 257), ist die jagdfrohe Mondgöttin Diana, trägt aber auch Züge einer slavischen Göttin. Triglava, „die Nacht des Himmels", die Gemahlin des Tschart, pflegt alle Monate zu baden. Sie soll von den Leschien (Satyren) überfallen werden, der Hirt Kotar warnt sie, „sie gewann ihn darum lieb und setzte ihn in den Mond". So Brentano selbst in den Anmerkungen zur Gründung Prag's [1]) — der Zusammenhang ist augenfällig. Uralt ist auch die von Brentano (Märchen I, 242 ff.) ganz drollig erzählte Anekdote vom Mond, der nackt am Himmel herumläuft, weil er kein passendes Kleid hat. Bei Grimm [2]) lesen wir das „griechische Kindermärchen" kurz in folgender Gestalt: „Der Mond bat seine Mutter, ihm ein Röcklein zu weben, das ihm recht wäre. Die Mutter sagt: Wie kann ich dir's recht machen, da du bald Vollmond, dann wieder Halbmond und Neumond bist?" Unbekannt ist mir, woher Brentano die im weitern Verlauf breit ausgeführte Figur des Affen Trismegistus hat; erwähnt sei nur, daß in der „Tröst-Einsamkeit" [3]) Görres ein Mal „die smaragdene Tafel des Hermes Trismegistus" erwähnt.

Die Erzählung der Frau Mondenschein beansprucht im Märchen vom Hause Staarenberg verhältnißmäßig weitaus den größten Raum und hätte eine Kürzung sehr wohl vertragen können. Aber Brentano hat umgekehrt noch an einer Erweiterung gearbeitet. Im Böhmer'schen Nachlaß befindet sich ein großes Folioblatt „Aus den Rheinmärchen" [4]). Datirt ist es nicht; man wird den Inhalt frühestens 1827 zu setzen haben, zu welcher Zeit Brentano an seinen Märchen „flickte". Das Fragment ist ein instructives, aber nicht erfreuliches Beispiel, wie er das machte: ein unendlicher Bericht, wie Frau Mondenschein zu ihren sieben Mägdlein kommt — sie sind ein Geschenk ihrer Großmutter, die sie damit für den Verlust des geliebten Damon trösten will [5]) — von einer rosenrothen Spinne, die aber eigentlich gar nicht existirt, sondern nur ein Jugendtraum „einer Jungfrau in einem grauen Einsiedlerröckchen" ist; diese heißt Lilinu, wohnt in einer Höhle und ist die tröstende Freundin eines im anstoßenden Schachte arbeitenden Bergmannes. Hier liegen offenbar persönliche Beziehungen zu Grunde. Ohne Zweifel ist unter Lilinu Luise Hensel zu verstehen, die er in einem Briefe vom Spätherbst 1816 (Briefe I, 203) mit einer „kleinen rosenrothen Spinne am Thurmfenster" vergleicht; darauf deutet auch der Anklang des Namens an den Scherznamen „Lieb Linum", mit dem Brentano die Freundin be-

---

[1]) Gesammelte Schriften VI, 426. — [2]) Kinder- und Hausmärchen III, 347. — [3]) Pfaff'sche Ausgabe 191. — [4]) Abgedruckt Beilagen IV. — [5]) Vgl. Märchen I, 260.

zeichnet [1]). Daß am Schluß des Fragments Lilinu als todt bezeichnet wird, während Luise Hensel erst 1876 gestorben ist, bildet keinen Gegenbeweis — solche absichtliche Irreführung des Lesers kommt ja auch sonst bei Brentano vor [2]). Auf das engste hängt das Fragment mit dem Briefe zusammen, den Brentano im December 1816, mitten in der Krisis seines inneren Lebens, an Luise Hensel richtete (Briefe I, 204, besonders S. 211—12): bis in Kleinigkeiten hinein läßt sich die Aehnlichkeit verfolgen. Der Bergmann ist offenbar niemand als Brentano selbst. Wenn derselbe klagt: „Ich arbeite immer vergebens, die Wände stürzen immer wieder ein," wer denkt dann nicht an den erschütternden „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe", den Brentano dem Briefe an Luise einfügte:

Meister, ohne dein Erbarmen
Muß im Abgrund ich verzagen,
Willst du nicht mit starken Armen
Mich empor zum Lichte tragen.
Weh! Durch gift'ge Erdenlagen,
Wie die Zeit sie angeschwemmet,
Habe ich den Schacht geschlagen,
Und er ist nur schwach verdämmet.
Immer stürzen mir die Wände,
Jede Schicht hat mich belogen,
Und die arbeitblut'gen Hände
Brennen in den bittern Wogen.

Das Fragment, dichterisch unbedeutend, mit seiner breitspurigen Manier und seiner verschwommenen Symbolik, zeigt schon den Charakter der letzten Erweiterungen des Gockel, ist, wie diese, im Stil des Tagebuchs der Ahnfrau gehalten; daß es nicht in die Schluß-Redaction des Rheinmärchens hineingekommen ist, kann nur als ein Glück bezeichnet werden.

Weit kürzer, auf zusammen noch nicht hundert Seiten, sind die folgenden vier Generationen des Hauses Staarenberg behandelt. Es ist ein consequent durchgeführter Plan, wie wir ihn kaum anderswo in Brentano's Dichtungen finden: Die vier Fürsten verbinden sich, einer nach dem andern, mit den Töchtern der vier Elemente; an jedem offenbart sich der Fluch der Staarenkönigin, alle führt die Neugier in's Verderben, jeder hat eine verhängnißvolle Leidenschaft, jedes Mal entsprechend dem elementarischen Ursprung der Fee, die er sich erwählt. Die stete Wiederholung des Meluſinen-Motivs wirkt auf die Dauer eintönig, um so mehr, als die Verknüpfung der einzelnen, jedes Mal der betreffenden Fee in den Mund gelegten Erzählungen mehrfach

[1]) Vgl. oben 51. — [2]) Vgl. oben. S. 32. 45.

Wiederholungen veranlaßt, aber der ganze Complex zeigt doch eine sehr bemerkenswerthe Kraft und Fülle der Erfindung, und wenn auch anfangs der curiose Affe Trismegistus noch mehr wie wünschenswerth in den Vordergrund tritt, ist doch die verschwommene Phantastik der Erzählung der Frau Mondenschein im ganzen glücklich vermieden.

Der Grundgedanke der vierfachen Erzählung, die Verbindung der Menschenkinder mit freundlichen Elementargeistern, ist nicht neu. Er findet sich z. B. in der pseudo-paracelsischen Schrift Liber de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris [1]), für die im zweiten Tractat auch die Namen Undina, Sylvestres, Gnomi und Vulcani oder Aetnaei begegnen. Das seltsame Buch, dem bekanntlich Fouqué die Idee seines Undine-Märchens entnahm, führt aus, daß diese Elementarwesen Mittelwesen seien zwischen Geistern und Menschen; sie essen, trinken, kleiden sich, haben Fleisch und Blut, aber keine Seele. Von den Nymphen steht es vollkommen fest, daß sie sich mit Menschen verheirathen und dann eine Seele bekommen. Seltener verbinden sich durch die Ehe mit dem Menschen die Luft- und Erdgeister, niemals die Feuergeister, welche dem Menschen nur dienen. Wer ein solches Elementarwesen zum Weibe hat, der hüte sich, dasselbe in der Nähe seines Elementes zu reizen; geschieht z. B. die Beleidigung einer Nymphe in der Nähe des Wassers, so kann sie darin verschwinden; der zurückbleibende Mann aber bleibt an sie gefesselt, und heirathet er wieder, so kehrt sie zurück, um ihm den Tod zu bringen.

Eine allgemeine Aehnlichkeit ist unverkennbar, aber eine directe Benutzung scheint nicht stattgefunden zu haben, und alles Suchen nach einer in irgendwie größerm Umfang benutzten Vorlage ist vergeblich geblieben. Es lag nahe, bei diesen Feengeschichten an die französische Sammlung Cabinet des Fées zu denken, die Jacob Grimm [2]) ein Mal mit dem Wunsche erwähnt, Brentano möge „das Gute herausnehmen". Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß Brentano sie gekannt hat [3]), aber eine, allerdings rasche Durchmusterung der 41 Bände (Amsterdam 1785 ff.) ergab nicht den mindesten Anhaltspunkt, um eine Benutzung für die Rheinmärchen anzunehmen. Nur an einzelnen Stellen tritt eine schwache Anlehnung an bekannte Sagenstoffe hervor, besonders an solche, die Brentano auch in anderm Zusammenhang verwerthet hat. Wir hören vom Stein der Weisen, der Springwurzel und dem rothen Hahn [4]), aber diese Sagen-Elemente sind nur gelegentlich

[1]) Paracelsi Opera. Genfer Ausgabe. tom. II (1658). p. 388 ff.

[2]) Jacob an Wilhelm 3. September 1809. Briefwechsel 160. — [3]) Vgl. oben 23. 51.

[4]) Vgl. dazu Brentano's Anmerkungen zur Gründung Prag's, Gesamm. Schriften VI, 434, 440. Der rothe Hahn begegnet auch in der neunten Romanze vom Rosenkranz.

in den Gang der Fabel eingeflochten. Möglich, daß noch manche Beziehungen zu der krausen Litteratur zu ermitteln wären, die Brentano in jungen Jahren las oder durchflog. Vielleicht z. B. zu der mir nicht zugänglichen Schrift „Neu verbesserter Müller Ehrenkranz, von dem Mühlknappen Georg Bohrmann", aus welcher Görres [1]) Auszüge gibt: die dort erwähnte Mühle zu Arnstadt, „von einem Grafen zur Lust erbaut", erinnert an die „auf's allerzierlichste erbaute Mühle", in der Christel von Staarenberg und Loreley zusammentreffen (Märchen I, 342). In der Erzählung der Frau Phönix Federschein ist wiederholt das Wunderhorn benutzt; ihr erstes Lied („Der Mai will sich so günstig Inbrünstig erweisen", Märchen I, 288) deckt sich fast wörtlich mit den drei ersten Strophen der „Großen Wäsche" im ersten Band des Wunderhorn, und das zweite Lied (290, vgl. 313) ist eng mit dem Phönix-Gedicht im Wunderhorn verwandt; hier wie dort sieht man in der Asche des (oder der Frau) Phönix zuerst „ein leuchtendes Würmlein", das sich dann in den neuen Phönix verwandelt. Auch der erste Chor der Loreley-Lieder (I, 336): „Sieh'! wie wandelt der Mond so helle", erinnert an den Eingang eines Gedichtes im Wunderhorn: „Ei, ei, wie scheint der Mond so hell."

Die poetischen Höhepunkte des „Hauses Staarenberg" liegen in den Liedern der fünf Ahnfrauen und ihrer Fräulein. Zwar läuft manche Künstelei und manche Süßlichkeit mit unter, aber vorherrschend ist doch feines und kräftiges Empfinden und ein tiefes, in prächtigen Bildern gemaltes Naturgefühl. Anfang und Schluß sind das Schönste, die Mondenschein-Lieder und ganz besonders die Lieder der Loreley und ihrer sieben Jungfräulein Herzeleid, Liebesleid, Liebeseid, Liebesneid, Reu' und Leid, Mildigkeit, Liebesfreud'. Diese wundervollen Gesänge stehen wörtlich als „Variationen über ein bekanntes Thema" auch in den Gesammelten Schriften (II, 443), nur fehlt hier im einleitenden Gesang der Loreley die zweite Strophe, die einzige, die eine Beziehung auf die Fabel des Rheinmärchens enthält. Zweifellos ist dieser ganze Complex unabhängig von dem Märchen entstanden und die Strophe erst nachträglich eingeschoben; um dessen sicher zu sein, braucht man nur die schalen Verse:

Denn es schlummern in dem Rheine
Jetzt die lieben Kinder klein,
Ameleya wacht alleine
Weinend in dem Mondenschein —

mit den süß einschmeichelnden Tönen zu vergleichen, die vorausgehen und folgen:

[1]) Die teutschen Volksbücher (Heidelberg 1807), S. 43.

Singet leiſe, leiſe, leiſe,
Singt ein flüſternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weiſe,
Der ſo ſtill am Himmel zieht.
Singt ein Lied ſo ſüß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieſeln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüſtern, rieſeln.

Undenkbar iſt es, daß ein Dichter im ſelben Athem mit dieſer unübertrefflichen Tonmalerei die geſchmackloſe Zwiſchenſtrophe zuſammenreimte. Das iſt Brentano, der Dichter und Sänger, der ſo gerne ſeine Lieder auf der Guitarre begleitete und ſelbſt die Weiſen erfand, dem in glücklichen Stunden das Wort unmittelbar zum Geſang wurde, dem „der Rhythmus ſeiner Verſe oft in ſo natürlicher Harmonie dahinfließt, als ſeien ſie von Ewigkeit zu einander geſchaffen“ [1]).

Dann ſchlägt Herzeleid mit der erſten Strophe des Liedes des Goethe'ſchen Harfners [2]) („Wer nie ſein Brod in Thränen aß“) das Thema an, das ſie und ihre ſechs Schweſtern variiren, in einer Strophenfolge, in welcher Brentano's Variationen das Thema Goethe's weit überragen. Es wäre eine tadelloſe Schnur echter Perlen, wenn nicht die nichtsſagenden Chöre mit dem ewigen Refrain „Summ, ſumm, ſumm“ als gänzlich überflüſſige Bindeglieder dienten. Abgeſehen hiervon, hat Brentano nicht manches Mal, ſelbſt nicht in ſeinen beſten geiſtlichen Liedern, die harmoniſche Verſchmelzung von Inhalt und Form in ſolcher Vollendung erreicht. Hier hat er gezeigt, was er konnte, wenn er ernſtlich wollte, wenn „eine herrſchende Königin in ſein anarchiſches Gemüth kam“ [3]), wenn er nicht „dem Gefäß zu vieles zumuthete“ und nicht, „von einem überſtrömenden Gedanken- und Bilderreichthum beſtürmt“, verlangte, daß „der Vers immer noch einen und noch einen Gedanken aufnehmen ſollte“ [4]). Doppelt ſchmerzlich laſſen ſolche Stellen bedauern, daß dieſem Genie ſo oft die Selbſtzucht fehlte.

8. Das Märchen vom Murmelthier

iſt wohl das beſte Beiſpiel, mit welchem Geſchick Brentano einen fremden Stoff zu behandeln wußte. Einen unſäglich langweiligen franzöſiſchen

[1]) G. Görres in der Einleitung zu den Märchen I, XXVII.

[2]) Wilhelm Meiſter's Lehrjahre, 2. Buch, 13. Cap. Den tiefen Eindruck, den das Lied des Harfners auf Brentano gemacht, bezeugt auch der Umſtand, daß er es 1807 nach dem Tode der Sophie Mereau citirt. Steig a. a. O. 217.

[3]) Vgl. das Urtheil über ſeinen Ponce de Leon bei Steig 26.

[4]) So G. Görres, Einleitung zu den Märchen XXVII.

Feen-Roman [1]), strotzend von Albernheiten und endlosen Reden, in denen süßliche Höflichkeit und falsches Pathos einander den Rang streitig machen, hat er zu einem der anmuthigsten deutschen Märchen umgewandelt und nebenbei noch harmlose Rache an einem seiner litterarischen Gegner genommen. Eine knappe Inhaltsangabe des geschmacklosen Originals ist hier nicht zu umgehen.

Nach dem Märchen „Die Wassernymphen oder Wassernixen" soll der gutmüthige König Gut und abermals Gut (Bon et Rebon), der ein Reich in der Nähe China's beherrscht, von dem Prinzen Ambitiosus ermordet und seine Tochter Lisimene entführt werden. Statt sich zu wehren, entflieht er mit Lisimene und verbirgt sich in einsamer Gegend bei einer reichen Bauernwittwe „von ziemlich gutem Ansehen" (Richarde), die eine häßliche Tochter Pigriesche hat. Er heirathet sie, entdeckt ihr unvorsichtiger Weise seinen Stand, kommt unter den Pantoffel, und Mutter und Tochter verfolgen Lisimene mit bitterm Haß.

Letztere wird zur Sklavin gemacht und hütet unter dem Namen Liron die Schafe. Am liebsten sitzt sie an einem Marmorbecken, wo sie zur Laute singt. Zufällig fällt sie hinein und wird von Cristalline und zwei andern Nymphen freundlich aufgenommen. Sie schenken der armen Prinzessin einen Stab, der die Schafe hütet, ein Spinnrad und einen Rocken, die von selbst spinnen, und einen zahmen Biber als Diener. Sie kommt nach Hause in prächtiger Kleidung, mit Blumen im Haar, die sich beim Auskämmen immer wieder erneuern.

Die beiden Frauenzimmer sind neidisch, besonders Pigriesche, die nun auch in dem Nymphenkleid Lisimene's zum Nixenbrunnen geht. Sie fällt hinein, verletzt sich und findet sich schlammbedeckt in einer sumpfigen Grotte bei drei grundhäßlichen Nymphen wieder, die auf dem Kopf Schilfkolben und Sumpfblätter trugen. Sie wird grob und verlangt von der schönen Cristalline, daß Liron den Kopfputz der Sumpfnymphen erhalten solle. Statt dessen bekommt sie ihn selbst und wird in dem schlechten Kleid, das Liron zurückgelassen, aus dem Brunnen hinausgeworfen. Lisimene aber erhält von Cristalline die Gewalt, den Kopfputz der Stiefschwester auf je 24 Stunden zu beseitigen, wodurch sie unentbehrlich wird.

Nun soll Liron Birnen von einem hohen Baum holen. Sie bekommt von Cristalline ein schönes neues Kleid, einen Korb für die Birnen und guten Rath, wie sie sich die Dryade des Birnbaums freundlich stimmen soll. (Hier beginnt der zweite Theil der „jungen Americanerin.) Gütig senkt die Dryade die Zweige des Baumes zur Erde,

[1]) Vergl. oben S. 20.

und der schwer gefüllte Korb berührt nur schwebend ihr Haupt. Zum Markt in der Stadt kommt sie zu spät, auf dem Rückweg begegnet ihr ein schöner Jäger, der ihren Liebreiz bewundert und die Birnen mit vielem Golde bezahlt. Pigriesche will es wieder nachmachen, wird aber bei fortgesetzter Grobheit von Aesten und Birnen fast todt geschlagen und von den Dienern des Jägers durchgeprügelt.

Nun veranlaßt die neidische Pigriesche, daß Liron, welcher der Biber bei der Arbeit hilft und in die der Jäger sich immer mehr verliebt, mit Korn zum mahlen in die „Unglücksmühle" geschickt wird, bei deren Besuch viele entweder verschwunden oder mit verrenkten Gliedern und von wilden Thieren gebissen zurückgekommen sind. Von dort muß sie Edelsteinblumen mitbringen. Cristalline gibt ihr wieder guten Rath: sie soll einen Reben- und Umweg einschlagen, sich in kein Gespräch einlassen, wilde Thiere mit ihrem Schäferstab berühren, jedem helfen, höflich sein, den bösen Hunden an der Mühle einen Kuchen geben, den Thürhammer nicht berühren, sondern einen Stein gegen die Thür werfen. Pünktlich befolgt sie die Unterweisung, sie widerstrebt der Neugierde, wobei der Biber sie einmal warnen muß; sie rettet aus einem Brunnen ein Kind, das von einem Bären in's Wasser gestoßen ist, und besänftigt die Müllersleute, die in dem geretteten Kinde ihr eigenes erkennen.

In einem prächtigen Garten wird sie bewirthet, und der Müller erzählt ihr seine Geschichte. Er ist der Sohn einer häßlichen „Gnome", die seinen Vater reich gemacht hat, von einem Gnomen unter der Erde wissenschaftlich erzogen, muß aber nach einem Schwur seines Vaters Müller bleiben, weshalb er mit Hülfe der unterirdischen Geister den Weg zur Mühle so schwer wie möglich gemacht hat. Verheirathet ist er mit einer „Halbgnome". Er verspricht Liron seinen Schutz und schenkt ihr zwei Sträuße von Edelsteinblumen: Wenn die Steine des für sie bestimmten ihren Schein verlieren, ist sie in Gefahr; wenn sie dann ihren Strauß in Milch legt, schläft alles im Hause ein, sie muß nach einem Wachslicht suchen, dessen Docht aus schwarzen und rothen Fäden gedreht ist, und ein ganz ähnliches Licht, das der Müller ihr gibt, an dessen Stelle legen.

Stiefmutter und Stiefschwester sind wieder wüthend, vollends als der für Richarde bestimmte Strauß zu Kohlen wird, und beim Wechsel der beiden Bouquets der gleiche Wechsel eintritt. Widerstrebend reitet Pigriesche zur Unglücksmühle, von Liron vergeblich gewarnt. Sie ißt den für die Hunde bestimmten Kuchen auf, muß vor einem Tiger auf einen Baum flüchten und verrenkt sich beim Herunterfallen die Hand. Sie verhindert in ihrer Schadenfreude nicht, daß Räuber dem schlafenden

Hirten des Müllers die Heerde wegtreiben, wird von den Hunden gebissen und verbrennt sich am Thürklopfer die Hand. Trotz all ihrer Grobheit ist der Müller sehr höflich; er gibt ihr Erlaubniß, einen Strauß zu pflücken, jedoch plündert und verwüstet sie den Garten. Auf dem Rückwege fordert sie Geld von zwei Männern, die Goldstücke gefunden haben, wird wieder durchgeprügelt, liegt in regnerischer Nacht im Walde und wird in jämmerlichem Zustande aufgefunden. Das von der Mühle mitgebrachte Mehl aber wimmelt von Insecten, die sie halb todt stechen.

Liron trifft wiederholt mit dem schönen Jäger zusammen, der ihr seine Liebe gesteht. Ihrem Vater gibt er sich als den Prinzen Parfait, den Sohn des Prätendenten Ambitiosus zu erkennen, der fern vom Hofe erzogen worden ist und gegen seinen Bruder zurückgesetzt wird. Die Hand einer Prinzessin hat er ausgeschlagen, denn er will den Thron nur durch die Hand Lisimene's, der rechtmäßigen Thronerbin, gewinnen. Dafür ist er in eine abgelegene Provinz geschickt worden, wo er jetzt Lisimene findet. (Dieser Abschnitt mit seinen endlosen Reden ist von besonders unerträglicher Breite und Langweiligkeit; er füllt im zweiten Theil die Seiten 120—184.)

Die böse Pigriesche, beim Brunnen versteckt, sieht Parsait und Lisimene zusammen. Sie will selbst zum Stelldichein gehen und putzt sich schon Abends vorher mit Edelsteinen heraus. Aber über Nacht verwandeln sich die Steine in Wespen und Hummeln, und als Richarde der Tochter mit dem Besen zu Hülfe eilt, wird auch sie furchtbar zerstochen, bis der König und Liron beide in Wasserkufen tragen.

Richarde, von Pigriesche aufgehetzt, erhält von einer Zauberin ein Wachslicht, bei dessen Erlöschen Lisimene sterben wird, jedoch mit dringender Mahnung, sich in Acht zu nehmen. Liron sieht die Edelsteine ihres Straußes erblassen, schläfert das Haus ein und vertauscht die Lichter nach Cristalline's Anweisung.

Richarde zeigt ihren Gatten bei Ambitiosus an, der seine Häscher gegen den König ausschickt. Sie kommen gerade an, als die Trauung Lisimene's mit Parfait stattfinden soll. Aber Pigriesche hat den König in einen todtenähnlichen Schlaf versetzt, und während Lisimene am Lager des Vaters weilt, geht die Stiefschwester in ihren Kleidern zur Trauung und wird mit Parfait und dem König zu Schiff zu Ambitiosus geschleppt. Auf dem Meer macht sie Lärm, wird geknebelt, und zur Strafe wachsen ihr die Rohrstäbe wieder, von welchen Lisimene sie mit Hülfe der Nymphe Cristalline befreit hatte. Am Hof des Ambitiosus klärt sich das Mißverständniß auf, der König und Parfait sollen verbrannt werden, aber sie werden durch eine große Ueberschwemmung gerettet und von der Nymphe im Triumph in die Residenz zurückgeführt. Ambitiosus

wird gefangen genommen und ersticht sich, nachdem sich herausgestellt hat, daß Parfait nicht sein Sohn, sondern der Neffe des Königs ist.

Am Abend vor der Hochzeit Lisimene's mit Parfait zündet Richarde das Wachslicht an, mit welchem die verhaßte Stieftochter verbrennen soll, aber da Lisimene die Lichter vertauscht hat, verbrennt nicht sie, sondern Pigriesche. Nun wird sie tief verschleiert mit Parfait getraut, erst als sie sich entschleiert, erkennt Richarde, was sie gethan, gesteht ihr Verbrechen und stürzt sich aus dem Fenster.

Wer sich über das Verhältniß dieser französischen Bearbeitung zu andern verwandten Stoffen unterrichten will, mag bei Grimm den Commentar zu dem Märchen von der Frau Holle nachlesen — es ist ein internationales Motiv — hier kommt es nur darauf an, was Brentano daraus gemacht hat. Im ganzen passen auch hier die Worte, von Max Koch [1]): „Unbekümmert um künstlerische Rücksichten (was ich nicht ohne weiteres unterschreiben möchte) geht Brentano auf seinen Stoff los und sucht, wenn es auch an einzelnen Abschweifungen nicht fehlt, das Ganze klipp und klar herauszubringen. Arnim zeigt sich in bewußt kunstmäßiger Anlage als Schüler der Goethe'schen Erzählungskunst; dabei liebt er längere Auseinandersetzungen und zersplittert sich in Einzelheiten." Den ganzen gesuchten Phrasenschwall der Madame de Villeneuve nebst der ganzen albernen Hofgeschichte, mit Ausnahme der Schlußkatastrophe, hat er rücksichtslos hinausgeworfen, den Schauplatz von der chinesischen Grenze in das Vaterland verlegt, eine Masse Personen beseitigt und aus einer schlecht componirten Staatsaction ein duftiges deutsches Wald- und Nixen-Märchen gestaltet.

Statt der Nymphe Cristalline tritt in der Einleitung die anmuthigste Figur seiner dichterischen Phantasie auf: „Frau Lureley, die schöne und gute Wasserfrau", die im hessischen Waldzweig nach einem Brunnen zum Uebernachten sucht, und mit der schönen Hirtin Murmelthier, dem armen Findelkind, die Kleider tauscht, das für die böse Stiefmutter Frau Wirx einen Korb Erdbeeren nach Hause bringen muß [2]). Frau Lureley übergibt Murmelthier [3]) dem Schutz der „Brunnenfrau Else". Mit deren Hülfe übersteht sie dann siegreich die verschiedenen Prüfungen, welche Frau Wirx und die neidische Stiefschwester Murxa ihr auferlegen. Da finden wir wieder den Besuch im Brunnen und das Abenteuer mit dem Birnbaum; hier wie dort ergeht es Murmelthier gut und Murxa

---

[1]) Arnim Brentano Görres CXXX. — [2]) Vergl. oben S. 69.

[3]) Eigentlich ist Liron nicht das Murmelthier (marmotte), sondern die stammverwandte Haselmaus, doch hat schon Grimm das Wort mit Murmelthier wiedergegeben. In der deutschen Uebersetzung des französischen Märchens (I, 293) heißt es sonderbarer Weise: „Liron bedeutet ungefähr so viel als Schmutzlappen, oder so etwas ähnliches."

ſchlecht; auch der Biber fehlt nicht, der aber bei Brentano ein verwandelter Fiſcher iſt. Eine Menge von Einzelheiten ſtimmt genau überein, aber Brentano hat ſich nur das poetiſch Brauchbare herausgegriffen und in echtem kindlichem Märchenton erzählt. Die eingeſtreuten Liedchen könnten beſſer ſein. Wenn die Schwalbe klagt [1]):

Ach! hätte ich Kiſten und Kaſten voll
Silber, Perlen und Edelſtein,
Dir, Murmelthier, wär' alles allein;
Aber ich bin arm, daß Gott erbarm,
Alles iſt leer, leer, leer, leer.

ſo klingt das an die Schwalbenſtrophe im „Federſpiel, ABC mit Flügeln" an, das den Kinderlieder-Anhang zum Wunderhorn eröffnet und auch das Motiv zu Rückert's ſchwermüthigem Lied „Was die Schwalbe ſang" abgegeben hat:

Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
Waren Kiſten und Kaſten ſchwer.
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

Die Epiſode in der Unglücksmühle folgt ebenfalls genau der franzöſiſchen Vorlage, iſt aber geſpickt mit litterariſcher Polemik, ein Stück des Federkrieges, den die Romantiker mit Johann Heinrich Voß führten [2]). Während Görres den grämlichen Sonnettenfeind und Wunderhorns-Tödter in der großentheils aus Voß'ſchen Redewendungen zuſammengeſtoppelten Perſiflage „Des Dichters Krönung" mit beißendem Spott behandelte, begnügte ſich Brentano — wenn die Faſſung der bezüglichen Stellen im „Murmelthier" nicht urſprünglich eine andere geweſen iſt — mit der Waffe harmloſen Humors. Der Gnomenſohn der Madame de Villeneuve wird zum Müller Voß, dem Sprößling des „alten Kampe" und des „deutſchen Erdfräuleins Wurzelwörtchen". Meiſter Kampe hat ſeine Frau zur Belohnung für ſein „ſchönes, reines und richtiges Deutſch" bekommen, aber der Sohn iſt ihm noch weit über: er ſpricht „ſo ſchön, ſo richtig, ſo rein, daß auch kaum ein Härchen fehlte, daß man ihn gar nicht verſtanden hätte", und als er eines Tages den Eltern 300 000 neue deutſche Wörter vorlieſt, ſtirbt Kampe auf dem Fleck und ſinkt mit ſeiner Frau unter die Erde. Nun arbeitet Voß erſt recht drauf los und wird „täglich finſterer und menſchenſcheuer", er-

[1]) Märchen, I, 370.

[2]) Vgl. F. Pfaff in ſeiner Ausgabe von Arnim's Tröſteinſamkeit (1884) S. XLIV, LX, LXIX ff. Zu hart ſcheint mir das Urtheil Arſten's (Bl. f. litter. Unterhaltung 1852, S. 1207): „Anſpielungen auf Unarten des Zeitgeiſtes, litterariſche Antipathien, z. B. auch im Märchen vom Murmelthier, ſind wahre Sünden gegen das Idealparadies der Kinderphantaſie."

ſchwert den Zugang zu ſeiner Mühle, „weil der Mehlſtaub ihm alle die ſchönen neuen Wörter und Redensarten beſtaubt", und hängt jeden in den Rauchfang, der ihm nicht ein neues Wort mitbringt. Dieſe Leidenſchaft iſt auch das Unglück des Fiſchers Biber: wenn Voß am Teich ſeine Wörter wäſcht, „die ihm unter die Kleien gekommen waren", ſchnappen die Fiſche ſie ihm fort, und der Fiſcher gibt ſie als kleine Münze an die Leute, die zur Mühle wollen; zur Strafe confiscirt Voß ſeinen ganzen Vorrath, verwandelt ihn in einen Biber und ſtellt ihm eine Falle; Murmelthier befreit ihn daraus und gibt ihm die Sprache wieder.

Die Beſänftigung des groben Müllers gelingt Murmelthier zum Theil durch ſprachliche Mittelchen, auf welche der ſachkundige Biber ſie aufmerkſam gemacht hat. Sie tödtet auf dem Wege zur Mühle „einen närriſchen Affen in einer bunten Jacke", der ein Kind rauben will; es iſt des Müllers Voß „Feind, der Affe Sonneto, der lumpengeflickte", der Vertreter des Sonnettenſtreites, das gerettete Kind des Müllers aber heißt Abraham, ganz wie J. H.'s Voß älteſter Sohn, der Herausgeber ſeiner Sämmtlichen poetiſchen Werke. Den prächtigen Thürklopfer berührt Murmelthier nicht, aber die Thür ſpringt auf, als ſie das Zauberwort ausſpricht: „In's Heu, in's Heu, in's Heuderlei"; ohne Zweifel richtig hat man das auf Voß' platten „Heureigen" [1]) mit ſeinem Dalderaldei- und Juchhei-Refrain bezogen [2]). Durch ihre Güte und ihre mehr oder minder wohlgebauten Hexameter gewinnt Murmelthier des Müllers Herz, der ſogar den Fluch von dem Fiſcher Biber nimmt — „aber er meide das Land und ziehe hinab an den Rheinſtrom, nicht mehr ſich mengend in ſprachliche Forſchung".

Bei dem komiſchen daktyliſchen Dialog im ungemiſchteſten Deutſch gebraucht Murmelthier auf den Rath des Bibers das Wort Beutel ſtatt Sack. „Gut iſt die Sprache, mein Kind!" antwortet Voß, „doch ſage, wer lehrt dich zu meiden ausländiſches Wort, und den Sack nicht zu nennen, dem doch die ſprechenden Völker alle gegeben das Recht der Heimath bei ſich?" Die Erklärung liegt in Arnim's Elegie aus einem Reiſetagebuche in Schottland:

O Einverſtändniß der Völker,
Das aus Babylon's Bau blieb der zerſtreueten Welt.
Suchte doch jeder den Sack beym brennenden Thurme und fragte,
Alſo blieb auch dies Wort, Sack, den Sprachen geſammt [3]).

Auch bei der Schilderung des Beſuchs, den die neidiſche Murxa in der Unglücksmühle macht, werden die kleinen Bosheiten noch fortgeſetzt.

[1]) Sämmtl. poet. Werke (Leipzig 1835) 167. — [2]) Pfaff a. a. O. LXIX.
[3]) Schon Pfaff a. a. O. LXXXII, Anm. 3, hat auf dieſe Anſpielung hingewieſen.

Die „italienische Katze Canzone", die „nichts als süße Orangen frißt, und der vermaledeite Müller möchte sie gerne allein essen", ist natürlich wieder ein Hieb auf den Voß'schen Kampf gegen das Sonnett und andere romanische Dichtungsformen, und wenn des Müllers Tochter Luise sich beklagt, „daß Murxa ihren Kessel verdorben, den Kaffee getrunken, die Quelle getrübt habe", so ist die Anspielung auf den „Born der Luise" mit Händen zu greifen, an welchem im ersten Gesang des Voß'schen Luisen-Idylls „des Kessels eherner Bauch" mit Kaffeewasser gefüllt wird. Auch der Streit um den Preis der Schönheit, den Murmelthier auf dem Gang zur Mühle anhört: „Luise hat schönere Füße, Dorothea hat eine schönere Seele. Luise hat immer mit den Hühnern zu thun, und Dorothea läuft immer an den Brunnen", bedarf keiner Erklärung, wenn man Voß' Luise und Goethe's Hermann und Dorothea kennt. Recht ergötzlich ist die Unterhaltung zwischen Murxa und dem Müller, wobei dieser wieder im hexametrischen Tonfall declamirt und jene mit französischen Brocken um sich wirft. Wenn der Müller „mit den Fingern die Schläge seiner Mühle mit den Worten Dalderal, Dalderal, Dalderal nachtrommelt", so hört man wieder den Refrain aus dem Heureigen; wenn aber Murxa den „ennuyanten Kleienfresser" begrüßt: „Was klappert ihr da? ich wollte euch besser sagen wie es lautet: Es ist ein Dieb da, es ist ein Dieb da. Wer ist er? Wer ist er? Der Müller, der Müller, der Mahler, der Dieb", so macht sie eine Anleihe bei den „feindlichen Brüdern", die im zweiten Band des Wunderhorn als Don Geishaar und Don Mahlmehl (Schneider und Müller) einen von jeder Höflichkeit freien Disput führen.

Als Brentano 1827 mit Böhmer über den Druck der Märchen unterhandelte, bat er ihn[1]) dringend, „alles auszumerzen, was irgend jemand betrübt. Ich meine, im Märchen vom Murmelthier muß eine sinnliche Amplification eines Nachtigallenliedes vernichtet werden, und einige Sticheleien auf Voß, und sonst in allen Märchen, was nur im mindesten einen Menschen ärgern kann. Ich habe nur noch dunkele Begriffe davon". Wegen der gemüthlichen Scherze auf den gerade im Jahre vorher (29. März 1826) gestorbenen litterarischen Gegner hätte er sich nicht zu beunruhigen brauchen; auch ist von einer sinnlichen Amplification in dem Nachtigallenlied (Märchen I, 367) nichts zu finden — möglich, daß G. Görres Aenderungen gemacht hat.[2]) Vielleicht

[1]) Gesamm. Briefe II, 182.

[2]) Es ist verwandt mit dem Lied der Frau Phönix Federschein im Haus Staarenberg, Märchen I, 288. Fast wörtlich, aber weit kürzer und mit manchen Varianten ist das Nachtigallenlied dem Mai in den Mund gelegt in dem 1818 entstandenen Hochzeitsgedicht Schriften II, 585. Die erste Fassung bei Brentano ist die „große Wäsche" im

würde aber Brentano selbst eine andere Stelle noch weiter abgeschwächt haben, als sie sich jetzt schon gegenüber der Vorlage darstellt. Nachdem (in Uebereinstimmung mit Villeneuve) Murxa auf der Rückkehr von der Unglücksmühle windelweich durchgeprügelt worden ist, verläßt Brentano das französische Vorbild: Der schöne Jäger, der Murmelthier die Birnen abkauft, ist Konrad, der burgundische Königssohn; in Murmelthier findet er seine Schwester wieder, welche Frau Wirx, die böse Zigeunerin, als kleines Kind gestohlen hat. Im Wunderhorn (Originalausgabe II, 274 ff.) liegt das Motiv in doppelter Fassung vor: „Die wiedergefundene Königstochter" ist aus Seckendorf's Musenalmanach für 1808 entnommen, „Der Staar und das Badwännelein" laut der Ueberschrift „in der Spinnstube eines hessischen Dorfes aufgeschrieben". Brentano hat die zweite Version fast vollständig übernommen, meistens unter Beibehaltung der poetischen Form, nur wenige eingeschobene Verse sind aus „der wiedergefundenen Königstochter" entlehnt. Die heikele Partie des Volksliedes ist gegenüber der erstern Fassung stark gemildert, die Uebereinstimmung mit der zweiten fast vollständig, nur daß das warnende Lied nicht der Staar, sondern die Amsel singt.

Mit den abgeschmackten Hofgeschichten, die bei Villeneuve den Schluß des Ganzen bilden, hat Brentano uns verschont, nur der Tod der zwei bösen Weiber wird übereinstimmend erzählt; übrigens ist bekanntlich das Motiv von der Mutter, die durch Verwechselung der Zauberlichter die eigene Tochter verbrennt, dem Märchenschatz verschiedener Völker gemeinsam. Als Hauptperson tritt jetzt der verwünschte Biber hervor und führt uns an den Rhein zurück: Murmelthier erlöst ihn und wird seine Frau, nach seines Schwagers Konrad Tod wird er König von Burgund; als aber ein Aufstand ausbricht, geben sie ihren „allerliebsten Unterthanen" gemüthlich anheim: „Laßt euch regieren, von wem ihr wollt", bauen sich eine „Fischerhütte, wo der Biber am Rhein war wiedergefunden worden, und nannten den Ort Biberich". Man sieht, Brentano hatte Bieberich, wo es ihm bei einem Besuch im Jahre 1805 so gut gefiel, nicht vergessen. [1])

Das Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag, das letzte des Rheinmärchen-Cyklus, ist ein tolles Quodlibet, das sich in wenigen Sätzen erledigen läßt. Daß wir es mit einer Verquickung der beiden Volksmärchen vom Däumling und vom tapfern Schneiderlein zu thun haben, sieht man auf den ersten Blick, ohne daß sich jedoch eine bestimmte Vorlage nachweisen ließe. Die Spottlieder

---

ersten Band des Wunderhorn. Vermuthlich hat diese Fassung Brentano bei seinen Bedenken vorgeschwebt.

[1]) „Eine sehr sympathische Beschreibung" in einem Brief an Arnim erwähnt Steig [illegible]

auf die Schneider (423 ff.) sind fast wörtlich dem zweiten Band des Wunderhorn (Originalausgabe S. 360—376) entnommen, in dem auch (vgl. Märchen 432) die Anekdote begegnet, daß eine Schnecke drei Schneider in die Flucht jagt. Unbekannt ist mir, woher Brentano das krause Zeug in dem zu Amsterdam spielenden ersten Theil entnommen hat, von den Seelenverkäufern und Generalstaaten zu Amsterdam, vom langen Tag und Sündenbock der dortigen Juden usw. Die Nachweisungen zu Grimm's Märchen vom tapfern Schneiderlein [1]) nehmen allerdings Bezug auf eine mir nicht zugängliche Version in einem Amsterdamer Volksbuch, doch scheint ein engerer Zusammenhang nicht vorzuliegen. Der Morgengesang der Amsterdamer Seelenverkäufer: „Wach' auf, mein' Seel' und singe", ist wieder ein Lied von Paul Gerhardt, nebenbei bemerkt, auch benutzt in Herder's Gedicht „Die Lerche": „Wach' auf und singe, mein Herz voll Freude! Wach' auf und singe, mein Herz voll Dankes!" Zufällig wissen wir, daß an einer Stelle [2]) G. Görres eine Aenderung vorgenommen hat, im ganzen aber scheint mir das Märchen, so wie es gedruckt ist, die alte Fassung darzustellen. Der Grundton ist die übermüthige Laune, ohne eine Spur von Sentimentalität oder religiöser Färbung. Der poetische Werth ist gering.

Schluß-Ergebniß.

Wie schon in der Vorbemerkung angedeutet, hat die Untersuchung nicht zur vollen Aufklärung über die Entstehung der Brentano'schen Märchen geführt — dafür war schon das handschriftliche Material zu dürftig —, aber die in ihren allgemeinen Umrissen bekannte allmälige Entstehung in einer Menge von Einzelheiten bestätigt. Die erste Redaction der Märchen ist eine Jugendarbeit. Anscheinend zuerst, etwa seit 1806, entstand die „italienische" (d. h. auf Basile's Pentamerone beruhende) Gruppe; etwa fünf Jahre später nimmt Brentano den Cyklus der Rheinmärchen in Angriff, der auf die vier noch heute vorhandenen Stücke beschränkt blieb. Im Sommer 1816 schien die Herausgabe der letztern nahe bevorzustehen, dann aber hat der Dichter, ohne Zweifel im Zusammenhang mit der tiefen Umwandlung seines innern Lebens, den Plan fallen gelassen.

Erst in den zwanziger Jahren, unter dem beständigen Drängen Böhmer's und anderer Freunde und lediglich zu wohlthätigem Zwecke, ist er der Herausgabe dieser Jugendschöpfungen wieder näher getreten,

[1]) 3. Aufl. (Göttingen 1856) III, 31. — [2]) Bei der Inschrift auf der Kriegsfahne der Schneider, Märchen I, 432. Vergl. Janssen, Böhmer II, 472.

doch blieb es bei der wider den Willen des Dichters erfolgten Veröffentlichung des Myrthenfräulein und eines kleinen Bruchstückes des ersten Rheinmärchens. In diese Zeit fallen vielleicht die meisten der im Böhmer-Janssen'schen Nachlaß gefundenen Concepte, doch wird damit der Kreis der damals vorgenommenen Bearbeitung bei weitem nicht erschöpft sein. Die Böhmer'sche Abschrift von 1831 läßt annehmen, daß in den zwanziger Jahren die meisten „italienischen Märchen", soweit sie überhaupt verändert wurden, wenigstens im wesentlichen diejenige Gestalt erhielten, in welcher sie Guido Görres bekannt machte; ausgeschlossen davon ist Fanferlieschen, für welches mindestens drei Redactionen anzunehmen sind, und das Fragment Schnürlieschen, welches Böhmer noch 1835 unbekannt war.

In die dreißiger Jahre fällt dann die letzte Umarbeitung des Gockel, des einzigen Märchens, dessen Herausgabe Brentano selbst veranlaßte, aller Wahrscheinlichkeit nach auch die letzte Erweiterung des Fanferlieschen, das Fragment Schnürlieschen und das vereinzelte Bruchstück einer Erweiterung des Märchens von dem Hause Staarenberg. Irgendwie wesentliche Aenderungen des Textes durch G. Görres konnten nicht festgestellt werden. Abgesehen von Kleinigkeiten, hat er allem Anschein nach die Märchen so herausgegeben, wie er sie vorfand.

Die Quellen-Untersuchung hat vorab die Angabe Lieber's bestätigt, daß für die sämmtlichen „italienischen" Märchen Basile's Pentamerone die Hauptgrundlage ist; sie wurde in sehr verschiedener Weise benutzt, bald in engem Anschluß, bald in ganz loser Verbindung, vorherrschend aber ist die freie und freieste Behandlung. Neben dieser Hauptquelle wurde für beide Gruppen der Märchen eine Reihe sonstiger Vorlagen nachgewiesen; in zahlreichen Fällen, namentlich bei Vorlagen in poetischer Form, folgt Brentano denselben wörtlich, anderswo gestaltet er den fremden Stoff wieder ganz nach Bedürfniß und Laune. Sehr stark ist die Fassung durch persönliche Erinnerungen, weniger durch litterarische Strömungen beeinflußt; erstere gehören überwiegend den spätern Perioden an. Nochmals sei hier betont, daß der Nachweis der schriftlichen Quellen wie der aus dem eigenen Leben geschöpften Momente keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Der verschiedenen Entstehungszeit entspricht die Verschiedenheit des geistigen Gehalts wie der dichterischen Form. Die Märchen vertreten alle Stufen von der mit sprudelndem Witz erzählten Humoreske bis zum weichsten Gefühls-Erguß, von der knappsten Fassung bis zur unerträglichen Breite, von vollendeter Anmuth bis zur abstoßenden Schrullenhaftigkeit. So weit erkennbar, überwiegen in der frühern Periode die guten, in der spätern die schlechten Eigenschaften, aber schwerlich war die

erste Fassung auch immer die beste. In dieser Hinsicht mahnen schon die spärlichen Concepte, die keinesfalls früher als 1816 entstanden sein können, zur Vorsicht, und auch die letzten Aenderungen des Fanferlieschen zeigen noch dichterisch werthvolle Bestandtheile. Immer wieder aber drängt sich das Bedauern auf, daß der vielleicht genialste aller deutschen Romantiker in reifern Lebensjahren nicht jene Ruhe und Klarheit gefunden hat, die zur wirklichen Vollendung dieser Jugendarbeiten wünschenswerth war. Kränklichkeit, seelische Verstimmung, übertriebene Selbstkritik und doch Mangel an Selbstzucht haben ihn verhindert, uns ein reifes Werk zu hinterlassen, das die schönste Blume im Garten des deutschen Kunstmärchens hätte werden können.

Vom ersten Plan der italienischen Gruppe bis zum Abschluß des großen Gockel, über mehr als dreißig Jahre sich erstreckend, bilden Brentano's Märchen ein gutes Stück seines Lebens. Sie tragen die Spuren der Jahre des jugendlichen Uebermuthes; die Hauptarbeit fällt in die Zeit, zu der in seiner „narbenvollen Brust die Liebe starb, die Hoffnung und der Glauben", und stark sind sie beeinflußt von den Stimmungen seines Lebensabends, wo durch die „Saat der Einfalt" „die Schwermuth hat hindurchgeweht, die Sehnsucht hat's getrieben". Das muß man festhalten, um den richtigen Maßstab zu ihrer Beurtheilung zu finden, und was man von ihm sagte: „Stachlich und schön wie ein Cactus", mag man auch von ihnen sagen. Eines aber ist ihnen fern geblieben: die Frivolität und Lüsternheit, die ein Stück seines Lebens und einen Theil seiner Schöpfungen vergiftete, sucht man in seinen Märchen vergebens. Hier, wo er zu Kindern sprach, blieb er nicht geistig, aber sittlich ein Kind; hier offenbarte sich „ein tiefer, bedeutungsvoller Zug der Seele wie zu der verlorenen Heimath, die das beste Theil des Menschen in ursprünglicher Lauterkeit zu umschließen scheint" [1]). Wer den Commentar zu diesem Satz aus seinem eigenen Munde hören will, der lese die ergreifenden Terzinen „Aus der Jugendzeit".

Brentano's Märchen sind bis jetzt, seltene Ausnahmen abgerechnet, nur gelesen worden; hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, daß man sich mehr bemüht, sie auch zu verstehen. Ganz gewiß wird auch dann das Urtheil über sie sein Recht behalten: „Man kann weder Lob noch Tadel aussprechen, ohne in beiden Fällen gleich ein beschränkendes »aber« auszusprechen" [2]), aber die Zahl derjenigen dürfte wachsen, die mit einem andern Kritiker [3]) glauben, daß sie „jedenfalls mehr gelesen werden sollten".

---

[1]) So Arsten in den Blättern für litter. Unterhaltung 1852, S. 1130.
[2]) M. Koch CLI. — [3]) Pfaff in der Einleitung zur Trösteinsamkeit III.

Beilagen.

I. Erinnerungen der Frau v. Ahlefeld.

Die folgenden Schilderungen aus der Weimarer Zeit finden sich, von Böhmer's Hand geschrieben, in dem Heft „Nachrichten und Urtheile dritter Personen über Clemens Brentano" im Böhmer-Janssen'schen Nachlaß. Wie sich gleich aus dem ersten Satz ergibt, sind sie erst lange Jahre später aufgezeichnet und deshalb mit Vorsicht aufzunehmen. „Mit den Erinnerungen, Briefen ꝛc. Brentano's und über Brentano", schreibt mir einer der besten Kenner des Dichters, „ist es eine eigene Sache. Meist sind die Dinge von ihm selbst oder von andern bei der Fixirung durch die Schrift poetisch zugespitzt, die realen Vorgänge waren meist anders geartet. All' die lebendige Umgebung für diese Vorgänge ist jetzt nicht mehr vorhanden, die Leute nehmen derartige Erinnerungen leicht als real, wissen nicht hinzuzusetzen und abzuziehen, und das Zerrbild ist fertig. Brentano hat sehr darunter gelitten, ich meine historisch." Diese Reserve wird auch bei den folgenden späten Erinnerungen zu beachten sein, trotz ihres realistischen Charakters. Eine gewisse Correctur und weitgehende Ergänzung bietet das Capitel „Clemens Brentano und Sophie Mereau" bei Steig 76–92. Eine Reihe von Punkten findet hier volle Bestätigung, u. a. die Angabe, daß Sophie Mereau Weimar mit Charlotte von Ahlefeld verließ. Ueber letztere vgl. Steig im Euphorion 1895, Band II.

Frau von Ahlefeld über Clem. Brentano.

(Vergl. dessen Schriften 9, 301.)

Meine Bekanntschaft mit Clemens Brentano verliert sich in eine so frühe Zeit, daß ich nicht genau anzugeben weiß, wo ich ihn in Weimar [1]) zuerst sah. Ich vermuthe, daß es bei Sophie Mereau ge-

[1]) Am obern Rande ist mit Bleistift geschrieben: „circa 1802/3". Brentano's Aufenthalt in Weimar fällt 1803 Mai bis Ende August. Vgl. Steig 81. Eine Reihe von Briefen in „Clemens Brentano's Frühlingskranz" (2. Ausg. 1853) ist von dort geschrieben. Einer derselben (S. 422) ist Weimar, 23. Juli 1803 datirt: „Heute hat Tieck meine Büste für Dich angefangen," wovon weiter unten die Rede ist. Photogravure nach der Büste neuerdings bei Steig 224.

schah. Als ich wohl zwei oder drei Mal mit ihm in Gesellschaft gewesen war, wo er freundlich aber etwas schüchtern gegen mich war, begleitete er mich einen Abend nach Hause, und sprach beim Abschied die Bitte aus, mich besuchen zu dürfen. Ob ich gleich schon beim ersten Sehen ein großes Wohlgefallen an seinem ungewöhnlichen und ungleichen, bald sarkastischen bald kindlich weichen, bald muthwilligen bald wehmüthigen und oft melancholischen Wesen hatte, so flößte er mir doch eine leise Scheu ein, die mich verhindert hätte ihn zu mir einzuladen. Es war mir aber sehr willkommen, daß er den Wunsch aussprach, mich zu besuchen, und schon den andern Morgen kam er, und seitdem sehr oft, meist täglich.

Ich erinnere mich daß er, als er zum ersten Mal mein Zimmer betrat, von einem wirklich schönen Fußteppich dort ganz entzückt war. Krodokille Eidechsen Pfauen Paradiesvögel und Blumen von lebhaftestem Farbenglanz durch Schlangen mit einander verbunden, waren dort in bunter Mischung zusammengewebt, und regten seine Phantasie so auf, daß er alle diese Gegenstände gleich in eine Art von Gedicht brachte, von dem ich sehr bedauere daß ich es nicht auf dem Papier festhalten durfte. Er warf sich hierauf auf die Knie, und bat alle diese Creaturen um Vergebung daß er sie mit Füßen getreten habe, wobei er gleich einem lieben unschuldigen Kinde gelobte, es nimmer wieder zu thun. Wirklich warf er sich auch immer gleich, wenn er eintrat, vor meinem Sopha nieder, und blieb so, halb sitzend, halb liegend, mochte auch hereinkommen wer nur immer wollte. Ich warf ihm dann gewöhnlich ein Sophakissen zu, damit er es etwas bequemer habe als auf dem platten Fußboden.

Einst aber als viele Besuche auf einmal eintraten die mich in Anspruch nahmen, hatte ich dies unterlassen, und schob den Grund weshalb er zürnend und ohne Jemand zu grüßen fortrannte, auf eben diese Gäste, weil er lieber allein oder mit Wenigen war. Ein Billet aber das ich nach einigen Stunden erhielt, belehrte mich von der wahren Ursache. Er sagte mir darin in einem ziemlich heftigen Tone alle Freundschaft auf. Er habe zwar gern aus Neigung wie ein Hund zu meinen Füßen liegen wollen, aber darum lasse er sich doch nicht wie einen Hund von mir behandeln, und er werde nicht wieder kommen. Bald darauf erschien aber Sophie Mereau, der ich betroffen und auch ein wenig aufgebracht diesen Vorgang klagen wollte, die aber schon alles wußte. Denn er war bei ihr gewesen, sie hatte seine Wuth austoben lassen und ihm dann den Kopf zurecht gesetzt. „Vergib ihm aber nun auch!“ sagte sie. „Dazu werde ich keine Gelegenheit haben,“ erwiderte ich, „denn du siehst ja, er will nicht wiederkommen.“ „In einer halben

Stunde ist er da," versetzte sie, „er hat mir nur diese kurze Frist gegönnt, Alles wieder in Ordnung zu bringen." Und wirklich öffnete sich sehr bald die Thüre, und mit dem freundlichsten Gesicht trat mein lieber Clemens herein und sagte: „Gelt, ich war recht ein dummer Peter?" „Das ist nicht zu leugnen," war meine Antwort, und indem ich scherzhaft that, als wollte ich ihm das Sophakissen an den Kopf werfen, entriß er es mir, warf es auf den Fußboden und schlug einige Purzelbäume darüber, wobei er ganz lange auf dem Kopfe stehen blieb, so daß uns Hören und Sehen verging und wir ihn dringend baten, uns mit so ängstlichen Attitüden zu verschonen.

Bald nach dieser kleinen Begebenheit kam er einmal mir in einem fast zankenden Tone zu sagen: Er könne nicht so viele Zeit bei mir vergeuden, denn wenn er Vormittags nicht arbeite, thue er den ganzen Tag nichts; er wolle daher immer jedes Mal gleich nach Tisch zu mir kommen, weil, wie er ganz naiv hinzufügte, er da doch nichts Gescheutes vornehmen könne. Ich war es zufrieden, und danke ihm schöne schöne Stunden. Er brachte dann gewöhnlich seine Guitarre mit, und spielte und sang dann Balladen die er in demselben Augenblick gleich dichtete. Ewig Schade, daß sie so spurlos verhallten.

Es hatte sich ein kleiner Kreis um mich gefunden, in dem mir sehr wohl war, und den ich jeden Abend um mich versammelte, es mochte denn eins oder das andere der Mitglieder desselben, was aber selten geschah, uns ein Mal bei sich haben einladen wollen. Die Gesellschaften giengen damals noch nicht so spät an wie jetzt. Um halb sechs Uhr begannen die größten Cirkel, von denen ich mich nicht ausschließen durfte. Aber Punkt acht Uhr war ich dann jedes Mal wieder zu Hause, und erwartete oder fand schon die Freunde die dann bis eilf oder noch später bei mir blieben. Dieser kleine Verein bestand aus einem sehr geistreichen heitern und witzigen Regierungsrath von Voigt und seiner Frau Amalia, die zwar sehr gescheid und unterrichtet aber ihres leidenschaftlichen Charakters und ihrer Mißgunst wegen der Sauerteig in der Gesellschaft war, wodurch manche Gährung bewirkt, aber oft von Brentano gezüchtigt und wieder vermittelt wurde. Ferner aus einem Schriftsteller Friedrich Majer[1]), der ein liebenswürdiges Gemüth hatte und von uns Allen sehr geliebt war. Dann Friedrich Tiek (der Bildhauer) mit dem Brentano stets im offenen Zungenkrieg lebte[2]). Er konnte durchaus Brentano's Scherze nicht vertragen, und jener unterließ es

[1]) Jedenfalls derselbe, bei dem Brentano in Weimar wohnte. Frühlingskranz 384. Steig 82.

[2]) Brentano selbst (Frühlingskranz 405) spricht freilich von „dem vortrefflichen Bildhauer Tieck, der mich sehr lieb hat".

nie ihn zum Gegenstand derselben zu wählen. Oft geriethen sie recht heftig aneinander und Sophie Mereau hatte alle Anmuth und Freundlichkeit nöthig, die ihr eigen waren, um Alles was zwischen beiden vorfiel in den Schranken der Schicklichkeit und des Friedens zu erhalten. Bei solchen Zwisten war Clemens zwar stets der Beleidiger, aber dann auch wie ein liebes Kind das sich gar nicht bewußt ist etwas Unrechtes gethan zu haben, und demungeachtet recht herzlich und kindlich um Verzeihung bittet. Tiek hielt all dergleichen für Verstellung, ich aber hielt es für Wahrheit, und gewann ihn dadurch nur noch lieber, weil ich den Glauben festhielt, er könne seinem Witz nicht gebieten, und wisse selber nicht, wie scharf und verletzend er zuweilen sei.

Manchmal giengen wir im Mondschein in's Freie, wo Clemens mit der Guitarre allerhand Späße die vorgefallen, gleich in Verse brachte und frischweg absang. Auch mischten wir uns vereint in Volksfeste und ländliche Tänze, wo Clemens die Bauernburschen gegen sich aufbrachte, weil er ihren Mädchen die Cour zu machen schien. Er wußte sie aber durch Spiel und Gesang immer wieder zu versöhnen, und Alles drängte sich um ihn her und hörte ihm mit wahrer Lust zu. Zuweilen erzählte er uns Mährchen, die er erfand und die wirklich so reizend waren, daß man ihm gern Stunden lang zugehört hätte.

Er war damals schlank wie eine junge Pappel und so gewandt und elastisch, daß er die wunderbarsten Sprünge und Kletterversuche anstellte. Wenn er ruhig am Tisch saß, erblickte man ihn einige Augenblicke darauf auf dem Ofen reitend. Dabei waren seine Bewegungen so leise daß er fast unhörbar einher gieng und sich regte, weshalb ihm Tiek einmal die Beschuldigung hinwarf, er mache sich ein Vergnügen daraus die Leute zu beschleichen. Clemens erwiderte darauf: daß er niemals eine Rolle spiele, am wenigsten aber die eines Trampelthiers wählen würde um seinen Vorwurf zu vermeiden. Trotzdem daß sie sich immer nicht vertrugen fand doch Tiek seinen Kopf so schön, daß er darauf bestand ihn zu modelliren. Es schien Clemens zu schmeicheln, und er erbot sich gleich gehörig zu sitzen, was bei seiner großen Behendigkeit kaum zu erwarten war. Er bat Sophie Mereau und mich ihn bei diesen Sitzungen zu besuchen, und wir gingen auch wirklich zu diesem Zweck in Tiek's Atelier, wo wir denn freilich die Geduld dieses letztern bewundern mußten. Denn Clemens war wie ein ungezogener Knabe, machte entweder lauter Possen und Grimassen oder lief auch weg, so daß Tiek mehrmals die Arbeit aufgeben wollte. (In einer in den Text eingerückten Anmerkung folgt aus Sophie Brentano's Bunte Reihe kleiner Schriften das Sonnett auf die Büste und die Worte: „Diese Büste kam später nach Frankfurt, wo um das Jahr 1825 der ge-

schickte Gipsarbeiter Vanni eine Form darauf machte und sie vervielfältigte".)

Ein Mal hatte er, und zwar durch meine Schuld eine heftige Scene mit Sophien. Es machte ihr und mir viel Vergnügen zu reiten, nur hatte sie kein Pferd, ich aber mehrfach Gelegenheit welche in Weimar zu bekommen, wo ich sie denn leicht beredete mich zu begleiten. Beim ersten Versuch war Clemens gerade auf einen Tag nach Jena gegangen. Beim zweiten aber sah er uns an sich vorbeijagen, und entbrannte in dem heftigsten Zorne gegen sie, die da gewußt hatte daß er das Reiten für Frauen nicht liebe. Er erklärte ihr daß er keinen Centaur lieben könne, und fast hatte sich die Verbindung gelöset, da sie anfangs sich bemüht hatte, ihm das Unschuldige einer solchen Handlung darzuthun, und dadurch sein Unwillen nur gesteigert worden war. Sie sagte mir: er sei in einen verzweiflungsvollen Zustand gerathen, habe sie verflucht und sich auf die Erde geworfen und die Haare ausgerissen. Nur ihre Bitten und Thränen, und das Versprechen, nie wieder ein Roß zu besteigen, konnte ihn besänftigen.

Ich ahnete davon nichts, bis er nach Tisch wie gewöhnlich zu mir kam, wo er seit seinem zornigen Billet immer sein Sophakissen auf der Erde bereit fand, ihn zu empfangen. Er sah sehr elend aus, setzte sich nieder, und fing heftig an zu weinen. Einen so fröhlichen, öfter ausgelassenen als ernsten Jüngling in Thränen fast zerfließen zu sehen, machte mir, die ich ihm von Herzen gut war, einen sehr schmerzlichen Eindruck. Ich glaubte Bettina sei gestorben, über deren Unwohlsein er kurz vorher einige Besorgniß geäußert hatte. Ich zeigte ihm daher die herzlichste Theilnahme bis er endlich Worte fand, mir Alles zu erzählen. Ich wollte nun gleich alle Schuld auf mich nehmen, aber er ließ das nicht gelten und hatte freilich recht, als er behauptete: wenn Sophie mir gesagt hätte, wie verhaßt ihm das Reiten sei, so würde ich sie nicht beredet haben, etwas zu thun was ihm so ganz zuwieder sei. „Sie wußte schon in Jena, daß ich das Reiten von ihr nicht ertragen konnte," schrie er, „aber weil sie sich hübsch zu Pferde ausnimmt, und Schmeichler ihr das gesagt haben, zog sie die Befriedigung ihrer Eitelkeit meinem Frieden vor. Sie versprach schon damals es nicht wieder zu thun, als ich ernstlich darauf drang: wie kann ich nun auf ihr Wort rechnen da sie es schon ein Mal gebrochen hat? Sie ist eine Lügnerin, eine Kokette, eine Syrene, die mich bestrickt aber nicht verdient!"

Er weinte wieder, lachte aber auch dazwischen über einen großen schwarzen Pudel den ich hatte, der während dieses unglücklichen Rittes ihn in ziemlicher Entfernung erkannt hatte, und zu ihm gesprungen war,

ihn als einen guten Bekannten zu liebkosen, um dann in großen Sätzen unserer Cavalcade zu folgen.

Ich gab ihm nun die besten Worte sich zu beruhigen, und den Glauben an Sophien nicht zu verlieren, für die ich mich verbürgte, daß sie nach dem Vorgefallenen nun nie wieder als Amazone erscheinen werde. Er klagte über heftiges Kopfweh; ich band ein Tuch um seine schwarzen Locken und ließ ihn sich auf mein Sopha legen, um ein wenig zu schlafen, während ich mich in's Vorzimmer setzte, um alle Störung von ihm abzuhalten. Da es ein kühler Tag war, und er fieberhaft schauerte, deckte ich ihn mit meinem Mantel zu, und war nicht wenig erstaunt, wie er nach einigen Stunden in größter Heiterkeit die Thüre öffnete und in einem Costüm heraustrat, in dem er wirklich lächerlich hübsch aussah. Er hatte nämlich den Mantel umgenommen, und aus einer Commode eine Haube mit Rosaband hervorgerissen, die ihm so komisch zu seinem südlichen Teint stand, daß ich ihn mit lautem Lachen empfing. Ich schlug ihm vor, sich den Abend der Gesellschaft so zu zeigen; das wollte er aber nicht, weil er meinte: er würde sich dadurch bei Sophien den Respect vergeben, denn er müsse um sie in Schranken zu erhalten, noch eine längere Weile sich ihr gekränkt und tief betrübt über ihren Leichtsinn zeigen.

Als wir nun Abends zusammen waren, kam sie zuletzt, aber ich gestehe, sie war immer eine sehr liebliche, diesmal aber eine rührende Erscheinung. Man sah ihr an, daß sie viel geweint und gelitten hatte, aber sie war nicht zum mindesten entstellt, und kam mir vor wie eine schöne büßende Magdalena. Gegen ihn benahm sie sich mit der zartesten Milde, und er verschlang sie fast mit seinen brennenden Augen. Wir blieben bis nach Mitternacht zusammen. Er begleitete sie jedes Mal nach Haus, obgleich Friedrich Majer, der neben ihr wohnte, ihr jedesmal Schutz und Schirm gewesen wäre..

Diesmal aber war er mit zu ihr heraufgegangen, und ich war sehr verwundert als er mir den andern Tag erzählte, er sei bis den Morgen um 5 Uhr bei ihr geblieben. Er konnte nicht aufhören ihre Liebenswürdigkeit zu rühmen. Sie sei sehr traurig über seine frühere Heftigkeit gewesen und er habe sie wieder trösten müssen. Jetzt, sagte er, sei jeder seiner Nerven wieder ein Strick an dem sie ihn festhalte.

Als ich hierauf Sophien allein sprach, und sie mir die ganze Geschichte erzählte, gestand sie auch, er sei bis zum hellen Morgen bei ihr geblieben, indeß könne sie es nicht bereuen, denn diese Nacht sei entscheidend für ihre ganze Zukunft gewesen. Er habe sich ihr feierlich verlobt, und sie ihm dagegen geschworen, sich ganz nach ihm zu richten. Sie war aber so erschüttert von allen diesen Vorgängen, daß sie krank

wurde und ein paar Tage nicht ausgehen konnte, wo er sie denn mit der liebevollsten Sorgfalt pflegen half.

Als nun die Zeit herannahte, in der ich wieder nach Holstein zurück mußte, beschloß ich, einen Umweg über Dresden und Berlin zu machen. Sophie hatte längst sehnlich gewünscht Dresden einmal zu sehen. Ich schlug ihr vor mit mir zu reisen, wenn es nämlich Clemens recht sei. Sie sagte mir darauf, er habe nach längerm Bitten eingewilligt. Er schien mir etwas verstimmt, doch je mehr die Abreise heranrückte je weicher und inniger zeigte er sich. Den letzten Abend waren wir noch bei mir zusammen. Ich wollte Abschied von den Freunden nehmen, doch sie sagten alle, sie würden noch den andern Morgen kommen, um ihr letztes Lebewohl zu bringen. Und so war es auch. Niemand fehlte als Clemens. Sophie die bei mir hatte einsteigen wollen, kam später als die Abrede war, und mit sehr verweinten Augen. Sie flüsterte mir nur flüchtig zu: es sei wieder eine schmerzliche Scene mit Clemens vorgefallen. Ich hoffte immer, er werde noch kommen, und verzögerte das Einsteigen, da er freiwillig versprochen hatte, mich noch einmal zu sehen.

Endlich fuhren wir fort und als wir dicht vor der Stadt über die Brücke kamen, die über die Ilm führt, erblickte ich unsern Freund schon von Weitem, der in seinen Mantel gehüllt rasch da auf und nieder gieng. Ich ließ halten; er trat zu der Seite wo ich saß, war sehr bewegt und hatte Thränen in den Augen. Sophien schien er gar nicht zu bemerken. Er liebkosete meine Kinder die drei und vier Jahre alt waren, und reichte mir stumm die Hand, indem er mir ein Billet gab, und den Postillon zum Weiterfahren antrieb. Er schrieb: er sei nicht böse auf mich, daß ich ihm Sophien entführe, denn meine gesellige Tugend, dies waren seine Ausdrücke, handle hierin unwillkürlich. Daß *sie* aber sich so leicht und gern von ihm zu trennen vermöge, stehe auf einem andern Blatt, und werde ihn länger noch betrüben als diese Trennung daure. Sie war etwas ergriffen von seiner Unzufriedenheit mit ihr, aber ihr leichter Sinn hob sie bald darüber weg, und da ihre ganze Abwesenheit nur zehn Tage dauern sollte, hatte sie die feste Zuversicht ihn bald wieder zu versöhnen.

Als ich nach mehreren Monaten den ersten Brief von Sophien in Holstein empfing, schrieb sie mir, Clemens wolle mit ihr nach Frankfurt reisen, um sie seinen Verwandten vorzustellen wofür ihr sehr bange war. Dann wollten sie miteinander die Rheingegenden recht genau betrachten, und wo es ihr gefiele wolle er sich ankaufen. Eine bange Ahnung daß die Ehe mit ihm wohl manchen Sturm mit sich bringen werde, war schon über sie gekommen. Einige Zeit nachher bekam ich

die Nachricht von ihrer Verbindung und daß sie sich vorläufig in Marburg niederlassen würden. Später schrieb sie mir einmal, daß das Zusammenleben mit Clemens Himmel und Hölle enthalte, daß aber die Hölle vorherrschend sei.

Unter Clemens kecken und muthwilligen Streichen fällt mir noch ein, daß ich ihn ein Mal beredet hatte, die Einladung zu einem Frühstück in einem der vornehmsten Häuser zu Weimar anzunehmen. Seine Originalität machte von ihm sprechen und Viele waren neugierig ihn kennen zu lernen. Auf seine Zustimmung daß er kommen werde, waren daher Viele versammelt, die wunderliche Persönlichkeit in Augenschein zu nehmen. Er wollte mich erst abholen, ließ mir aber dann sagen: ich möge nur vorausgehen, er werde bald nachkommen. Man empfing mich mit gespannter Erwartung und man sah ihm ungeduldig entgegen, als ich ein Billet von ihm bekam. Der Inhalt desselben war: er könne unmöglich in eine Gesellschaft kommen, wo er doch nur einen Comödianten vorstellen könne, und es werde ihm schon ganz übel, wenn er sich nur die vielen Masken und geschminkten Gesichter denke, die ihn wie ein Wunderthier anstarren würden. Ich möge also nur sagen: er habe den Hals gebrochen, und der Tischler sei noch nicht fertig ihn wieder zu leimen. — Es setzte mich sehr in Verlegenheit, denn jedermann wünschte zu sehen, was der geistreiche junge Mann geschrieben hatte und was die Ursache seines Nichtkommens sei. Ein Purzelbaum war die ganze Antwort auf die derbe Strafpredigt, die ich ihm hierüber hielt.

II. Zwei Briefe Arnim's.

(Originale. Böhmer-Janssen's Nachlaß, in demselben Heft wie die erste Beilage.)

1. Aufschrift: „An Herrn Bibliothekar Dr. Böhmer, Wohlgeboren zu Frankfurt am Main."

Berlin d. 28. Feb. 1827. Ew. Wohlgeboren meiner Frau mitgetheilter Wunsch jene dramatische Arbeiten von Clemens zu besitzen würde ich gern und gleich erfüllen, wenn sich dieselben hier befänden. Aber diese sämtliche Nachlassenschaft von Clemens ist auf meinem Landgute in eignem Schranke bewahrt und ehe ich sie absende möchte ich doch lieber irgendwo Abschrift nehmen lassen um jedem Zufalle zu begegnen. Uebrigens wäre eine Durchsicht von Seiten Clemens diesen dramatischen Arbeiten durchaus nothwendig, da zweie davon völlig lokale Possen sind, das Trauerspiel Comingo aber zum Theil nur entworfen, zum Theil durch augenblickliche Laune an Spassen und Reden überladen

ist. Nach meiner Ansicht von der besten Art die Werke meines Freundes herauszugeben muß ich wünschen daß

1) seine Lieder erscheinen, von denen ich nur Weniges besitze, die er aber vollständig nach Westphalen mitnahm. Hier müßten auch die besten aus seinen übrigen Schriften hinzutreten, so auch in einer Abtheilung seine komischen Reime, vielleicht möchten hier als Einleitung seine lustigen Musikanten gut stehen.

2) Seine Novellen, wozu ich auch den Godwi rechne.

3) Sein Apo, die Romanzen oder wenn es nicht zu stark wird diese am Schluß der Lieder.

4) Nachrichten vom Rhein.

5) Dramatisches aller Art.

Der Grund zu dieser Eintheilung liegt darin, daß seine Lieder ihm unfehlbar das meiste Publikum gewinnen, seine Novellen die Aufmerksamkeit steigern und somit das Uebrige nach Würden erkannt wird. Verzeihen Sie meinem eiligen Geschreibe, ich reise in dieser Nacht fort und habe noch manche Besorgung. Hochachtungsvoll

Ludwig Achim v. Arnim.

2. Von Böhmer's Hand am Kopf: „An Bürgermeister Thomas in Frankfurt."

Berlin d. 7. April 1827. Geehrtester Freund! Meine Frau zeigte mir ein Schreiben von Ihnen, worin an die dramatischen Arbeiten von Clemens Brentano erinnert wird, über welche ich schon neulich Hrn. Böhmer in Eile etwas gesagt habe. Ich kenne H. Dr. Böhmer gar nicht, eben so wenig sein Verhältniß zu Clemens. Daß ihm dieser Manuscripte anvertraut hat, welche schon hier von ihm zur Herausgabe bestimmt waren wie die Mährchen und Romanzen (zu den Mährchen sind schon Kupfer radirt durch Hensel, die zu benutzen wären), das berechtigt mich eigentlich nicht ihm Manuscripte auszuliefern, die in vieler Hinsicht Anstoß geben könnten, ohne daß er es selbst überall ahndet, weil er die Lokalverhältnisse nicht kennt, unter denen sie entstanden. Ueber diese Art des Anstoßes hier im Vertrauen einige Worte, die Sie ihm, insofern der Mann verschwiegen ist, gelegentlich mittheilen mögen.

Unter dem Zurückgebliebenen ist ein Trauerspiel Comingo allein von Werth, aber es ist auch, wie ich H. Böhmer schrieb, sehr unvollendet, ist ohne eine Ueberarbeitung von Clemens durchaus nicht bekannt zu machen. Der Hauptanstoß liegt aber nicht darin, sondern in der veränderten Religionsgesinnung von Clemens, denn in diesem Stücke wird die Sache der Camisarden im Verhältniß zu den Katoliken höchlich erhoben. Dies Verhältniß ist durchgeführt, kann nicht herausge-

schnitten werden. Bekäme Clemens das Stück jetzt in die Hände, er würde sich vielleicht verpflichtet glauben, es in den ersten besten Ofen zu stecken.

2) Ein andres Drama, die Bearbeitung des wunderthättigen Puppenspiels von Cervantes für eine hiesige Gesellschaft mit der er damals viel verkehrte, ist voll von Personalitäten, ja diese machten den Hauptreitz aus, ein Theil des Stücks würde nicht verstanden werden, ein andrer kränken und als Ganzes ist es nichts.

3) Ein Stück einer Fortsetzung des Bürgergenerals von Göthe, bezüglich auf Schmalz und seine Denunciation des Tugendbundes besitze ich noch, aber leider nicht das Ganze, dies wäre allein zu drucken, denn er selbst wollte es drucken lassen, fand aber wegen der Zeitumstände keinen Drucker und Censor hier. Nach meiner Erinnerung schickte er das Stück nach Cassel an Grimms, vielleicht liegt es noch bei denen, gedruckt konnte es damals nirgends werden. Ob es jetzt noch gefallen würde, kann ich nicht sagen, der Gegenstand ist zu oft verhandelt worden, in zwanzig, dreißig Jahren aber würde es als Zeitbild gewiß Interesse erregen.

4) Ein Paar dramatische Fragmente, eins aus einem Geisterstücke nach einer Apel'schen Novelle in dessen Geisterbuche. Oft bat ich ihn es auszuschreiben, aber er fühlte wohl, daß er in dem ersten Akte schon so viel Geisterspuk angebracht hatte, daß er sich in den folgenden nicht mehr überbiethen konnte. Ein andres aus seiner früheſten Zeit, könnte einmal wenn alles Beendete erschienen, mitgetheilt werden. So auch ein flüchtiger Scherz zu einem Geburtstage in der Sandgasse.

Außer diesen dramatischen Sachen besitze ich von ihm allerlei politische Verse, besonders eine Art Lobgedicht auf Schwarzenberg, wohl das Schlechteste was er geschrieben, meist im Wunsche sich zu Wien als Schriftsteller zu begründen, zuweilen im Auftrage. Seine politischen Lieder besitze ich nicht, er hatte mancherlei für die Tyroler gedichtet, was gelobt wurde. Das Beste der Art von ihm steht in seiner Victoria. Ferner besitze ich ein Convolut Theater-Kritiken, meist aus Wien, für eine dortige Zeitschrift geschrieben, worin mancher gute Einfall, doch in der Art verfaßt, daß er sie hätte schreiben können ohne je ein wirkliches Theater zu sehen.

Eine lange recht interessante Erzählung, nur zum Theil nach einem älteren französischen Buche, schrieb er bei mir in Wiepersdorf und schickte sie nach Wien an einen seiner dortigen Freunde, hat aber nie etwas von deren Schicksal vernommen, es war die Geschichte eines untergeschobenen Kindes. Noch schrieb er da den Anfang einer hübschen Novelle, die ich bewahre, worin etwas aus seiner eigenen Jugend eingeflochten

ist. Meine Absicht war dies Fragment mit seinen übrigen Novellen herauszugeben, wenn ich vorher mit ihm Rücksprache genommen.

Alles übrige ist Bauschutt, das heißt Fragmente erster Entwürfe, zehnfach durchstrichen, nur ihm kennbar, Stücke verdorbner Abschriften, ohne Zusammenhang, Concepte, Briefe.

Aus dieser näheren Uebersicht mögen Sie nun beurtheilen, ob irgend etwas zu jeziger Herausgabe berechtigt? Nach meiner Ueberzeugung eignet sich nichts dazu als jene nach Wien gesendete Erzählung, deren Schicksalen nachzuspüren wäre, das Novellenfragment, welches ich besitze und etwa die Fortsetzung des Bürgergenerals. Das Verdienstlichste wäre, wenn H. Böhmer den Liedern von Clemens (von denen ich nichts besitze, denn einige verdorbene Concepte im Bauschutt sind nicht zu rechnen) nachspürte, die er sämtlich mit sich nahm, so wie überhaupt alles, worauf er damals einen Werth legte. Den Comingo ließ er wohl nur zurück, weil er die grelle Differenz in der Gesinnung scheute. — Sollte H. Böhmer Abschrift von einem (!) dieser Sachen wünschen, so müßte mein Schulmeister sich daran versuchen, das Original möchte ich doch nicht der Versendung anvertrauen und die Kosten der Abschrift würden sich so hoch nicht belaufen.

Meine Frau empfiehlt Sich so wie ich in freundschaftlicher

Ergebenheit

Ludw. Achim von Arnim.

III. Die ältere Fassung des Märchens vom Fanferlieschen.

(Nach der Böhmer'schen Abschrift von 1831, Bl. 58 ff.)

Es war einmahl ein König, der hieß Jerum, und sein Land hieß Skandalia, und er regierte in der Stadt Besserdich. Dieser Jerum war gar nicht viel werth, er quälte seine armen Unterthanen bis auf's Blut, so daß sie Jahr aus, Jahr ein schrien: O Jerum, o Jerum, sieh auf Skandalia und bessere dich. Er wirthschaftete aber immer drauf los, und war ganz das Gegentheil seines verstorbenen Vaters, dessen Sterbetag die Bürger von Besserdich jährlich mit großer Traurigkeit feierten.

Vor diesem Tage ritt der böse Jerum immer mit seinem ganzen Hofstaat nach einem fernen Jagdschloß Munkelwust, um nicht die Liebe seiner Unterthanen zu seinem seeligen Vater zu sehen. Als er nun einstens mit unanständigem Hörnergeblase und Peitschengeknall am Tag vor dem Trauerfest der Stadt hinauszog, sah er nah an dem Thore vor

einem kleinen Hause eine alte Frau ihre Ziege kämmen. Da nahm er seinen Bogen und legte einen Pfeil auf und verwundete der alten Frau die Ziege. Die Alte ergrimmte sehr und schrie ihm nach:

O Jerum, o Jerum,
Meine Ziege geschossen.
O Jerum, o Jerum,
Dir selbst zum Possen.
Sie ist ein armes Waiselein,
Wird Königin im Lande sein.

Jerum bekümmerte sich nichts um das Geschrei der Alten und sprengte im Galopp zur Stadt hinaus. Die Alte hieß Fanferlieschen und war eine außerordentlich kluge Hexe, bei dem verstorbenen Vater des Königs Jerum hatte sie sehr viel gegolten; sie hatte damals große Macht in Händen und dem Lande viel Gutes gethan. Wenn der alte König einen Minister, oder General, oder Gelehrten haben wollte, so gieng er nur zu Fanferlieschen, die damals sehr schön war, und sprach nur:

Fanferlieschen
Hat schöne Füßchen,
Nicht zu lang, nicht zu kurz.
Schüttle mir aus deinem Schurz
Einen guten Staatsminister! —
Herr da ist er!

sprach sie dann und schüttelte ihn aus der Schürze. So hatte sich der König viele gescheidte Leute verschafft.

Aber als der Jerum an die Regierung kam, wurde Fanferlieschen vertrieben, ja er ließ ihr ein großes Loch von seinen Jagdhunden in die Schürze reißen und mißhandelte sie auf alle Weise. Da zog Fanferlieschen in ein kleines Haus in der Vorstadt, und mästete Vieh und Geflügel, und man wunderte sich über gar nichts, als daß sie niemals einen Ochsen, oder Esel, oder ein Pferd oder einen Puthahn oder sonst etwas verkaufte. Aber oft hörte man sie in der Nacht, wenn alles ganz still war, sehr ernsthafte Staatsgespräche mit ihrem Vieh halten und lautete es nicht anders, als wenn die größten Professoren bei ihr versammelt wären, so daß es ordentlich in der ganzen Stadt ein Sprichwort war, wenn einer von den Hofleuten des König Jerum einen üblen oder dummen Streich machte, zu sagen: „Dieses Rindvieh hat nicht bei dem Fanferlieschen studirt.“

Als ihr der Jerum nun die Ziege verwundet hatte, gerieth Fanferlieschen in den höchsten Zorn gegen ihn und entschloß sich, Rache an dem König zu nehmen. Sie legte die geliebte Ziege in ein schönes Bett und verband ihr die Wunde mit Kräutern und Wein.

In der Stadt machte man schon alle Anstalten, das Andenken des verstorbenen guten Königs Laudamus zu feiern. Alle Häuser waren mit schwarzem Tuch behängt, auf allen Thürmen und Rauchfängen wehten schwarze Fahnen. Alle Glocken, die geläutet wurden, hatten schwarze Flöre an den Schwengeln. Alle Bürger zogen schwarze Wäsche und Kleider an, alle Perückenmacher puderten schwarz, alle Schimmel waren Rappen, man aß nichts als Schwarzwildpret und Schwarzwurzeln und Schwarzsauer. In solcher entsetzlicher Schwärze waren bereits alle Einwohner in der Kirche der heiligen Nigritia um das Grab des Königs Laudamus versammelt, auf welchem viele tausend schwarze Fackeln brannten, und warteten nur noch auf das Fräulein Fanferlieschen, um ihre Trauergesänge anzufangen. Sie kam immer an der Spitze ihres schwarzen Horn- und Federviehs durch die Stadt in die Kirche gezogen, und es war den guten Bürgern nichts so rührend, als alle die schwarzen Pferde, Esel, Stiere, Kühe, Böcke, Ziegen, Schaafe, Schweine, Hunde, Katzen, Puthahnen, Pfauen, Haushähne, Hühner, Schwanen, Gänse und Enten usw. die bittersten Thränen vergießen zu sehen. Ein großer Theil in der Mitte der Kirche war für sie und ihren Zug frei gelassen, die Bürger harrten.

Da kam der Kirchendiener und zeigte an, daß der Zug der Fanferlieschen sich nähere, die Thore wurden aufgethan, und man sah Fanferlieschen in schwarzem Sammt gekleidet mit einer Krone von schwarzen Brillanten neben einer schwarzen Portechaise hergehen, die von zwei schwarzen Eseln getragen wurde. Vor ihr her ging ein schwarzer Pudel auf den Hinterbeinen, der trug Fanferlieschens Schürze, welche dem Lande so viel Gutes gethan und von den Jagdhunden des Jerums zerrissen worden war, an einer Stange als Trauerfahne, und hinter der Trauer-Portechaise folgten viele schwarze Böcke und Ziegen mit Trauerflören und Citronen auf den Hörnern. Dann kam alles übrige schwarze Horn- und Wollen- und Feder-Vieh, alle mit Zipressenzweigen und Kränzen geziert. Kurzum die ganze Heerde des Trauerviehs war auf die rührendste und anständigste Art geziert und bezeugte ein tiefes Leidwesen.

Als jedermann und jedes Vieh seinen Platz eingenommen, wurde eine kohlrabenschwarze Melodie gesungen, und dann stieg Fanferlieschen auf das Grab des Königs Laudamus, und erzählte den Bürgern alle seine guten Eigenschaften, worüber sie alle gallenbittre Thränen weinten so schwarz wie Dinte.

Zuletzt kam sie auf die Bosheit des Königs Jerum zu sprechen und sagte: Endlich ist es Zeit, daß wir ihm das Thor vor der Nase zumachen, seine Bosheit ist auf das Höchste gestiegen. Als er gestern

mit seinem gottlosen Hofstaat zum Thore hinausritt, stand ich vor meiner Thüre und kämmte der Fräulein Ziegesar die schwarzen Locken zu dem heutigen Feste. Da verwundete er mir diese geliebte Waise mit einem muthwilligen Pfeilschuß.

Bei diesen Worten Fanferlieschens entstand ein gewaltiges Murren in der Kirche, und alle Fackeln auf dem Grabe des Königs Landamus knisterten und tröpfelten schwarze Wachsthränen herab. Der älteste Bürger der Stadt, der sich seine weißen Haare und seinen weißen Bart heute ganz schwarz gepudert hatte, trat zu Fanferlieschen und sprach: O Fanferlieschen, deine große Freundschaft mit dem seeligen Laudamus, der Anblick deiner zerrissenen Schürzenfahne, aus der uns einst so viel würdige Staatsmänner geschüttelt wurden, dein stilles Leben, deine edeln Bemühungen zur Erziehung und Bildung unvernünftigen Viehes, ach alles, was wir von dir wissen, lehrt uns, daß keine Lüge aus deinem Munde kömmt. Aber sage uns, wen verstehst du unter dem Fräulein Ziegesar?

Wen soll ich darunter verstehen, sagte Fanferlieschen, als jenes liebenswürdige Töchterlein des verstorbenen Fürsten von Boxtehude, dessen Land von seinem Freunde dem verstorbenen Laudamus verwaltet wurde, bis das liebe Fräulein herangewachsen sei, welches hier, nebst vielen andern vornehmen Waisenkindern unter meiner Aufsicht in dem Fräuleinstift und der Ritterakademie erzogen wurde? Ach der gute Laudamus dachte einst den Jerum mit ihr zu vermählen. Aber ihr wisset, als Jerum nach des Vaters Tod König ward, nahm er alle die Länder der Waisenkinder, deren Pflegevater er sein sollte, in Besitz und befahl seinem Kammerherren, dem Herrn von Neuntödter, alle die armen Kinder im Fräuleinstift und in der Ritterakademie in einem Reisbrei zu vergiften, den sie jährlich am Pfingstfeste auf der Eselswiese unter Tanzen und Springen zu verzehren pflegten. Mich hätte er auch gern umgebracht, aber er weiß nicht, wie mein Enste (! Ende?) ist.

Als das Fest auf der Eselswiese bestellt war, zogen die unschuldigen Kinder mit Blumen geschmückt hinaus auf die Wiese. Der Reisbrei stand in einer silbernen Schüssel, welche Laudamus gestiftet hatte, bretzelnd (!) unter der großen Linde, ich ließ die guten Kinder in einem großen Kreise niederknien und singen:

Te regem laudamus
Qui nobis dedit Hirsenmuß.

Da kam der Herr von Neuntödter und brachte Zucker und Zimmt vom Jerum, welches der König immer sonst selbst drauf zu streuen pflegte. Aber es war diesesmahl Rattengift. Als der Neuntödter sich dem Mußbecken nahte, sah ich auf einmahl den Geist des verstorbenen

Laudamus ihm entgegentreten, er ſagte: Wenn der Jerum nicht ſelbſt den Kindern Zucker und Zimmt bringen will, ſo will ich es thun, fliege hin, du Neuntödter. Damit ſchlug er dem Kammerherrn erſt die Zuckerdüte und dann die Zimmtdüte um die Ohren, und ſieh da er flog in einen Neuntödter verwandelt davon. Nun kam der König Laudamus zu mir und ſprach:

Fanferlieschen,
Schönefüßchen,
Pfleg und zieh die Kinderlein,
Bis ſie wieder Menſchen ſein.

Nun ſtreute er ſelbſt Zucker und Zimmt auf das Muß und verſchwand. Die Kinder hatten alle das geſehen und ſangen wieder:

Te regem laudamus,
Qui nobis dedit Hirſenmuß.

Und nun fuhr jedes mit ſeinem ſilbernen Löffel in das Hirſenmuß. Kaum aber hatten ſie einen Löffel voll gegeſſen, als ſie ſich alle in Thiere verwandelten, die Ziegeſar in Ziegen, die Ochſenſtierna in Ochſen, die Rindsmaul in Rinder, die Schimmelpennink in Schimmel, die Rabenhorſt in Raben, die Boxberg in Böcke, die Putlitz in Puthahne, die Hünerbein in Hüner, die Rothenhahn in Hähne, und ſo ein jedes Kind nach dem Familiennahmen in ein Thier dieſes Nahmens.

Ich führte nun dieſe ganze Herde in den nahe gelegenen Wald in eine große Höle und gieng wieder in die Stadt. Da hörte ich, wie der König Jerum glaubte, der Kammerherr von Neuntödter ſei mit den Kindern, ſtatt ſie umzubringen, in die weite Welt gelaufen, und daß Jerum Boten ausgeſendet habe, ihn aufzuſuchen. Als er mich nach den Kindern fragte, ſagte ich zu ihm: Der liebe Gott wird ſich ihrer erbarmen. Weiter ſagte ich ihm nichts. Er ward ſehr zornig auf mich, und weil er mir das Leben nicht nehmen konnte, ſo nahm er mir doch alles, was mir Laudamus geſchenkt hatte, ſo daß mir nichts blieb als das Haus und der Hof und der Garten meiner Eltern am Thore.

Nachts führte ich nun die ganze verwandelte Herde aus dem Wald in mein Haus, und habe ſie bis jetzt immer in allen ſtandesmäßigen Wiſſenſchaften unterrichtet. Sie ſind bereits alle erwachſen, und jeder wird ſeiner Familie Ehre machen. Ach, Fräulein Ziegeſar war vor allen ein Engel, ſie tanzt alles vom Blatt weg und ſingt wie der größte Tanzmeiſter, ſie webt und ſtickt wie eine perfecte Köchin und kocht und backt wie die größte Stickerin, ſie macht Gedichte wie ein Sprachmeiſter und ſpricht alle Sprachen wie ein Dichter. Kurz ſie iſt eine der vollkommenſten Fräulein der Welt, und dieſe hat mir der grauſame Jerum mit einem Pfeile durch das linke Ohrläppchen ge-

schossen. Nein, länger wollen wir diese Schmach nicht mehr erdulden, übergebet einem andern die Krone, denn Jerum denket doch nur an seine Laster und niemals an Besserdich.

So hatte Fanferlieschen gesprochen, alles hatte mit der größten Spannung zugehört, und der älteste Bürger sagte: Du erzählst uns sehr merkwürdige Geschichten, aber wenn wir auch einen andern König wählen, wo kriegen wir dann gleich alle die nöthigen Minister und Hofkavaliere her, welche alle mit Jerum ausgereist sind? Deine Schürze, aus welcher du sie sonst schütteltest, hat ein Loch, und wird Jeder durchfallen.

Nun sprach Fanferlieschen zu dem Pudel der die Schürze trug:

Herr von Pudelbeißnichnicht,
Schwenk die Fahn!
Vivat Laudamus,
Es ist gethan.

Da schwenkte der Pudel die Fahne und verwandelte sich gleichzeitig in den schönsten Fahnenjunker, und alles anwesende Horn-, Wollen- und Feder-Vieh verwandelte sich in die hoffnungsvollsten Ritter und Fräulein, und sie öffnete die Portechaise, und die Prinzessin Ziegesar mit dem verwundeten Ohrläppchen trat heraus und umarmte Fanferlieschen, und alle die verwandelten Ritter nud Fräulein schrien laut:

Oramus laudamus
Fanferlieschen
Schönefüßchen
Soll regieren
Und floriren.

Da rief die ganze Versammlung dasselbe und sie nahmen Fanferlieschen und setzten sie in die Portechaise und trugen sie in das Schloß. und alles war richtig, sie mußte Königin sein. Die Fanferlieschen aber machte nun aus allen ihren Zöglingen vornehme Leute. Der Herr von Ochsenstierna wurde Minister des Ackerbaus, der Herr von Rindsmaul wurde Erzheumarschal, der Herr von Riedesel Generalobermühlenrath, der Herr von Rothenhahn wurde Director der Feuersbrunst und Hofwetterminister, und so hatte ein jeder seine Stelle nach seinen Qualitäten. Die Prinzessin Ziegesar ward allgemein verehrt und allgemein bekannt gemacht: wer ihr Gemahl werden würde, der sollte nicht nur ihr Fürstenthum Buxtehude, sondern auch einstens das ganze Königreich Skandalien mit ihr erhalten.

So gieng nun alles herrlich in der Stadt, aber der König Jerum kriegte einen großen Schrecken, als die Fanferlieschen ihm einen Brief nach dem Jagdschloß Munkelwust schickte, worinn drinn

ſtand, daß er abgeſetzt ſei und ſich nicht mehr dürfe in der Stadt ſehen laſſen, ſonſt wolle man ihm den Kopf zwiſchen die Ohren ſtecken. Wenn er aber ſein Leben ändern, Wittwen und Waiſen das Ihrige zurückgeben und deh- und weh-müthig in die Stadt Beſſerdich zurückkehren wolle, ſo ſolle er vor allem eine fromme Gemahlin nehmen, die allerfrömmſte wäre die Prinzeſſin Ziegeſar von Boxtehude. Hernach wolle man ſehen, ob man ihn wieder zum König aufnehmen könne. Dieſen Brief ſchickte ihm Fanferlieschen durch den Hofſchäfer Mopſus, und Jerum wurde ſo zornig darüber, daß er dem armen Mopſus die Ohren abſchneiden ließ und ihm die Naſe breitſchlug, und zu deſſen Andenken tragen ſich bis jetzt alle Mopſe ſo.

Der König Jerum, der nun zu Munkelwuſt lebte, wurde jetzt ganz wie raſend . . . . da zogen die guten Leute wieder ab (mit kleinen Varianten wie im Druck S. 370—372).

Als Fräulein Urſula eben mit Fanferlieschen hierüber ſprach, kam ein Bote vom König Jerum zu ihr und ſagte, wenn Fräulein Urſula ſeine Gemahlin werden wolle, ſo wolle er ſich beſſern. Urſula willigte ein, um nur ihre armen Unterthanen tröſten zu können, und Fanferlieschen ſagte mit bittern Thränen zu ihr: Ich kann dich nicht abhalten, gieb dir alle Mühe den Jerum gut zu machen, wenn du es verlangſt, ſoll er ſeinen Thron von mir wieder erhalten. Gehe hin, meine liebſte Urſula, thue allem was da lebt Gutes, ſo wirſt du in der Noth nicht verderben!

Urſula, Urſula, große Noth! (Die Verſe wie S. 373).

Dann umarmten ſie ſich mit einander bitterlich (!) und Urſula zog mit dem Boten zum Thore hinaus zu dem König Jerum. Fanferlieschen aber ſtand auf dem Schloßthurm und ſah ihre liebe Urſula in ihrem weißen Hochzeitskleid fort über die grünen Wieſen ziehen, und ſo oft Urſula ſich nach Beſſerdich umſah und mit ihrem weißen Tüchlein winkte und ſich die Augen trocknete, mußte der Fahnenjunker Pudelbiß (!) mit die (!) ſchwarze zerrißne Schürzenfahne auf dem Thurme ſchwenken, wozu Fanferlieschen immer ſang: Urſula, Urſula ꝛc. Dazu blieſen die Thürmer eine ſehr betrübte Melodie auf den Poſaunen, und dies währte ſo lange, bis ein Wald die Urſula und den Boten des Jerum verbarg.

Urſula ging traurig neben dem Boten durch den Wald (das Folgende genau wie Druck S. 375—391) . . . . und neben dem Zug ſchwebten die weißen Jungfrauen über die Erde hin und ſangen:

Fünfzig Meſſer in Mörders Leib,
Ihn konnt nicht retten ſein treues Weib.

Das war alles sehr betrübt.

Als sie sich Munkelwust nahten, sahen sie das ganze Schloß erleuchtet. Da ließ der Führer den Zug halten, nahte sich dem Jerum, der sich etwas erholt hatte, und redete mit ihm heimlich, worauf sich der Zug trennte. Die mit den Fackeln zogen mit Jerum in das Schloß. Der Führer aber und sein Sohn blieben mit der armen Ursula zurück. Als der Zug schon in das Schloß hinein war, trugen sie die Ursula in einen alten hohen Thurm des Schlosses, in welchem gar kein Fenster war, da legten sie dieselbe an die Erde, giengen weg und mauerten die Thüre zu und warfen eine Menge Disteln und Dornen davor. (Vgl. Druck S. 391—400.)

Die arme Ursula mochte wohl ein paar Stunden wie todt so in dem dunkeln Thurm gelegen haben, als sie etwas Kühles an den Augen und Wangen spürte und erwachte .... (Das Folgende wie Druck S. 400—411, jedoch fehlen sämmtliche Stellen, die sich auf Mac und Benac sowie auf die Frau mit der blauen Schürze beziehen.) So! sagte Ursula, möge es zu seinem Besten sein. (Hier sind im Druck 411—427 die langen Unterhaltungen mit Lania usw. eingeschoben.) Aber, liebster Vogel, ich bitte dich, kannst du mir nicht recht zarte Flaumfedern schaffen? So viel du willst, versetzte der Neuntödter, alle Vögel sollen sich die zartesten ausrupfen, sie thun mir jetzt alles zu lieb, weil ich ihre Jungen nicht mehr fresse. Da flog er fort, und bald waren viele Vögel da, die saßen auf Ursula's Schooß und rupften sich die Flaumfedern auf ihre Schürze aus. Als es genug war, dankte Ursula und sie flogen weg. (Aehnlich Druck S. 427.)

Am andern Tag sagte Ursula: Kannst du mir wohl einige Leinentüchlein bringen? O ja, sagte der Vogel, sie bleichen Wäsche am Schlosse, heut Nacht bring ich dir so viel du willst. In der Nacht brachte er ihr sechs Windeln, und sie nähte zwei zusammen und stopfte die Flaumfedern hinein und machte ein Küssen draus, und suchte hervor, was sie alles gestrickt hatte von Wolle und legte es alles fein ordentlich zurecht. Ei, sagte der Vogel, liebe Ursula, ist es doch, als wenn du dir ein Nestchen bautest, so wirthschaftest du herum, und stopfest Bettchen, und legst allerlei schöne Kleidchen und Mützchen zurecht. Ach, lieber Vogel, sagte Ursula, ich habe heute Nacht, als ich so an den Himmel hinauf zu meinem Stern sah, einen recht innerlichen Trost empfunden, als sollte ich nun bald nicht mehr so allein sein. Welche Gesellschaft hättest du dann am liebsten? fragte der Vogel. Und Ursula erwiderte: Ach so mir Gott ein liebes schönes Kindlein bescheeren wollte, o ich wäre so glücklich, so glücklich! Das glaube ich,

ſagte der Vogel, aber lebe wohl, ich muß heute auch noch an meinem Neſtchen bauen. Da flog er fort. (Vgl. Druck S. 413—428.)

So lebte Urſula ruhig fort, von den guten Vögeln bedient und ernährt. Ihr Wohnort verſchönerte ſich täglich, die rauhen Wände waren mit geſtickten wollenen Decken behängt, der Fußboden war mit Strohmatten belegt, das durchfließende Bächlein war mit bunten Steinen ausgelegt, Bogen, Kränze, Sterne und Sonne von rothen Beeren hiengen an den Wänden umher, allerlei Körbe und Geräthe von Weidenruthen, welche ihr die Vögel brachten, hatte Urſula geflochten, und auch eine recht ſchöne Wiege. (Weit ausführlicher im Druck S. 428—433.)

Als dieſe fertig war, legte ſie die Bettchen hinein, und es ward Nacht. Der Sternhimmel war gar hell, Urſula ſah ihren lieben Stern, den großen Bären, recht ernſthaft an, und dachte an ihre Eltern und betete recht fromm zu Gott. Da ſchlief ſie ein, und es war ihr im Traum, als zuckten die Sterne zuſammen und als falle einer herunter in ihre Wiege. Da fühlte ſie eine ſo heftige Freude, einen ſo ſüßen Schmerz, [als] flöge alles irdiſche Glück wie ein goldner Pfeil durch ihr Herz und als fange ſie ihn mit ihren Händen, und als wäre es ein wunderſchöner bunter Vogel, der ſich an ihre Bruſt ſchmiege und von ihren Lippen äße und tränke wie von rothen Kirſchen. Ach da war es ihr wie ein Blitz durch das innerſte Leben, und ſie erwachte, und wer kann ihre Seeligkeit ausſprechen? Ein ſchöner kleiner Knabe ſchlummerte an ihrer Bruſt. Sie weinte und betete und nährte ihr Kindlein, und die gute fromme Mutter gefiel dem lieben Gott. (Aehnlich Druck S. 433—434.)

Am andern Morgen ſangen die Vögel ſo ſüß und lieblich wie nie, der Neuntödter und alle ſeine Freunde kamen das Kindlein zu ſehen und ſtreuten Blumen auf die Wiege, und brachten ihr die beſten Speiſen aus der Küche, und immer blieb ein wohlſingendes Vöglein auf der Wiege ſitzen, und ſang das Kindlein in Schlaf. (Aehnlich Druck S. 434—435.)

Nach drei Tagen in einer Nacht, da die Sterne ſo hell ſchienen, als wollten ſie zu Gevatter ſtehen in ihrem ſchönen Glanz, betete die gute Urſula recht herzlich und dankte Gott für das liebe Kind, und verſprach es in Gottesfurcht aufzuziehen und ſprach: Ach du lieber Gott, ich habe hier kein Kirchlein und keinen frommen Prieſter, der mein Kind taufen könnte, ſo nimm meinen guten Willen für den Prieſter und meine Noth für ein Kirchlein an. Und nun ſchöpfte ſie Waſſer mit der hohlen Hand aus dem Bächlein des Thurms, und taufte ihr Kind im Namen Gottes und rief hinauf: Saget liebe Sterne, bei welchen ich immer an meinen ſeeligen Vater Urſus und meine

Mutter Ursa denke, sagt: wie soll euer Patchen heißen? Da bewegten sich die Sterne und es flüsterte in den Ohren der Mutter: Ursulus. Und sie taufte den Knaben Ursulus. Am folgenden Morgen kamen die Vögelein alle und wollten das liebe Kind sehen, und sie brachten der Mutter die besten Bissen aus der Schloßküche, und ein Vögelchen blieb immer auf der Wiege sitzen und sang den kleinen Ursulus in den Schlaf. (Druck S. 435—441, wonach noch das Schlaflied der Vögel und ein Abschnitt über die Erziehung des Kindes folgt, S. 442—449.)

So lebte die arme Mutter sieben Jahre mit Ursulus in dem Thurm und erzog ihn auf das Beste. Aber er bekam eine gewaltige Begierde, wenn er die Vögel oben auf dem Thurm im Sonnenschein sitzen und singen sah . . . . O Gott, o Gott mein Kind, rief die Mutte und sank auf die Kniee und weinte. (Druck S. 449—453 nahezu identisch.)

Ursulus aber stieg durch den Rauchfang hinab in die Schloßküche. Die Mutter lauschte an der Wand und sie konnte ihn klettern hören. Da pochte er mit der Feuerzange siebenmal und sie nahm einen Faden, band einen Holzspan dran und ließ ihn hinüber schwimmen. Als Ursulus den Span fühlte, band er einen Blumenstrauß dran, den der Koch am Fenster stehen hatte, worüber die Mutter sich sehr erfreute. Als Ursulus den Tag grauen sah, versteckte er sich hinter das Holz bei der Küchenthüre, und als der Koch in der Küche zu wirthschaften anfing, trat er hervor, als sei er zur Thüre hereingekommen und grüßte den Koch sehr freundlich. Dieser fragte ihn, wer er sei und wo er herkomme. Ursulus sagte, daß seine Mutter im Walde von Räubern sei umgebracht worden, und daß er als ein armes verlassenes Kind Dienst suche. Dem Koche gefiel der freundliche schöne Knabe, und er nahm ihn zu sich als Küchenjunge. Wenn nun der Koch nicht da war, klopfte er immer der lieben Mutter, und wenn dann der Faden angeschwommen kam, band er ihr etwas Gutes zu essen daran und immer schöne Blumen dazu. (Druck weit ausführlicher S. 453—458.)

Als aber der Hofmarschall einmal in die Küche kam und den wunderschönen Ursulus sah, gewann er ihn sehr lieb und sprach: Morgen früh halte dich bereit, ich will dich zum König Jerum bringen, du sollst Edelknabe bei ihm werden. Da dankte ihm Ursulus höflich. Am Abend aber war er voller Sorge, wie er seiner Mutter nur sagen sollte, daß er aus der Küche heraus in das Schloß komme. Da gieng er in den Küchengarten und suchte Blumen und band einen Strauß Vergißmeinnicht, und da kam der Neuntödter zu ihm und dem gab er den Strauß für seine Mutter und sprach zu ihm: Lieber Vogel sage meiner Mutter, daß ich Edelknabe werde, und besuche mich manchmal

und erzähle mir von ihr. Der Vogel sagte leise: Gott helf dir, ich bleibe dein Freund, und nahm den Strauß und flog in den Thurm. (Druck ausführlicher S. 459—461.)

Am folgenden Morgen ward Ursulus zu dem König Jerum gebracht. Als dieser ihn sah, ward er recht innerlich in seinem Herzen bewegt. (Rest übereinstimmend mit Druck S. 461—497.)

IV. Bruchstück aus einer Bearbeitung des Märchens von dem Hause Staarenberg.

(Orig. von Brentano's Hand. Böhmer-Janssen'scher Nachlaß.)

Aus dem Rheinmärchen.

und sagte mir, ich solle mir sieben Jungfrauen zu meinem Dienste auswählen, so wolle sie mir dieselben unterhalten. Da gieng ich einmahl allein über eine Wiese um mir sieben Mägdlein zu suchen, aber alle waren mir zu plump und ungeschickt. Als aber eine schöne rosenrothe Spinne, die zwischen zwei hohen Sonnenblumen ihr Netz aufgespannt hatte, sah, daß ich mitten durch ihr Gewebe durchgieng, ohne ihr auch nur ein Fädchen zu zerreißen, war sie unendlich froh darüber und begann in ihrem Netze zu tanzen, daß die (Msc. sie) Fäden wie die Saiten einer Harfe erklangen. Ei warum klingst und springst du so lustig, liebe Frau Weberin, fragte ich die Spinne, und sie antwortete: soll ich denn nicht tanzen und musiziren vor Freude und Liebe zu dir, du liebe klare reine stille Frau Mondenschein, da du so leise und behutsam durch meinen Webstuhl gest, daß du mir auch nicht ein Fädchen verletzest. Alles andere Volk ist so plump, fällt gleich mit der Thüre ins Haus und zerreißt mir bei der geringsten Bewegung mein mühsames Werk. Aber was suchst du dann nur, daß du so einsam hier herumziehst. Ich suche mir sieben Jungfern zu meinem Dienste, erwiederte ich, meine Grosmutter will sie mir ernähren, aber es sind alle, die ich bis jetzt begegnete gar zu plump und ich kann sie unmöglich brauchen. Ja das kann ich mir denken, sagte die Spinne, aber komme morgen wieder, ich will sehen, daß ich dir sieben kleine feine zarte Wesen in meinem Netze fange, Alles, was durchfliegt und es zerreißt, ist zu plump für dich, was aber drinn hängen bleibt, das wird wohl zart genug seyn. Da verließ ich sie und als ich die folgende Nacht wiederkam, da hing ein Schneckenpfeil, ein Mottenflügel, ein Palmkätzchen, ein Blumenfädchen, ein Johannislicht, und ein Bischen Altweibersommer in dem Netz, sie band mir Alles das mit einem Faden Spinnenseil zusammen, daß ich nichts verliehren sollte, und sprach: sieh, da hast du sieben ganz außer-

ordentlich zarte Wesen, die werden dir kein Härchen ausrupfen. Ich dankte recht schön, und eilte mit dem Geschenk zu meiner Grosmutter und zeigte es ihr und sagte: Grosmutter das sollen meine Dienerinnen werden, hat die Spinne gesagt. Da lächelte die Grosmutter und sprach: ich werde mit meiner Hausapotheke wohl das Beste dazu thun müssen. Da nahm sie meine Herrlichkeiten und gieng in ihren Garten, worin allerlei allgemeine Weltgeschichten wie bunter Mohn durcheinander wuchsen. Sie öffnete sieben bunte Mohnblumen und steckte in jede eine der Gaben der Frau Spinne hinein, und nun mußte ich mit ihr in die Hausapotheke gehn und ihr die Büchsen, welche sie verlangte von den Gestellen herunter holen, weil sie alle himmelhoch standen und sie selbst gar sehr zum Schwindel geneigt war. Da muste ich ihr eine Büchse voll Wahrscheinlichkeit, eine Büchse voll Zierlichkeit, eine voll Lieblichkeit, eine voll Muthwill, eine voll Einfalt, eine voll Unschuld, eine voll Tiefsinn, eine voll Ahndung, eine voll Wahrheit, eine voll Gleichniß herunter holen, dann eine Schachtel voll Neugier, eine Flasche voll Mutterliebe, ein Bündel Geduldskräutchen, und eine Düte voll Ammenwitz, einen großen Beutel voll Modenphilosophie und einen Sack voll Aberglauben. Alles warf sie in ein großes Faß voll Fantasie und rührte es mit einer Schreibfeder so lange drinn herum bis es eine klare Flüssigkeit wurde, auf deren Oberfläche die wunderbarsten Bilder durcheinander liefen. Nun weckte sie ihre Apothekergehülfen, die Poesie, welche mit ihrem wunderlichen Manne dem Traum, und ihren zwei Töchtern dem Mährchen und der Fabel hereinkamen. Diese mußten nun mit goldnen Schalen die Flüssigkeit aus dem Fasse schöpfen und jene Mohnblumen damit fleißig begießen. Ich saß während diesem Geschäft in einer Laube und entschlummerte, da hörte ich auf einmahl ein (!) Klang als wenn ein Glaß zerspringt und als ich aufsah waren die sieben Mohnblumen zu sieben großen Mohnköpfen geworden, so groß wie rechte Kindsköpfe, und die zersprangen einer nach dem andern und aus jedem stieg eine von euch lieben Jungfrauen heraus. Alle eiltet ihr gleich zu mir und botet mir eure Dienste an, und ich gewann euch alle so lieb, so lieb, daß wir bis jetzt immer seelig und friedlich mit einander gelebt und gescherzt haben. Ich dankte der Grosmutter, deren Weisheit euch (!) das Leben verdankt und eilte mit euch zu der Frau Spinne um ihr auch recht herzlich für ihre Gabe zu danken. Aber ich mochte suchen und nachfragen wie ich wollte, ich konnte die rosenrothe Spinne nicht wiederfinden. Als wir aber einstens lange vergebens gesucht hatten und ganz müd waren, setzten wir uns in eine blühende Linde, die vor einem Felsen stand, und klagten uns, daß wir die gute rosenrothe Spinne nicht finden könnten.

O ja, ich erinnere mich noch recht wohl, unter der Linde war eine Felsenhöle und neben derselben ein tiefer Schacht, erwiederte Fräulein Spinnenseil, und der Eingang der Höle war mit blühenden weißen Rosen umzogen, und viele, viele Astern und andre Blumen standen umher.

Es war ein wunderheimlicher lieber Ort, sagte Frau Mondenschein, und wir verwunderten uns alle, wer nur die Höle so schön möchte ausgeschmückt haben, es muß ein gar liebes unschuldiges Kinderherz sein Wesen treiben, sagte ich, das kann von Natur nicht so seyn, da muß eine liebe, fromme, unschuldige Seele aus und eingehen.

So sagtest du, sprach Fräulein Mottenflügel, und ich wollte schon in die Höle hinein schweben um zu sehen wer dann drinn wohne, als eine wehmüthige Stimme aus dem Schacht herauf rief: Lilinu, Lilinu, lebst du noch, kömmst du heute nicht, schenkst du mir heute nichts, erzählst du mir heute nichts. Da wurden wir ganz stille und drückten uns zusammen und sahen und lauschten nieder.

Ja ganz recht, fuhr Fräulein Mottenflügel [darüber geschrieben: Blüthenfädchen] fort, und ach was sahen wir, eine Jungfrau in einem grauen Einsiedlerröckchen, baarfuß, mit langen fliegenden Haaren trat aus der Höle zu dem Schachte hin und rief hinab. Wie geht es dir da unten, Bergmann, was willst du von mir? Jetzt geht es mir gut, rief der unten, wenn du herabsiehst geht es mir recht gut. Aber sonst arbeite ich immer vergebens, die Wände stürzen mir immer wieder ein. Hast du denn nicht gehört was die Jungfern da oben klagten? — Welche Jungfern, rief sie hinab, hier ist Niemand, ich bin einsam. Der im Schacht aber hatte unsre Klagen gehört doch ich weiß nicht mehr recht was er sagte.

O ich weiß es noch recht gut, fuhr Palmkätzchen fort, er sagte: ich hörte mehrere Frauenstimmen in der Linde klagen, daß sie die gute rosenrothe Spinne nicht finden könnten, um ihr zu danken für ihr Leben, sie soll ihr Gewebe zwischen zwei Sonnenblumen auf einer Wiese haben und drinn tanzen und spielen, wie auf einer Harfe. Da dachte ich gleich, Lilinu wird gewiß wissen, wo die rothe Spinne ist sie kennt und liebt ja jedes Thierchen und weiß, wo es sich aufhält.

Ja, sagte jetzt Fräulein Schneckenpfeil, und da rief sie hinab: ich hätte es ihnen gern gesagt, aber sie sind nicht mehr da. — Schenke mir doch Etwas zum Trost herab du gute Seele, rief der aus der Tiefe wieder hinauf.

Jetzt erinnere ich mich an Alles, unterbrach Fräulein Johannislicht, wir hatten um nicht bemerkt zu werden die bloße Gestalt unsrer Nahmen, und da haschte mich die Gute als einen leuchtenden Käfer und

wollte mich ihrem Freunde in die Tiefe hinabwerfen, als ein Lichtchen in die Nacht, wir saßen aber alle so dicht beieinander daß sie uns auf einmahl faßte in einen (!) Lindenblatt wickelte und hinunter warf.

Aber wir fielen nicht hinunter, sagte Altweibersommer.

Nein, sprach Spinnenseil, die rosenrothe Spinne hatte ihr Netz über den Brunnen gewebt und wir blieben drinn liegen, da erkannte sie Frau Mondenschein, o wie klang das Netz da so lieblich!

Die gute rosenrothe Spinne, sprach Frau Mondenschein freute sich ungemein mich wieder zu sehen und wir scheuten uns nicht vor der Einsiedlerinn und nahmen unsre Elfengestalt an und tanzten um den Rand des Schachtes um das Netz herum, da trat die Einsiedlerinn in unsere Reihen und war so leicht und zart wie wir und spielte mit uns und fragte nicht, wer wir seyen, und als wir gegen Morgen verschwanden, sank ihr Haupt schlummernd auf den Rand des Schachtes, als sie aber unten arbeiten hörte, erwachte sie und rief hinab: Muth gefaßt, es kömmt ein schöner Tag heran. Von unten aber rief der Arbeiter, ach hier ist es Nacht, und du hast mir nichts geschenkt, nichts erzählt, du hast gewiß den Jungfrauen die rosenrothe Spinne suchen helfen. Ach Lieber, rief sie hinab, eine rosenrothe Spinne giebt es gar nicht, sie ist nur ein Traum meiner Jugend, sieh da ist ihr Netz über den Schacht gespannt, und meine Geschenke, die ich dir heute Nacht hinabgeworfen sind in ihm hängen geblieben, soll ich den Traum zerreißen. — Nein, nein, rief der unten herauf, träume fort, ich will dir nichts zerstören, lebe wohl, Lilinu. Da gieng sie in ihre Höhle zurück und wir verließen die Gegend, um oft seelig zurück zu kehren. Nun aber ist sie todt, kommt laßt uns tanzen und dann ihren Hügel besuchen. —

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Jahresbericht für das Jahr 1895.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1896.

Commissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Schriften der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Commissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

1876. **Jahresbericht.** 48 Seiten.

Vereinsschrift. 1. **Zur Einführung.** 2. **Prof. Dr. J. Hergenröther, Der heilige Athanasius der Große.** 3. **Prof. Dr. Franz Kaulen, Assyrien u. Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.** 186 S. geh. M. 3.—. (Vergriffen.)

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** II. Aufl. 80 S. geh. M. 1.20.

II. **C. Berthold, Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur.** 98 S. geh. M. 1.60. (Vergriffen.)

III. **R. Baumstark, Die spanische National-Litteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige.** 110 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 60 Seiten.

Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie 29. 8. 1877. 100 Seiten. (Vergriffen.)

1878. I. **Dr. P. Haffner, Eine Studie über G. E. Lessing.** 2. Aufl. 112 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Friedr. Kayser, Eine Nilfahrt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** 112 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 156 Seiten.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. 142 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Franz Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520.** 112 S. geh. M. 1.80.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau u. Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 64 Seiten.

1880. I. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** I. Theil. 112 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

II. **Dr. P. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit.** 112 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. 132 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 58 Seiten.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** 120 Seiten. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Dr. Baudri,** Weihbischof, **Der Erzbischof von Köln, Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit.** 336 S. geh. M. 5.—. (Vergriffen.)

Jahresbericht. 32 Seiten.

1882. I. **Prof. Dr. Const. Gutberlet. Der Spiritismus.** 104 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** 124 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Heer von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. 68 Seiten. geh. M. 1.20.

Jahresbericht. 40 Seiten.

1883. I. **Dr. Jos. Pohle, P. Angelo Secchi.** Ein Lebens- und Culturbild. 164 Seiten. geh. M. 2.50.

II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** 108 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** 116 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 44 Seiten.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare. 122 S. geh. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. Joseph Pohle, Die Sternwelten u. ihre Bewohner.** I. Theil 128 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

Jahresbericht. 52 Seiten.

Anhang: Verzeichniß d. Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft. 40 Seiten.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs v. Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703—1709. 132 S. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Prof. Dr. Jos. Pohle, Die Sternwelten und ihre Bewohner.** II. Theil. Schluß. 220 S. geh. M. 3.60.

Jahresbericht. 12 Seiten.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. 116 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** 116 S. geh. M. 1,80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709—1728.** 144 Seiten. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 28 Seiten.

(Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.)

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1895.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1896.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem

4216

I. Die Generalversammlung in Fulda.

Beinahe hätte ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände das Zustandekommen der Generalversammlung im abgelaufenen Jahre verhindert. Der fest in Aussicht genommene Plan, dieselbe in Breslau stattfinden zu lassen, kam nicht zur Ausführung, auch in zwei andern Städten stellten sich locale Schwierigkeiten entgegen, und erst in letzter Stunde erklärte Fulda sich in liebenswürdigster Weise bereit, der Gesellschaft dieselbe freundliche Aufnahme wie 15 Jahre vorher zu bereiten. Wohl noch nie ist eine Jahresversammlung der Görresgesellschaft so rasch vorbereitet worden — für die Hauptsache mußte eine etwa achttägige Correspondenz genügen, und auf besondere Einladung aller einzelnen Mitglieder mußte deshalb verzichtet werden. Nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn der Besuch von auswärts nicht so zahlreich war wie vor 15 Jahren. Denn gerade Fulda stand bei den Mitgliedern in besonders gutem Andenken. Oft konnte man das Urtheil hören, die Versammlung von 1880 habe zu den schönsten und fruchtbarsten gehört. Dazu haben — 1880 wie 1895, denn auch dies Mal ist es nicht anders gewesen — innere wie äußere Gründe mitgewirkt: die Stadt, das Land, die Leute und der geistige Gehalt der Berathungen, an denen damals so mancher ausgezeichnete Mann Theil nahm, den jetzt längst die Erde deckt. Todt ist Hr. Bisthums-Verweser Hahne, Domdecan Dr. Heinrich, der als Mitglied des Ehrenpräsidiums den Vorsitz führte, Oberbürgermeister Rang, Domcapitular Dr. Mousang und andere Mitglieder des Vorstandes. Von den sieben Mitgliedern, aus denen damals das Ehrenpräsidium bestand, hat der Tod nur ein einziges verschont.

Der Vorstand hatte schon am 1. October einen arbeitsreichen Tag. Von 10 bis 1 und von 3 bis 7 dauerte die Sitzung, in welcher die letzten Vorbereitungen für die Versammlung getroffen und in der Hauptsache der Arbeitsplan für das nächste Jahr festgestellt wurde.

Vom Verwaltungs-Ausschuß waren erschienen die Herren Freiherr von Hertling, Prof. Grauert (München), Dr. Cardauns (Köln), von sonstigen Mitgliedern des Vorstandes Prof. v. Funck (Tübingen), Prof. Gutberlet (Fulda), Frhr. v. Heereman (Münster), Prof. Kihn (Würzburg), Prof. Pastor (Innsbruck), Prof. Schnürer (Freiburg, Schweiz), Prof. Schütz (Trier), Prof. Weber (Bamberg), Archivrath Will (Regensburg). Während der Sitzung erschien der hochw. Hr. Bischof von Fulda, der auch an der Nachmittags-Sitzung Theil nahm, ferner Prof. Hüffer (Breslau), Professor Bäumker (Breslau) und Regens Dr. Ludwigs (Regensburg).

Abends nach 8 Uhr trafen sich Gäste und Einheimische in den freundlich geschmückten Räumen der Harmonie, wo sich in zwangloserem Zusammensein ein gemüthlicher Verkehr entwickelte. Die herzliche Stimmung kam in einer Reihe von Ansprachen zum Ausdruck. Namens des Local-Comités und der Stadt übernahmen die Begrüßung die Herren Domdechant Dr. Braun und Oberbürgermeister Antoni. Für die Gesellschaft und die Centrums-Fraction antworteten Frhr. v. Hertling und Abg. v. Heereman. Dann folgten Prof. Arenhold, Gymnasial-Director Göbel, sein Kölner Schüler Dr. Cardauns, Seminar-Regens Schmitt (Fulda) und Archivrath Dr. Will (Regensburg) — die Gesellschaft, die Centrums-Fraction, die Stadt Fulda und ihre gastlichen Bewohner, das Local-Comité und sein Vorsitzender, der Oberbürgermeister und die Vertreter der katholischen Wissenschaft kamen dabei zu ihrem Recht.

Am 2. October, Morgens 8 Uhr, fanden sich die Theilnehmer in St. Michael zusammen, dem architektonischen Juwel des 9. Jahrhunderts, der Schöpfung des Hrabanus Maurus und Eigil. Hier wurde der Gesellschaft eine Ehre zu Theil, die so recht ihr inniges Verhältniß zum deutschen Episcopat kennzeichnet: Hr. Bischof Dr. Ignatius Komp, selbst eines der ältesten Mitglieder, richtete vor Darbringung des h. Meßopfers, im Ornat vor dem Altar im Octogon stehend, an die Anwesenden die folgende Ansprache:

Hochwürdige, hochverehrte Herren Mitglieder der Görres-Gesellschaft! Wir freuen uns von Herzen, Sie in Fulda zu sehen. Es zog Sie hierher die Liebe zum Apostel der Deutschen, die uns von Jugend an belebte und erfüllte. Bonifatius ist ja einer der größten Wohlthäter unserer Nation. Er hat uns den Glauben verkündet, er hat die kirchliche Hierarchie gegründet, er hat uns die Cultur gebracht, und alle diese Güter uns zu erhalten, hat er die deutsche Kirche auf's engste mit der römischen, dem apostolischen Stuhle verbunden. Sind wir ihm nicht zum größten Dank verpflichtet? Und wir hier in Fulda müssen dem Heiligen besonders danken, daß er hier inmitten der vier Völkerstämme, denen er das Evangelium predigte, ruhen wollte, daß er den Altar consecrirte und zu dessen Füßen sein Grab erwählte, von hier seine Auferstehung haben wollte; hic quies et resurrectio nostra.

Sie, hochverehrte Herren, als Männer der Wissenschaft fühlten sich auch wohl angezogen, weil Fulda von Anfang an eine Stätte der Wissenschaft gewesen ist, eine Schule, in welcher der Glaube und die Wissenschaft im herrlichsten Einklang verbunden waren. Zuerst ein Internat, in das eine fromme, edle Mutter aus der Gegend von Landshut in Baiern auf ihrem Arme ihr Söhnlein Eigil trug, um es ihrem Landsmann und Vetter, dem h. Abt Sturmi, zu übergeben und Gott darzubringen — ein puer oblatus, der in seinem Leben Sturmi's sich selbst das beste Zeugniß für seine Geistes- und Herzensgaben geschrieben hat; alsbald darauf ein Externat, in das aus allen Gegenden Deutschlands die Jugend eilte, auch Hrabanus Maurus, der Sohn eines edeln, in hoher Stellung sich befindlichen Vaters in Mainz, welcher daselbst jene Wissenschaft erwarb, die in seinen vielen Werken und Commentaren niedergelegt ist.

Darum habe ich Sie in dieses Kirchlein eingeladen, das der h. Hrabanus erdacht und der selige Eigil erbaut hat, damit Sie, die Sie sich die Aufgabe gesetzt haben, die katholische Wissenschaft in Deutschland zu fördern, von neuem sich begeistern und neue Patrone erhalten, insbesondere in dem h. Hrabanus, dem praeceptor Germaniae, den die Diöcesen Mainz und Fulda mit Genehmigung des h. Stuhles als doctor ecclesiae verehren.

Das Werk, dem Sie sich, m. H., schon zwei Decennien geweiht haben, erfordert große Anstrengungen, es verlangt vor allem materielle Mittel und geistige Kräfte.

Wie leicht hatten es doch Ihre Vorgänger an der Schule zu Fulda. Da fanden sich die Mäcenaten, welche ausgiebig die materiellen Mittel beschafften. Gleich bei Beginn schenkte König Karlmann das Gebiet von 4000 Schritten rings um den Dom herum; Kaiser Karl fundirte es durch große Güter, und viele andere machten Schenkungen in honorem Dei et in amorem S. Bonifatii. Besaßen sie doch schon zur Zeit Hraban's die kostbare Bibliothek der 1000 Codices aus allen Gebieten des damaligen Wissens.

Sie, m. H., haben mit mehr Schwierigkeit zu kämpfen. Die Görres-Gesellschaft empfängt eine geringe Gabe aus der Hand solcher, die nicht im Ueberflusse leben. Aber gleichwohl bringen Sie Großes hervor. Schauen wir hin auf die Kirchen, die sonst erbaut wurden und jetzt erbaut werden. Früher haben die Großen des Landes die Kirchen erbaut. Ich verehre die Prälaten und Fürsten, welche dem Herrn Kirchen bauten und ihre Wappen weithin sichtbar anbrachten. Sie haben Gott geehrt, das Seelenheil gefördert und freuten sich ihres Werkes, das sie nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen wollten. Aber jetzt erstehen aus den Pfennigen der Armen mehr und schönere Kirchen allenthalben. So wird es auch Ihnen beim Ausbau des Doms der katholischen Wissenschaft ergehen. Die Gaben, welche die Mitglieder der Gesellschaft beitragen, sind zwar nicht groß, aber sie sind von Jahr zu Jahr gewachsen, und wir dürfen hoffen, daß es auch fürderhin so sein werde. Zudem sind sie oft durch eine Entsagung ermöglicht und deshalb von Gott gesegnet. Und ist dieser göttliche Segen nicht sichtbar geworden? Lassen wir die Leistungen der Görres-Gesellschaft im Geiste vor uns vorübergehen. Welche schöne Abhandlungen wurden nicht den Mitgliedern und Theilnehmern als Jahresgaben dargeboten? Periodische Zeitschriften wurden herausgegeben, welche sich nicht nur bei den Freunden, sondern auch bei den Gegnern die Anerkennung erworben haben, ich meine das historische und das philosophische Jahrbuch. Ich nenne das Staatslexicon, das über die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens klare Anschauungen in Kreise bringt, in denen oft mehr oder weniger Unkenntniß herrschte. Und das historische Institut der Görres-Gesellschaft in Rom. Es soll jungen Geschichtsforschern die Möglichkeit geboten werden, ihre Studien in den Archiven des Vaticans zu betreiben. Auch der Versuch, katholische Privatdocenten auszubilden, ist aller Anerkennung werth, weil überzeugungstreue Katholiken nur einen verschwindenden Procentsatz unter den Universitätsprofessoren bilden. Nein, der Segen Gottes hat nicht gefehlt und er wird auch in Zukunft nicht fehlen.

Ich gestatte mir, hier auf Aeußerungen hinzuweisen, welche die Zunahme der Gaben in Kreisen, aus denen man vor allem Hülfe zu erwarten berechtigt wäre, leicht beeinträchtigen können. Man wirft die Frage auf, ob es nicht besser wäre, durch populaire Schriften auf die Massen des Volkes einzuwirken, statt sich mit abstracter Wissenschaft und den einzelnen Fach-Disciplinen zu beschäftigen. Selbst in einer Versammlung der Görres-Gesellschaft, der ich anwohnte, hatten sich solche Stimmen vernehmen lassen. Wir vermögen eine derartige Anschauung nicht gut zu heißen. Zur Herausgabe packender populairer Schriften sind bei uns — Gott sei Dank — viele Priester und viele Laien befähigt, und diese Arbeiten werden ihren Autoren von selbst den verdienten Lohn einbringen. Nein, die Pflege der Wissenschaft war die Aufgabe der Görres-Gesellschaft von Anfang an, sie sollte es bleiben. Die Wissenschaft ist in ihren Principien immer grundlegend. Wie im Reiche der Natur oben auf den mächtigen Gebirgen die Quellen entstehen, die sich als Ströme in die Ebenen segen- oder verderbenbringend ergießen, so ist es auch im Reiche der Ideen. Auf den Hochschulen werden die Lehren vorgetragen, welche im Leben des Staates und der Gesellschaft praktisch werden und sich auswirken. Fühlen wir nicht lebhaft und vielfach die Folgen in der Gegenwart? Wollen wir diese Folgen verhindern, so müssen wir die Principien bekämpfen und den Irrthum nachweisen. Darum ist es für uns nothwendig, ja unerläßlich, die strenge Wissenschaft zu pflegen. Dies ist die specifische Aufgabe der Görres-Gesellschaft. Diese zu lösen, müssen wir sie unterstützen. O möchten doch alle, insbesondere auch der Klerus, es anerkennen, daß es kein vergebliches Schaffen ist, die Wissenschaft zu betreiben und zu fördern. Möchte mein Ruf über diesen engen Raum der Kirche und die Grenzen der kleinen Diöcese Fulda hinausdringen und neue Freunde der Görres-Gesellschaft zuführen, damit die materiellen Mittel sich mehren.

Aber mehr als die materiellen Mittel wirken die geistigen Kräfte jener Männer, welche arbeiten, um die Ziele der Görres-Gesellschaft zu erreichen. Mögen auch diese sich mehren.

Unsere Zeit schätzt die Wissenschaft sehr hoch; niemand kann dies in Abrede stellen. Unsere Gegner entwickeln eine rührige Thätigkeit, wie es der Büchermarkt mit seinen vielen Novitäten beweist. Mit ausdauerndem Fleiße erforschen sie alles, was zu ihrer Wissenschaft gehört; selbst auf dem uns gehörigen Gebiete kommen sie uns nicht selten zuvor. Am meisten zeigt sich der Fortschritt in den Naturwissenschaften, die so oft gegen uns ausgebeutet werden. Da möchte man wünschen, daß neue Kräfte die gegenwärtigen unterstützen, um jener Richtung entgegenzutreten, sei es in den Vereinsgaben der Gesellschaft oder sei es in einer periodischen naturwissenschaftlichen Zeitschrift, ähnlich dem historischen und philosophischen Jahrbuch.

Unsere Zeit bietet alles auf, die Wissenschaft zu fördern. Schauen wir hin auf die großen Lehrkörper der Universitäten mit 80, 100, ja noch mehr Docenten, welche so honorirt werden, daß sie sich sorgenlos mit ihren Studien beschäftigen können. Blicken wir in die Bibliotheken, Museen und sonstigen Apparate, mit denen sie ausgerüstet sind. Aber unter diesen zahlreichen Professoren findet sich, abgesehen von der katholisch-theologischen Facultät, nur selten ein Katholik kirchlicher Richtung. Und wie wäre es doch für die Studirenden so heilsam, wenn sie in jeder Facultät wenigstens einen Professor fänden, der sich ihrer annähme, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen könnten! Aber katholische Gelehrte können nur mit Schwierigkeiten zu einer Professur gelangen. Während bei andern Candidaten die gefährlichsten Anschauungen als Ergebniß freier Forschung nicht beanstandet werden, ist die „ultramontane“ Richtung schon hinreichend, gegen den Bewerber Bedenken zu erheben. Hic niger est. Da ist es nothwendig, daß sich Privatdocenten ausbilden, die durch ihre Tüchtigkeit selbst dem Gegner Achtung einflößen. Ihre Wissenschaft muß gewisser-

maßen den Eintritt erzwingen. Darum wird die Görres-Gesellschaft sich nicht der Aufgabe entziehen können, so viel ihr nur möglich ist, fähige Privatdocenten zu unterstützen.

Indessen, wenn auch die Zahl der Arbeiter sich mehrt, so werden es — wenigstens vergleichungsweise — immer noch wenige sein.

Ich wende das Wort, das der göttliche Heiland an die Apostel richtete, auf die Görres-Gesellschaft an, die auf dem Gebiete der katholischen Wissenschaft auch ein Apostolat ausübt. Diese Worte sind: Nolite timere, pusillus grex, quia complacuit Patri dare vobis regnum. Wenn auch die Schar katholischer Gelehrten klein ist, wenigstens vergleichungsweise, so ist doch die katholische Wissenschaft um so mächtiger. Sie ist die Eine, die Gott entstammt. Deus Dominus scientiarum est. Gott schaut in seinem Geiste seine unendliche Wesenheit und erkennt in derselben alle Wahrheiten der verschiedenen Wissenschaften. Dies ist die objective Wahrheit, die objective Wissenschaft. Der menschliche Geist sucht und findet diese Wahrheiten, und dies ist die subjective Wissenschaft. Diese Wissenschaft, die Wissenschaft ist ewig und unveränderlich, und darum muß sie zur Geltung kommen. Wo ein System das andere verdrängt, da kann nicht die Wahrheit sein. Glaube und Wissenschaft, die zwei Quellen der Wahrheit, sind für sich betrachtet selbständig. Jener stützt sich auf die Autorität, diese auf die Erkenntniß. Aber sie sind zu einem innigen Connubium verbunden. Wie dem Glauben seine Perennität zukommt, so auch der ihm zur Seite stehenden Wissenschaft. Sie wird bestehen und nicht zum Falle kommen.

So gehen Sie denn hin, hochverehrte Herren, um Ihre Berathungen zu beginnen. Der reiche Segen Gottes wolle Sie begleiten. Sie werden der katholischen Wissenschaft zum besten gereichen. Das h. Meßopfer bringe ich in dieser Intention dar. Der hl. Hrabanus wird vom Himmel herab freudig und gnädig auf diese Versammlung herabblicken, die in den Räumen tagt, in welchen er über zwei Jahrzehnte gelehrt hat. Und wenn die Berathungen geschlossen sind, dann wollen wir zum Grabe unseres Apostels hinziehen, Gott danken und die Reliquien de cerebro St. Bonifatii auflegen mit den Worten: Per intercessionem St. Bonifatii Episcopi et Martyris confortet te in fide et liberet te ab omni malo mentis et corporis Deus Pater et Filius et Spiritus sanctus. Amen. Ich ertheile den bischöflichen Segen. Sit nomen Domini etc.

Der bischöfliche Redner hat dann durch die Theilnahme an fast sämmtlichen Sitzungen einen weitern Beweis gegeben, wie sehr ihm die Zukunft der Görres-Gesellschaft am Herzen liegt. Er erschien auch bei der ersten allgemeinen Sitzung, welche Hr. Reichsrath Frhr. v. Hertling um 10 Uhr in dem freundlichst zur Verfügung gestellten Refectorium des Priesterseminars eröffnete. Zwischen dem dankbaren Rückblick auf die erste Fuldaer Versammlung und der Abwehr einiger gegen die Thätigkeit der Gesellschaft erhobenen Bedenken zeichnete er das Lebensbild eines hervorragenden Dichters und Gelehrten, der zugleich ein gläubiger frommer Christ war, des ausgezeichneten Geologen Karl August Lossen (vgl. den Wortlaut unter II).

Der Generalsecretair Dr. Cardauns bedauerte, nach diesem mit lang anhaltendem Beifall aufgenommenen Nachruf für einen ausgezeichneten Mann, dem auch er persönlich nahe gestanden, die Aufmerksamkeit für trockene Zahlen in Anspruch nehmen zu müssen, und erstattete dann den üblichen Verwaltungsbericht. Die meisten Angaben sind

durch den mittlerweile erfolgten Jahresabschluß überholt, und wir verweisen in dieser Beziehung auf Abschnitt VII (Vermögenslage und Mitgliederbestand). Als sehr erfreulich hob er den Ertrag der Sammlung für das Janssen-Denkmal hervor, nach Abzug der kleinen baaren Auslagen 2744,35 M. Hiervon wurden laut Beschluß des Vorstandes 1200 M. (ursprünglich erbeten waren nur 700 M.) dem Frankfurter Denkmal-Comité überwiesen, welches dann das Denkmal reicher ausführen kann, als im ersten Kostenanschlag vorgesehen war; der Rest soll, mit Genehmigung der Geber, im Sinne Janssen's zu einer Erweiterung des römischen Instituts der Görres-Gesellschaft verwendet werden.

Dann gab der Vortragende eine Uebersicht über die Publicationen der Gesellschaft in den zwei Jahren seit der Bamberger Versammlung.

Das historische und philosophische Jahrbuch sind in alter Regelmäßigkeit erschienen. Das Staatslexikon, von dem seit der Bamberger Versammlung elf Hefte herauskamen, steht in Heft 37 beim Artikel San Marino, nähert sich also der Vollendung, mit deren Eintritt eine erhebliche Entlastung des Budgets verbunden sein wird. (Seitdem ist noch das 38. u. 39. Heft erschienen) Von den Vereinsgaben erschienen, wie üblich, jährlich drei Hefte: Johann Wild, ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts, von N. Paulus, Die bedingte Verurtheilung von Jul. Bachem, die in zweiter Auflage vorliegt, Die Entstehung des Kirchenstaates von Prof. Schnürer, Johann Tausen, der dänische Luther, von L. Schmitt, S. J., Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins von Prof. W. Schneider. Das Gewitter von Dr. A. Gockel. Die dritte Vereinsschrift für 1895 ist im Manuscript fast abgeschlossen und wird vor Ende des Jahres erscheinen. (Seitdem erschienen: Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.) Von der Schrift des Herrn Bischofs von Paderborn, Dr. Simar, Der Aberglaube, wurde eine dritte Auflage veranstaltet, da die zweite vollständig vergriffen war. Rüstig schreiten die Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte fort, welche die Gesellschaft in Verbindung mit ihrem historischen Institut herausgibt. 1893 erschien der zweite Band: Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII., herausgegeben von Dr. Ehses; 1894 der dritte: Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts, herausgegeben von Professor Dr. Kirsch; soeben erschien der vierte, in welchem Dr. Ehses und Dr. Meister Actenstücke zur Geschichte der Kölner Nuntiatur veröffentlichen.

An diese Uebersicht knüpfte der Vortragende noch einige allgemeine

Bemerkungen. Er will den voraussichtlichen kleinen Fehlbetrag nicht als Anlaß zu Lamentationen benutzen, sondern begrüßt ihn, allerdings mit einer gewissen Zurückhaltung, als Sporn zu weitern Anstrengungen. Anscheinend in der gleichen Auffassung hat der Vorstand die Ankündigung des Deficits damit beantwortet, daß er für das Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. zwei Actien à 500 M. zeichnete, ein Stipendium für einen Privatdocenten der Philosophie und ein viertes Stipendium für das römische Institut bewilligte und sich stark machte, einen etwaigen Fehlbetrag in den Sammlungen für das Hergenröther-Denkmal in Mehrerau bis zum Betrage von 300 M. zu decken. (Ist bereits geschehen. Um den Mitgliedern der Gesellschaft Gelegenheit zu geben, sich an der Gabe zu betheiligen, ist dem Jahresbericht ein bezüglicher Aufruf beigelegt.) Ohne viel Gottvertrauen und etwas moderirten Leichtsinn ist in der Geschichte der Kirche nicht viel Großes geschaffen worden, und auch die Görres-Gesellschaft mag diese Eigenschaften beibehalten, aber nur unter der Bedingung, daß sie die himmlische Hülfe durch ganz energische Selbsthülfe verdient und unterstützt. Der Vorstand hat in dieser Beziehung zwei organisatorische Mittel besprochen: Ausbau der Gesellschaft durch Gründung bzw. Reconstituirung einer naturwissenschaftlichen bezw. der Rechts-Section und Bildung von Diöcesan-Comités.

Nach Ertheilung der Decharge theilte der Vorsitzende den Beschluß des Vorstandes mit, Hrn. Bischof Komp um Eintritt in das Ehren-Präsidium zu ersuchen. (Beifall.) Weiter wurden zu Mitgliedern des Vorstandes ernannt: Domdechant Prof. Braun (Fulda), Professor Bardenhewer (München), Prof. Ehrhard (Würzburg), Prof. Müller (Straßburg), Prof. Schlecht (Dillingen), Prof. Hitze (Münster), Consistorialrath Porsch (Breslau), Prof. Kirsch (Freiburg, Schweiz). Weitergehende Vorschläge scheitern an der von den Statuten gesteckten Maximalgrenze der Vorstands-Mitglieder. In Zukunft wird die Einladung zur Generalversammlung durch persönliche Zusendung des Programmes an jedes einzelne Mitglied erfolgen, was jetzt durch die späte Feststellung des endgültigen Termins nicht mehr möglich war.

Prof. Schnürer (Freiburg, Schweiz) berichtete über die Verhandlungen des Vorstandes betr. anderweitige Organisation und Ausbreitung der Gesellschaft. Letztere ist entschieden möglich durch intensivere Einzelarbeit. Sehr vortheilhaft würde die Bildung von Diöcesan-Comités wirken, die Vortrags-Cyklen veranstalten, neue Mitglieder werben, je nach Umständen für einen bestimmten Bezirk im Einvernehmen mit der Centralstelle die Beiträge sammeln usw. In Regensburg z. B. ist auf diesem Wege eine sehr erhebliche Vermehrung

Mitglieder erreicht worden. In manchen Fällen ließen sich wohl die vereinzelt begründeten deutschen Diöcesan-Comités für den vierten Internationalen Gelehrten-Congreß mit den Comités der Gesellschaft vereinigen. Ein (natürlich unverbindliches) Normalstatut für solche Comités soll dem nächsten Jahresbericht beigelegt werden. Prof. Schlecht hielt die Bildung solcher Comités für eine sehr leicht durchführbare Aufgabe. An der weitern Erörterung betheiligten sich die Herren Pfarrer Dr. Wurm, Prof. Grauert, Hr. Bischof Komp, welcher seine volle Bereitwilligkeit aussprach, Prof. Bäumker, Frhr. v. Böselager, Prof. Kihn, Prof. Weber und Prof. Abert. (Hr. Prof. Schnürer hat seitdem die Güte gehabt, einen Statut-Entwurf auszuarbeiten. Derselbe ist unten Abschnitt VI abgedruckt.)

Der Vorsitzende machte einige geschäftliche Mittheilungen über die Abhaltung der Sections-Sitzungen; dann begann unter sachverständiger Führung die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Fulda's, namentlich des Domes mit dem Domschatz, der Michaels- und Nonnenkirche, sowie der Ständischen Landesbibliothek mit ihren zahlreichen Kostbarkeiten.

Nachmittags 3 Uhr tagte die historische Section unter Vorsitz des Prof. Grauert (München), der einleitungsweise die Vierteljahrhunderts-Feier der Begründung des neuen Deutschen Reiches in Parallele stellte mit der Gründung des alten Reiches durch die kirchlichen Organisationen des h. Bonifatius, in dessen Tagen uns zum ersten Male ein Concilium Germanicum begegnet. Weiter theilte der Vorsitzende mit, daß vom 1. Januar 1896 ab die Redaction des historischen Jahrbuches Hrn. Dr. Weiß unter Mitarbeit des Hrn. Dr. Campers (beide München) übertragen werden wird, wobei die bisherigen Herausgeber (die Professoren Grauert, Pastor, Schnürer) ihre Beihülfe fortsetzen werden.

Daran schloß sich der Vortrag des Prof. Dr. Pastor, des Verfassers der Papstgeschichte und des Fortsetzers der Janssen'schen Geschichte des deutschen Volkes, über Michelangelo im Dienst des Papstes Julius II. (Die bezüglichen Untersuchungen sind im wesentlichen in dem mittlerweile erschienenen 3. Band von Pastor's Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters gedruckt.)

Der Vortrag, auf kunstgeschichtlichem Gebiete zweifellos einer der feinsten, die jemals in der Gesellschaft gehalten wurden, fand die wärmste Anerkennung der Versammlung, welcher der Vorsitzende wie Frhr. von Heereman Ausdruck verliehen. Auf eine in längerer Darstellung gegebene Anregung des letztern erfolgte ein sehr interessanter Meinungsaustausch über die Frage, ob die künstlerische Genialität in den Bildern

der Sixtina nicht die Grenzen der christlichen Gesinnung und Decenz überschritten habe. Eine wesentliche Uebereinstimmung ergab sich schon durch die zeitliche Trennung der verschiedenen Bestandtheile der sixtinischen Fresken. Der Unterhaltung der beiden Herren über die „Scheinarchitektur" der Kapellendecke folgte die Versammlung gleichfalls mit gespannter Aufmerksamkeit. Auch Frhr. v. Böselager und Prof. v. Funck betheiligten sich an der Discussion, die in einem geistvollen Resumé des Vorsitzenden ihren Abschluß fand.

In der ersten Sitzung der Philosophischen Section unter Vorsitz des Hrn. Prof. Dr. Schütz (Trier) hielt Hr. Prof. Dr. Gutberlet aus Fulda einen Vortrag über den actuellen und substantiellen Seelenbegriff, welcher mittlerweile im laufenden Jahrgang des Philosophischen Jahrbuches im Druck erschienen ist.

In der zweiten Sitzung erstattete Hr. Seminar-Regens und Prof. Dr. Schmitt aus Fulda Bericht über den Stand des Philosophischen Jahrbuches. Nach demselben hat das Jahrbuch seit 1887 seine Abonnentenzahl so ziemlich behalten. Es wurde aus dem Zuhörerkreise festgestellt, daß die Zeitschrift nicht bloß in Freundeskreisen, sondern auch im gegnerischen Lager des In- und Auslandes die aufmerksamste Beachtung und Anerkennung gefunden habe. Nach Abschluß des 10. Jahrgangs — also nach zwei Jahren — ist ein General-Namen- und Sachregister zu den frühern Bänden in Aussicht genommen.

Dann hielt Prof. Dr. Westermaier aus Freising einen Vortrag über die Descendenz-Theorie, den wir unten (Nr. III) folgen lassen. An die beiden Vorträge schloß sich eine interessante Erörterung an.

In der zweiten Sitzung der historischen Section sprach zunächst Prof. Dr. Hüffer (Breslau) über Agius von Corvey. Der Vortrag wird in ausgearbeiteter Form im historischen Jahrbuch erscheinen. An zweiter Stelle verbreitete sich Pfarrer Dr. Wurm (Hausberge) über das Verhältniß Papst Innocenz' IV. zur deutschen Kirche (vgl. den Auszug unter Nr. IV). Der Vorsitzende Prof. Grauert bedauerte, daß die vorgeschrittene Zeit und die Nothwendigkeit, rechtzeitig die allgemeine Sitzung beginnen zu lassen, es unmöglich mache, mehrere Aufstellungen des Redners zur eingehenden Erörterung zu bringen. Aus demselben Grunde faßte er auch den Bericht über das römische Institut der Gesellschaft kurz zusammen. Bei der wachsenden Bedeutung, welche das Institut für die Arbeiten der Gesellschaft auf dem Gebiet der Geschichte besitzt, glauben wir, den größern Bericht, der im ersten Heft des historischen Jahrbuches erscheint, an dieser Stelle auch weitern Kreisen zugänglich machen zu sollen (vgl. unter Nr. V).

Den Vorsitz in der allgemeinen Sitzung führte das neue

Mitglied des Ehren-Präsidiums, Hr. Bischof Komp. Den ersten Vortrag, formvollendet und offenbar aus dem Vollen heraus geschöpft, hielt Prof. Leimbach (Fulda) über die Schule des Hrabanus Maurus.

In der Einleitung wies Herr Leimbach hin auf die glorreiche Vergangenheit Fulda's. Einem Wunsche des hochw. Herrn Bischofs entsprechend, will er die Aufmerksamkeit der Versammlung auf eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte Fulda's, auf Hrabanus Maurus hinlenken. Zunächst orientirt er über den heutigen Stand der Hrabanus-Forschung und charakterisirt die verschiedenen Ausgaben seiner Werke sowie die im Laufe der Zeiten versuchten Darstellungen seines Lebens. Als Resultat ergibt sich, daß für Hrabanus ein ziemlich reges Interesse besteht, daß aber eine umfassende Biographie des Heiligen zur Stunde noch fehlt; ferner daß eine vollständige, kritische Ausgabe der Werke desselben oder wenigstens vorerst eine Ergänzung der Arbeit Migne's zu schaffen ist. — Zur Beantwortung der weitern Frage, ob Hrabanus Interesse verdiene, wird derselbe in seiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller vorgeführt. Eine kurze Darstellung seines Lebens bis zum Antritt des Lehramtes und eine Charakterisirung der ersten Schule Fulda's eröffnet diese Darlegung. Es werden die Schwierigkeiten hervorgehoben, mit denen Hrabanus im Anfange seiner Lehrthätigkeit zu kämpfen hatte; es wird die Auffassung, welche er vom Lehramt hatte, gezeichnet; es werden die Schüler genannt, welche er um sich schaarte; es wird die Bibliothek beschrieben, auf deren Vermehrung er alle Sorgfalt anwandte. Eine Ergänzung dieses Bildes bietet ein systematisch geordneter, gedrängter Bericht über die umfassende litterarische Thätigkeit des heiligen Lehrers. Es zeigt sich, daß Hrabanus' Bedeutung nicht in hohen Speculationen oder originellen Geistesproducten liegt. Die Vorsehung hatte ihm die Aufgabe zugewiesen, Deutschland das Erbe der Väter zu vermitteln, und diese hat er gelöst. Sein Einfluß erstreckte sich auf alle Schulen, die in seinem Vaterlande entstanden. Mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit, den weltlichen Herrschern, Bischöfen und Aebten stand er in engen Beziehungen und ertheilte ihnen Rath und Auskunft. Er war, was er nach Gottes Plan sein sollte, der primus praeceptor Germaniae, wie er der erste deutsche Gelehrte gewesen ist.

Prof. Ehrhard (Würzburg) behandelte ein bisher noch wenig angebautes Gebiet, die byzantinische Theologie seit Johannes von Damascus. Den Inhalt dieser ungeheuern, großentheils noch unbekannten Litteratur konnte der Redner nur streifen, ausgedehnte Partieen der mit größter Sorgfalt aus einem gewaltigen Material herausgearbeiteten, fein gefeilten Ausführung scheint Redner mit wenigen Sätzen summa-

risch erledigt zu haben. Wir verweisen hier auf den Abdruck der vielfach neuen Untersuchungen in der Passauer Theologischen Monatsschrift.

Mit Dankesworten für die Redner schloß der Hr. Bischof die Sitzung, um sofort die Versammelten zur Gruft des h. Bonifatius zu führen, wo eine tiefergreifende sacramentalische Andacht mit Tedeum stattfand. Nach dem Segen legte der Hr. Bischof jedem einzelnen eine Reliquie des h. Bonifatius auf's Haupt, die hierauf zum Kuß gereicht wurde.

Dann fand die Generalversammlung bei einem gemeinsamen Mittagsmahl in der Harmonie, an welchem sich einheimische und auswärtige Theilnehmer in großer Zahl betheiligten, ihren zwanglosen Abschluß. Die ersten Trinksprüche auf Leo XIII. und Wilhelm II. brachten Hr. Bischof Dr. Komp und Reichsrath Frhr. v. Hertling aus. Frhr. von Heereman widmete in längerer herzlicher Ansprache dem Herrn Bischof sein Glas, welcher der Gesellschaft das denkbar weiteste Entgegenkommen gezeigt und ihr am zweiten Tage fast seine gesammte Zeit gewidmet hatte. In den weitern Trinksprüchen (von Prof. Grauert u. a.) kam auch die Stadt Fulda mit ihrem eben so rührigen wie liebenswürdigen Local-Comité zu ihrem Recht. Ganz wie 1880 hat sich wieder gezeigt, daß hier für die Gesellschaft ein besonders günstiger Boden ist. Die Verlesung eines wohl stilisirten lateinischen Protokolls, in dem vor 15 Jahren eine Anzahl Theilnehmer der Fuldaer Versammlung ihren Gefühlen Ausdruck gab, erregte stürmische Heiterkeit, die nur durch den Umstand getrübt wurde, daß manchen der Unterzeichner seitdem der Tod hinweggenommen hat, so den guten Domdechanten Heinrich von Mainz. Die Einladung: Wiederkommen, und die Antwort: Auf Wiedersehen, womit Fuldaer und Gäste sich trennten, ist beiden Theilen von Herzen gekommen.

II. Karl August Lossen.

Rede zur Eröffnung der 17. Generalversammlung von Dr. Frhr. v. Hertling.

Die Görres-Gesellschaft ist in Fulda kein Fremdling. Im Jahre 1880 hat sie, eben im Begriffe, das erste Lustrum ihres Bestandes und ihrer Thätigkeit abzuschließen, hier ihre Generalversammlung gehalten. Noch war der Friede auf kirchenpolitischem Gebiete nicht angebrochen und die Spuren der Zerstörungen, welche der unselige Culturkampf gebracht hatte, lagen vor aller Augen; offenkundig aber war auch, wie überall in deutschen Landen; so insbesondere hier in Fulda, das unentwegte Festhalten an dem katholischen Standpunkte, offenkundig das Vertrauen und die Zuversicht, mit welcher man einer bessern Zukunft entgegensah. „Dank der sorgfältigen Vorbereitung von Seiten des Local-Comité's,"

so heißt es in dem Jahresbericht für 1880, „der regen Theilnahme einer großen Zahl aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und Oesterreichs erschienenen Mitglieder und Freunde der Gesellschaft, war der Verlauf der Generalversammlung ein höchst befriedigender. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß die gepflogenen Verhandlungen, sowie der persönliche Austausch der Mitglieder für das fernere Gedeihen der Gesellschaft von erheblicher Bedeutung gewesen sind; gewiß ist, daß das freundliche Entgegenkommen der Fuldaer Bürgerschaft, sowie die hingebende Thätigkeit des Local-Comité's den Aufenthalt in der schönen, an historischen Erinnerungen so reichen Bischofsstadt für alle aus der Ferne herbeigeeilten Vereinsmitglieder zu einem höchst angenehmen und anregenden werden ließ."

Von entscheidender Wichtigkeit für die Geschichte unserer Gesellschaft war die Berathung und Annahme des zur Vorlage gebrachten systematischen Programms für das Staatslexikon und der Beschluß, auf Grund desselben die Bearbeitung und Herausgabe baldmöglichst in Angriff zu nehmen.

Unter vielfach veränderten Umständen kehren wir heute zum zweiten Male in Fulda ein. Manche von denen, die damals unter uns waren, deren Wort uns begeisterte, deren erfahrenes Urtheil uns vor Mißgriffen bewahrte, deren selbstlose Hingabe an eine große und heilige Sache uns Vorbild war, sind seitdem von uns geschieden. Dankbar erneuern wir heute ihr Angedenken. Dankbar aber begrüßen wir sodann die eingetretene Wendung in den allgemeinen Verhältnissen. Ist doch seitdem — um nur das eine anzuführen, was uns naturgemäß am meisten interessiren muß — die philosophisch-theologische Lehranstalt, die damals verödet lag, zu neuer Blüthe wieder erstanden. Und mit freudigem Stolze erblicken wir auf dem Bischofsstuhle am Grabe des h. Bonifatius einen Mann, welcher der Görres-Gesellschaft von ihren ersten Anfängen an ein thätiger Freund und treuer Berather gewesen ist.

Soll ich nun von uns sprechen? Soll ich im einzelnen berichten, was in den abgelaufenen fünfzehn Jahren geschehen ist, um das Programm der Görres-Gesellschaft zur That werden zu lassen? Der Zeitpunkt zu einem geschichtlichen Rückblick dieser Art wird sich füglich ergeben, wenn die Gesellschaft nach einem weitern Lustrum ihr silbernes Jubiläum feiern darf. Oder soll ich neuerdings das Programm entwickeln und auszuführen versuchen, wie sich gegenüber den Anforderungen und Anfechtungen der Gegenwart die Vereinbarkeit von Wissen und Glauben bewähren müsse?

Lassen Sie mich statt solcher principiellen Ausführungen Ihnen heute einen Mann vorführen, der in seinem leider zu früh vollendeten Leben diese Vereinbarkeit zu deutlichem Ausdruck gebracht hat, das Bild eines hervorragenden Forschers und Gelehrten, der dabei ein gläubiger Christ war und aus seiner treuen Anhänglichkeit an die Kirche nie ein Hehl machte, eines warmen Freundes der Görres-Gesellschaft, an deren Gründung er den lebhaftesten Antheil nahm und welcher er bis zu seinem am 24. Februar 1893 erfolgten Tode als Mitglied angehörte — ich meine den Geologen Karl August Lossen.

Nicht vielen unter Ihnen wird der Name geläufig sein, denn die wissenschaftlichen Arbeiten, die ihm für immer einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Naturforschung sichern, gehören dem Bereiche der Geologie, näher der Petrographie an. Und nur ganz wenigen wird vermuthlich der treffliche Mann selbst im Leben nahegetreten sein. Darum widerstehe ich der Versuchung, ein Gesammtbild der Persönlichkeit zu entwerfen, zu welchem eine über dreißig Jahre sich erstreckende enge Freundschaft nur allzu gern die Farben und die Einzelzüge liefern möchte. Ich begnüge mich, hervorzuheben, was sich für Ort und Gelegenheit schickt.

Zwei Fachgenossen haben dem Entschlafenen ausführliche Nachrufe gewidmet, Professor Kayser in dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie (Bd. II, 1893) und Professor Berendt in dem Jahrbuch der königl. preuß. geol. Landesanstalt. Professor

Kayser führt die sämmtlichen Arbeiten Lossen's auf, von der Jugendschrift über die linksrheinische Fortsetzung des Taunus bis zu den zahlreichen einschneidenden Beiträgen zur Geologie und Petrographie des Harzes, dessen kartographische Aufnahme seine eigentliche Lebensaufgabe bildete und mit dem er seinen Namen für alle Zeiten verknüpft hat; sodann das auf den umfassendsten und peinlichsten Studien begründete Werk über den Boden der Stadt Berlin, ferner die Arbeiten über Contact- und Dynamo-Metamorphose und die zur petrographischen Systematik. Er wird nicht müde, den Reichthum an sicher gestellten Ergebnissen und die werthvollen Anregungen hervorzuheben, welche die Wissenschaft dem unermüdlichen Forscherfleiße wie der scharfsinnigen Combination Lossen's verdankt. Und Prof. Berendt sagt von diesen Arbeiten, daß sie für alle Zeiten das Andenken ihres Urhebers gewährleisten, der „einer der ersten in den Reihen geistiger Arbeit war und auch bleiben wird".

Die Anerkennung der Fachgenossen blieb während seines Lebens nicht auf Deutschland beschränkt. Er gehörte zu denjenigen Autoritäten, die bei Gelegenheit des internationalen Gelehrten-Congresses zu London vom vorberathenden Comité aufgefordert waren, schriftlich ihre Ansichten über die Entstehung der krystallinischen Schiefer darzulegen. Belgische, französische, englische Gelehrtengesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitglied. Die Frage aber, wie es kam, daß er es trotzdem in der Gelehrten-Hierarchie nicht über den Rang eines außerordentlichen Professors gebracht hat, mag gerne unterdrückt werden angesichts der übereinstimmenden Kundgebungen neidloser Anerkennung, welche in Deutschland bei Gelegenheit seines Todes laut wurden. Denn diese Anerkennung galt ausgesprochenermaßen nicht nur dem erfolgreichen Forscher, sondern ebenso dem edeln, charaktervollen Menschen, ja — wie ich hervorzuheben mich beeile, dem gläubigen Christen.

Die Verfasser der beiden zuvor genannten Nekrologe sind Protestanten, umsomehr verdienen ihre Worte hier hervorgehoben zu werden. Professor Kayser erzählt: „Mit der Innerlichkeit seines Wesens hing auf's innigste zusammen seine tiefe Religiösität. Er war und blieb bis an sein Lebensende ein streng gläubiger Katholik, dem die Befolgung der Vorschriften seiner Kirche keine bloße Gewohnheitssache, sondern Herzensbedürfniß war. Wie oft habe ich auf unsern gemeinsamen Wanderungen, wenn wir Abends uns in demselben Raum zur Ruhe begeben hatten, beobachten können, wie er, nachdem die Lichter ausgelöscht waren, sich noch ein Mal von seinem Lager erhob, um niederzuknieen und seine Andacht zu verrichten. Wie oft auch habe ich im Harz ihm im Stillen gegrollt, wenn er, statt nach heißer Arbeitswoche am Sonntag mit mir der Ruhe und Erholung zu pflegen, eine Reise antrat, um oft weit außerhalb des Gebirges einem katholischen Gottesdienst beizuwohnen." Und Prof. Berendt schreibt von ihm: „Conservativ in jeder Hinsicht und nicht zum wenigsten als treuer Sohn seiner katholischen Kirche, der er in kindlicher Frömmigkeit wie fester Ueberzeugungstreue bis zum letzten innigen Blick auf das seinem Sterbelager gegenüberhängende Crucifix angehörte. Curtius nennt diesen Zug an Lossen, den mancher, ohne ihn mit Händen gegriffen zu haben, wohl gern in's Bereich frommer Märchen verwiesen hätte, »die schöne Zuversicht eines durch keine Wissenschaft erschütterten Glaubens«. Nein, nicht bloß unerschüttert, sondern auch zu einer Durchleuchtung seines ganzen Lebens geworden und in einer Weise mit seiner Wissenschaft zu einem edeln, harmonischen Klang verschmolzen, daß man nur mit sittlicher Bewunderung zu ihm aufschauen kann, und sein auch in diesem Punkte von keinem Flecken getrübtes, reines Bild uns zugleich ein Vorbild wahrer, tiefer Frömmigkeit sonder Falsch und sonder Aufdrängens bleiben wird."

Habe ich mich, was Lossen's wissenschaftliche Arbeiten betrifft, bescheiden müssen, lediglich die Urtheile der Fachgenossen anzuführen, so darf ich, was den Menschen und Christen angeht, kühnlich beanspruchen, in die erste Reihe der Zeugen zu treten. Wie hat es mich erst kürzlich wieder ergriffen, da ich die an mich gerichteten Briefe durchsah, welche vom August 1863 bis zu den letzten Tagen des Jahres 1892 reichen. Da ist kein größeres oder kleines Ereigniß seines wie meines Lebens, das er nicht an dem einzig unverrückbaren

Maßstab christlicher Weltauffassung gemessen und in das warme Licht religiösen Empfindens gerückt hätte. Und da war nichts von erkünstelter Salbung, von ungesunder Frömmelei, das strömte alles aus dem lautern Borne eines von der Gnade Gottes berührten, ebenso reichen als kindlichen Herzens.

Loffen gehörte zu denen, welche sich von den Wirren, die der Verkündung des Infallibilitäts-Dogma's vorangingen und nachfolgten, keinen Augenblick erschüttern ließen. Wie er in einem Briefe vom Spätjahr 1871 an mich schrieb, dankte er es seiner angestrengten Berufsarbeit und den einsamen Wanderungen fern von den Centren des Verkehrs, daß er genöthigt gewesen sei, die große Frage vom allgemein katholischen Standpunkt aufzufassen, statt kleinmüthig an kirchenhistorischen Detailfragen oder einzelnen Vorgängen auf dem Concil zu hangen, die, wie er sagte, „doch schließlich zur Auffassung der ganzen Frage keine Beziehung haben". Und in weiterer Ausführung dieses Gedankens bemerkt er in einem Briefe vom April 1872: „Indem sich die Quellenforschung unserer heutigen Geschichte in Folge des allgemeinen Zugs nach Theilung der Arbeit stets mehr an Einzelcharaktere und Einzelbegebenheiten heftet, läuft diese Wissenschaft, wie mir scheint, Gefahr, sich zu sehr in den Widerstreit der menschlichen Geistesrichtungen zu vertiefen zum Schaden der großen Grundzüge der Entwickelungsgeschichte der Völker, in denen Gottes weltregierende Hand sich kundgibt."

Diese Aeußerungen lassen erwarten, daß Loffen auch den Problemen grundlegender und weittragender Art nicht aus dem Wege gegangen ist, zu denen die Naturforschung hinführt. Lebhaft beschäftigte ihn die Frage des Darwinismus, auf die er wiederholt in seinen Briefen an mich zu sprechen kam. „Was die Descendenztheorie betrifft," schrieb er im Jahre 1874, „so unterscheide ich scharf zwischen ihrer Anwendung auf das Thierreich und auf den Menschen. Der Mensch steht in seinem Körperbau dem Thier so evident nahe, speciell also dem Affen um so viel näher, als dieser einem Walfisch z. B., daß die feinern zoologischen Unterscheidungen zwischen Menschenkörper und Affenkörper, die man früher aufzählte, für mich einfach gar nicht in's Gewicht fallen. Ich kann vielmehr den Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht schärfer präcisiren, als durch den Ausspruch, daß beide, *obgleich* die Körper so evidente Uebereinstimmungen in anatomisch-embryologischer Hinsicht aufweisen, *dennoch* geistig derart verschieden sind. Das eben läßt das Verhältniß von Geist und Körper als ein ganz anderes erscheinen." Er ging dann näher auf das Moment der Sprache ein, wobei er sich u. a. auch auf einen Aufsatz von P. Knabenbauer in den Laacher Stimmen bezog, und bemerkte: „Die Sprache ist und bleibt eine unüberbrückbare Kluft zwischen Thier und Mensch. Sätze wie »Indem Sprache wird, entsteht Geist«, oder »Die Sprache hat die Vernunft geschaffen«, sind ein so offenbarer Nonsens, daß man nur als materialistische Consequenz, aber nicht als originairen Gedanken sie begreifen mag." „Was aber die Anwendung der Descendenzlehre auf die Thiere betrifft," fährt er fort, „so bin ich zu wenig Zoologe, um da ein gewichtiges Wort mitsprechen zu können. Nur als Paläontologe muß ich angeben, daß, so evident manche Thiertypen Prototypen später auftretender darstellen, so deutlich Sammeltypen auftreten, welche historisch den auseinandergelegten Einzeltypen vorangehen, das Material gleichwohl in so eminentem Sinne unvollständig ist, daß die negative Folgerung daraus noch weitaus berechtigter erscheinen muß, als die bejahende, dem Darwinismus günstige." Aber er will hier kein abschließendes Urtheil aussprechen. Dazu müsse man erstens lange Erfahrung, zweitens reiches Material, drittens zoologischen Scharfblick besitzen, — drei Dinge," fügt er bescheiden hinzu, „die mir in keiner Weise zu Gebot stehen, freilich sehr vielen andern Leuten auch nicht, die darum nicht minder sicher ihren Darwinismus predigen. Ob aber," fährt er fort, „die Theologie oder Philosophie ein Interesse daran hat, den engern, beschränkten Darwinismus, der also sämmtliche sogenannte *Thier*species aus einer Urzelle hervorgehen läßt, principiell zu bekämpfen, ist mir sehr zweifelhaft. Ich kann den Fall denken, die ganze

nicht-menschliche organische Körperwelt wäre als ein von Gott mit Entwickelungsfähigkeit ausgestatteter Stoffkeim geschaffen; potentiell ist dann all der Reichthum in den einzigen ersten Schöpfungsact niedergelegt." Die Schwierigkeit einer solchen Auffassung will er nicht verkennen; „daß aber jemand sich die Sache, unbeschadet irgend einer positiven Religion, so vorstellen könne," glaubt er behaupten zu dürfen. Er weiß freilich auch, daß das Packende im Darwinismus für die meisten gerade in seiner „materialistisch-philosophischen Seite" liegt, da er nach der Meinung seiner lautesten Stimmführer vor allem das Verdienst haben soll, den Zweck aus der Welt zu beseitigen. Das trifft nun in dem „supponirten Fall eines von Gott mit dem Zweck der Entfaltung ausgerüsteten organischen Urkeims, in dem das ganze natürliche System der Organismen potentiell auf ein Mal geschaffen wurde," keineswegs zu; „im Gegentheil würde hier das fatale Wirken des Zufalls in der Descendenztheorie in Wegfall kommen".

Zwei Mal trat an Lossen der Gedanke heran, seine grundsätzlichen Anschauungen vor der Oeffentlichkeit darzulegen. Das eine Mal lag ein Anlaß persönlicher Art vor. Ein rheinischer Fachgenosse, dessen natürliche Gemüthsweichheit durch schwere Schicksale sich zu krankhafter Reizbarkeit entwickelt und dessen religiöses Bedürfniß unter den confessionellen Gegensätzen sich in eine leidenschaftliche Abneigung gegen die katholische Kirche verwandelt hatte, kam auf den Einfall, seinen Gefühlen in einem „Offenen Brief an einen römisch-katholischen Freund" Luft zu machen. Lossen war nicht genannt, aber für jeden halbwegs Eingeweihten hinreichend kenntlich gemacht. Er war empört — empört über die auf Unwissenheit und Vorurtheil beruhenden Anklagen gegen katholisches Wesen, empört insbesondere über die Indiscretion, womit persönliche Verhältnisse der heiligsten Art von dem Verfasser hereingezogen waren. Und er hatte ein Recht, empört zu sein, da er zeitlebens im Verkehr mit Andersdenkenden die ängstlichste Rücksicht hatte walten lassen und nach der ganzen Anlage seiner milden und versöhnenden Natur immer mehr das Einende als das Trennende hervorzuheben beflissen war. Er frug mich, ob er antworten solle, aber ich rieth ab, und es unterblieb. Warum auch die Aufmerksamkeit auf ein Opus lenken, das nach seiner ganzen Beschaffenheit schon am Tage seines Erscheinens der Vergessenheit verfallen war!

Ernsthafter war die zweite Veranlassung. Auf der 46. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche zu Wiesbaden im September 1873 stattfand, hatte Virchow eine Rede gehalten über die Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für die sittliche Erziehung der Menschheit, welche einerseits durch die kühle Reserve der Descendenztheorie gegenüber Beachtung verdiente, anderseits aber durch die Aufforderung, die Moral als eine empirische Wissenschaft nach naturwissenschaftlicher Methode zu entwickeln, sowie durch die völlige Verkennung der christlichen Lehre den energischsten Widerspruch hervorrufen mußte. Ich hatte diesem Widerspruch in einem Aufsatze im Mainzer Katholik Worte geliehen und denselben Lossen zugeschickt. Seine ausführliche Antwort bewies, wie ernsthaft er solchen Dingen nachzugehen pflegte. „Es hat etwas Beschämendes für mich gehabt," schrieb er am 5. October 1874, „daß nicht ein gläubiger Naturforscher auf jene Rede geantwortet hat. Ich selbst habe mich, alsobald ich den Wortlaut zu Gesicht bekam, gefragt, ob es denn nicht meine Pflicht sei, wenn sich kein älterer Naturforscher erhebe, zu antworten. Ich habe mich in einer Zeit, wo nur allzu viel Berufsarbeit auf mir lastete und annoch lastet, fast zu viel mit diesem Gedanken herumgeschlagen." Die Ausführung scheiterte in erster Linie an dem Mangel der erforderlichen Zeit und Ruhe.

Man kann dies bedauern, denn unzweifelhaft würde aus der Arbeit des umsichtigen Forschers und scharfen Denkers der Apologetik ein Gewinn erwachsen sein. Auf der andern Seite aber: an grundsätzlichen Erörterungen, welche den christlichen Standpunkt den modernen Irrthümern gegenüber klar und schlagend zur Geltung bringen, ist kein Mangel; sie werden nur leider in der Regel gerade von denen am wenigsten beachtet, gegen die sie

gerichtet sind. Dazu kommt, daß einem verbreiteten Vorurtheil zufolge, wie Loffen es in eben jenem Briefe ausdrückt, „ein jüngerer Angehöriger der sogenannten exacten empirischen Wissenschaften, der das Gebiet des naturphilosophischen Raisonnements in einer Publication betritt, leider immer Gefahr läuft, Einbuße an seinem fachmännischen Credit als objectiver Forscher zu erleiden".

Und so glaube ich, wenn wir heute zurückblicken auf sein im Dienste der Wissenschaft verbrachtes Leben: er that gut, daß er es hielt, wie er es gehalten hat. Mit nimmer müdem Fleiße, in gewissenhafter Einzelforschung hat er innerhalb eines bestimmten Gebietes werthvolle Bestandstücke zum großen Aufbau der Wissenschaft zusammengebracht und auf die Ausgestaltung derselben einen namhaften Einfluß ausgeübt. Und indem er dabei vor aller Augen das Beispiel eines frommen Christen, eines gläubigen Sohnes seiner Kirche gab, hat er nicht nur für seine Person den Beweis von der Harmonie zwischen Glauben und Wissen erbracht, sondern damit zugleich — wenn auch nur indirect — einen Beitrag zur Apologetik geliefert, der so lange nachwirken wird, als die Wissenschaft den Namen dieses christlichen Forschers nennt.

Vielleicht ist es gestattet, hieraus eine über die einzelne Person hinausgehende Folgerung abzuleiten, im Interesse unseres Vereins, zu dem ich damit zurückkehre.

Gegen einen zweifachen Vorwurf hat die Görres-Gesellschaft seit ihrem Bestande anzukämpfen gehabt. Den einen erschien sie, entsprechend ihrem Ursprung in der Zeit des Culturkampfes, als eine streitbare Verbrüderung, der es nicht um reine Wissenschaft, sondern um polemische Abwehr zu thun sei. Und aus den Reihen der Freunde ist nicht selten der umgekehrte Vorwurf erhoben worden, daß sie sich in unfruchtbaren gelehrten Untersuchungen ergehe, statt vor allem der Vertheidigung des katholischen Glaubens und der katholischen Kirche die Waffen zu liefern. Von diesen Anklagen müßte die eine, wie ich zuversichtlich behaupten darf, vor einer unbefangenen Würdigung dessen verstummen, was von Seiten unserer Gesellschaft thatsächlich unternommen und geleistet worden ist. Die zweite aber verkennt offenbar ihre Aufgabe und das Bedürfniß, dem sie ihren Ursprung verdankt. Lassen Sie es mich offen eingestehen: in der deutschen Gelehrtenwelt der Gegenwart sind die gläubigen Katholiken unverhältnißmäßig schwach vertreten. Ich untersuche nicht die Gründe, die zu diesem Ergebniß geführt haben, ich constatire die Thatsache und damit die Nothwendigkeit, daß Wandel geschaffen werde. Wo sind die gläubigen Katholiken, die in freiem Wettbewerb mit Andersgesinnten erfolgreich auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft thätig sind? Ihre Zahl ist noch immer viel zu klein. Hier wollte die Görres-Gesellschaft einsetzen, sie wollte mit ihren bescheidenen Mitteln dazu beitragen, jungen Männern die Bahn wissenschaftlicher Forschung zu eröffnen, sie wollte die zerstreuten und versprengten Kräfte sammeln in der Hoffnung, das kleine Häuflein vollwerthiger katholischer Gelehrten allmälig zu einer stattlichen Schaar anwachsen zu sehen. Und wer wollte leugnen, daß sie damit indirect eine eminent apologetische Tendenz verfolgt? Wird nicht eben aus der Thatsache, daß die führenden Geister auf den verschiedenen Gebieten des Wissens vielfach nicht unserm Lager angehören, der Vorwurf abgeleitet, daß katholische Glaubensüberzeugung der wissenschaftlichen Forschung hinderlich, ja feindlich sei? Nur durch die That läßt sich dieser Vorwurf entkräften. Froh im Besitze der durch den Glauben erfaßten höchsten Wahrheiten, sollen wir das Gebiet der natürlichen Erkenntniß und der wissenschaftlichen Forschung nicht träge oder gleichgültig den Andersgläubigen überlassen. Es fehlt uns an katholischen Gelehrten! Möge es der Görres-Gesellschaft beschieden sein, mehr und mehr zur Beseitigung dieses Mangels beizutragen. Möge die gegenwärtige Generalversammlung in den weitesten Kreisen das Bewußtsein wecken, daß hier eine große und bedeutsame Pflicht des katholischen Deutschlands der Erfüllung harrt.

III. Ueber die natürliche Abstammungslehre und damit Zusammenhängendes.

Von Lycealprofessor Dr. M. Westermaier.

Wenn ein Irrthum in zweiter oder oft wiederholter Auflage erscheint, so sollte die Vertheidigung der Wahrheit für die Herstellung nicht bloß des Gleichgewichts, sondern des Uebergewichts sorgen. Ein wiederholtes Zurückgreifen auf Gegenstände, welche u. a. durch Herrn Professor Dr. Gutberlet 1887 in „Natur und Offenbarung", und schon früher von P. Pesch kritisch behandelt worden sind, ist um so mehr am Platze, als in der neuesten (II.) Auflage des zoologischen Handbuches von R. Hertwig (1893) durch Betonung des gegnerischen Standpunktes erneuter Anlaß zur Abwehr gegeben ist. Es sei mir gestattet, das mir principiell wichtig Erscheinende meines Materials in einen allgemeinen (I.) und in einen besondern (II.) Theil zu gliedern.

Aus Gründen, die in der Natur des Christenthums liegen, wird die Wissenschaft, wie sie in unserer Gesellschaft gepflegt wird, vielfach apologetischen Charakter haben müssen. Denn entweder bestätigt der menschliche Geist die Absichten Gottes mit der gesammten Schöpfung, indem er den Schöpfungszweck erkennt und ausspricht, oder er leugnet ihn; ignoriren kann der Mensch diese alles durchdringenden Verhältnisse nicht. Wenn somit die vornehmste Aufgabe der Görres-Gesellschaft eine apologetische ist, so wird sie dadurch nicht minder vornehm. Viel klarer tritt nun leider noch ein ganz specifisch apologetischer Zug, durch äußere Verhältnisse unserer Gesellschaft aufgedrückt, dadurch zu Tage, daß es kaum eine Profanwissenschaft gibt, welche nicht irgend eine Spitze ihrer geistigen Waffen gegen das Christenthum kehrt. In besonderm Grade ist dies bekanntlich im Gebiete der Naturwissenschaften der Fall. Allerdings gibt es auch in diesem Gebiete Aufstellungen, welche, wenn irrthümlich, aus rein wissenschaftlichen Gründen zu bekämpfen sind; sie zeigen wenigstens keine unmittelbare oder nähere Beziehung zur christlichen Weltanschauung. Dagegen liegt bei einer andern Reihe von naturwissenschaftlichen Fragen die Sache so, daß der unsittliche Hintergrund gewisser Hypothesen das stärkste Motiv ist, um dessentwillen diese von uns zu bekämpfen sind. Einschneidende Irrthümer in der Naturwissenschaft, mit andern Worten: eine Fälschung dessen, was im Buche der Natur geschrieben steht, ist deshalb besonders geeignet, die Geister zu verderben, weil auf die wahre Natur-Erkenntniß kein geringerer Preis, als der Preis der Gottes-Erkenntniß gesetzt ist. Allen Menschen, auch den Heiden, welche nie etwas vom Christenthum hören, ist dieser Weg zur Gottes-Erkenntniß geöffnet, und alle vernünftigen Menschen sollten ihn gehen. Weil die wahre Natur-Erkenntniß etwas so Großes ist, muß auch die gefälschte Natur-Erkenntniß die verderblichsten Folgen nach sich ziehen. Dieser Gedanke, wenn als richtig anerkannt, muß laut ausgesprochen werden, gerade in unserm Kreise, so laut, daß er in jene Kreise dringt, wo man vielleicht keine Ahnung davon hat, daß ein einziger ungläubiger Naturforscher oder Mediciner ein Unglück für Generationen ist.

Ich habe oben von einem unsittlichen Hintergrund gewisser naturwissenschaftlicher Hypothesen gesprochen, um dessentwillen sie in erster Linie wissenschaftlich zu bekämpfen sind. Die Wissenschaften, welche die lebenden Organismen zum Gegenstande haben, sind gegenwärtig von der Descendenztheorie und damit zusammenhängenden Ideen vielfach durchsetzt und durchdrungen (nach R. Hertwig ist fast unser ganzes wissenschaftliches Denken von den Ideen dieser Theorie durchdrungen). Fragt man nun specieller: Welche Momente unmoralischer Natur sind in dieser Theorie, wie sie von manchen Autoren vertreten wird, enthalten? so sind wesentlich drei anzuführen: 1. Im strengsten Gegensatz zur christlichen Lehre von der Erkennbarkeit Gottes aus der Natur steht die Lehre von der Entbehrlich-

keit eines Schöpfers; 2. setzen sich die Lehre von der thierischen Abkunft des Menschen und endlich 3. die Lehre vom ersten Beginn des organischen Lebens ohne übernatürlichen Eingriff in deutlichsten Gegensatz zur christlichen Naturauffassung.

Auf den zweiten Punkt und die allgemeine Descendenz gehe ich unten noch näher ein. Lehrreich in besonderm Maße ist indeß die Art und Weise, wie der dritte Punkt, die Urzeugung, von manchen Autoren behandelt wird, weil sich hierbei ergibt, daß sich gewisse Naturforscher hier nicht in letzter Linie von ihrem Verstand, sondern von ihrem Willen leiten lassen. Auf diese abgedroschene Thatsache muß man die akademische Jugend immer wieder aufmerksam machen. Der scharfsinnige Botaniker Nägeli ließ in seiner Mech.-physiologischen Theorie der Abstammungslehre deutlich durchblicken, daß er im Capitel „Urzeugung" einen Sprung in's Willensgebiet machte; denn er schrieb: „Die Urzeugung leugnen heißt das Wunder verkünden." R. Hertwig, Anhänger Häckel's, der Münchener Zoologe, erklärt mit dürren Worten die Annahme der Urzeugung unter verschiedenen Voraussetzungen als ein „logisches Postulat". Unter diesen Voraussetzungen befindet sich auch die, daß man einen übernatürlichen Schöpfungsact nicht heranziehen will. Bei der spätern Zusammenfassung wird die Urzeugung von R. Hertwig schlechthin als ein logisches Postulat hingestellt. Zuerst wird unter Hineinzerrung des Willens eine Entscheidung getroffen, und später erscheint der Wortlaut so, als ob es sich bloß um eine Verstandesoperation handelte.

Wir kommen mit wenigen Worten auf den ersten Punkt zu sprechen. Jene Anschauung, daß eine nüchterne und verstandesmäßige Betrachtung der Natur und insbesondere der Organismen in ihrem systematischen Zusammenhang die Entbehrlichkeit des Schöpfers nahe lege, ist wohl die gefährlichste Seite der modernen Naturwissenschaft. Sie wirkt deshalb gefährlicher, weil sich diese Anschauung von der Entbehrlichkeit eines Schöpfers, wenn sie im Lehrenden vorhanden ist, wie ein rother Faden durch den Stoff des ganzen Semesters oder Jahres hindurchzieht, und sie gefährdet das Fundament der christlichen Weltanschauung im höchsten Grade dadurch, daß von dem, was man concrete Angriffe gegen die christliche Lehre nennt, nichts vorkommt. Das ist einer der verhängnißvollsten Irrthümer unserer Zeit, zu glauben, auf unsern Hochschulen stände dann alles gut, wenn keine positiven Angriffe gegen das Christenthum gemacht würden. Der geniale Gottesmann und Geistesmann unserer Zeit, unser Papst Leo XIII., belehrt uns auch in dieser hochwichtigen Frage, indem er Klage führt über die Lehrstühle der Wissenschaften, die absichtlich so eingerichtet seien, daß der Name Gottes auf ihnen nicht genannt wird. Die Akademicen sorgen nicht dafür, daß dieser Gedanke populair werde; wir in der christlichen Akademie der Görres-Gesellschaft wollen es berufsmäßig thun. Denn der wissenschaftlich gebildete Christ sieht jene tiefe Wahrheit klar ein und fühlt sie alsbald lebhaft heraus: der allergefährlichste Feind des Gottesglaubens ist manchmal das Schweigen von Gott, Jahre lang, Jahrzehnte lang geübt von Lehrern, welche große Autorität besitzen.

Zum speciellen Theil meines Vortrages übergehend, hebe ich aus den vier Wahrscheinlichkeitsbeweisen, welche R. Hertwig für die Descendenztheorie anführt, zwei Punkte heraus, und zwar jenen aus dem Gebiete der Embryologie und der Paläontologie.

Im embryologischen Beweise heißt es bekanntlich: „Der menschliche Embryo durchläuft deshalb das Fischstadium, weil seine Vorfahren ein Mal fischähnlich gewesen sind." Ueber das „deshalb, weil", mit andern Worten über den mangelnden logischen Zusammenhang zwischen „Phylogenie" und „Ontogenie", hat sich schon Herr Professor Dr. Gutberlet im Jahre 1887 in der citirten Zeitschrift so ausgesprochen, daß die Vermuthung zutreffen wird, der hochverehrte Herr habe schon damals zu denjenigen gehört, welche das „biogenetische Grundgesetz" Haeckels mehr zu den Erfindungen zu stellen geneigt sind als zu den Entdeckungen.

Wir werden weiterhin bald erkennen, daß es die moderne Naturforschung mit den Begriffen „Identität", Uebereinstimmung der Zustände, nicht sehr peinlich nimmt. Als

Beispiel für die Anwendung des Begriffes „Identität" diene Folgendes. Die Zellsubstanz der Thiere wird als „identisch" mit dem Protoplasma der Pflanzen erklärt [1]). Was ist nun das Protoplasma? Nach R. Hertwig's eigener Auseinandersetzung ist nicht zu sagen, ob es ein einheitlicher chemischer Körper oder ein wechselndes Gemisch chemischer Verbindungen sei, ja man wisse nicht ein Mal sicher, ob es zu den an sich schon räthselhaften Eiweißsubstanzen gehöre. Trotzdem soll dieser chemisch unbekannte Körper mit einem andern, ähnlich gestalteten, identisch sein, und zwar auf Grund seines „Aussehens" und seiner „Lebenserscheinungen". Es ist nun von einsichtsvollen modernen Naturforschern anerkannten Ranges (Nägeli, Sachs) auf's bestimmteste erkannt und ausgesprochen, daß die Ursachen der Gestaltung und Lebenserscheinungen bei Thieren und Pflanzen in der Combination kleinster, mikroskopisch nicht wahrnehmbarer Theilchen beruhen. Es erscheint Obiges daher als eine solche Oberflächlichkeit, daß jenen Naturforschern, welche auf das „Aussehen" und auf unverstandene Lebenserscheinungen hin auf Identität schließen, vorzuwerfen ist, daß sie den Kern der Frage nicht beachtet haben. Die Logik reizt zu einem rohen Vergleich. Es ist beispielsweise einem Beobachter unmöglich, an zwei Gegenstände nahe heranzutreten, sagen wir, es sei ein Baumstumpf und ein Sack voll Kartoffelknollen. Sie sehen gleich aus in der Ferne, und ein Forscher constatirt überdies, daß an beiden Gegenständen Lebenserscheinungen zu beobachten sind, nämlich Bildung von Trieben, welche am Licht ergrünen, ja sogar Fortpflanzungserscheinungen. Sind sie deshalb identisch? Max Schultze ist der Autor dieser Identitätslehre, welche R. Hertwig reproducirt und als eine Reform der Zellentheorie bezeichnet. R. Hertwig will nun (p. 48) diesen Gedanken M. Schultze's „weiter ausführen", kommt dabei aber zu dem Geständniß, daß das Protoplasma „in jedem Falle seine Besonderheiten hat", und daß das Protoplasma bei einer gewissen Gleichartigkeit zugleich auch ganz außerordentlich verschiedenartig sein müsse! In diesem Geständniß liegt nun aber auch die Handhabe zu einer Kritik des von demselben Forscher aufgeführten Wahrscheinlichkeitsbeweises für die Descendenztheorie. Denn die embryologische Aehnlichkeit kann hiernach nur eine rohe Umrißähnlichkeit sein. Nägeli, dem wir keineswegs überallhin folgen, spricht sich in sehr lapidarer Sprache dahin aus: Das Hühner-Ei ist vom Frosch-Ei eben so weit verschieden als das Huhn vom Frosch. „Als Ei-Zellen unterscheiden sich die Organismen nicht minder von einander als im entwickelten Zustande" [2]). Wir machen also R. Hertwig den Vorwurf, daß er die Behauptung Max Schultze's von der Identität des Protoplasma's der Pflanzen und der Zellsubstanz der Thiere nur, wie er sagt, „weiter ausführen" will, während er ihr aber thatsächlich widerspricht. Allerdings begreifen wir recht gut, wie zusagend die Lehre von der Identität jener Substanzen einem ausgesprochenen Descendenztheoretiker ist; allein es ist und bleibt unzulässig und gehört in's Gebiet der Selbsttäuschung, einen Gedanken nur „weiter ausgeführt" haben zu wollen, dem man factisch widerspricht.

Kehren wir zur embryologischen Aehnlichkeit zwischen Mensch und Fisch zurück. Ein Blick in die pflanzliche Embryologie wird uns vielleicht dazu verhelfen, noch klarer in diese Verhältnisse hineinzusehen, z. B. ein Vergleich der Embryonen aus den Gattungen Ornithogalum und Capsella. Letztere und erstere Pflanze gehören zwei verschie-

---

[1]) R. Hertwig, Lehrb. d. Zoologie (II), p. 48, über M. Schultze's Protoplasmatheorie berichtend.

[2]) Mechan.-phys. Theorie der Abstammungslehre p. 22. Unsere Schlußfolgerung, daß entsprechend dem Abstand der fertigen körperlichen Zustände auch die embryonalen Zustände zwischen Mensch und Fisch sich molekularphysikalisch gründlich unterscheiden müssen, bleibt bestehen, obwohl auch Nägeli selbst, speculirend mit den Eigenschaften des Idioplasma, eine gewisse Wiederholung der Phylogenie durch die Ontogenie lehrt.

denen Hauptabtheilungen, den Monokotylen und Dikotylen an und „stimmen“ in einem gewissen Stadium „überein“. Was heißt das: sie „stimmen überein“? Sie gleichen einander äußerlich: in der äußern Umrißlinie, ja vielleicht selbst in der genauern Anordnung der Zellen bis zu einem gewissen Grade. Indeß weiß der Pflanzenanatom ganz sicher und kann es sogar demonstriren, daß nicht in der äußern Umrißlinie (Zellhaut) die gestaltenden Kräfte ihren Sitz haben, sondern im plasmatischen Zellinhalt. Die in letzterm verborgene Molecularstructur muß verschieden sein in zwei gleich „aussehenden“ Embryonen verschiedener Gattungen. Aus diesem Grunde wirft auch Nägeli den Autoren Darwin und Häckel vor, sie seien keine Physiologen; er sagt ihnen gewissermaßen: Euere Descendenzvorstellung ist mir zu grob. Wir gehen so weit mit Nägeli, daß wir meinen, er hat Recht, den Sitz der als Leben (der Pflanze) sich äußernden Kräfte in das Plasma zu verlegen, haben auch nichts gegen den Ausdruck „Idioplasma“ als den Träger der erblichen Anlagen. Ja, wir stimmen vielleicht sogar ihm zu, wenn er meint, die Mechanik dieses Idioplasma's, der Configurationscharakter, sei das größte Räthsel für die Abstammungslehre. Nur löst sich das Räthsel — darin gehen wir auseinander — nicht ohne einstmaligen schöpferischen Eingriff.

In der Beurtheilung der äußern Aehnlichkeit der embryonalen Zustände von Mensch und Thier sollte, wie mir scheint, endlich noch mehr, als es geschieht, der physiologische, und zwar der ernährungsphysiologische Gesichtspunkt beachtet werden. Von kleinsten Anfängen beginnend, im mütterlichen Organismus eingeschlossen, soll der jugendliche Organismus behufs Ausbildung einzelner Organe ernährt werden, das ist die einfache physiologische Forderung. Und diese Einströmung von Bildungsstoffen in einzelne Organanlagen kann es aus Zweckmäßigkeitsgründen leicht erfordern, daß späterhin verwachsende Organe zuerst eine Zeit lang getrennte Ausgliederungen darstellen. Diese Bemerkung bezieht sich auf die sogen. Visceral-Bögen am menschlichen Embryo.

Bevor ich das embryologische Gebiet verlasse, sei noch ausdrücklich das hervorgehoben: Wir gläubige Christen stellen uns das Wirken der gestaltenden Kräfte in den Organismen nicht etwa so vor, daß wir uns die Molecüle oder Micellen von Engelchen geschoben denken, auf daß sie in die rechte Lage kommen, sondern die Molecularkräfte, die in den Organismen wirken, wirken naturgesetzlich, gleichwie die chemische Affinität außerhalb der Organismen. Nur handelt es sich hier um eine höhere Rangstufe von Geschöpfen und also auch von Naturgesetzen als in der leblosen Natur.

Vom Standpunkte der christlichen Schöpfungslehre aus haben wir — ich komme zum letzten Theil meiner Ausführungen — auch Verwahrung einzulegen gegen die tendenziöse Einseitigkeit, mit welcher mehrfach, und auch bei R. Hertwig und seinem Collegen Prof. Dr. von Zittel, die paläontologische Beweisführung behaftet ist.

Aus R. Hertwig's Darstellung (S. 26 in dessen Lehrb.) erhält man den richtigen Eindruck, daß die Paläontologie jedenfalls nur wenig an positivem Beweismaterial für die Descendenzlehre erbringe; daß aber bei vielen wichtigen Thiergruppen des Systems sich große Schwierigkeiten ergeben, Erscheinungen, die eigentlich gegen eine allmälige Descendenz sprechen, ist nicht zu entnehmen. Dazu ist Zittel's umfassendes Werk dienstbar. Bei vielen großen Thiergruppen begegnen wir nämlich im zusammenfassenden, eigentlich phylogenetischen Capitel Ausdrücken, welche besagen, daß gleichsam mit Einem Schlag, d. h. unvermittelt oder plötzlich, diese und jene Thiergruppen in scharf ausgeprägten und zahlreichen Formen in gewissen Schichten auftreten.

Um sogleich mit dem Archäopteryx, den R. Hertwig besonders hervorhebt, zu beginnen, stellte sich seine Vogelnatur immerhin als so typisch heraus, daß Zittel schließlich sagt: „Für eine Stammesgeschichte der Vögel liegt, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, nur dürftiges Material vor.“ Die Abstammung der Vögel aus einer bestimmten Ordnung der Reptilien erscheint unzulässig“ (III, 861). Betreffs der Säugethiere

entnehmen wir: Die Hoffnungen, die man auf die Kreideformation setzte, haben sich nicht erfüllt. „Die erhofften Vorläufer der Hufthiere, Raubthiere, Nager und sonstigen placentalen Ordnungen haben sich nicht gefunden" (IV, 724). „Völlig unbekannt", heißt es betreffs der Krokodilier, „bleibt vorläufig noch der Ursprung dieser schon in der Trias mit hoch specialisirten Formen auftretenden Reptilien." Weiterhin fesseln nach der Angabe Zittel's „beim erstmaligen Auftreten der Amphibien sofort sehr verschiedenartige und zum Theil auffallend differenzirte Typen die Aufmerksamkeit des Beobachters". Andere für uns interessante Stellen. betreffend die Arachnoideen (II, 745), die Echinodermen (I, 309 und 315), die Spongien (I, 194) nur kurz citirend, mache ich, Ihre Geduld nur noch wenig in Anspruch nehmend, auf eine Aeußerung in Zittel's Werk aufmerksam, welche sich auf eine der höchsten Abtheilungen der wirbellosen Thiere bezieht. Wir begreifen das Unbequeme ihres massenhaften Auftretens in den fast ältesten Versteinerungen führenden Schichten (der Trilobiten im Cambrium). Bei Besprechung dieses unbequemen Umstandes heißt es im Zittel'schen Werk, „daß sich unwillkürlich die Vermuthung aufdrängt, jenen scheinbar ältesten Typen müsse eine lange Reihe älterer, vorcambrischer Vorläufer vorausgegangen sein"[1]). Ueberaus beachtenswerth sind für uns jene Funde, welche man in der Tiefsee machte und welche lebende Formen zu Tage geliefert haben, die außerordentlich ähnlich jenen sind, welche früher nur als fossil aus dem Silur, also dem sogenannten paläolithischen Zeitalter, bekannt waren. Von der „Transformation" blieben diese somit unberührt. Nägeli hat recht mit der Meinung, daß die sichern Thatsachen der Paläontologie viel eher selbst eine Erklärung durch eine richtige Theorie erwarten, als daß sie erheblich zur Begründung einer solchen beitragen könnten. (Mech.-phys. Theor. d. Abst., Vorwort V.)

Beachtenswerth ist für uns endlich die Art, wie sich v. Zittel ganz allgemein über die „jüngsten" und über die „ältesten" Fossilien ausspricht (Rektoratsrede 1880).

„Daß die ältesten Versteinerungen weder durch auffällig niedrige Organisation ausgezeichnet sind, noch sich durch allseitige Aehnlichkeit als nahe Verwandte ausweisen, daß sie vielmehr den verschiedensten Abtheilungen des Thierreiches angehören und die typischen Merkmale ihrer Klasse oder Ordnung bereits in derselben Schärfe wie ihre noch jetzt lebenden Stammesgenossen besitzen, dürfte beweisen, daß in noch frühern Perioden, aus welchen keine fossilen Reste überliefert wurden, Entwickelungsvorgänge stattgefunden haben, die uns voraussichtlich immer verborgen bleiben." Betreffs der erwähnten quarzitischen Funde ist, wie gesagt, abzuwarten, was sich etwa noch neben ihnen findet.

Wir erblicken in obigen Worten natürlich auch keinen Beweis für die Descendenz, gegen welche gerade die betreffenden Thatsachen sprechen, wohl aber einen Beweis für die Tendenz des Autors, die Sache unter allen Umständen zu retten. Noch lehrreicher gestaltet sich v. Zittel's Geständniß betreffs der jüngsten Fossilien. Es „tritt die überwiegende Mehrzahl der Landbewohner dem Beobachter scheinbar als erdgeboren gegenüber. Namentlich für die zwei wichtigsten Gruppen, die dykotyledonischen Gewächse und die Säugethiere, fehlt fast jede Andeutung, wie sie die Küsten des Festlandes erreicht und dort festen Fuß

[1]) Nachträglich eingesandte Bemerkung des Vortragenden. Als älteste Versteinerungen wurden nun zwar in der Bretagne in Quarziten der archäischen Formationen Radiolarien gefunden. Die Weichtheile der Radiolarien sind übrigens nach Richard Hertwig weit mehr differenzirt als man bisher annahm. (Zittel, Handb. d. Paläont, l. 1, 732.) Bestätigt sich obiger Fund, dann sind allerdings Organismen (die „formenschönsten und höchst organisirten Rhizopoden" nach R. Hertwig), welche als „einzellig" betrachtet werden, in Schichten nachgewiesen, die älter sind als die cambrischen Schichten. Von einer Descendenzreihe kann aber nicht gesprochen werden. Abzuwarten ist auch, ob sich nicht in den betreffenden Quarziten etwa außerdem noch systematisch höherstehende Thierreste finden.

gefaßt haben." Das Wort „erdgeboren" erinnert uns geradezu an den mosaischen Schöpfungsbericht; dieses Wort drängt sich also dem Paläontologen angesichts der Thatsachen auf. Allein wiederum ist es die Sucht, die Descendenz zu retten, welche ihm den gegentheiligen Schluß nahe legt: „Nur die Annahme einer ungewöhnlichen Plasticität des Organismus, welche einen durchgreifenden Umbau des Structurplanes in kurzer Zeit gestattete, kann über die Schwierigkeit der Entstehung von Landbewohnern hinweghelfen, deren Herkunft ohnehin durch die überaus ungünstigen Erhaltungsbedingungen ihrer fossilen Ueberreste verdunkelt wird."

Der Vortragende schließt mit einem energischen Protest gegen jene Richtung in der Naturforschung, welche in dem Satze gipfelt: Gedanken sind viele und großartige in der Natur; gedacht ist aber dabei gar nichts geworden!

IV. Innocenz IV. und die deutsche Kirche[1]).

(Auszug.)

Vortrag des Herrn Pfarrers Dr. Wurm (Hausberge).

Das Verhältniß zwischen Papst Innocenz IV. und der deutschen Kirche darzustellen, dazu lockt ein Mal der Umstand, daß dasselbe ein bedeutsamer Abschnitt aus der Wirksamkeit dieses gewaltigen Papstes, ein hochwichtiger Abschnitt in dem Kampfe zwischen ihm und Kaiser Friedrich II. ist. In den Regesten dieses Papstes, herausgegeben von Elie Berger[2]), und den Epistolae selectae saec. XIII. in den Monumenta Germaniae[3]) liegt jetzt eine große Fülle neuen Stoffes vor.

Es ist bekannt, daß Friedrich II. trotz der officiell bezeigten Freude[4]) doch über die Wahl Innocenz' IV. bestürzt wurde[5]). Dieser nahm den Kampf, den er von seinem Vorgänger Gregor IX. übernommen, auf der ganzen Linie auf. Zunächst waren das Königreich Sicilien und Deutschland zusammen sein Kampfplatz. Als er in Sicilien nichts zu erreichen vermochte, nahm er besonders Deutschland in's Auge. Und als hier die Entscheidung zu seinen Gunsten gefallen war, wandte er sich wieder dem unteritalischen Reiche zu[6]). In Deutschland liegt also die Entscheidung. Hier mußten natürlich die geistlichen Fürsten seine Hauptstütze sein.

Zunächst galt es, die beiden rheinischen Erzbischöfe vollständig zu fesseln. Siegfried von Mainz erhielt auf sein Ansuchen so ausgedehnte Vollmachten, daß ihn Friedrich II. schon im August 1243 als Legaten bezeichnete. Die Beschwerde des Kaisers hierüber beantwortete Innocenz am 26. August dahin, er beabsichtige, den Erzbischof noch mehr zu erheben[7]). Das geschah, indem er ihm im April des folgenden Jahres das Amt der Visitation und Reformation der Kirchen in den Provinzen Mainz, Trier und Magdeburg übertrug[8]).

---

[1]) In diesem Auszug ist hauptsächlich nur das neuere Material berücksichtigt.

[2]) Paris 1884 ff.

[3]) Herausgegeben von K. Rodenberg, Bd. 2 u. 3. Berlin 1887. 94.

[4]) Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici II. VI, 99. 104.

[5]) Ricordano Malespini bei Muratori script. VIII, 965; vgl. Schirrmacher, Friedrich II, IV, 359.

[6]) Ueber Sicilien: Rodenberg, Innocenz IV. und das Königreich Sicilien. Halle 1892.

[7]) Ep. II, n. 9. — [8]) Ep. II, n. 62. Berger n. 627. 653.

Zum Ersatz für die Kosten, die er im Dienste der Kirche aufgewendet, durfte er in seiner ganzen Provinz, das Bisthum Speyer ausgenommen, ein Fünftel aller kirchlichen Einkünfte für sich erheben. Gleiche Vergünstigung empfingen Erzbischof Conrad von Köln, der am 5. Februar 1244 endlich das Pallium erhalten, für seine Provinz und Conrad von Speyer für seine Diöcese [1]). Selbstverständlich fand diese Besteuerung Widerstand sowohl bei päpstlich als kaiserlich Gesinnten; aber die Zwangsmaßregeln fanden nicht den Beifall des Papstes, er versuchte es vielmehr nochmals mit einem Mahnschreiben an die Widerstrebenden [2]).

Nachdem Friedrich II. am 17. Juli 1245 auf dem Concil zu Lyon seiner Krone für verlustig erklärt, war des Papstes Streben sofort darauf gerichtet, die Wahl eines neuen Königs herbeizuführen. Die deutsche Geistlichkeit sollte für diesen Zweck einen Jahreszehnten opfern [3]). Was Gregor IX. trotz dringender Bitten Herzog Otto's von Baiern und des päpstlichen Bevollmächtigten Albert von Beham [4]) nicht gethan, war nun Innocenz' IV. erster Schritt: die Absendung eines Legaten in der Person des Philipp Fontana, Erwählten von Ferrara, mit der Aufgabe, die Königswahl zu betreiben und das Kreuz wider die Staufer zu predigen. Es ist bekannt, daß er sich beiden Zwecken mit Eifer und Erfolg gewidmet hat. Die Wahl Heinrich Raspe's von Thüringen am 22. Mai 1246 war das Ergebniß. Gegen alle, welche ihm nicht den Treueid leisten würden, sollte der Legat mit Kirchenstrafen vorgehen, so lautete der Befehl am 4. Juli [5]). Schon drei Wochen später machte derselbe reichlich davon Gebrauch, indem er am 25. Juli zwölf Erzbischöfe und Bischöfe und fünf Aebte mit Excommunication und Suspension belegte und vor den Papst citirte, weil sie weder selbst zu dem ausgeschriebenen Hoftag gekommen waren, noch sich entschuldigt hatten [6]). Wilbrand von Magdeburg und Egeno von Brixen waren vom Papst selbst schon citirt [7]). Der Legat empfahl dem Papste, mit Entsetzung vorzugehen und bei den Bischöfen von Worms und Utrecht damit zu beginnen. Doch ist Innocenz dazu nicht übergegangen. Nur gegen einen ist damals ein gefährlicher Proceß an der Curie anhängig gemacht, gegen den alten Stauferfreund Eberhard von Salzburg. Aber es ist merkwürdig, wie derselbe geführt wurde. Schon glaubte Albert von Beham, damals an der Curie, daß an dem festgesetzten Termin, 18. November 1246, ohne Zweifel die Absetzung erfolgen werde, da wurde die Sache wieder auf unbestimmte Zeit vertagt [8]). Und dreizehn Tage später (1. December) trat dann ein, was der Papst sicher schon lange erwartet hatte: der Tod des alten Mannes. Der ganze Proceß sollte nur eine Warnung für die übrigen Bischöfe sein. Und den Zweck hat er auch bei einigen erreicht: Heinrich von Constanz und Egeno von Brixen machten Frieden mit dem Papst, was Landolf von Worms schon vorher gethan [9]); Conrad von Hildesheim resignirte. Einen Anlauf zu entschiedener Strenge machte der Papst bei dem hartnäckigen Siboto von Augsburg; de ipsius nephandis actibus sollte der Cardinal-Legat Petrus Capocci laut Befehl vom 6. Mai 1247 eine Untersuchung anstellen, ihn selbst aber für immer suspendiren. Doch schon am 11. ergeht der mildere Befehl; ihn zur Abdankung zu bewegen. Dem ist denn Siboto nachgekommen [10]). Aehnlich erging es mit

---

[1]) Ep. II, n. 65. Berger 434. 435. 654. — [2]) Ep. II, 119. Berger 1244; vgl. auch Ep. II, 445. Berger 3408. Regesta Imperii V, n. 7492.

[3]) Tarlazzi, Appendice ai monumenti Ravennati, Ravenna 1876. I, 179. II, 54.

[4]) Höfler, Albert von Beham 25. 28. Huillard-Bréholles V, 1111.

[5]) Ep. II, 201.

[6]) Höfler 122. Der Bischof von Chur, welcher sich nicht unter den Genannten befindet, ist anscheinend auch betroffen; vgl. Ep. II, 245. Meinhard von Halberstadt befand sich außerdem im Banne; a. a. O. S. 84.

[7]) Ep. II, 188. 218—220. — [8]) Höfler 113. 116. — [9]) Ep. II, 262, 293. 339.

[10]) Ep. II, 340. 354. 430. Berger 2690. 3068.

mit Volcard von Chur; auch bei ihm ist die angedrohte Absetzung misericorditer nicht zur Anwendung gekommen [1]). Cardinal Capocci hatte, als er Legat für Deutschland wurde, am 15. März 1247 auch die Vollmacht erhalten, ungehorsame Bischöfe abzusetzen [2]); am 17. November folgte der weitere Befehl, sie vorzuladen und ihnen anzukündigen, es würde die Absetzungssentenz ergehen, ob sie kämen oder nicht [3]). Der Legat verhängte Bann und Absetzung über Rüdiger von Passau, den er noch in besonderm Auftrage des Papstes zu citiren hatte, und besetzte den bischöflichen Stuhl neu. Aber er fand nicht die Beistimmung des Papstes, der nur die Excommunication anerkannte und Rüdiger am 15. Februar 1249 zur Abdankung auffordern ließ [4]). Erst am 11. März 1250 fand die neue Absetzungssentenz des Legaten Peter von Albano die Genehmigung des Papstes [5]).

Angedroht hat Innocenz den ungehorsamen, stauferfreundlichen Bischöfen die Absetzung zu wiederholten Malen, aber nur einmal ist es dazu gekommen, und da blieb eben nichts anderes übrig. Derselbe Papst, welcher einen Kaiser absetzte, hat nur einen von den vielen Bischöfen, die demselben anhingen, abgesetzt. Furcht kann ihn dazu nicht bewogen haben. So lange ein anderes Mittel da ist und auf anderm Wege sich etwas erreichen läßt, soll das Aeußerste nicht angewendet werden.

Mit reichen Gnaden-Erweisen hat Innocenz IV. die Anhänger Heinrich Raspe's und Wilhelm's von Holland bedacht; man kann fast sagen: überreichlich. Eine vielfach ertheilte Vergünstigung war die Erlaubniß an die Bischöfe, die Einkünfte der innerhalb einer bestimmten Zeit — sie wechselt zwischen zwei und sechs Jahren — frei werdenden Pfründen für ein oder mehrere Jahre behalten zu dürfen. Solche erhielt zuerst der neue Bischof von Verdun im Jahre 1245 [6]). In den folgenden Jahren hat eine ganze Reihe von Bischöfen sich derselben zu erfreuen gehabt: die von Mainz, Magdeburg, Münster, Metz, Lüttich, Straßburg, Freising, Augsburg, Utrecht, Constanz, Hildesheim, Eichstätt, mehrere sogar zu wiederholten Malen [7]). Siegfried von Mainz erhielt 1247 die Verwaltung der Abtei Fulda, als Abt Conrad resignirt hatte [8]); Heinrich von Constanz die Abtei Rheinau, deren Abt als Anhänger Friedrich's abgesetzt war, und Kreuzlingen [9]); Jacob von Metz die von St. Martin de Glandières [10]). Abt Berthold von St. Gallen durfte, als er im October 1248 Bischof von Chur wurde, seine Abtei behalten [11]). Dem Erwählten Heinrich von Lüttich wurde 1247 ohne Zeiteinschränkung gestattet, Laie bleiben zu dürfen [12]), und gegen den Salzburger Philipp von Kärnthen der, 1247 eingesetzt, einfach Laie blieb, schritt erst 1256 Alexander IV. ein [13]).

Auch durch Provisionen und Expectanzen — als gratiae generales et speciales [14]) —, angefangen von dem erzbischöflichen Stuhle, auf den er nach vier Mal ertheiltem Auftrag den Erwählten Heinrich von Speyer erhoben sehen wollte [15]), bis hinab zur einfachen Vicarie hat Innocenz IV. in reichlicher Weise für seine und seiner Könige Anhänger gesorgt.

---

[1]) Ep. II, 326. 543. — [2]) Berger 2974. — [3]) Ep. II, 455.

[4]) Ep. II, 447. 652. 658. Potthast, Regesta 12731. 13198. 13215. Daß Rüdiger damals auch abgesetzt war, ergibt sich daraus, daß sich Conrad von Glogau „Erwählter" von Passau nennt.

[5]) Höfler 132. — [6]) Berger 1451. — [7]) Berger 2396. 2807. 3498. 4254. Ep. II, 475. 624; III, 224. 246. 254. 256. 262. 266. 285. 295. — [8]) Ep. II, 333.

[9]) Ep. II, 338. Reg. Imp. 8033. 8563. — [10]) Ep. II, 353. — [11]) Ep. II, 597. Potthast 13048. — [12]) Ep. II, 452. — [13]) Berger 3349. 50. 4558. Raynald, annales 1257, 10. — [14]) S. Ep. III, S. 6.

[15]) Ep. II, 361; III, 178. 237; die Provision lautet ganz allgemein, außerdem sollte er 1249 Erzbischof von Mainz werden, Höfler, Albert 190, vgl. Cardauns, Conrad

Waren doch am 30. September 1248 für die Domkirche zu Constanz, an welcher zwanzig Pfründen bestanden, nicht weniger als 38 solcher Briefe ausgestellt, von denen erst 14 hatten erledigt werden können [1]). Daß es unter solchen Umständen auch erschlichene gab, erscheint selbstverständlich, selbst wenn davon nicht die Rede wäre. Der gleichzeitige Besitz mehrerer Pfründen wurde dispensando zugestanden [2]).

Eine Provision sei hervorgehoben. Zum Pfarrer von Freiburg im Breisgau hatte der Papst, an Stelle des durch den Erzbischof von Mainz abgesetzten Rudolf, seinen Kaplan, den Straßburger Domherrn Gebhard, den Bruder des Grafen von Freiburg, ernannt. Aber Schultheiß und Gemeinde von Freiburg baten um einen plebanus, der sacerdos sei, qui confessiones eorum audiat et in aliis secundum Deum saluti provideat eorundem; denn in ihrer Stadt sei nur eine Pfarrkirche, welcher die Seelsorge für fast 40 000 obliege — eine kaum glaubliche Riesenpfarrei, wie wir sie nur in unsern Tagen zu sehen glaubten [3]).

Mehr durch Milde und Gnaden-Erweisungen denn durch Strenge hat Innocenz IV. für sich und seine Könige Anhänger geworben. Besonders mußte Innocenz daran gelegen sein, die erledigten Bischofsstühle mit ergebenen Männern besetzt zu sehen, und da hat er rücksichtslos eingegriffen. Als zu Regensburg nach dem Tode Siegfried's (19. März 1246), des langjährigen Kanzlers Friedrich's, der sich aber mit dem Papste ausgesöhnt hatte, zwiespältig gewählt war, erhielt schließlich der Legat den Auftrag, einen Bischof zu ernennen, sofern keine der Wahlen canonisch sei; er (der Papst) wolle niemandem sein Recht nehmen [4]). Für Hildesheim bestimmte er: das Capitel solle innerhalb einer vom Legaten festzusetzenden Zeit mit dessen Rath und Beistimmung für einen geeigneten Bischof sorgen; thue es das nicht, so solle er einfach einen ernennen [5]). Schon damit hatte Innocenz deutlich gezeigt, daß er die Besetzung der Bischofsstühle in der Hand haben wolle. Aber es ging nicht an, für jeden Einzelfall eine derartige Verfügung zu erlassen, und deshalb erging zwei Monate später, am 9. September 1246, eine tief einschneidende Verfügung an den Legaten: „Da wir die erledigten Kirchen mit würdigen Personen zu besetzen wünschen, so wollen wir und befehlen dir durch Gegenwärtiges, daß du allgemein in allen Regular- und Säcularkirchen Deutschlands hinderst, daß ihre Capitel oder Conventе im Erledigungsfalle sich unterstehen, durch Wahl oder Postulation für einen Bischof oder Prälaten zu sorgen ohne Rath und Zustimmung von unserer oder deiner Seite; andernfalls soll ihr Vorgehen ungültig und nichtig sein" [6]). Gleich allgemeine Anweisung erhielt im März des folgenden Jahres Peter Capocci [7]) und 1249 die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Conrad von Köln, als sie Legaten waren: ohne Erlaubniß des Papstes dürfen die Capitel zu keiner Wahl schreiten [8]); auch die beiden folgenden Legaten Peter von Albano und Hugo von St. Sabina haben diesen Auftrag erhalten, wie sich aus Verschiedenem ergibt. Neben diesen allgemeinen Verboten sind hin und wieder noch besondere ergangen [9]).

Damit war das Wahlrecht der Capitel fast aufgehoben. Zur Anwendung ist das Verbot zuerst in Salzburg gekommen. wo sich der Papst am 5. Februar 1247 ausdrücklich auf dasselbe beruft [10]). Auch Eichstätt (1247), Augsburg (1247), Lüttich (1247), Chur (1248), Passau (1250), Brixen (1250), Mainz (1251) haben einen vom Papste bezw. vom

---

v. Hostaden 28. Bisthümer sollten erhalten: der Mainzer Dechant Conrad von Dürkheim, Heinrich, Neffe des Erzbischofs von Mainz, Gebhard von Freiburg. Ep. II, 265. 387. 423. 686. — [1]) Reg. Imp. 8040.

[2]) Z. B. Ep. II, 137—139. 204. 305 Anm., 697; III. 590. Berger 2261. 2275. 3159. — [3]) Berger 2512. 2845.

[4]) Ep. II, 192. 216. 217. — [5]) A. a. O. 215. — [6]) Ep. II, 241. — [7]) Ep. II, 303.

[8]) Höfler, Friedrich II., S. 391, 392. — [9]) Vgl. z. B. Ep. II, 354. 659. Berger 3996.

[10]) Ep. II, 289.

Legaten ernannten Bischof erhalten ohne Wahl des Capitels. In Mainz hat der Papst 1249 zwar eine Wahl erlaubt, nach seiner Absicht sollte sie aber nur eine formelle sein; freilich mußte er dabei unliebsame Erfahrung machen [1]). In Worms dagegen ist solche bloß formelle Wahl 1247 gelungen [2]). Allerdings haben manche Capitel Widerstand geleistet und gewählt: das zu Worms zum zweiten Mal im Jahre 1247, Utrecht 1249, Trient 1250 [3]); aber der Gewählte ist nicht durchgedrungen. Nur in Hildesheim ist 1247 der von der Majorität des Capitels Gewählte und vom Metropoliten Bestätigte auch Bischof geworden, was in den allgemeinen politischen Verhältnissen begründet lag [4]).

Dieses päpstliche Wahlverbot ist der Anfang der päpstlichen Reservationen, welche später so viel Staub aufgewirbelt haben; so hat es der Papst selbst bezeichnet [5]). Zuerst ist es für Deutschland ergangen, ein halbes Jahr später, am 13. April 1247, auch für die Lombardei und die Romagna [6]), während für Mittel-Italien nur Einzelfälle vorliegen. Nicht also unter Clemens IV., sondern unter Innocenz IV. ist der Anfang der Reservationen zu verlegen; Clemens hat nur auf Innocenz gefußt. Bestanden hat das Verbot bis zum Jahre 1252; am 23. Mai gab Innocenz IV. den Wahlberechtigten ihr Recht zurück und widerrief zugleich alle Provisionen; es sei besser, daß für die Kirchen gesorgt werde, als für Personen. Nur für ungehorsame Städte blieb das Verbot bestehen [7]). Aber die Capitel von Würzburg und Straßburg ließen sich 1254 ihr freies Wahlrecht ausdrücklich vom Papste gewährleisten [8]). Es zeigt sich auch, wie die Reservationen aus einer kirchlichen Nothlage hervorgegangen sind, was nicht klar wird, wenn ihr Anfang unter Clemens IV. verlegt wird.

Auf solche Weise hat Innocenz IV. es verstanden, die deutschen Bischöfe eng mit Rom zu verbinden, zu vollenden, was sein gleichnamiger Vorgänger muth- und kraftvoll begonnen.

V. Die Arbeiten des Römischen Instituts 1894/95.

Das Institut hatte zunächst die Arbeiten früherer Jahre fortzusetzen bezw. die gewonnenen Quellenmaterialien zum Druck zu befördern. Von den Nuntiaturberichten aus Deutschland während der Regierungszeit Sixtus' V. (1585—1590) erschien als 4. Band der „Quellen und Forschungen" die erste Hälfte der „Kölner Nuntiatur", die Jahre 1585 (1584) bis 1587 umfassend, zugleich mit der Schweizer Nuntiatur von 1586/7, soweit dieselbe deutsche Verhältnisse betrifft. Diese beiden Nuntiaturen sind von Dr. Ehses bearbeitet; einen dritten Bestandtheil des Bandes, welcher die Straßburger Wirren und die Interceſſionen protestantischer Fürsten behandelt, hat Dr. Meister in Bonn redigirt. An der Fortsetzung der Kölner Nuntiatur, vom Antritt Ottavio Mirto Frangipani's bis zum Tode Sixtus' V., arbeitet Dr. Ehses weiter und hofft den starken Band, zu welchem die Materialien im wesentlichen abgeschlossen vorliegen, bis zu Ostern nächsten Jahres in Druck geben zu können. Die weitere Fortsetzung über das Jahr 1590 hinaus hat Dr. L. Schmitz in Rheidt, die Bearbeitung der kaiserlichen Nuntiatur von 1585—1590 Prof. Dr. Schlecht in Dillingen übernommen.

---

[1]) Ep. II, 706. 707. Potthast 13334. 13337; vgl. Regesta Imp. 4979a.
[2]) S. Annal. Worm. Mon. Germ. XVII, 51. Ep. II, 429.
[3]) Ep. II, 583; III, 16—18. 137. Hintze, Wilhelm von Holland, S. 36.
[4]) Ep. II, 330. — [5]) Ep. III, 227. — [6]) Berger 3020. — [7]) Ep. III, 141.
[8]) Ep. III, 227 u. S. 193, Anm. 1.

Mit Herbst 1894 trat dann eine neue, ebenso wichtige als umfassende Arbeit an das Institut heran, nämlich die möglichst vollständige und genaue Herausgabe der Acten des Concils von Trient, zu welcher sich der Vorstand der Görres-Gesellschaft am 17. Mai 1894 entschlossen und wozu der erhabene Förderer historischer Studien, Papst Leo XIII., huldvollst die Ermächtigung ertheilt hat. (S. Jahresbericht für 1894, S. 4 u. 5.) Nach eingehenden Vorunterſuchungen durch Prof. Dr. Finke nahm das Institut am 1. October 1894 den riesigen Stoff in Angriff, bis zum Ende des genannten Jahres unter Leitung von Msgr. Prof. Dr. Kirsch in Freiburg (Schweiz), sodann von Dr. Ehses, der mit Beginn 1895 die definitive Leitung des Instituts antrat.

Es galt nun vor allem, einen sachgemäßen Plan für die Bearbeitung zu entwerfen, und da ergab sich als erste und nothwendigste Aufgabe, den äußern Verlauf der Concilsberathungen, die Daten, die Reihenfolge, den Zusammenhang der Concilsvorkommnisse während der ganzen Dauer des Concils festzustellen, weil damit für die Acten und Berathungen selbst eine unerläßliche Vorarbeit gegeben sein wird. Daher werden die Veröffentlichungen mit den verschiedenen Tagebüchern und Diarien beginnen, die größtentheils noch gar nicht, anderntheils sehr ungenügend und lückenhaft edirt sind. Diesen Theil der Arbeit hat Dr. Merkle, früher Repetent in Tübingen, übernommen, der bereits im Sommer 1894 am Vaticanischen Archiv thätig war und bis jetzt mit diesen Diarien von Massarelli, Severoli, Servantius u. a. sowie mit deren Commentirung so weit vorangeschritten ist, daß jeden Augenblick mit dem Druck eines ersten starken Quartbandes begonnen werden kann. Die Forschungen ergeben hier zugleich überraschende Resultate über die Priorität und die Verfasser dieser Tagebücher, sowie über die Ursprünglichkeit der Nachrichten, die in denselben geboten werden. Neben diesen Diarien bearbeitet Dr. Merkle die Acten der Bologneser Concilsperiode, die von Theiner in den Acta genuina concilii Tridentini übergangen wurden und durch deren Veröffentlichung eine sehr empfindliche Lücke ausgefüllt wird.

Läßt sich dieser Zweig der Arbeiten leichter überschauen, so erscheint das Gebiet der eigentlichen Concilsberathungen und Congregationsverhandlungen, Voten, Gutachten, Vorschläge und Entwürfe, theologisch-dogmatischen wie reformatorischen Inhalts, fast unabsehbar, selbst abgesehen von dem politisch-diplomatischen Schriftenwechsel, welcher mehr in den Bereich der von dem Preußischen Institut (bis zum Jahre 1559) zu bearbeitenden Nuntiaturberichte fällt, soweit Deutschland in Betracht kommt. Für jene eigentlichen Concilsgegenstände sind zunächst die bereits erwähnten Acta genuina von Theiner in einem sehr umfassenden Maßstabe zu ergänzen und zu berichtigen, weil durch Theiner bezw. durch die Herausgeber nach seinem Tode bei einer Unmenge von Sitzungen die Protokolle mit ganz planloser Willkür gekürzt, verstümmelt oder nur höchst summarisch skizzirt worden sind. Erst wenn diese Arbeit gethan ist, kann den zahllosen Originalvoten, dogmatischen Abhandlungen, Reformvorschlägen und Gutachten jeglicher Art, die theils von den Concilsvätern herrühren, aber von den Secretairen und Notaren nur protokollarisch aufgezeichnet wurden, theils von außerhalb stehenden Prälaten und Theologen aber mit unmittelbarer Beziehung auf die Concilsarbeiten verfaßt und den Vätern unterbreitet worden sind, ihre richtige Stelle angewiesen werden. Diese doppelte Arbeit hat Dr. Ehses übernommen, und zwar zunächst unter Beschränkung auf die Reformarbeiten des Concils, weil diese bei Theiner noch weit mehr als die dogmatischen Gegenstände zusammengedrängt sind, und weil überhaupt bisher diesen so äußerst wichtigen Berathungen und Beschlüssen nicht entfernt die genügende Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Nachdem bereits Prof. Kirsch diesen Weg eingeschlagen, konnte Dr. Ehses für das Reformgebiet eine Fülle des werthvollsten Materials ansammeln, wozu die von der Görres-Gesellschaft ausgeworfenen Beträge für Copisten eben so nothwendig als förderlich waren. Der Veröffentlichung dieser Materialien wird allerdings zunächst der

Abschluß der oben besprochenen Kölner Nuntiatur wie namentlich der Druck der Diarien und Tagebücher vorangehen müssen.

Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalt zu Neapel, Juli bis August dieses Jahres, haben Dr. Ehses und Dr. Merkle ihre römischen Sammlungen aus der litterarischen Hinterlassenschaft des Cardinals und Concilslegaten Seripando, die sich in der Nationalbibliothek daselbst befindet, sowie aus den überreichen Schätzen des Farnesianischen Archivs in sehr ergiebiger Weise bereichern können. Die Durchforschung anderer Bestände, vor allem der Carte Cerviniane zu Florenz, ist in nächste Aussicht genommen. Auf der Rückreise nach Freiburg hat Prof. Kirsch die Archive und Bibliotheken in Venedig, Modena, Mailand besucht und die auf das Concil bezüglichen Stücke aufgezeichnet.

Herr Dr. Domarus setzte seine Arbeiten zur Geschichte Hadrian's VI. fort. Von den noch vorhandenen 42 Supplikenbänden sind 22 erledigt, ebenso die 24 Vaticanregisterbände und von den Lateranregistern 10. Auch das übrige im Vatican wie im römischen Staatsarchiv ruhende Material wurde hervorgezogen und ergab theilweise reiche Ausbeute. Dabei konnte auch die Correspondenz Hadrian's in einer großen Anzahl wichtiger Originalstücke an's Tageslicht gezogen und copirt werden. Aus der von den Cardinälen von Hadrian's Wahl bis zu seiner Ankunft in Rom geführten Correspondenz und andern einschlägigen Briefschaften wurden zahlreiche Regesten angefertigt. Selbstverständlich wurden auch die Handschriften der vaticanischen Bibliothek und der Bibliotheken Barberini und Chigi durchforscht. Auch hier fanden sich nicht wenige auf Hadrian's päpstliche Wirksamkeit bezügliche Stücke. Ebenso in Neapel, Siena und auf schweizerischem Boden.

Die zu erwartende Publication, zu deren Vorbereitung allerdings noch weitere Nachforschungen nöthig sind, wird einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte des Papstthums im sechszehnten Jahrhundert, wie auch zur Kirchengeschichte Deutschlands liefern.

VI. Denkschrift und Statut-Entwurf für die Bildung von Diöcesan-Comités der Görres-Gesellschaft.

Auf der letzten Generalversammlung in Fulda wurde im Vorstand der Görres-Gesellschaft der Gedanke erwogen, durch Bildung von Diöcesan-Comités noch weitere Kreise des katholischen Deutschlands für die Sache der Gesellschaft zu interessiren. Man ging dabei von folgenden Gesichtspunkten aus: Jedes Jahr steigern sich die Anforderungen, welche an die Gesellschaft herantreten. Diese kann die begonnenen Unternehmungen nur dann erfolgreich weiterführen und auch nur dann an die Uebernahme neuer Aufgaben denken, wenn sich ihre Mittel in demselben Maße mehren wie die Anforderungen. Von der Geschäftsstelle in Köln kann für die Erwerbung neuer Mitglieder kaum mehr geleistet werden, als bisher geschehen ist. Eine erfolgreiche Propaganda ist also nur noch möglich durch unmittelbares persönliches Herantreten an interessirte Kreise, und dies soll durch die Diöcesan-Comités versucht werden.

Als in der allgemeinen geschäftlichen Sitzung über diesen Plan berichtet wurde, fand er von den verschiedensten Seiten Zustimmung. Man wies darauf hin, daß Versuche zu einer derartigen Propaganda schon in Süddeutschland, besonders in der Diöcese Regensburg, nicht ohne Erfolg gemacht worden sind.

Es wurde endlich beschlossen, daß in dem nächsten Jahresbericht ein Statuten-Entwurf für die Organisation der Diöcesan-Comités veröffentlicht werden sollte, den wir hiermit den Mitgliedern der Gesellschaft zur Kenntniß bringen.

§ 1.

Die Diöcesan=Comités haben den Zweck, innerhalb der einzelnen Diöcesen das Interesse für die Görres=Gesellschaft und für die von ihr erstrebten Ziele rege zu halten und in immer weitere Kreise zu tragen.

§ 2.

Die Diöcesan=Comités suchen diesen Zweck zu erreichen

1. durch wiederholte Zusammenkünfte,
2. durch Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen.

§ 3.

Ein Diöcesan=Comité setzt sich zusammen

a. aus allen Vorstands=Mitgliedern der Görres=Gesellschaft, welche in der betreffenden Diöcese ihren Wohnsitz haben,
b. aus solchen in der Diöcese ansässigen Mitgliedern der Görres=Gesellschaft, welche von den obengenannten Vorstandsmitgliedern in das Diöcesan=Comité cooptirt worden sind.

§ 4.

An der Spitze des Diöcesan=Comités steht ein Vorsitzender. Derselbe wird von dem Comité aus seinen dem Vorstande der Görres=Gesellschaft angehörigen Mitgliedern auf je sechs Jahre gewählt.

Der Vorsitzende leitet die Verhandlungen des Diöcesan=Comités, vertritt es nach außen und hat im besondern die Verbindung mit dem Präsidenten und dem Generalsecretair der Görres=Gesellschaft aufrecht zu halten.

Nach Bedürfniß kann das Diöcesan=Comité sich noch weitere Geschäftsführer aus seiner Mitte ernennen.

§ 5.

Das Diöcesan=Comité hält regelmäßige Sitzungen:

a. unmittelbar nach Bekanntwerden des Termins und Ortes der Generalversammlung der Görres=Gesellschaft, um über die Mittel zu berathen, durch welche der Besuch der Generalversammlung aus der Diöcese möglichst angeregt werden könnte, und um Gelegenheit zu geben, Anträge für die Generalversammlung vorher zu besprechen.
b. im Laufe des Monats October. In dieser Sitzung soll über den Verlauf der Generalversammlung berichtet werden, und es soll die Abhaltung der öffentlichen Winter=Vorträge vorbereitet werden.
c. jedes Mal, wenn der Vorsitzende es für gut hält, oder ein Drittel der Comité=Mitglieder es wünscht.

§ 6.

Das Diöcesan=Comité veranstaltet innerhalb der Diöcese öffentliche populair=wissenschaftliche Vorträge, indem es Zeit und Ort derselben bestimmt, auch über das Thema des Vortrages und die Person des Vortragenden die Entscheidung trifft.

Für den Besuch der Vorträge wird ein mäßiges Eintrittsgeld erhoben, von dem aber die Mitglieder der Görres=Gesellschaft nur die Hälfte zahlen. Die aus den Eintrittsgeldern einkommenden Beträge werden zunächst zur Deckung jener Kosten verwandt, welche dem Comité aus der Veranstaltung der Vorträge erwachsen. Ein etwa sich ergebender Ueberschuß ist an die Centralkasse der Görres=Gesellschaft abzugeben.

Mit diesen kurzen Bestimmungen glauben wir einen genügend klaren Grundriß für die Thätigkeit der Diöcesan-Comités entworfen zu haben. Ein weiteres Festsetzen von Einzelheiten wird nicht möglich sein, da nach den localen Verhältnissen mancherlei Verschiedenheiten Rechnung getragen werden muß.

Das Hauptgewicht bei der Thätigkeit der Diöcesan-Comités liegt in der Veranstaltung der populair-wissenschaftlichen Vorträge. Hier kann das einzelne Diöcesan-Comité zum Theil das leisten, was die Gesellschaft bisher mit ihren Generalversammlungen erreicht hat, auf denen sie dank der Thätigkeit der vorbereitenden Local-Comités in der Regel eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern gewonnen hat. Durch das gesprochene Wort können für die Bestrebungen der Gesellschaft vielleicht manche interessirt werden, die nicht Zeit und Muße haben, die Publicationen der Gesellschaft zu lesen. Auch glauben wir, daß durch solche Vorträge vielfach ein Wunsch katholischer Kreise in Erfüllung gebracht wird. Die Auswahl des Vortragenden und die Entscheidung über das am besten entsprechende Thema wird freilich für das Comité immer diejenige Angelegenheit sein, welche die reiflichste Erwägung erfordert.

Ob die Diöcesan-Comités sich auch mit der Einsammlung der Beiträge für die Gesellschaft befassen sollen, möchten wir vorläufig noch als eine offene Frage betrachten. Jedenfalls könnte das nur geschehen im Einvernehmen mit der Geschäftsstelle in Köln, damit durch die Theilung der Geschäfte nicht Verwirrung entsteht.

Eine besondere Aufgabe, welche die Diöcesan-Comités jetzt bald übernehmen könnten, wäre die Propaganda für den vierten internationalen wissenschaftlichen Katholiken-Congreß, der im Jahre 1897 zu Freiburg in der Schweiz stattfinden soll. An den drei vorhergehenden Congressen zu Paris und zu Brüssel ist die Görres-Gesellschaft vertreten gewesen, man hat ihre Vertreter stets in liebenswürdigster Weise willkommen geheißen. Für den bevorstehenden vierten Congreß hat aber die Görres-Gesellschaft deshalb noch ein näheres Interesse, weil er die Ueberleitung bilden soll zu dem übernächsten Congreß, für den eine Stadt in Deutschland ins Auge gefaßt ist. Alle Bemühungen, für den Congreß in Freiburg in der Schweiz Propaganda zu machen, können also zugleich als Vorbereitungen für den übernächsten, in Deutschland tagenden Congreß angesehen werden, für den wohl auch in erster Linie die Görres-Gesellschaft Vorsorge treffen muß.

Aus diesen Gründen hat der Vorstand der Görres-Gesellschaft dem in Freiburg in der Schweiz für die Vorbereitung des vierten Congresses zusammengetretenen Comité gern seine Mithülfe in Aussicht gestellt, und da jenes Comité ebenfalls für seine Zwecke die Bildung von Diöcesan-Comités in Deutschland plant, so haben wir uns in der Weise verständigt, daß wir, sofern nicht besondere örtliche Schwierigkeiten obwalten, unsere Diöcesan-Comités ersuchen, zugleich die Propaganda für den in Freiburg in der Schweiz vorbereiteten wissenschaftlichen Katholiken-Congreß zu übernehmen.

Darum wünschen wir auch, daß die Herren Vorstandsmitglieder möglichst bald die einleitenden Schritte thun für die Constituirung der Diöcesan-Comités, indem sie zu einer Sitzung zusammentreten, sich einen Vorsitzenden wählen, event. weitere Mitglieder cooptiren und dann von ihrer Constituirung dem Vorsitzenden der Görres-Gesellschaft Mittheilung machen. Von großer Wichtigkeit wird es auch sein, daß die constituirten Comités sich bald bei Beginn ihrer Thätigkeit des Wohlwollens des hochwürdigsten Oberhirten ihrer Diöcese versichern. Die Görres-Gesellschaft hat ja seit ihrem Bestehen einen besondern Werth darauf gelegt, die Sympathieen des hochwürdigsten Episcopats sich zu erwerben, und sie hat sich glücklich geschätzt und es dankbarst gefühlt, wenn ihr diese Sympathieen in so deutlicher Weise, wie jüngst in Fulda, von dieser Seite zum Ausdruck gebracht wurden.

Zum Schluß ersuchen wir die Herren, welche in der oben skizzirten Weise alsbald ihre Thätigkeit beginnen, ihre Erfahrungen dem Vorsitzenden der Görres-Gesellschaft gefl.

mittheilen zu wollen. Der oben abgedruckte Statuten-Entwurf ist noch nicht bindend, sondern soll nur ein unmaßgeblicher Vorschlag sein. Die endgültige Festsetzung der Statuten für die Diöcesan-Comités soll auf der nächsten Generalversammlung der Görres-Gesellschaft stattfinden. Wir sind der Ansicht, daß wir erfolgreicher dort über endgültige Statuten beschließen werden, wenn wir uns auf die an den verschiedenen Orten gesammelten Erfahrungen stützen können, als wenn wir jetzt schon feste Satzungen bekannt geben, die sich nicht halten ließen. Das Interesse für die Bildung von Diöcesan-Comités und der Zweck derselben schien uns nach den Verhandlungen der letzten Generalversammlung allgemein so offenkundig zu sein, daß wir glauben, es bedarf vielfach nur dieser Anregung, um die Kräfte an's Werk gehen zu sehen. Möchten wir auf der nächsten Generalversammlung schon über recht viele erfolgreich wirkende Diöcesan-Comités berichten können.

VII. Vermögenslage und Mitgliederbestand.

	Mark
Laut revidirter Rechnung schloß das Jahr 1894 ab, wie folgt (vergl. den letzten Jahresbericht):	
Effectenbestand	31 284.75
Cassabestand	2 473.72
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln	1 899.—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)	35 657.47
Diese Guthaben betrugen M. 2200.— und die Verpflichtungen M. 2378.35; letztere überstiegen sonach erstere um	178.35
Mithin Vermögensbestand am 31. December 1894	35 479.12

Das Jahr 1895 schließt ab, wie folgt:	
Effectenbestand	30 911.50
Cassabestand	713.54
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln	5 134.—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)	36 759.04
Die Guthaben sind:	
Rückständige Mitglieder-Beiträge (M. 210.–), Theilnehmer-Beiträge (M. 6.—) und Abonnements-Beiträge für das historische Jahrbuch (M. 8.—)	M. 224.—
Vorausbezahltes Stipendium für 1896	„ 400.—
	M. 624.—

Die Verpflichtungen sind:		
Vorausbezahlte Mitglieder-Beiträge (M. 460.—), Theilnehmer-Beiträge (M. 99.—) und Abonnements-Beträge für das historische Jahrbuch (M. 64.—)	M. 623.—	
Noch zu zahlendes Honorar für die dritte Vereinsschrift 1895	„ 435.—	
Noch zu zahlende Saldi aus den Druckrechnungen von J. P. Bachem, Köln (M. 249.40), und Herder & Co., München (M. 1321.39)	„ 1570.79	
	M. 2628.79	
Die Verpflichtungen übersteigen sonach die Guthaben um		2 004.79
Mithin Vermögensbestand am 31. December 1895		34 754.25

In dieser Summe einbegriffen ist der aus der Sammlung für das Janssen-Denkmal in Frankfurt am Main verbliebene Ueberschuß von M. 1598.40, der zur Verwendung „im Sinne Janssen's" zur Verfügung gestellt worden ist und für das neu errichtete vierte Stipendium beim römischen Institut verwendet wird.

Wiederholung.

Vermögensbestand am 31. December 1894	35 479.12
desgl. „ 31. „ 1895	34 754.25
Die Werthverminderung des Vermögens gegen den Abschluß von 1894 beträgt demnach	724.87

Einnahmen.

Mitglieder-Beiträge	25 785.—
Theilnehmer-Beiträge	2 103.—
Beiträge für das Janssen-Denkmal in Frankfurt a. M.	2 874.90
Sonstige Zuwendungen	50.—
Für verkaufte Vereinsschriften	868.60
Aus dem historischen Jahrbuch (Abonnements M. 2888.—; Absatz im Buchhandel M. 1698.50; für Anzeigen auf dem Umschlag M. 27.68)	4 614.18
Aus dem Staatslexikon (Abschlagszahlung der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg i. Br. als Honorar für Band II des Staatslexikons)	3 000.—

Erlös für ausgelooste M. 300.— nom. 4 % Centr.-Landsch.-Pfandbrief		299.50
Zinsen von Werthpapieren und Bankdepositen		1 392.10
		40 987.28
Dazu: Cassabestand am 1. Januar 1895	M. 2473.72	
Bankdepositen am 1. Januar 1895	„ 1899.—	4 372.72
		45 360.—

Ausgaben.

Für Vereinsschriften (Redaction M. 600.—; Honorare, Herstellung und Versendung der drei Vereinsschriften 1895, der dritten Auflage der ersten Vereinsschrift 1877 und der zweiten Auflage der ersten Vereinsschrift 1894 — abgesehen von den erst in 1896 gezahlten M. 684.40 — M. 5512.85)	6 112.85
Für das historische Jahrbuch (Redaction M. 2190.—; Honorare, Herstellung und Versendung von Band XVI — abgesehen von den erst in 1896 gezahlten M. 1321.39 — M. 6178.69; desgl. für Band XV, Restbetrag aus 1894 laut letztem Jahresbericht M. 1637.91; Botendienst und Miethe des Bibliothekzimmers M. 185.50; Buchbinder-Arbeit, Zeitschriften-Abonnements und Porto M. 174.86)	10 366.96
Für das philosophische Jahrbuch (Redaction, einschließlich der Honorare für die Mitarbeiter)	2 500.—
Für das Staatslexikon (Redaction M. 2200.—; Honorare für Heft 33—38 M. 2384.58; aus 1894 rückständiges Honorar M. 16.71; Redactionsmaterial M. 56.—)	4 657.29
Für das Römische Institut (Leitung M. 2900.—; Stipendien M. 3700.—; Reisevergütungen M. 700.—; desgl. aus 1894, Restbetrag laut letztem Jahresbericht M. 376.44; Copisten-Gebühren M. 300.—)	7 976.44
Unterstützung sonstiger wissenschaftlichen Unternehmungen	1 381.—
Für das Janssen-Denkmal in Frankfurt a. M. (Zahlung an das Comité M. 1200.—; Druckkosten des Aufrufs und der Danksagung M. 76.50)	1 276.50
Allgemeine Unkosten (Herstellung und Versendung des Jahresberichts 1894 M. 679.45; Aufstellung der Jahresrechnung usw. 1894 M. 200.—; Vergütung an J. P. Bachem, Köln, für Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle in 1895, einschließlich Arbeiten für	

die Werbung neuer Mitglieder und Theilnehmer M. 2308.57; Kosten der Vorstandssitzungen in Köln am 23. März 1895 und in Fulda am 1. October 1895 und der Generalversammlung in Fulda am 2. und 3. October 1895 M. 804.20; Reisevergütungen M. 172.80; Drucksachen zu Propagandazwecken M. 279.—; sonstige Drucksachen M. 299.—; Porto, Coursdifferenzen, Auslagen beim Einziehen von Beiträgen, Ausgleichung kleiner Minder- bezw. Mehrzahlungen M. 498.40)		5241.42
		39512.46
Dazu: Cassabestand am 31. December 1895..	M. 713.54	
Bankdepositen am 31. December 1895.	„ 5134.—	5847.54
		45360.—

Es traten der Görres-Gesellschaft in 1885 bei:

4 Ehrenmitglieder (Rud. Reichert, Pfarrer, Odessa; Freiherr Conr. von Bassus, München; Dr. G. J. Komp, Bischof von Fulda; Dr. G. Kopp, Cardinal und Fürstbischof von Breslau).

2 lebenslängliche Mitglieder (Alb. Clemens, Landrichter, Aachen; G. Weis, Gutsbesitzer, Lessy b. Chatel-Metz).

162 Mitglieder und 63 Theilnehmer Ferner meldeten sich 20 neue Abonnenten auf das historische Jahrbuch.

Gestorben ist:

1 lebenslängliches Mitglied (Dr. Bernh. Graf von Galen, Pfarrer und Landdechant, Dülmen i. W).

Durch Tod oder aus sonstigen Gründen sind ferner ausgeschieden:

185 Mitglieder, 52 Theilnehmer und 32 Abonnenten auf das historische Jahrbuch.

Die Görres-Gesellschaft zählte am 31. December 1895:

25 Ehrenmitglieder, 26 lebenslängliche Mitglieder, 2401 Mitglieder, 690 Theilnehmer und 362 Abonnenten auf das historische Jahrbuch

gegen am 31. December 1894:

21 Ehrenmitglieder, 25 lebenslängliche Mitglieder, 2424 Mitglieder, 679 Theilnehmer und 374 Abonnenten auf das historische Jahrbuch.

Bis Anfangs Februar haben sich bereits wieder 88 neue Mitglieder und 42 neue Theilnehmer gemeldet.

VIII. Die Leo-Gesellschaft 1895.

In dem eben abgelaufenen Jahre war die Leo-Gesellschaft eifrig bemüht, ihre in frühern Jahren in Angriff genommenen Arbeiten weiter zu fördern und an zeitgemäße neue nach Kräften heranzutreten. Von den durch die Universitäts-Professoren Hirn und Wackernell in Innsbruck herausgegebenen „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Cultur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer" erschien der III. Band: „Die deutsche Sprachinsel Gottschee" von Dr. Adolph Hauffen (8°, 466 S., Graz, Styria). Nebst dem Jahrbuche für die Mitglieder der Leo-Gesellschaft (8°, 260 S.) wurden die in demselben dargebotenen Abhandlungen von Dr. J. Altenweisel („Christenthum ohne Dogma"), Dr. J. Hirn („Zur Geschichte der Hohentwiel"), W. Hauthaler („Erzbischof Matthäus Lang von Salzburg und sein Verhalten zur religiösen Bewegung 1519—1540"), Dr. Genelin („Jesuiten-Reductionen in Paraguay"), Dr. Schnabl („Johann Joseph Fux, der österr. Palestrina"), F. Endl („Schuldramen und Komödien der Piaristen"), Dr. Scheimpflug („Berufsgenossenschaften der Landwirthe und Rentengüter") in Sonderdrucken ausgegeben. Von dem durch die Leo-Gesellschaft geplanten Werke „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich" erschien der 1. Bd. (8°, 228 S.), welcher die Diöcese Gurk und das Herzogthum Kärnthen behandelt. Von den in zwanglosen Heften zu veröffentlichenden „Vorträgen und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft", wurde das 1. Heft, enthaltend einen Vortrag Dr. G. Ruhland's über „Die Agrarfrage und das internationale Großcapital" (23 S.) publicirt.

Die social-wissenschaftlichen Vorträge, welche bei dem von der Leo-Gesellschaft 1894 veranstalteten Wiener socialen Vortragscurse gehalten worden waren, wurden im Auftrage der Gesellschaft von Dr. F. M. Schindler gesammelt und herausgegeben (8°, 148 S.). Dieselben wurden neben dem Jahrbuche und R. v. Kralik's „Lieder im hl. Geist" (80 S.) als Gratisgabe den Mitgliedern der Gesellschaft zugewendet. Endlich erschien ein „Regulativ für die Bearbeitung von Manuscripten-Katalogen", entworfen von der historischen Section der Leo-Gesellschaft (8°, 14 S.).

Für 1896 sind von größern Werken in Vorbereitung: zwei weitere Bände der „Quellen und Forschungen", die Herausgabe einer „Vierteljahrschrift für christliche Kunst" bei Mayer & Co. in Wien, ein Band des Werkes „Sociales Wirken der katholischen Kirche". Desgleichen hofft die Leo-Gesellschaft schon im Jahre 1896 den 1. Band eines auf 12 Bände

berechneten wissenschaftlich-praktischen Commentars zu sämmtlichen Büchern des Alten Testamentes in deutscher Sprache veröffentlichen zu können, an dessen Bearbeitung sich die hervorragendsten katholischen Exegeten Deutschlands und Oesterreichs betheiligen.

Das von der Leo-Gesellschaft herausgegebene, von Dr. Schnürer redigirte „Oesterreichische Litteraturblatt" wurde in dem bewährten alten Geiste fortgesetzt. Einige Anfänge zur Betheiligung an den Forschungen im Vaticanischen Archiv wurden heuer gemacht, und sie werden 1896 fortgeführt; ebenso die Studien über österreichische Klosteraufhebungsgeschichte und österreichische Gewerbegeschichte. In Wien und Innsbruck veranstaltete die Gesellschaft und ihr Zweigverein für Tirol und Vorarlberg die Abhaltung einer Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen; die Wiener Mitglieder der Section für Litteratur und Kunst hielten überdies regelmäßig litterarisch-gesellige Abende, einige Male auch für größere Kreise, ab.

Das Wachsthum der Gesellschaft ist ein erfreuliches zu nennen; sie zählt jetzt rund 1500 Förderer-Mitglieder und Theilnehmer. Ihre Generalversammlungen hielt sie in Brixen (Zweigverein für Tirol und Vorarlberg) und Graz ab.

Wien, Ende 1895.

Schindler.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

I. **Die Generalverſammlung in Fulda** 3

II. **Karl Auguſt Loſſen.** Rede zur Eröffnung der 17. Generalverſammlung von Dr. Frhr. von Hertling 13

III. **Ueber die natürliche Abſtammungslehre und damit Zuſammenhängendes.** Von Lycealprofeſſor Dr. M. Weſtermaier 19

IV. **Innocenz IV. und die deutſche Kirche.** (Auszug). Vortrag des Herrn Pfarrers Dr. Wurm (Hausberge) 24

V. **Die Arbeiten des Römiſchen Inſtituts 1894/95** 28

VI. **Denkſchrift und Statut-Entwurf für die Bildung von Diöceſan-Comités der Görres-Geſellſchaft** 30

VII. **Vermögenslage und Mitgliederbeſtand** 33

VIII. **Die Leo-Geſellſchaft 1895** 37

Jahresberichte und Vereinsgaben ferner:

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** 96 S. geh. M. 1.80.

III. **H. Keiter, Joseph von Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. 120 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 28 Seiten.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Daute's Geistesgang.** 140 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof u. Primas von Ungarn und seine Zeit.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Joseph Platzmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. 120 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht 16 Seiten.

1889. I. **P. August Schynse, Zwei Jahre am Congo.** Erlebnisse u. Schilderungen. Mit 7 Abbildungen. Herausgegeben von Karl Hespers. 104 S. geh. M. 2.

II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hauntinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. 130 S. geh. M. 1,80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** 64 S. geh. M. 1.20.

Jahresbericht 32 Seiten.

1890. I. **P. Aug. Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Africa.** Reise-Tagebuch. Herausgegeb. von K. Hespers. 1. u. 2. Aufl. 116 S. geh. M. 1,80.

II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. 92 S. geh. M. 1.80.

III. **A. M. v. Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. 104 Seiten geh. M. 2.—.

Jahresbericht 41 Seiten.

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildniß des Malers Veit. 126 Seiten. geh. M. 2.—.

II. **Dr. Adalbert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. 80 S. geh. M. 1,50.

III. **H. Keiter, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke.** 130 Seiten geh. M. 1,80.

Jahresbericht 60 Seiten.

1892. I. **Joseph Platzmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** 112 S. geh. M. 1,80.

II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter.** 104 S. geh. M. 1,80.

III. **Dr. Freiherr von Hertling, Naturrecht und Socialpolitik.** 84 S. geh. M. 1,50.

Jahresbericht 52 Seiten.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. 104 S. geh. M. 1,80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** 72 S. geh. M. 1,20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** 84 S. geh. M. 1,50.

Jahresbericht 43 Seiten.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** 68 S. geh. M. 1,20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** 116 S. geh. M. 1,80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tausen, der dänische Luther. 1494–1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. 128 S. geh. M. 2.—.

Jahresbericht 32 Seiten.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** 144 S. geh. M. 2,25.

II. **Dr. Albert Gockel, Das Gewitter.** 120 S. geh. M. 1,80.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** 120 S. geh. M. 1,80.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die Theilnehmer den Jahresbericht gratis und franco zugesandt.

Die Mitglieder und die Theilnehmer erhalten die sämmtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch die Lieferungen des **Staatslexikons**] bei directem Baarbezug von dem General-Secretair der Gesellschaft zu zwei Drittheilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

*

Adresse des General-Secretairs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**

„ der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr Hermann, Konrad von Hochstaden, Erzb. von Köln (1238—61). **Festschrift** zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2.—.)

Hipler, Dr Franz, Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. **Festschrift** zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt Mark 4,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freib. Preis M. 13.50. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 9,—.)

Historisches Jahrbuch. Redigirt von den Prof. Dr H. Grauert, Dr L. Pastor u. Dr G. Schnürer. 1.—16. Band, 1880—1895, zu 4 Heften groß 8°. 17 Band, 1. Heft, 1896. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer 8 M.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1883. 116 Seiten groß 8°. Inhalt: 1. Gloßner, Dr M., Die objective Bedeutung des aristotelischen Begriffs der realen Möglichkeit. — 2. Schütz, Prof. Dr, Die vis aestimativa s. cogitativa des h. Thomas von Aquin. — 3. Gutberlet, Dr Constantin, Ueber den Ursprung des Lebens. — 4. Schneid, Prof. Dr, Die Objectivität der äußern Sinneswahrnehmung gegenüber der neuern Physiologie. Preis: Mark 1,80. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer M. 1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1884. 108 Seiten groß 8°. Inhalt: Vorbemerkung. — 1. Das Système de la nature und die moderne Philosophie. Vortrag von Dr Bach, Prof. in München. — 2. Ueber das philosophische System von Hermann Lotze. Vortrag von Dr Carl Braig, Stadtpfarrer in Wildbad. — 3. Gefühl und Gefühlsvermögen. Beitrag von Dr Al. Schmid, Professor in München. — 4. Einige Gedanken über Metaphysik und über ihre Entwickelung in der hellenischen Philosophie. Von Dr Cl. Baeumker, Professor in Breslau. Preis: M. 1,80. (Für Vereinsmitgl. und Theilnehmer M. 1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Heft 1—39. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 1887—95.

Philosophisches Jahrbuch. Herausgegeben von Dr Const. Gutberlet, Professor an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda, und Dr Jos. Pohle, Professor an der kath. Universität in Washington (America). I. bis VIII. 8°. Fulda 1888—1895. IX., 1. Heft, 1896. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. von der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. — IV. Dr. Ehses und Dr. Meister, Die Kölner Nuntiatur. 1895.

Die Redaction der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Commission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstraße 22, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incur by retaining it beyond the speci time.

Please return promptly.

JUN 1968 ILL

2046 457

DETROIT PUBLIC

Widener Library
3 2044 090 843 756